This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BOSTON
MEDICAL LIBRARY
8 THE FENWAY

B. M. Z. 4

DEUTSCHES ARCHIV

FÜR

GESCHICHTE DER MEDICIN

UND

MEDICINISCHE GEOGRAPHIE.

HERAUSGEGEBEN

VON

HEINRICH ROHLFS.

ACHTER JAHRGANG.

LEIPZIG
VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD.
1885.

BOSTON MEDICAL
JUL 2 1912
LIBRARY.

CATALOGUED
OCT 30 1913
J. F. B.

Inhalt des achten Bandes.

Seite

I. von Hasner, Biographisches von der Prager Universität: J. F. Lön von Erlsfeld 1
II. Johann Friedrich August Esmarch 6
III. Janovský, Beiträge zur Geschichte der Dermatologie: I. Das Alterthum 60
IV. Tollin, Michael Servet in Charlieu 76
V. Wertner, Religion und Medicin 97
VI. Kleinwächter, Sexuelle Verirrungen als Folgen religiös-socialer Experimente 108
VII. Kritiken 113
VIII. Miscellen.
a. Kleinwächter, die naturgemässe Erklärung des Währwolf-Aberglaubens 133
b. Entdeckung der Bacterien vor 200 Jahren 137
IX. Volger, Soden's Schriftenschatz 139
X. Johann Friedrich August Esmarch (Schluss) 159
XI. Kleinwächter, Sexuelle Verirrungen als Folgen religiös-socialer Experimente (Schluss) 165
XII. Wertner, Ueber die Stellung des ärztlichen Standes im Alterthum 173
XIII. Hofmann, Ueber vermeintliche antike Seife 208
XIV. Kritiken 216
XV. Miscellen.
a. Kleinwächter, Die Geburtshülfe in Afrika . . . 235
b. ——— Zur Geschichte des Cocaïnes als locales Anaestheticum 248
XVI. Culturhistorische Einleitung in die Geschichte der deutschen Medicin im XVIII. Jahrhundert oder der Geist des XVIII. Jahrhunderts 251

Seite

XVII. Ploss, Geschichtliches und Ethnologisches über Knabenbeschneidung 312

XVIII. Volger, Soden's Schriftenschatz (Fortsetzung) 344

XIX. Kritiken.

1. Sims, Meine Lebensgeschichte (Kleinwächter) . . . 363
2. Monti, Ueber Croup und Diphtheritis im Kindesalter (Janovský) 369
3. Witowsky, Systematisch-chronologische Sammlung der österreichischen Sanitätsgesetze und Verordnungen (Kleinwächter) 373

XX. Miscellen.

Wertner, Eine parthische Kurgeschichte 375

XXI. Rohlfs, Gerh., Zur Klimatologie und Hygiene Ostafrikas . . 379

XXII. Culturhistorische Einleitung in die Geschichte der deutschen Medicin im XVIII. Jahrhundert oder der Geist des XVIII Jahrhunderts (Schluss) 396

XXIII. Volger, Soden's Schriftenschatz (Schluss) 443

XXIV. Pfeiffer und Ruland, Die deutschen Pestamulete 465

XXV. Kritiken. 498

XXVI. Miscellen.

Ploss, Die Sanitätsverhältnisse einer kleineren deutschen Stadt im Mittelalter 508

S.R.C.

BOSTON MEDICAL
JUL 2 1912
LIBRARY.

13160

I.

Biographisches von der Prager Universität.

Johann Franz Löw von Erlsfeld.

(1648—1727).

Von Professor **v. Hasner.**

Nach der Wiederherstellung der Prager medicinischen Facultät vom Jahre 1654 war Joh. Löw der sechste in der Reihe der angestellten Professoren: Marcus Marci (1625), Franchimont (1651), Forberger (1651), Zeidler (1651), Dobrzensky (1667), Löw (1682). — Er war ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft, welcher an der Universität viele Jahre lang eine dominirende Stellung eingenommen hat. In Prag galt er als ein grosser Gelehrter und Arzt und wusste dieses Ansehen durch Ernst und Würde im Umgange, wesentlich mit durch seine schon in der Studienzeit geknüpfte Bekanntschaft mit einem grossen Theile der böhmischen Aristokratie, deren Arzt er später wurde, zu behaupten. Löw war die Incarnation des steifen Pedantismus, welchen die damaligen Universitätsprofessoren allenthalben zur Schau trugen. Durch mehr als 40 Jahre lastete seine Autorität wie Bleigewicht auf der medicinischen Facultät. Die älteren Lehrer an derselben starben noch vor Schluss des 17. Jahrhunderts ab, und die jüngeren, welche allmählich einrückten (Cassinis 1684, Frischmann 1691, Voigt 1692, Crusius 1697) beugten sich unter der starken Hand Löw's, welcher auch den Einfluss der praktischen Aerzte auf die akademischen Wahlen niederzuhalten wusste. So geschah es, dass Löw zwanzigmal, in den späteren Jahren nahe ununterbrochen, zum Decan der Facultät gewählt wurde, und in dieser Würde nur

zeitweise von seinem, ihm ganz ergebenen Schwager Cassinis abgelöst worden ist. Zu einer Förderung des geistigen Lebens an der Facultät konnten solche Verhältnisse nicht führen. Trocken und steril war freilich die damalige Welt überhaupt. Die steife Sitte der Höfe und der Aristokratie verbreitete sich auch in die Kreise des Bürgerthums, und kam im Gelehrtenstande durch einen starren Pedantismus, in der Kunst durch den Zopf- und Barokstil zum Ausdruck. Ein unnatürlich frömmelndes Wesen, genährt durch die allmächtigen Jesuiten und das Uebermaass von Klöstern und Geistlichen erstickte in Prag und anderswo alle Lebensfreudigkeit nach aussen hin; aber der Unsittlichkeit und der Maitressenwirthschaft des Adels, welcher mit der Entfaltung von Pracht und Luxus fabelhafte Summen verschwendete, vermochte es nicht zu steuern. Ganz allmählich bereitete sich allerdings schon damals eine neue Zeit, jene des Naturalismus und Philanthropismus, namentlich in Frankreich vor, welche aber bekanntlich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Durchbruche gelangte.

Das Studium der Anatomie ging in Prag, wo von 1692 bis 1712 nur drei Sectionen gemacht wurden, wieder zurück. Auch die klinische Medicin nahm in diesen Jahren, wo Boerhaave in Leyden und Morgagni in Padua der klinischen Medicin mit so grossem Erfolge ruhmreiche Stätten bereiteten, in Prag keinen Aufschwung. Löw selbst hielt blos theoretische Vorträge. Cassinis erbot sich zwar 1690 bei der Abendordination im welschen Spitale die Candidaten der Medicin zuzulassen, und dasselbe Anerbieten stellte Dr. Tudetino 1699 bezüglich des Barmherzigen-Spitals. Aber kaum folgten die Mediciner diesem Rufe zahlreich. Die medicinische Facultät war eben mit anderen Dingen eifrig beschäftigt.

Die Bestätigung der Statuten der Facultät verzögerte sich und wurde fortwährend deshalb verhandelt und urgirt. Die Umständlichkeit der Verwaltung der Universitätsgüter, der Rangstreit zwischen Universität und Stadtmagistrat, welcher weit bis ins 18. Jahrhundert fortdauerte, wurde von den Professoren sehr ernst genommen und liess sie weniger an ihre scientifischen Aufgaben denken. Dazu kamen die Unruhen des Türkenkrieges und des spanischen Erbfolgekrieges, sowie die damals wiederholt auftretenden verheerenden Epidemien. Das Universitätsgebäude (Carolinum) war baufällig geworden, nahezu eine Ruine, und Collegien konnten daselbst

nicht mehr gehalten werden. Die juridischen und medicinischen Vorlesungen fanden in den Wohnungen der Professoren, Universitätsacte in der Teinkirche statt. Da das Erträgniss der Universitätsgüter nur gering war, nahm endlich 1715 die Regierung die Restauration des Carolinums selbst in die Hand; aber der Bau wurde sehr langsam geführt und war erst 1751 vollendet. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann überhaupt mit der Berufung van Swieten's eine bessere Zeit für das Medicinalwesen in Oesterreich und auch in Prag.

Löw's literarische Thätigkeit war übrigens nicht gering. Seine Arbeiten bezogen sich durchaus nur auf das Gebiet der praktischen Medicin. Er war allen Theorien abhold und förderte gleich seinem grossen Zeitgenossen Boerhaave den Eklektismus und die Achtung vor den Lehren des Hippokrates. Seine voluminöse Interpretation der Aphorismen des Koer's ist nicht ohne Geist und Aufwand von Gelehrsamkeit geschrieben. Die Institutionen und die Medicina practica enthalten nur Commentare der damals verbreiteten Compendien von Lising und Weinhold. Wesentlich war Löw bemüht, die Therapie zu fördern und führt nach kurzer und lichtvoller Besprechung der Symptomatologie die ihm bewährt scheinenden Receptformeln, auch zahlreiche eigene, an. Sein Verdienst besteht darin, dass er nicht, gleich seinen Zeitgenossen Stahl und Hofmann, unfruchtbaren Theorien nachging, sondern sich auf die nüchterne Erörterung des praktisch Brauchbaren beschränkte. Viele seiner Bemerkungen können noch heute gelten, und es ist immerhin erfreulich zu sehen, dass Löw im Allgemeinen seinen Lehrer in Prag, Dobrzensky, — der noch mit emsiger Naivetät nach der rothen Universaltinctur forschte, und mit unfruchtbaren alchymistischen Experimenten Zeit und Geld vergeudete — an Nüchternheit und Klarheit bereits bedeutend überragte.

Joh. Löw war in dem deutschböhmischen Städtchen Plan am 26. Mai 1648 geboren. Sein Vater Wolfgang war Rath und Waisenhausvorsteher; die Mutter Elisabeth eine geborene Erl v. Erlsfeld. Im 4. Lebensjahre brach Johann beide Schenkelbeine und musste seitdem mit Hülfe eines Stockes gehen, wie er überhaupt beim Gehen nicht lange aushielt. 1661 kam er zu den Jesuiten nach Eger in die Schule, 1664 nach Prag ins Seminar bei St. Benedict, wo ihn der Prämonstratenser Hieron. Hirn-

haim[1]) unterrichtete. Löw war ein guter Musiker und Altsänger. 1666 disputirte er an der philosophischen Facultät, studirte hierauf Medicin und promovirte 1672. Als Student gab er dem jungen Wratislav, Hartmann, Chlumczansky, Zakavec und Cernin Unterricht, und ging nach seiner Promotion nach Karlsbad, wo er den Grafen Zinzendorf in der Philosophie unterrichtete. 1674 begleitete er den Baron Zakavec auf einer Reise nach Italien und wurde in Rom Doctor Juris, sowie er auch daselbst in das Collegium medicum aufgenommen wurde. Ebenso disputirte er in Bologna und Padua. 1675 kehrte er auf den Wunsch des Prof. Franchimont nach Prag zurück und trat bei demselben als Amanuensis ein. 1677 vermählte er sich mit Anna Cassinis, kaufte ein Haus auf der Kleinseite, erwarb das Prager Bürgerrecht und war bald einer der gesuchtesten Aerzte. Er zeichnete sich während der Pest 1679 aus, folgte 1680 dem Fürsten Rudolf Schwarzenberg als Pestarzt aufs Land mit 1000 fl. monatlichem Gehalt und begleitete denselben nach Linz, wo er von Kaiser Leopold I. den Titel eines Hofmedicus erhielt. Nach Prag zurückgekehrt wurde er 1682 Professor extraordinarius; 1689 nach Franchimont's Tode, dem er in der Kirche der Karmeliter eine Lobrede hielt, rückte er zum Ordinarius vor. Zu gleicher Zeit wurde er in die juridische Facultät aufgenommen, so dass er nunmehr dreier Facultäten, der juridischen, medicinischen und philosophischen Mitglied war. 1685 erhielt er den Ritterstand und wählte das Prädicat seiner Mutter, von Erlsfeld. 1697 wurde er nach Dobrzensky's Tode Senior der Facultät. 1713 und 1717 zeichnete er sich abermals während der in Prag herrschenden Pest aus. Karl VI. ernannte ihn 1723 zum Leibarzt und ertheilte ihm eine Audienz Er kaufte 1711 und 1712 die Güter Lojowic und Modletic. Einer seiner Söhne, der 1689 an der medicinischen Facultät studirte, starb 1702 in Budweis. Ein zweiter, den er selbst zum Doctor med. und juris promovirte und der Appellationsrath wurde, starb im 33. Lebensjahre 1716 an den Blattern. Dieser Verlust setzte

1) Hieronymus Hirnhaim, geb. 1637 zu Troppau in Schlesien, gest. 1679 zu Hradischt bei Pilsen, Abt des Prämonstratenser-Klosters zu Prag, der hervorragendste böhmische Prämonstratenser im 17. Jahrhundert. Vgl. Sigm. Barach: „Hier. Hirnhaim, ein Beitrag zur Gesch. der philosoph.-theol. Cultur im 17. Jahrhundert", 1863 und 1878. (Anmerkung der Redaction.)

den 68jährigen Mann in grosse Trauer und Krankheit, von der er sich nicht mehr ganz erholte. Er starb am 25. März 1725 im 77. Lebensjahre an der Brustwassersucht und wurde bei den Karmelitern begraben.

Löw war von 1685—1723 zwanzigmal Decan der Facultät und 1698 bis 1717 viermal Universitätsrector. Mit vielen Gelehrten, namentlich auch Boerhaave, stand er in Correspondenz. Seine literarischen Arbeiten sind folgende:

1. Theses medicae de apoplexia. Prag 1672. 8. Dissertation.
2. Regula de studio inchoando, continuando, et absolvendo medicinae. Nürnberg 1693. 12.
3. Via regia seu modus extemporaneus praescribendi remedia. Nürnberg 1693. 12.
4. Partus medicus, seu tractatus de variolis et morbillis, cui accedit apodixis de morbis infantum. Norimb. 1699.
5. Tractatus de recidiva et crisi morborum. Prag 1707.
6. Tentamen et examen medicum institutisticum Petri Lisingii, auctum et illustratum. Francofurt. 1710.
7. Theses medicae de turbulentissima peste. Prag 1710. 8.
8. Nova et vetus aphorismorum Hippocratis interpretatio. Libri 8. Francofurt. 1711. 4.
9. Tractatus de morbis infantum. Prag 1719.
10. Hydiatia nova d. i. Kurze Beschreibung von dem neuerfundenen Frauenbade. Prag 1721. 8.
11. Universa medicina practica olim in nucleo compendioso tradita a Ferd. Weinhold. Norimb. 1723. 4.
12. Appendix ad universam medicinam seu tractatus medico-juridico-theologico-moralis. Prag 1723. 4.
13. Anatomia et chirurgia (Manuscript in der Prager Universitätsbibliothek).

II.

Johann Friedrich August Esmarch.

Literatur.

Ueber Resectionen und Schusswunden. Kiel 1851. — *Beiträge zur praktischen Chirurgie.* Heft 1 u. 2. Kiel 1853—60. — Aus Virchow's Archiv. Band VI. 1854. Esmarch: *„Ueber cavernöse Blutgeschwülste".* S. 34—59. — *Ueber chronische Gelenkentzündungen.* Kiel 1866; 2. Auflage 1867. — *Verbandplatz und Feldlazareth.* Berlin 1868; 2. Auflage 1871. — *Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges.* Kiel 1869. — *Der erste Verband auf dem Schlachtfelde.* Kiel 1869; 2. Auflage 1870, mehrfach übersetzt. — *Ueber Gelenkneurosen.* Kiel 1872. — *Die Krankheiten des Mastdarms und Afters.* Erlangen 1873. — *Ueber künstliche Blutleere bei Operationen.* Leipzig 1873. — *Die erste Hülfe bei Verletzungen.* Hannover 1875. — *Handbuch der kriegschirurgischen Technik.* Hannover 1877.

In medicinischen Zeitschriften veröffentlichte Esmarch folgende Abhandlungen: Brief an Dr. Göschen. Deutsche Klinik, II. Jahrgang. 1850. S. 397. — *Ueber die Operation der Blasenscheidenfisteln* von Professor Dr. F. Esmarch in Kiel, Vortrag gehalten am 29. März 1858 in der „Gesellschaft für wissenschaftliche und praktische Medicin". Deutsche Klinik, Jahrgang X. 1858. S. 263 u. f. — Bericht über die wichtigeren chirurgischen Operationen, welche vom 24. März 1854 bis zum 30. August 1857 in der chirurgisch-ophthalmiatrischen Klinik zu Kiel vorgekommen sind von Professor Dr. Esmarch, deutsche Klinik. 1858. B. X. S. 253. — *Die Anwendung der Kälte in der Chirurgie,* Langenbeck's Archiv, Band I. S. 275—333. 1861. — *Ueber künstliche Blutleere,* Rede gehalten in der 1. Sitzung des III. Congresses der Gesellschaft für Chirurgie, am 8. April 1874. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie. 17. Band. 1874. — *Ueber elastische Extensionsverbände für Schussfracturen des Oberschenkels und des Hüftgelenkes,* Langenbeck's Archiv, 17. Band. 1874. S. 48. — *Zur Resection des Schultergelenkes*; Langenbeck's Archiv, 21. Band. 1877. — *Aphorismen über den Krebs,* Langenbeck's Archiv 1878. 22. Band. — *Ueber Antiseptik auf dem Schlachtfelde*; Langenbeck's Archiv. 24. Band. 1879. — *Ueber Harnröhrenkrampf*; Langenbeck's Archiv. 24. Band. 1879.

Nach Angabe des „Index Medicus". „A monthly classified record of the current medical literature of the world" erschienen: F. Esmarch. *„Chiurrgie de guerre. Manuel de pansements et d'opérations.* Trad. par le Dr. Rouge (de Lausanne). Ouvrage couronné. Illustré de 536 dessins gravés sur bois et de 30 planches en chromolith. Hannover 1879. Rümpler. gr. 8. m. 24. — F. Esmarch: *The surgeon's handbook on the treatment of wounded in war.* A prize essay. Translated by H. H. Clutton. With 530 woodcuts and 30 coloured plates. London 1878. Low. 8°. 28. s. — Esmarch: Rapport sur l'ischémie artificielle. Cong. période. internat. d. sc. méd. Compte rendu, Genève. 1878. 308—320. — Esmarch: *Heilung zweier Aneurysmen durch Stangendruck.* Centralbl. f.

Chirurgie. Leipzig 1879. vi. 65—68. — J. Oldecop: *Statistische Zusammenstellung* der in der Klinik des Herrn Professor Dr. Esmarch zu Kiel in den Jahren von 1850—1878 beobachteten 250 Fälle von Mamma-Carcinom. Archiv für klin. Chir. Berlin 1879. XXIV. 536—581. — F. Lange: *Meine Erlebnisse im serbisch-türkischen Kriege von* 1876. Eine kriegschirurgische Skizze mit einem Vorworte von F. Esmarch. Hannover 1880. 8°. — Esmarch: *Ueber Harnröhrenkrampf.* Archiv f. klin. Chir. Berlin 1879. XXIV. 589—605. 1 pl. Also reprint. — Esmarch: *Ueber ganz blutlose Operationen.* Archiv f. klin. Chir. Berlin 1880. XXV. 691—694. — Hofmockl: *Die Esmarch'sche Methode zur Ergänzung der Blutleere* als Hülfsmittel bei der Extraction fremder Körper. Wien. Med. Presse. 1880. XXI. 901. — Esmarch: *Ueber ganz blutlose Operationen.* Verhandl. der deutschen Gesellschaft f. Chir. 1880. Berlin 1881. IX. pt. 2. 47—50. — Esmarch: *Die Behandlung der Gefässverletzungen im Kriege.* Wien. Med. Presse. 1881. XXII. 1133—1135. — Esmarch: *Die Behandlung der Gefässverletzungen im Kriege.* Wien. Med. Bl. 1881. IV. 1119. — Esmarch: *On the treatment of injuries of blood-vessels in the field.* Tr. Internat. M. Cong. 7 sess. London 1881. II. 498—501. — Esmarch: *Die Behandlung der Gefässverletzungen im Kriege.* (Aus den Mitth. f. d. Ver. Schlesw.-Holst. Aerzte.) Deutsche med. Wochenschrift. Berlin 1882. VIII. 190. — Esmarch: *Premiers pansements sur le champ de bataille.* Traduit du Suédois par M. M. C. G. de Platen et L. Picard. Par. 1882. 18°. — Esmarch: *Die Behandlung der Gefässverletzungen im Kriege.* Mitth. f. d. Ver. Schlesw.-Holst. Aerzte. Kiel 1882. III. 35—39. — Esmarch: *Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen.* Ein Leitfaden für Samariterschulen in 5 Vorträgen. 3. Aufl. Leipzig 1882. 8°. — Esmarch: *Katechismus zur ersten Hülfeleistung in Unglücksfällen.* Eine Erinnerung an die Samariterschule. Kiel 1882. 16°. — Esmarch: *Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen.* Ein Leitfaden für Samariterschulen in 5 Vorträgen. 4. Aufl. Leipzig 1882. 8°. — Esmarch: *Concerning the treatment of the wound of President Garfield.* An address before the Physiological Society of Kiel, delivered Febr. 2. 1882 transl. by R. S. Sutton. Boston M. & S. J. 1882. CVII. 234—237. — Esmarch: *Zur Behandlung der Wunde des Präsidenten Garfield.* Mitth. f. d. Ver. Schlesw.-Holst. Aerzte. Kiel 1882. III. 83—94. — A. Teixeira Garcia: *Amputação da perna nos condylos; desarticulação do peroneo; applicação do apparelho d'Esmarch; cura.* União med. Rio de Jan. 1882. II. 518—521. — Esmarch: *First aid to the injured, five ambulance lectures.* Translated from the German by H. R. H. Princess Christian. London 1882. Smith, Edler & Co. 110 p. 12°. — Esmarch: *Les premiers soins à donner en cas d'accidents subits.* Traduit de l'allemand avec l'autorisation de l'auteur; par E. Van Oye. Brux. 1883. — Esmarch: *Principiis obsta?* Drei Vorträge von *** Kiel 1884. Schmidt & Klaunig. 16 p. 8°. (Repr. from: Mittheil. f. d. Verein Schlesw.-Holst. Aerzte, Kiel). — Esmarch: *Die Methode des Unterrichts an der chirurgischen Klinik der Universität Kiel.* Mit 8 Beilagen: 1) Scalen zur Vergleichung der Grösse und Gestalt. 2) Die Regionen der Körperfläche. 3) Die Axen und Ebenen des Körpers. 4) Klinisches Fragebuch zur Unterstützung des Gedächtnisses bei Abfassung der Krankengeschichten für die chirurgische Klinik. 5) Schema zur Physiologie der Harnentleerung. 6) Rathschläge für die Eltern scrophulöser Kinder. 7) Zur Belehrung über das Sitzen der Schulkinder. Für Lehrer und Eltern schief und kurzsichtig werdender Kinder. 8) Regeln für die Chloroformnarkose. Mittheil. a. d. chir. Klinik zu Tübingen. 1884. I. 75—87.

Schliesslich veröffentlichte Esmarch noch: *„Ueber Samariterschulen"*. Ein Vortrag gehalten im Kaufmännischen Verein zu Hamburg am 30. Januar 1884. Leipzig 1884. F. C. W. Vogel. — Sowie: *Zur Belehrung über das Sitzen der Schulkinder.* Für Lehrer und Eltern schief und kurzsichtig werdender Kinder. Kiel 1884. Lipsius u. Tischer.

Es ist kein Zufall, dass die beiden Herzogthümer Schleswig-Holstein der Angelpunkt der neueren Geschichte Deutschlands sind. Sie waren es, um welche nach einer Friedensära von mehr denn ein Menschenalter der erste Krieg sich entspann, den der deutsche Bund seit seiner Errichtung zu führen hatte und die durch ihre Erhebung den deutschen Einheitsgedanken, der bisher nur sporadisch bei den Gebildeten Boden geschlagen, zum Eigenthum aller deutschen Volksstämme und Klassen machten. Ja, man kann dreist behaupten, die feige Auslieferung Schleswig-Holsteins, nach drei tapfer geführten Kriegen, an Dänemark von Seiten Preussens und Oesterreichs 1851 hat für die politische Einheit Deutschlands vielleicht mehr Propaganda gemacht, als wenn sie nach einem Siege, von Dänemark getrennt, unter dem Herzog von Augustenburg zu einem selbstständigen deutschen Staate erhoben worden wären. Die provisorische Niederlage von 1851 war die Ursache des Krieges von 1864, 66 und 70 und führte endlich zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs in Versailles. Den Hohenzollern war es beschieden, die Idee der Hohenstaufen nicht blos wieder aufzunehmen, sondern glänzender und grossartiger zu realisiren, als die kühnste Phantasie es sich ein Decennium zuvor wohl jemals geträumt hätte.

Wenn man aber nach den Ursachen forscht, welche es bewirkten, dass einem kleinen Staate im äussersten Norden Deutschlands die Ehre zufiel, gewissermassen die Initiative zur Einigung Deutschlands ergriffen zu haben, so sind dieselben mannigfaltig; die Hauptursache muss aber in der Stammeseigenthümlichkeit seiner Bewohner gesucht werden.

Es ist ein historisches Gesetz, dass ein Volk, welches sich gar nicht vermischt, gerade wie Familien, deren Mitglieder stets unter sich heirathen, zuletzt einem geistigen und körperlichen Marasmus verfällt. Die Gallier hatten, so lange sie blos Gallier waren, nie eine Culturrolle gespielt; culturhistorische Bedeutung erhielten sie erst, als sie sich mit Romanen und Deutschen vermischten und Franzosen wurden.

Regeneration eines ganzen Volkes ist nur durch eine Vermischung mit anderen Völkern möglich. Findet diese nicht Statt, so geht ein Volk seiner allmählichen Degeneration entgegen. Welch eine mächtige Rolle spielten unter den deutschen Stämmen die

Friesen! Und jetzt? Gewiss kein Stamm hat dem Vaterlande so wenige hervorragende Männer in neuerer Zeit geliefert. Und die Dänen? eroberten sie nicht England und beherrschten sie nicht eine Zeit lang die See, wie jetzt die Engländer. Und jetzt? Ihr Einfluss wie der Schwedens wird von Jahr zu Jahr schwächer, weil keine Vermischung mit anderen Völkern Statt fand.

Betrachtet man die einzelnen Stämme Deutschlands, so waren culturhistorisch diejenigen die wichtigsten, bei denen eine fortwährende Transfusion deutschen und fremden Blutes eingeleitet wurde, ich will nur an die Mark Brandenburg, Sachsen, Schlesien und Ostpreussen erinnern.

Zu diesen gehörte auch das von der Natur so gesegnete Schleswig-Holstein. Hier finden wir das merkwürdige Schauspiel, dass vier verschiedene Stämme, die Sachsen, Friesen, Dänen und Slaven die Elemente der Nationalität bilden. Dieselben haben sich so miteinander vermischt, dass nur der aufmerksame Beobachter es unterscheiden kann, in welchen Districten des Landes je ein oder das andere Element das vorherrschende ist.

Jedenfalls ist es aber als Hauptursache zu betrachten, dass der schleswig-holsteinische Bewohner körperlich zu der schönsten und kräftigsten deutschen Raçe gehört und auf geistigem Gebiete, bis auf die jüngste Zeit, dieses Land ein zahlreiches Contingent von Geistesheroen dem gemeinsamen Vaterlande lieferte.

Zu diesen gehört denn auch Johann Friedrich August Esmarch.

Von den chirurgischen Classikern der jüngste ist er zugleich der einzige, welcher im Kriege selbst sich seine chirurgischen Lorbeern erwarb und zum chirurgischen Classiker ausbildete und heranreifte. Er wurde in derselben Landschaft geboren, die dem, schon von uns geschilderten Hensler, dem Begründer der historischen Pathologie, das Licht gab und zwar zu Tönning am 9. Januar 1823, einer kleinen, am Ausfluss der Eider gelegenen, Hafenstadt, mit vorwiegend friesisch-sächsischer Bevölkerung.

Sein Vater wirkte daselbst als Arzt und erfreute sich als solcher und als Mensch der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger.

Er wurde später nach Flensburg versetzt und erhielt dort den, in Dänemark damals üblichen, Titel Justizrath. Des Vaters Beispiel hatte einen höchst belebenden und wirkungsvollen Einfluss

auf den jungen Esmarch und ohne wahrscheinlich des Hippokrates hierauf bezüglichen Rath gekannt zu haben, entschloss er sich schon früh, den Beruf seines Vaters zu ergreifen. Dieser jedoch, der durch einen scharfen Verstand sich auszeichnete und durch seine grosse, unter allen Umständen sich immer gleich bleibende, persönliche Liebenswürdigkeit alle, die mit ihm in Berührung oder Beziehung traten, an sich fesselte und so von seinen Patienten förmlich vergöttert wurde, diente unserem Esmarch während seines ganzen Lebens zum leuchtenden Vorbilde.

In seiner Vaterstadt hinreichend vorgebildet, besuchte Esmarch dann die Gymnasien in Rendsburg und Flensburg. Im Jahre 1843 bezog er die Universität Kiel und begab sich im 3. Studienjahre nach Göttingen. Auf beiden Universitäten lag er mit dem grössten Fleisse und seltner Hingabe seinen Studien ob. Jede Gelegenheit zu lernen und seine Kenntnisse zu vermehren oder zu verbessern nahm er mit einem wahren Feuereifer wahr. Referent erinnert sich noch bei diesem Anlasse, dass, als in der Fuchs'schen Klinik einer der Practicanten den Ausbruch der Pocken in dem, von Göttingen entfernten, Dorfe Holtensen meldete, Esmarch sofort, weil er noch keine Pocken beobachtet, jenen Practicanten um die Erlaubniss bat, mit ihm gehen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo auch Ref., welcher ebenfalls jenen Practicanten begleitete, die persönliche Bekanntschaft Esmarch's machte. Der rege wissenschaftliche Eifer, welcher Esmarch beseelte, sein von aller studentischen Renommisterei gänzlich freies Wesen, die feinen Umgangsformen, welche er ohne Ziererei als zweite Natur zur Schau trug, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seines Auftretens sind dem Referenten, welcher denselben niemals wieder gesehen hat und damals nicht daran dachte, welche Rolle Esmarch später noch mal in der deutschen Chirurgie spielen sollte, stets in lebhafter und angenehmer Erinnerung. Michaelis 1846 kehrte Esmarch von Göttingen nach Kiel zurück.

Hier schloss er sich auf's Engste an Bernhard Langenbeck an, welcher, statt Günthers, von Göttingen, wo seine Talente keine Gelegenheit hatten wegen der von Langenbeck dem Aeltern ausgeübten chirurgischen Alleinherrschaft, nach Kiel berufen war und dort eine höchst segensreiche wissenschaftliche Thätigkeit entwickelte, welche der ganzen Facultät neues Leben einflösste.

Langenbeck, dem die Geschichte es dankbar anerkennen wird, nicht blos ein feines Auge dafür gehabt zu haben, die tüchtigsten seiner Schüler sofort zu erkennen, sondern auch ihr Streben zu begünstigen und auf alle mögliche Weise zu fördern, ernannte Esmarch schon zu seinem Assistenten, bevor dieser das Staatsexamen absolvirt hatte.

Das stürmische Jahr 1848 mit seinem welterschütterndem Einflusse, das die Schleswig-Holsteiner zur Abschüttelung des unerträglichen dänischen Joches trieb, zog auch Esmarch, dessen Patriotismus ein glühender war, mit in die Bewegung. Schon von frühester Jugend ein eifriger und gewandter Turner, schloss er sich den Kieler Turnern an und wurde zum Lieutenant und Adjutanten beim Major Michaelsen, dem Führer des Turnercorps, ernannt. Als solcher machte er die Schlacht von Bau mit, welche, trotz der Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner, durch die Ungeschicklichkeit des commandirenden Generals und die Uebermacht der Dänen verloren ging. An demselben Tage, am 9. April, hatte er sein Patent als Unterarzt bei diesem Corps erhalten. Er theilte das Schicksal so vieler seiner Bekannten und gerieth in dänische Gefangenschaft.

Neun Wochen musste er jetzt als Gefangener mit vielen Kameraden auf der Dronning Marie, einem alten, ausser Dienst gesetzten, Linienschiffe schmachten.

Endlich wurde er gegen einen gefangenen dänischen Arzt ausgewechselt und wurde nun als Oberarzt beim Lazarethe im Bürgervereine angestellt, wo er Gelegenheit fand, die ersten chirurgischen Erfahrungen sich zu sammeln. Der Waffenstillstand von Malmö gab ihn seiner früheren Stellung wieder zurück.

Stromeyer, welcher indessen die Stellung Langenbeck's eingenommen hatte, engagirte ihn ebenfalls zu seinem Assistenten und machte ihn in dem zweiten schleswig-holsteinischen Kriege von 1849 zu seinem Adjutanten.

Esmarch durfte diese Stellung als ein grosses, ihm widerfahrenes Glück ansehen, da Stromeyer, fern von allem Neide und Eifersüchtelei, Esmarch die volle Selbstständigkeit im Handeln und Operiren überliess.

An den Hospitälern in Flensburg, wo es nach den Gefechten von Atzbüll und Eckernförde viele Verwundete gab, dann in Chri-

stiansfeld und Kolding und zuletzt in Hadersleben, wohin die meisten Verwundeten nach der, für die Schleswig-Holsteiner so unglücklichen, Schlacht von Fridericia transportirt wurden, hatte Esmarch dann hinreichend Gelegenheit, sich weiter chirurgisch auszubilden und zugleich durch das, ihm angeborene chirurgische Geschick segensreich zu wirken.

Nach dem, im Herbste 1849 erfolgten Waffenstillstand habilitirte Esmarch sich als Privatdocent an der Kieler Universität und schloss mit Stromeyer immer engere Freundschaft.

Im folgenden Jahre rief der Berliner Friede, in dem der inzwischen wiederhergestellte deutsche Bund und Preussen mit Dänemark Frieden schloss und die Schleswig-Holsteiner ihrem eigenen Schicksal überliess, beide wieder ins Feld. Esmarch fungirte abermals als Adjutant Stromeyer's. Nach der, durch die Ungeschicklichkeit Willisen's verloren gegangenen, Schlacht von Idstedt geriethen beide mit 18 schleswig-holsteinischen Aerzten in dänische Gefangenschaft.

Einen klaren Einblick in die rastlose Thätigkeit Esmarch's erhält man durch seinen, an den Redacteur der Deutschen Klinik, Göschen, gerichteten, Brief von Nyborg auf Fünen vom 16. Aug. 1850 (Deutsche Klinik, II. Jahrgang 1850. S. 391).

Daselbst heisst es:

„Sie werden sich wundern, aus einer königl. dänischen Festung für Ihr Blatt einen Artikel zu erhalten, welcher von einem schleswig-holsteinischen Militärarzte geschrieben ist. Aber der Krieg wirft die Menschen oft wunderbar umher. Wir, d. h. der Generalstabsarzt Professor Dr. Stromeyer und sein Adjutant, sind vom dänischen Kriegsministerium auf 8 Tage hierher verbannt, dürfen aber nach Verlauf derselben in unser Vaterland und zu unserer Armee wieder zurückkehren. Ich benutze unsere unfreiwillige Unthätigkeit hier, um Ihnen eine kurze Schilderung unserer Erlebnisse zu geben, welche vielleicht von allgemeinem Interesse sein möchte, da Aerzte aus allen Theilen Deutschlands zu unserer Armee geeilt sind. Theilen Sie also diesen Brief oder einen Auszug desselben in Ihrer „Deutschen Klinik" mit.

Unser Generalstabsarzt blieb, nachdem die Armee Mitte Juli ins Feld gerückt war, noch einige Tage in Kiel zurück, um die Aerzte zu engagiren, welche auf seine Aufforderung in den öffentlichen Blättern von allen Seiten herbeieilten. Am 20. Juli liess der commandirende General ihn wissen, dass ein Zusammentreffen der beiden Armeen jetzt bald erwartet werden könnte und wir reisten deshalb am 21. Juli nach Schleswig. Hier waren auf Befehl des Generals bereits 450 Betten für Verwundete eingerichtet worden, nämlich 300 auf dem Schlosse Gottorf, 90 im Prinzenpalais und 60 im Dragonerhospital. Es möchte schwer sein, ein Gebäude zu finden, welches für die Aufnahme von Verwundeten so geeignet wäre, wie das Schloss Gottorf mit seinen prachtvollen Sälen und seinen luftigen Corridoren. Nahe am Ufer der Schleie liegend und rings von Wasser umgeben, ragt es weit über alle anderen Gebäude der schönen Stadt Schleswig hervor. In dieser Stadt können

mit Leichtigkeit Lokale für mehrere tausend Betten hergegeben werden; da es jedoch nach der Ansicht des commandirenden Generals von vornherein zweifelhaft erschien, ob die Stellung von Idstedt und somit die Stadt Schleswig gegen einen ernsthaften Angriff der Dänen zu halten sein werde, so beabsichtigte man nur die Schwerverwundeten hier unterzubringen, die leichteren Fälle dagegen gleich weiter nach Rendsburg zu schicken. Für den Fall des Sieges konnte die Zahl der Betten leicht um 300 vermehrt werden durch unsere Ambulance, welche in einem Dorfe dicht vor der Stadt lag.

Am 24. Juli griffen die Dänen unsere Vorposten an mehreren Stellen an, jedoch ohne Nachdruck und ohne dass auf beiden Seiten etwas dadurch erreicht worden wäre. Ueberhaupt lag wohl nur eine möglichst weit ausgedehnte Recognoscirung in der Absicht des Feindes. Es wurde indessen den ganzen Tag hindurch bald hier, bald da gekämpft. Gegen Mittag kamen die ersten Verwundeten; nach und nach folgten mehrere, bis spät in die Nacht hinein. Im Ganzen wurden an diesem Tage etwa 60 meist leichter Verwundete im Schlosse Gottorf aufgenommen. Bei Einem war die sofortige Amputation des Unterschenkels nothwendig; da er sehr spät ankam, mussten wir diese Operation bei Licht, gegen 11 Uhr Abends vornehmen. Wegen der etwas schwierigen Unterbindung der Gefässe ist es nicht angenehm, diese Amputation bei Licht zu machen. Indessen waren wir im vorigen Jahre nicht selten genöthigt, bei Nacht zu operiren; einmal mussten wir sogar die carotis communis um Mitternacht unterbinden, noch dazu bei einem sehr unruhigen Patienten; die Operation hatte einen glücklichen Erfolg, und seitdem haben wir uns durch die Dunkelheit niemals abhalten lassen, eine nothwendige Operation auch bei künstlicher Beleuchtung vorzunehmen. Kleine Fackeln aus drei- und vierfach zusammengedrehten Wachsstöcken thun dabei vortreffliche Dienste.

Am 25. Juli weckte uns früh mit Tagesanbruch Kanonendonner, welcher von Stunde zu Stunde heftiger wurde. Um 6 Uhr liess der Generalstabsarzt den bei der Ambulance stationirten Aerzten den Befehl ertheilen, sich sogleich nach Schleswig zu verfügen. Sie wurden dann an die verschiedenen Lazarethe vertheilt. Der Oberarzt Dr. Dohrn übernahm mit den Assistenzärzten DD. Bartels und Kästner das Prinzenpalais; am Dragonerhospital fungirte der Oberarzt Dr. Becker mit den Assistenzärzten DD. Weiss und Könike. Das Schloss Gottorf wurde in drei Abtheilungen getheilt, jede von 100 Betten; davon übernahmen die beiden Oberärzte DD. Schwartz je eine und ich die dritte Abtheilung. Wir wurden unterstützt durch die Assistenzärzte Dr. Graf, Bockendahl, Kästner, Keyl, Koss und Nölting.

Um 8 Uhr kamen die ersten Verwundeten an, denen bald mehrere und immer mehrere folgten. Die leicht Verwundeten wurden auf's Neue verbunden, mit Speise und Trank erquickt und dann sogleich weiter nach Rendsburg geschickt. Nur die schweren Fälle blieben da. Wir hatten Alle vollauf zu thun. Derjenige Arzt, welchem ein solcher Fall gerade unter die Hände kam, schrieb die Diagnose und die seiner Ansicht nach nothwendige Operation an die Tafel und lagerte einstweilen den Patienten so gut als möglich, denn für den Augenblick war an eine Operation bei dem grossen Andrang von Verwundeten nicht zu denken. Als alle Betten im Schlosse belegt waren, schickten wir die später Ankommenden in die anderen Lazarethe, und nun erst konnten wir daran denken, die nothwendigsten Operationen vorzunehmen. Da es sich im vorjährigen Feldzuge gezeigt hat, dass eine Resection selbst bei einer schon ziemlich bedeutenden Entzündung in der Umgebung des zerschmetterten Gelenkes ohne besonderen Nachtheil noch vorgenommen werden kann, während die Amputationen um so glücklicher verlaufen, je früher man sie macht, so verschoben wir alle Resectionen auf die folgenden Tage und fingen mit den Amputationen an. Bis zum Untergang der Sonne wurde jetzt der Operationstisch fast keinen Augenblick leer; sowie ein Amputationsstumpf verbunden war, wurde ein neuer Candidat hereingetragen. Die dringendsten Fälle wurden so bis zum Abend beseitigt. Gegen

3 Uhr Nachmittags bekamen wir die Nachricht, dass unsere Armee eine rückgängige Bewegung mache, und bald nachher erfuhren wir vom Commandanten der Stadt, welcher im Schlosse wohnte, dass er Befehl habe, gegen 6 Uhr die Stadt zu verlassen. Die verschiedenen Bureaus, welche in den unteren Räumen des Schlosses ihren Sitz aufgeschlagen hatten, packten jetzt auch ein und zogen südwärts.

Da uns eine Menge von Wagen zu Gebote standen, so hätten wir recht wohl noch die meisten Verwundeten nach Rendsburg schicken können; da wir jedoch in den früheren Feldzügen den Einfluss, den weite Transporte auf schwere Wunden äussern, hinlänglich kennen gelernt hatten, so zogen wir es vor, sie hier liegen zu lassen und selbst bei ihnen zu bleiben in der Hoffnung, dass die Dänen uns gestatten würden, unsere Landsleute fort zu behandeln. Dieselbe Rücksicht liessen wir natürlich den schwerverwundeten Dänen angedeihen, von welchen nicht wenige zwischen den Unserigen lagen. So wurde z. B. der dänische Obristlieutenant v. Bülow, der zwar nicht lebensgefährlich, aber doch ziemlich schwer verwundet in der Unserigen Hände gefallen war, nicht weiter nach Rendsburg geschickt, sondern ruhig im Schlosse gelassen.

Der Generalstabsarzt hielt es für zweckmässig, selbst da zu bleiben, theils um die Vermittelung zwischen dem dänischen General und uns zu übernehmen, theils weil an keinem anderen Orte so viele wichtige Fälle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen konnten. Der Generalarzt Dr. Niese, welcher dem Hauptquartier folgte, konnte in anderen Beziehungen seine Functionen übernehmen. Um 5½ Uhr kam der General von Willisen noch auf das Schloss, um die Verwundeten zu besuchen; er gab seine Zustimmung zu dem vom Generalstabsarzt gefassten Entschluss. Unsere Pferde, Equipage u. s. w. hatten wir schon früher zurückgeschickt.

Durch diese Vorgänge liessen wir uns keineswegs in unseren Operationen stören. Ein Unglücklicher nach dem andern wurde in das Operationszimmer getragen und von seinem zerschmetterten Gliede befreit; Schleswig-Holsteiner und Dänen, Officiere und Gemeine kamen in bunter Reihe; weder Rang noch Nationalität gaben hier natürlich die Reihenfolge an, sondern allein die Dringlichkeit des Falls. Wie viele wir an diesem Tage amputirt haben, kann ich Ihnen mit Bestimmtheit nicht angeben; wir vergassen die Glieder zu zählen, die in einer Ecke aufgehäuft lagen, als wir Abends auseinander gingen, jeder auf seine Abtheilung, um die nöthigen Anordnungen für die Nacht zu treffen. Am anderen Morgen früh ging die Blutarbeit wieder an. Sie können mir glauben, dass Einem dieser Zweig der Chirurgie recht bald sehr zuwider wird, wenn man sich genöthigt sieht, ihn in dieser Ausdehnung zu treiben. Erst als wir mit den Resectionen des Ellbogengelenkes anfingen, wurde unser chirurgischer Eifer wieder geweckt. Diese Operation scheint zwar bei weitem blutiger und eingreifender zu sein und dauert länger als eine Amputation, aber hier galt es doch die Erhaltung eines Gliedes, während man dort immer nur eines wegschneidet.

Ich bin nicht im Stande, Ihnen jetzt schon genauere Mittheilungen über die einzelnen Operationen zu machen. Nur das kann ich Ihnen sagen, dass wir, d. h. alle an den drei Lazarethen fungirenden schleswig-holsteinischen Militärärzte zusammen im Ganzen 34 primäre Amputationen grösserer Gliedmaassen, eine Exarticulation des Oberarms und 9 Resectionen des Ellbogengelenks in den ersten Tagen gemacht haben. Darauf folgten einige Tage der Ruhe. Dann am 8. und 9. Tage kamen die Tage der secundären Blutungen und der Eitersenkungen. Zwei Unterbindungen grosser Gefässe (der art. carotis communis und der femoralis) wurden nothwendig und noch vier secundäre Amputationen. Die Operationen wurden abwechselnd bald vom Generalstabsarzte, bald von diesem oder jenem Oberarzte, einige auch von Assistenzärzten ausgeführt. In der Wahl der Methode bei den Amputationen gab die Stimme des Generalstabsarztes meist den Ausschlag; im

Allgemeinen zogen wir bei einknochigen Gliedern den einzeitigen Cirkelschnitt allen anderen Methoden vor. Nur den Oberschenkel haben wir einige Male nach der Langenbeck'schen Ovalairmethode oder mit oberen und unteren Lappen amputirt. Bei Zerschmetterungen des Oberarmknochens hoch oben zogen wir stets, wenn es nur einigermassen sich machen liess, die Amputation dicht unter dem caput oss. humeri der Exarticulation im Schultergelenke vor, hauptsächlich wegen der Deformität des ganzen Körpers, welche letztere Operation nach sich zieht. In zwei Fällen konnten wir so den humerus am collum chirurgicum durchsägen. Resectionen des Oberarmkopfes kamen nicht vor; in mehreren Fällen, welche sich wohl dazu geeignet hätten, waren zugleich entweder penetrirende Brustwunden oder solche Zerschmetterungen der scapula zugegen, dass die Operation dadurch contraindicirt wurde. Von den glücklichen Resultaten, welche unsere Resectionen des Ellbogengelenks im vorjährigen Feldzuge lieferten, habe ich Ihnen schon früher erzählt. Von 23 Fällen verliefen 19 glücklich. Es ist auffallend, wie häufig eine Zerschmetterung dieses Gelenkes durch Flintenkugeln vorkommt. Auch dieses Mal waren wir genöthigt, 9 solcher Resectionen vorzunehmen; dafür haben wir aber auch sehr wenige Oberarme amputirt. Bei unserer Abreise ging es allen Resecirten so vortrefflich, dass wir wiederum die günstigsten Resultate mit Sicherheit erwarten. Resectionen in der Continuität der Knochen haben wir gar nicht vorgenommen, da es sich im vorigen Feldzuge gezeigt hat, dass ein vorsichtiges Herausziehen der nach und nach gelösten Splitter dieselben Dienste thut.

Am Abend des 25. Juli mit Sonnenuntergang zogen die Dänen in Schleswig ein und grösstentheils wieder nach Süden hinaus, um dort vor der Stadt zu bivouakiren. Ein Theil der Truppen marschirte über den Schlosshof, jedoch so leise, dass man im Schlosse es kaum bemerkte. Die Schlosswache wurde von ihnen besetzt, doch wir und unsere Patienten in keiner Weise belästigt.

Am andern Morgen früh kamen zwei junge Braunschweiger Aerzte, die Herren DD. Scholtz und Reck ins Schloss und stellten sich dem Generalstabsarzte zur Disposition. Sie waren direct von Prag hierher geeilt, um in unsere Dienste zu treten, begegneten am Abend vorher unserer Armee auf dem Rückzuge, gingen aber desungeachtet in die Stadt, als sie hörten, Professor Stromeyer sei hier geblieben. Um in das Schloss zu gelangen, hatten sie sich an den dänischen Commandanten gewendet, welcher sie an den Corpsstabsarzt verwies. Dieser suchte sie zu überreden in dänische Dienste zu treten, als sie sich aber standhaft weigerten, gab er ihnen die Erlaubniss, sich zu uns zu begeben. Sie wurden natürlich mit Freuden aufgenommen.

Später kam der dänische General Krogh mit einem Theile seines Stabes ins Schloss. Er war sehr freundlich und versicherte, unser Dableiben sei ihm sehr angenehm, da wir ihm dadurch die Sorge für unsere Verwundeten abgenommen hätten. Er verhehlte nicht, dass für die grosse Zahl ihrer Verwundeten bei Weitem nicht genug Aerzte vorhanden seien. Diesen Aeusserungen entsprachen die in Betreff unserer Verwundeten getroffenen Maassregeln. Es blieben alle Schwerverwundeten an ihren Plätzen und die dänischen Aerzte mischten sich durchaus nicht in die Behandlung derselben. Nach einigen Tagen kam der Befehl, alle Dänen in das Prinzenpalais und Dragonerhospital zu schaffen, während alle Schleswig-Holsteiner im Schlosse untergebracht werden sollten. Doch wurde Herrn General v. Krogh ausdrücklich bemerkt, dass diejenigen, welche wir für nicht transportabel erklärten, auf ihren Plätzen bleiben sollten.

Ausserdem wurden wir ersucht, diejenigen unserer Verwundeten, welche sich für einen längeren Transport eigneten, anzugeben, damit sie nach Augustenburg geschafft werden könnten. Demzufolge wurden 40 der weniger schwer Verwundeten in einem Dampfschiffe nach Alsen geschafft.

Dadurch kam die Zahl der verwundeten Schleswig-Holsteiner im Schlosse auf 280, im Prinzenpalais auf 30, im Dragonerhospital auf 10. Die übrigen

Betten wurden theils mit verwundeten, theils mit kranken Dänen belegt; im Schlosse wurden in diesen Tagen noch ausserdem 200 Lagerstätten eingerichtet. Auch mehrere andere Gebäude der Stadt verwandelten die Dänen, welche offenbar bald wieder eine Schlacht erwarteten, in Lazarethe.

Wir Aerzte durften bis jetzt unser Lazareth nicht verlassen, obgleich man uns gesagt, wir würden Karten bekommen, mit denen wir frei allenthalben in der Stadt umhergehen könnten. Erst am 29. Juli erhielten wir diese Karten, hatten aber damals noch so viel zu thun, dass wir nur selten davon Gebrauch machten. Der hauptsächlichste Vortheil war der, dass wir unsere Leidensgefährten auf den anderen Lazarethen besuchen und von ihnen erfahren konnten, was sie bis dahin gewirkt hatten. Indessen wurden uns bereits am 5. August die Karten wieder abgefordert, ohne Angabe eines Grundes. Vielleicht war es eine Concession, welche man dem unter den jüngeren Officieren herrschenden Fanatismus machte. Jetzt, wo wir hier und da ein Stündchen Zeit übrig hatten, um etwas frische Luft zu schöpfen, wurde uns diese Vergünstigung entzogen.

Dem Generalstabsarzte und mir war schon früher freigestellt worden, zur schleswig-holsteinischen Armee zurückzukehren, nachem der General und der Kriegsminister erklärt hatten, dass sie mit den Aerzten keinen Krieg führten und dass daher dieselben successive entlassen werden würden, sobald man ihrer zur Behandlung unserer Verwundeten nicht bedürfe. Dieser Grundsatz war übrigens schon in den beiden früheren Feldzügen in Anwendung gebracht worden. Im Jahre 1848 genossen die nach der Schlacht von Schleswig dort zurückgebliebenen dänischen Aerzte ihre volle Freiheit und wurden nur zurückgehalten, um ihre eigenen zahlreichen Verwundeten zu behandeln, ohne auf ihre Spitäler beschränkt zu sein. Im Jahre 1849 wurden die Aerzte der Gefion und von Christian VIII. auf ihren Wunsch entlassen, nachdem Professor Stromeyer dem General von Prittwitz die Erklärung abgegeben hatte, dass die Verwundeten der Gefion von unseren Aerzten behandelt werden könnten. Einer ihrer Oberärzte stattete ihm darüber schriftlich seinen Dank ab. Diese Bemerkungen erscheinen nicht überflüssig, um die Behauptungen des Gegentheils zum Schweigen zu bringen, welche sich von einer gewissen Seite her breit gemacht haben.

Nachdem die Verhältnisse unserer Verwundeten und Aerzte so weit geordnet waren, dass ein längerer Aufenthalt unseres Generalstabsarztes in Schleswig nicht mehr erforderlich schien, reisten wir am 9. August von Schleswig ab. In dem für uns ausgestellten Passe wurde uns aufgegeben, vor unserer Rückkehr ins Vaterland acht Tage lang in Nyborg zu verweilen. Es war uns freigestellt worden, diese Zeit in Kopenhagen zuzubringen. Wegen der bekannten Rohheit des Kopenhagener Pöbels jedoch riethen uns die Dänen selbst, Nyborg den Vorzug zu geben. Hier sitzen wir nun seit 6 Tagen und langweilen uns um so mehr bei einer gezwungenen Unthätigkeit, je grösser unsere Thätigkeit kurz vorher war. Mit dem nächsten Dampfboote, das von hier nach Travemünde geht, kehren wir nach Deutschland zurück, um uns wieder in das schleswig-holsteinische Hauptquartier zu begeben.

Wir haben keine Ursache, eine kurze Gefangenschaft freiwillig auf uns geladen zu haben, da uns diese Gelegenheit gegeben hat, den im Allgemeinen günstigen Erfolg der in Betreff der Verwundeten gemachten Anordnungen zu beobachten. Zunächst möchte ich hier erwähnen, wie nützlich sich die in diesem Jahre eingerichteten Brigade-Ambulancen gezeigt haben. Im vorigen Jahre war der commandirende General nie zu bewegen, von der vortrefflich ausgestatteten und mit Aerzten reichlich versehenen Ambulance Gebrauch zu machen, so dass die Aerzte derselben zuletzt grösstentheils anderweitig verwendet wurden und man nur diejenigen dabei anstellte, welche einer Erholung bedurften. Dieser Umstand gab die Veranlassung zur Errichtung der Brigade-Ambulancen, welche von vornherein den Nutzen versprachen, sofort zur Stelle zu sein, wo ihre Hülfe erforderlich war und denen nicht erst von dem com-

mandirenden General selbst ihr Platz angewiesen werden müsste, wie dies mit einer gemeinschaftlichen in mehrere Sectionen zu vertheilenden Ambulance geschehen sollte. Der Brigade-Commandeur bestimmt den Verbandplatz, wo der Brigadearzt mit seinen Assistenten sich aufzuhalten hat und bis wohin die Verwundeten getragen werden können. Nachdem hier die nöthigen Verbände angelegt worden sind, werden die Verwundeten auf Wagen weiter geschafft. Zufolge dieser Einrichtung kamen diesmal die Verwundeten viel sorgfältiger verbunden in die Lazarethe, als es früher geschehen konnte, wo alle ersten Verbände von den Aerzten angelegt werden mussten, welche dem Bataillon ins Feuer folgten, obgleich bei uns jedes Bataillon mindestens drei Aerzte mit sich führt, während die Dänen nur einen haben. Bei einem Gefecht kommen sie aber zu leicht auseinander und können sich deshalb nicht gehörig unterstützen. Auch war es nicht zu verkennen, dass der Wagentransport dadurch mit mehr Ordnung und Schnelligkeit ausgeführt werden konnte. Die Dänen waren sehr betroffen darüber, in den Lazarethen von Schleswig nicht mehr als 400 unserer Verwundeten zu finden; in ihrem ersten officiellen Rapporte darüber hatten sie bekanntlich die Zahl derselben auf 2000 angegeben. Die dänischen Aerzte erkundigten sich sehr angelegentlich nach unseren Transportmitteln für Verwundete, die sich jedoch von den ihrigen nicht unterscheiden. Nach der Schlacht von Idstedt hatten wir die Genugthuung, fast alle erforderlichen Amputationen in den ersten 24 Stunden ausführen zu können, was im Feldzuge von 1849 nie geschehen konnte wegen der grossen Entfernung der ersten Reihe der Feldspitäler, ein Umstand, welcher damals zahlreiche Opfer unter den Amputirten gekostet hat. Mit Ausnahme einiger wenigen ging es den Operirten bei unserer Abreise von Schleswig sehr gut. Bei mehreren waren die Amputationsstümpfe fast per primam intentionem verheilt. Auch andere schwere Verletzungen, z. B. die Zerschmetterungen des Oberschenkel- und Oberarmknochens zeigten einen ganz anderen Verlauf, wie im vergangenen Jahre, wo solche Verwundete bereits mit sehr geschwollenen Gliedern in die Lazarethe kamen. Von wesentlichem Einfluss auf den besseren Verlauf war der reichliche Gebrauch von Eisblasen, wozu der grosse Eiskeller des Schlosses uns in den Stand setzte. Unter der fortgesetzten Anwendung dieses Mittels heilte selbst eine Verletzung der Kniegelenkkapsel durch eine Spitzkugel. Als wir abreisten, war die Kapselwunde bereits geschlossen. Von den tödtlich Verwundeten starben, wie gewöhnlich, die meisten in den ersten Tagen; dahin gehörten namentlich die penetrirenden Wunden des Schädels, der Brust und des Unterleibs. Leider gehörten auch zwei Aerzte zu dieser Classe. Der eine, der fungirende Oberarzt, Dr. Heinzmann aus Kellinghausen, hatte einen Schuss durch Lunge und Leber erhalten, der andere, Assistenzarzt Dr. Heilbut aus Hamburg, welcher erst seit einigen Tagen in unseren Diensten stand, war durch die Lunge geschossen. Beide waren bei der Ausübung ihres Berufes, als sie Verwundete auf dem Schlachtfelde verbanden, von den feindlichen Kugeln getroffen worden."

Stromeyer und Esmarch traten nach ihrer Auslieferung dann ihre frühere Stellung in der schleswig-holsteinischen Armee wieder an und blieben in derselben bis zur Auflösung jener durch die einrückenden Preussen und Oesterreicher.

Die zahlreichen Gefechte, wie bei Süderstapel, Missunde und die Stürme auf Fridericia gaben Esmarch abermals Gelegenheit, seine chirurgische Geschicklichkeit und sein eminent operatives Talent, das er, gleichsam unter dem Donner der Kanonen und im Kugelregen, inaugurirt hatte, zu zeigen und einer immer weiteren

Ausbildung entgegen zu führen. Das von Anfang an bestandene freundschaftliche Verhältniss zu Stromeyer hatte sich unterdessen in ein verwandtschaftliches verwandelt; denn Esmarch hatte sich mit des ersteren, schönen und liebenswürdigen Tochter verlobt. So schwer ihm der Abschied von Kiel wurde, Esmarch lebte zu sehr, mit ganzer Hingebung seinem Berufe und war zu sehr Chirurg, als dass er es nicht vermocht hätte, persönliche Gefühle in den Hintergrund zu drängen. So entschloss er sich denn, gleich nachdem durch die Pacifirung die Herzogthümer dem Erbfeinde, den Dänen, die selbst nicht die Kraft dazu besessen hatten, auf Gnade und Ungnade wieder ausgeliefert waren — ein ewiger Schandfleck der deutschen Geschichte und ein schändliches Bubenstück der Diplomatie — zu seiner weiteren Ausbildung eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, nachdem er im Mai desselben Jahres sein erstes grösseres chirurgisches Werk *„Ueber Resectionen bei Schusswunden"* veröffentlicht hatte.

Er besuchte jetzt nach damaliger Sitte Prag, Wien, Paris und Brüssel.

Da er gerade während des Staatsstreichs am 2. Dec. 1851 in Paris war, so hatte er Gelegenheit, die Behandlung der französischen Wundärzte bei Schusswunden kennen zu lernen.

Auch in Paris liess er es an dem, ihm nun einmal zur zweiten Natur gewordenen, Fleisse nicht fehlen. Selbstredend besuchte er die hervorragendsten Kliniken, und obgleich schon ein gewiegter Operateur, der es mit dem ersten Pariser aufnehmen konnte, verschmähte er es nicht, sich an den dort üblichen, so zahlreichen und instructiven Privatcursen zu betheiligen.

Vor allen Dingen liess er es sich angelegen sein, in das Wesen der französischen Chirurgie einzudringen und ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten zu studiren.

Charakteristisch für die französische Chirurgie hebt er folgenden Zug hervor, den er im Jahre 1852 aus Paris berichtet:

„Als ich", schreibt er, „im Jahre 1852 in Paris war und einen Curs über Krankheiten der Blase und Harnröhre bei Monsieur Caudmont hörte, erzählte derselbe mir und den anderen deutschen Chirurgen, dass der alte Roux, der damals noch lebte, in seiner Klinik wiederholt es ausgesprochen habe, man müsse, wenn man einen Steinschnitt mache, stets einen Stein in der Tasche haben, weil es doch vorkommen könne, dass man keinen Stein in der Blase fände. Er fügte hinzu, dass dies Roux selbst mehrere Male passirt sei, weil er eine Contractur du col de la vessie mit Blasensteinen ver-

wechselt habe. Die Beschwerden seien aber nach der Operation, dem Seitensteinschnitt, dauernd geschwunden."

Nach der Rückkehr in seine Heimath wurde E. von der dänischen Regierung seiner Stellung als Privatdocent enthoben. Da er aber nicht, wie die bekannten sieben Kieler Professoren, die namenlosen, im Gegensatz zu den bekannten sieben berühmten Göttinger, alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, so erhielt er bereits nach einem Semester die Erlaubniss, seine akademische Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Als Stromeyer 1854 Kiel verliess, weil, wie er selbst sagte, das Zusammenwohnen an einem Orte der chirurgischen Selbstständigkeit Esmarch's nicht gefrommt haben würde, gewiss auch, um ihm Platz zu machen und Gelegenheit zu einem raschen Avancement zu geben, übertrug dann die dänische Regierung auch an Esmarch die Direction der chirurgischen Klinik.

So war er denn in die glückliche Lage versetzt, die Auserwählte seines Herzens heimführen und einen eigenen Haushalt gründen zu können.

Aber erst drei Jahre darauf konnte sich die dänische Regierung entschliessen, ihn zum ordentlichen Professor und Director des Hospitals zu machen.

Damit hatte Esmarch in einem verhältnissmässig sehr frühen Alter das Ziel erreicht, das jedem Mediciner, der die Universitätscarriere ergreift, als letztes Ziel vorschwebt.

Sein Leben floss nun in ruhigem Fleisse dahin. Er lebte ganz seiner Familie und seiner Wissenschaft. Für die Herzogthümer und die weitere Umgegend galt er bald als oberste und letzte chirurgische Instanz; häufige Consultationen brachten ihn mit den ersten Aerzten dieser Länder in Verbindung.

Die Liebenswürdigkeit seines Charakters bewährte sich auch beim Zusammensein am Krankenbette.

Fortwährend aber widmete er, obgleich er dem militärischen Medicinalwesen wegen der eingetretenen Dänisirung der schleswig-holsteinischen Armee nicht mehr angehörte, den einschlägigen medicinischen Fragen des Kriegswesens, des Sanitätsdienstes und der Lazarethverwaltung seine Aufmerksamkeit.

Der vierte, die schleswig-holsteinische Frage endlich zur Entscheidung bringende und die, seit 1851 auf Deutschland liegende,

Schmach, rächende Krieg entzog auch Esmarch seiner friedlichen Thätigkeit. Wir finden ihn wieder mit vollster Hingebung in den Lazarethen von Flensburg und Schleswig, seine Kunst den zahlreichen Verwundeten zu Gute kommen lassend. Auch hier wurde er wieder der allgemeine Liebling der Patienten.

Die rastlose körperliche und geistige Thätigkeit, der er sich von frühester Jugend hingegeben, hatten ihn früh altern lassen.

So mochte er denn, vorzeitig ergraut, vielleicht zehn Jahre älter erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Die Oesterreicher, von denen er namentlich viele behandelt hatte, belegten ihn daher mit dem Epitheton ornans „Vater Esmarch“.

Selbstredend konnte das, für das Schicksal der Herzogthümer entscheidende, Jahr 1866 nicht vorüber gehen, ohne Esmarch wieder unter den activen Theilnehmern zu sehen.

Er wurde nach Berlin berufen, um die Oberleitung der dortigen chirurgischen Hospitäler zu übernehmen.

Bureaukratischer Eigensinn und Beschränktheit verhinderten Esmarch, seinen Plan, ein grosses Barackenlazareth nach amerikanischem Muster dort zu erbauen und Sanitätszüge auf den Eisenbahnen einzuführen.

Als der heilige Krieg 1870 ausbrach, hatte sich Esmarch eine schwere Krankheit in der Ausübung seines Berufes zugezogen und war ein langsam genesender Reconvalescent. Er musste sich daher darauf beschränken, die Organisation der freiwilligen Hülfe in den Herzogthümern und Hamburg zu übernehmen.

Er wurde darauf zum zweiten Male nach Berlin berufen; diesmal gelang es ihm, über die Bureaukratie zu siegen und seine alten Pläne durchzusetzen.

Auf dem Tempelhof wurde das grosse Barackenlazareth erbaut, nachdem man ihn zum Generalarzt und consultirenden Chirurgen ernannt hatte.

Esmarch's Frau, die ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt, war mittlerweile gestorben und hatte ihr Tod bei ihm eine grosse Lücke hinterlassen. Das Glück seines Lebens schien damit geschwunden zu sein, obschon das freundschaftliche Verhältniss, das ihn mit seinem Freunde Stromeyer verband, von Jahr zu Jahr noch inniger geworden war.

Doch eine neue Sonne sollte für ihn aufgehen. Er gewann

das Herz einer deutschen Fürstin, der Prinzessin von Schleswig-Holstein, der Tante des dereinstigen deutschen Kaisers, die er als Patientin behandelt hatte und führte dieselbe als Gattin im Jahre 1872 heim.

Es war vielleicht das erste Mal, dass ein deutscher Chirurg eine Fürstin heirathete und beweist wohl nichts mehr als dies, welch' einen hohen socialen Stand die deutsche Chirurgie seit Richter's Auftreten erklommen hatte. Selbstredend konnte diese Heirath nicht verfehlen, die Lästerzungen in Bewegung zu setzen. Esmarch's Feinde rechneten dies ihm als eine masslose Eitelkeit an. Die Geschichte wird anders urtheilen, da es constatirt ist, dass diese Ehe aus reiner, gegenseitiger Herzensneigung geschlossen wurde.

Warum sollte es denn einem Fürsten unter den Chirurgen, als welchen Esmarch doch auch seine neidischsten Feinde anerkennen müssen, nicht erlaubt sein, eine Fürstin zu heirathen, zumal E. nicht blos ein homme de cour, sondern noch homme de coeur ist? Und der Adel der Gesinnung, steht er nicht höher als der blosse Adel der Geburt?

Ueberlassen wir daher getrost diese Nörgeler, welche selbst der Sonne es zum Vorwurfe machen möchten, dass sie Flecken habe, ihrem Schicksale!

Trotz der rastlosen Thätigkeit, welche Esmarch als Lehrer und Arzt entfaltete, fand er noch Zeit zur schriftstellerischen Thätigkeit und benutzte die Ferien zu wissenschaftlichen Reisen ins Ausland.

Aber Esmarch handelte nicht blos, wie so viele blosse Empiriker; stets liess er es sich angelegen sein, zu denken und zu forschen und John Hunter zum Trotz, welcher den Ausspruch that *„do not think, but try“*, vielleicht Reil's Vorschrift zu beherzigen: „es wird zu viel beobachtet und zu wenig gedacht“.

Und so scheiterte er nicht, wie so viele moderne Chirurgen, an dem Ballaste der Thatsachen, sondern der Luxus der Gedanken führte ihn im Jahre 1873 zu einer chirurgischen Erfindung, welche der grössten dieses Jahrhunderts an die Seite gesetzt zu werden verdient und gleichsam die Krönung des Gebäudes der conservativen Chirurgie ist.

Es ist dies sein genialer Gedanke, die Extremitäten künstlich blutleer zu machen und sie durch einen Gummischlauch in diesem

Zustande zu erhalten. Man sollte es nicht für möglich halten, der, auf dem ersten Chirurgencongresse 1873, darüber von ihm gehaltene, Vortrag konnte sich kaum einen succes d'estime erringen, er wurde wenig beachtet. So schwer empfänglich ist die Menge für neue Ideen, die das Geleise der Alltäglichkeit verlassen.

Wiederum waren es die praktischen Aerzte und nicht die Lehrer, wie man hätte erwarten sollen, bei denen Esmarch's Ideen auf fruchtbaren Boden fielen. Das folgende Jahr und der zweite Chirurgencongress legten schon Zeugniss davon ab, dass seine Ideen gezündet und bei allen Praktikern und neidlosen Aerzten Wiederhall gefunden hatten, wenn wir auch den Ausspruch eines Panegyrikers für zu stark halten, „dass es nach zwei Jahren wohl keinen Arzt gegeben, der das Verfahren nicht geübt und den grossen Werth desselben eingesehen hätte."

England, das sonst immer so zurückhaltend gegen fremde Erfindungen und Entdeckungen ist, wandte sich der Esmarch'schen Methode mit einem, bei diesem fischblütigen Volke, ganz ungewohnten Enthusiasmus zu.

Als Esmarch 1874 eine Reise nach England und Schottland machte, um das Lister'sche Verfahren an Ort und Stelle zu studiren, wurde er daselbst überall als ein Triumphator empfangen und musste in vielen Hospitälern und Kliniken seine Methode demonstriren.

Umgekehrt wurde Esmarch dort ein eifriger Anhänger der antiseptischen Methode. Die Zukunft wird wahrscheinlich lehren, dass er in seinem Eifer zu weit ging.

1876 widerfuhr ihm das harte Schicksal, seinen Schwiegervater, kurz nach der Feier von dessen fünfzigjährigem Jubiläum, zu verlieren.

Im folgenden Jahre wurde ihm die Ehre zu Theil, seine kriegschirurgische Technik preisgekrönt zu sehen. Das Werk war in kurzer Zeit vergriffen und wurde schon bald zu einer antiquarischen Seltenheit. Die pharisäischen Befürchtungen seiner Feinde, dass seine zweite Heirath ihn seinem Beruf entziehen und anderen Kreisen zuführen würde, waren nicht eingetroffen.

Esmarch fand in seiner zweiten Ehe dasselbe Glück, das er in der ersten besessen. Seine zweite Frau, die von dem Professor der Philosophie in Basel, Karl Steffensen, eine sehr sorg-

fältige Erziehung genossen hatte, ist ebenso ausgezeichnet durch hervorstechende Eigenschaften des Geistes wie des Herzens; sie zog es vor, anstatt als Fürstin zu leben, in dem stillen Heim eines deutschen Gelehrten als sinnige, über Alles waltende und schaltende Hausfrau zu wirken, dem wissenschaftlichen und ärztlichen Leben ihres Mannes die treueste Theilnahme zu schenken und in Allem Leid und Freud mit ihm zu theilen.

Auch diese Ehe war mit Kindern gesegnet; leider starben zwei Söhne, die sie ihrem Manne schenkte, sehr früh; der dritte ist ein reizendes Kind, das an Körper und Geist reich ausgestattet, sich prächtig entwickelt.

Sind Esmarch's Bart und Haare auch ergraut und erscheint er nach dem, kürzlich in der „Gartenlaube" (Oct. 1882) veröffentlichten, Bilde als einer, der die siebenziger bereits angetreten hat, so ist seine ganze Erscheinung doch eine jugendliche.

„Die Züge seines Gesichtes sind regelmässig und fein, der vorherrschende Ausdruck ist ruhige Sanftmuth bei aller Festigkeit des Blicks; er übt durch seine Erscheinung eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus und diese wird noch vermehrt durch den persönlichen Verkehr, in dem er sich durch Liebenswürdigkeit, durch grosse Natürlichkeit und Einfachheit seines Wesens und echte Humanität auszeichnet."

Allgemeine Medicin.

Dieselbe bereicherte Esmarch durch seine Abhandlung: *„Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges"*. Sarkastisch bemerkt Stromeyer, man könnte ebenso gut „des Zopfes" sagen.

Verf. legt dar, dass die staatlichen Einrichtungen im Kriege niemals ausreichen, um den verwundeten und erkrankten Soldaten diejenige Hülfe angedeihen zu lassen, welche ihnen gebührt. Preussen stellte 1813—1815 180,000 Soldaten ins Feld; für die Sanitätseinrichtungen blieb nichts übrig; auch die 80,000 Mann starke russische Armee war ohne Ambulancen ausmarschirt: Nach der Schlacht von Leipzig gab es 100,000 Verwundete; 34,000 der schwersten Verwundeten mussten allein in der Stadt untergebracht werden. Der Krimmkrieg kostete eine halbe Million Menschen. Den englischen Truppen fehlte es an allen Lazaretheinrichtungen; im Winter 1854 starben von je 1000 Mann 631, so dass ganze Regimenter verschwanden. Erst als sich die öffentliche Meinung regte, sah die englische Regierung sich genöthigt, ernsthafte und umfassende hygienische Massregeln zu ergreifen. Man baute jetzt Lazarethbaracken und in den letzten 5 Monaten des Krieges starb nur noch 1 von 100 Kranken. In der abessinischen Expedition, wo die Engländer sich diese Erfahrungen zu Nutzen gemacht, verloren sämmtliche Truppen

dagegen nur 1 Procent. Höchst mangelhaft waren die französischen Sanitätseinrichtungen in dem Kriege 1859 gegen die Oesterreicher. Bei Solferino blieben 40,000 Verwundete auf dem Schlachtfelde. Unzählige verbluteten und verschmachteten. Ein Genfer Bürger Henri Dunant schilderte in der Schrift „un Souvenir de Solferino" die grauenhaften Zustände, welche in den ersten Tagen in Castiglione und in der nächsten Nähe des Schlachtfeldes geherrscht. Dies gab die Veranlassung zur Entstehung der Genfer Vereine und der Genfer Convention.

Auch die Schlacht von Königgrätz fand ihren Dunant in Naundorff, welcher die Schrift veröffentlichte *„Unter dem rothen Kreuz"*. So schlimm war es allerdings nicht in den schleswig-holsteinischen Kriegen. Aber als die Schlacht von Schleswig geschlagen wurde, fehlte es an Ambulancen, Aerzten und Lazarethen; ebenso fehlte es 1864 den Oesterreichern nach den Schlachten von Selk und Oeversee an Aerzten und Lazarethmaterial. Die Hülfe, welche zu spät kommt, ist selten im Stande, das wieder gut zu machen, was im Anfange versäumt wurde. In dem Augenblicke, wo der Krieg ausbricht, muss Alles zurückstehen vor dem einen Zweck, den Feind zu besiegen. Der General muss die Ambulancen zurücklassen, wo es sich um Sieg oder Verlust handelt. Die Sanitätspflege wird daher stets als ein Stiefkind des Heerwesens betrachtet werden und der Staat ist nicht im Stande, die freiwillige Hülfe im Kriege zu entbehren.

Der 1864 gegründete Centralhülfsverein in Berlin erliess 1866 Aufrufe an die Nation; es bildeten sich 150 Zweigvereine. Daneben entstanden zahlreiche andere Vereine. Trotzdem entsprachen die Leistungen und Erfolge der freiwilligen Hülfe durchaus nicht den Erwartungen. Von dem unermesslichen gesammelten Material ist Vieles in ungeeigneter Weise vertheilt, verloren gegangen oder ungenützt liegen geblieben. Es fehlte der freiwilligen Hülfe an einer zweckmässigen Organisation.

Auf der Genfer Conferenz wurden zwei Vorschläge angenommen: 1) Es muss schon im Frieden für die Pflege und Heilung der im Kriege Verwundeten Sorge getragen werden. 2) Der im Kriege verwundete Feind muss neutral erklärt werden und die Neutralität muss sich auf das ganze Sanitätspersonal erstrecken.

Ausgezeichnet war die Thätigkeit, welche die Amerikaner im Bürgerkriege entfalteten. Sie stellten die Grundsätze der Hospital-Hygiene an die Spitze und bauten Barackenlazarethe.

Während des amerikanischen Krieges wurden von der Sanitätscommission im Verein mit den ärztlichen Behörden 214 Barackenlazarethe mit 30,000 Betten errichtet. Der grosse Fortschritt bestand darin, dass zum ersten Male die Rücksicht auf die Grundsätze der Hygiene über alle anderen Rücksichten gestellt wurde. Durch das Zerstreuungssystem, das man 1866 anwandte, wird derselbe nicht erreicht. Es hat viele Nachtheile. Esmarch baute 1866 das erste grosse Barackenlazareth nach amerikanischem Muster. Die meisten übrigen waren Nothhospitäler. Das amerikanische System wird sich auch für die Friedenshospitäler Bahn brechen. Von besonderer Wichtigkeit erwies sich die Thätigkeit der Sanitätscommission in Betreff der Gesundheitspflege für die kämpfenden Truppen; Tausende von Schriften wurden unter die Soldaten vertheilt, um sie zu belehren. Bei der Mississippiarmee wurde der Skorbut dadurch verhindert, dass man colossale Sendungen von frischem Gemüse und Früchten verabfolgte. Freiwillige Hülfe kann nur dann nützen, wenn sie rechtzeitig und in einer zweckmässigen Weise organisirt ist. Das Sammeln von freiwilligen Beiträgen an Geld und Material muss die erste und nächste Aufgabe sein. Die Vertheilung und Versendung wird am besten von Kaufleuten und Spediteuren besorgt. Ein organisirtes Hülfscorps, aus Studenten, Turnern und anderen rüstigen Männern bestehend, müsste sich bei der ersten Sorge für die Verwundeten und beim Transporte derselben betheiligen; das Zeichen des rothen Kreuzes würde ihnen eine neutrale Stellung

verschaffen. Die Sorge für den weiteren Transport von Verwundeten und Kranken auf den Eisenbahnen, sowie die Errichtung von Erfrischungs- und Verbandstationen auf den Bahnhöfen würde den Vereinen zufallen; ferner die Errichtung passender Lazarethe im Bunde mit den Militärbehörden. Von besonderer Wichtigkeit ist die Sorge für die Ausbildung des im Kriege so nothwendigen Pflege- und Wärterpersonals. Jeder Localverein sollte sich eine Sammlung von Modellen derjenigen Gegenstände anschaffen, welche zur Krankenpflege in den Kriegslazarethen gebraucht werden. Eine mobile Ambulance und transportable Zeltbaracken sollten an den Knotenpunkten der Eisenbahnen aufbewahrt werden. Es bleibt nichts übrig, als dem Beispiele der Amerikaner zu folgen, nur Barackenlazarethe zu bauen und die Schulen, Kirchen, Schlösser und Vergnügungslocale, weil sie nicht nach den Grundsätzen der Hospital-Hygiene gebaut sind, nicht wieder zu benutzen.

Innere Medicin.

Wenn auch im Allgemeinen die inneren Aerzte um die Nervenkrankheiten sich am meisten verdient machten, so gab es doch einzelne Krankheiten derselben, welchen sie wenig Beachtung schenkten und deren Natur uns noch unbekannt und räthselhaft sein würde, wenn nicht die Chirurgen sich ihrer angenommen hätten. Zu diesen gehören die Gelenkneurosen.

Der englische Arzt Sir Benjamin Brodie beschrieb dies Leiden zuerst 1822 unter dem Namen: hysterisches Gelenkleiden.

Ihm folgte Stromeyer. In den meisten Werken der modernen Chirurgie wird die Krankheit gar nicht abgehandelt und in den Schriften über Nervenkrankheiten in der Regel als eine Eigenthümlichkeit der englischen Damen bezeichnet, ohne eine eingehende Würdigung zu erfahren.

Esmarch liess es sich angelegen sein, dem Leiden seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. In einer kleinen Monographie theilte er seine Beobachtungen dem ärztlichen Publikum mit.

Seinem Wesen nach gehört das Leiden zu der Classe der Neuralgien und Hyperästhesien und hat seinen Sitz in denjenigen Nervenästen, welche die Gelenkkapseln und die allgemeinen Bedeckungen in der Umgebung der Gelenke mit sensiblen Zweigen versorgen. Ueber diese Nerven existiren nur wenige genauere Untersuchungen. Eingehend beschäftigen sich blos damit Rüdinger in seiner Schrift *„die Gelenknerven des menschlichen Körpers"*. Erlangen 1857 und Hilton: *„on the influence of mechanical and physiological rest"*. London 1863. Die Krankheit kommt bei Weitem am häufigsten in den höheren Ständen vor, meistens bei verzärtelten und schwächlichen, doch auch bei ganz gesunden und kräftigen Damen, auch bei Landmädchen und Männern. Sie stellt sich zuweilen ganz ohne nachweisbare Ursache ein, dann pflegt Nervosität oder Hysterie vorhanden zu sein, oder psychische Affecte veranlassen den Ausbruch. In den meisten Fällen sind es Verletzungen, Contusionen oder Distorsionen der Gelenke. Als Folge davon entstand oft ein seröser oder blutiger Erguss in das verletzte Gelenk. Oft ent-

steht es beim Tanzen oder Schlittschuhlaufen. Das ursprünglich entzündliche wird dann zu einem nervösen Leiden. Viel dazu bei trägt oft die inconsequente, schwankende und allzu sehr entkräftende Behandlung. Bisweilen sind entferner liegende Momente die Ursache. Everard Home beobachtete eine Neuralgie des Kniegelenks von einem Aneurysma der cruralis; auch können Reizungen der Harn- und Geschlechtswerkzeuge durch Harn, Gries, Blasensteine, Stricturen, Masturbation u. s. w. die Veranlassung geben, ebenso gastrische Störungen. Von den Symptomen pflegen die subjectiven viel heftiger zu sein als die objectiven. Das Hauptsymptom ist der Schmerz, der in der Regel Abends heftiger und des Morgens ganz verschwunden sein kann. Durch Anstrengung der Glieder wird er bald vermehrt, bald vermindert; so wird er zuweilen bei der Menstruation heftiger, zuweilen hört er ganz auf. Die Art ist sehr verschieden. Selten stören die Schmerzen den Schlaf und stellen sich erst beim Erwachen wieder ein. Umgekehrt verhält es sich bei den schweren Gelenkentzündungen. Leise Berührung des Gelenks ist schmerzhafter als feste. Die Hyperästhesie tritt in den Hintergrund, wenn die Aufmerksamkeit durch irgend etwas Anderes abgelenkt wird. Bei der objectiven Untersuchung lässt sich manchmal eine Anschwellung des Gelenks nachweisen, meist Folge einer Entzündung oder der Anwendung örtlicher Mittel. Charakteristisch ist oft eine geringe diffuse Geschwulst der Haut, die sich teigig und fluctuirend anfühlt. Sie gleicht einer grossen Urticariaquaddel. Der Temperaturwechsel ist oft typisch; des Morgens erscheint das Glied kalt, des Abends heiss. Etwas Aehnliches tritt oft beim Gehen ein. Dies erinnert an die Congestionen bei Neuralgien des Trigeminus.

Die Functionen sind auffallend gestört; vorherrschend ist das Gefühl der Schwäche. Oft werden die Gelenke in einer bestimmten Stellung fixirt, meistens in der Streckung. Jeder Versuch der Aenderung ist äusserst schmerzhaft. In der Narkose werden die Gelenke nach allen Richtungen frei. Bei Bewegungen hört man oft knarrende und crepitirende Geräusche, am häufigsten am Knie und Hüftgelenk. Die Punkte, von denen die Schmerzen ausgehen oder welche gegen Druck vorzugsweise empfindlich sind, pflegen ziemlich constante zu sein. Am Knie findet sich der schmerzhafte Punkt fast immer am condylus internus femoris, hart am inneren Rande der Patella. Ist Geschwulst vorhanden, so hat dieselbe ihren Sitz immer in der Nachbarschaft des ligamentum patellae. Hat das Leiden seinen Sitz im Hüftgelenke, so ist es schwer, es von einer coxitis zu unterscheiden. Die Glutäen aber pflegen selbst bei längerer Dauer des Uebels nicht abzumagern. Ein Stoss gegen die Hacke, welcher bei coxitis sehr empfindlich ist, ruft hier keinen Schmerz hervor. Ist das Schultergelenk der Sitz des Uebels, so pflegt die Gegend des plexus brachialis in der Mohrenheim'schen Grube bei tiefem Drucke besonders schmerzhaft zu sein, während bei Schultergelenkentzündung es die Gegend des *sulcus intertubercularis* ist. Beim Handgelenk ist ein äusserst hartnäckiger Druckschmerz auf dem proc. styloideus ulnae, der jede Bewegung der Hand empfindlich macht, charakteristisch. Beim Fussgelenk ist eine grosse Schwäche hervorstechend. Auch an den kleinen Gelenken der Finger und des Metacorpus wurden Neurosen beobachtet. Viele Fälle, welche man der Spinalneuralgie oder Spinalirritation zuschrieb, gehören hierher. Der Verlauf und die Dauer sind sehr verschieden. Im Allgemeinen hat das Leiden etwas Proteusartiges; oft zieht sich dasselbe jahrelang hin. Wo Nervosität vorhanden, ist die Diagnose nicht schwer, kann aber sehr schwer sein, wenn eine Verletzung des Gelenks die Veranlassung war, eine wirkliche Entzündung vorausging und beide Zustände sich combiniren. Leicht ist die Verwechselung mit der Form der Gelenkeiterung, welche man als caries sicca bezeichnet. Das Missverhältniss zwischen der langen Dauer und Heftigkeit des Leidens und der Geringfügigkeit der örtlichen Veränderungen führt meistens zur richtigen Diagnose. Man vergleiche das kranke Glied stets mit dem gesunden. Eine genaue Messung ergiebt nicht selten einen geringeren Umfang

des erkrankten Gelenkes als des gesunden. Auch ex nocentibus kann man zur richtigen Diagnose gelangen; absolute Ruhe, Antiphlogose, welche bei Gelenkentzündungen wirksam, schadet hier oder nützt nichts.

Die Heilung gelingt oft sehr rasch, oft sehr schwer. Die Hauptsache bleibt hier die allgemeine Behandlung. Die locale Behandlung der Gelenkneurose muss so negativ als möglich sein. Schädlich wirken alle Mittel, welche die Kräfte herabsetzen, als Blutentziehungen, Vesicatoren, Fontanellen u. s. w. Auch die absolute Ruhe nützt nichts; ein Gypsverband verschlimmert das Leiden. Dagegen sieht man gewöhnlich rasche Besserung erfolgen, sobald es gelingt, die Kranken zum Gebrauche des Gliedes zu veranlassen. Wo das Gelenk schon längere Zeit fixirt war und jeder Versuch, dasselbe zu bewegen, die furchtbarsten Schmerzen hervorruft, wende man das Chloroform an, um sich zu überzeugen, dass keine Verwachsungen vorhanden sind. Man hüte sich vor operativen Eingriffen. Ohne Nutzen würden Amputationen bei Gelenkneurosen des Knies gemacht. Textor bezeichnet die Geistesstimmung solcher Kranken als manie operative passive, und Stromeyer macht den Vorschlag, die der Operateure als active zu bezeichnen. Ebenso nutzlos sind die Durchschneidungen der Nervenstämme, sowie die Einreibungen mit spirituösen und narkotischen Mitteln. Massage hilft oft sehr gut. Metzger heilte eines Arztes Frau von einer Kniegelenksneurose in kurzer Zeit auf diese Weise, welche sieben Jahre daran gelitten. Die permanente Anwendung der Kälte nützt nichts. Dagegen sind kalte Begiessungen und Douchen sehr wirksam. Am wichtigsten ist die allgemeine und psychische Behandlung: Roborantia und Nutrientia thun gute Dienste, als Eisen, China, Wein, Land- See- und Gebirgsluft, Seebäder. Am besten wirkte lange fortgesetzter Gebrauch kurzer kalter Seebäder. Die psychische Behandlung führt oft rasche Besserung herbei. Der Rathgeber muss dem Patienten imponiren und letzterer unbedingtes Vertrauen in das empfohlene Mittel haben. Nicht selten beginnt die Genesung mit dem Augenblick, wo die Kranken lernen, ihren Willen einem andern Willen wieder unterzuordnen.

Verf. theilt dann 38 Beobachtungen aus seiner und Anderer Praxis mit.

Chirurgie.

Wenn wir Esmarch oben als letzten chirurgischen Classiker bezeichneten, so enthalten diese Worte schon die allgemeine Charakteristik desselben als Chirurgen. Denn, wie die Natur nichts in Sprüngen macht, so findet auch auf dem Felde der Wissenschaft und Künste kein jäher, sondern ein allmählicher Uebergang Statt. Esmarch repräsentirt diesen Standpunkt in der deutschen Chirurgie.

Als letzter chirurgischer Classiker bildet er den naturgemässen Uebergang zur modernen Chirurgie.

Es würde auffallend sein, wenn dem nicht so wäre. Denn schon sein Bildungsgang müsste dies bewirken. Nachdem er zuerst unter der Aegide des grössesten Repräsentanten der modernen Chirurgie in dem Tempel der Chirurgie die Weihe empfangen, wird er bald darauf Schüler Stromeyer's, bei dem er Gelegenheit hatte, den grossen Unterschied kennen zu lernen, welcher den chirurgischen Classiker vom modernen Chirurgen trennte.

Selbstredend musste der Einfluss Stromeyer's überwiegen; und da Esmarch alle Eigenschaften von Natur besass, sich zum classischen Chirurgen zu entwickeln, kann es uns nicht Wunder nehmen, dass er dem ebenso natürlichen Drange, ein blosser moderner Chirurg zu werden, hinlänglichen Widerstand entgegen zu setzen vermochte. So konnte er es denn durchsetzen, von dem absoluten Einfluss der modernen Schule sich frei zu erhalten, wenn dann und wann auch eine Vorliebe für einzelne Lehren derselben und Verfahrungsarten durchblickt.

Während Stromeyer sich auch in seiner äusserlichen Stellung von jeder Verbindung mit der modernen Schule frei erhält, sich nicht dazu entschliessen kann, trotz der inständigen Bitten seines Freundes Baum, an dem Chirurgencongresse in Berlin sich zu betheiligen, sondern statt dessen in beschaulicher Ruhe an seinen Erinnerungen arbeitet, finden wir Esmarch in der Mitte der modernen Chirurgen. Er besucht nicht blos den Berliner Chirurgencongress, sondern versagt nicht seine Mitwirkung an den, von Volkmann und Billroth unternommenen, literarischen Unternehmungen, ist ein Hauptmitarbeiter an dem von Langenbeck herausgegebenen „Archive". Kurz, es tritt bei Esmarch's meisten literarischen Leistungen an den Tag, dass zwei Seelen in ihm wohnen, eine classische und eine modern-chirurgische. Dieselben bekämpfen sich oft, doch in den meisten Fällen trägt erstere den Sieg davon.

Esmarch ist, wie gesagt, der einzige Chirurg, welcher durch Kriege selbst zum Chirurgen gebildet wurde.

Er hatte das Glück, alle drei schleswig-holsteinische Kriege mitzumachen und zwar nicht als blosser Bataillonsarzt, deren Thätigkeit sich meist nur darauf beschränkte, den ersten Verband anzulegen, sondern hatte Gelegenheit, an den Hospitälern selbst zu wirken und als activer Operateur seine Thätigkeit zu entfalten.

Den ersten Feldzug machte er unter Langenbeck's Mentorschaft, den zweiten unter Stromeyer's Aegide.

Der Unterschied der modernen und classischen Chirurgie tritt in den von ihm gemachten Beobachtungen plastisch zu Tage.

Die Resectionen in der Continuität hatten 1848 im Ganzen sehr ungünstige Resultate gegeben. Von 1849 unter Stromeyer trat die conservative Behandlung in Kraft.

Dieselbe gab überraschend bessere Resultate.

Doch scheiterte er nicht an pathologischer und mikroskopischer Anatomie und erhielt sich frei von jeglicher Operationsmanie.

Konnte er sich nicht enthalten, trotz Stromeyer zu den Gypsern überzugehen und dadurch gar zu mechanische und mit der Physiologie und Erfahrung nicht übereinstimmende Aspirationen zu verrathen, so zeigte er doch durch seine grosse Erfindung, dass er das Wesen und die Principien der chirurgischen Classicität durch und durch in sich aufgenommen habe und dass Erhalten, nicht Operiren das Ziel derselben, und letzteres bei ihr nur Mittel, aber niemals als Zweck angesehen werden dürfe.

Dagegen kann es Keinem entgehen, dass Esmarch nicht die Universalität der übrigen Classiker hat. Wir merken in seinen Schriften nicht, dass er den schönen Wissenschaften und Künsten irgend ein Interesse abgewonnen hätte. Auf jeden Fall haben dieselben ihm keine Impulse gegeben. Dafür ist Esmarch aber durch und durch Chirurg, man könnte beinahe sagen Specialist.

Wie sehr er Patriot war, wie er ja seinen Patriotismus durch die That bewährte, so merkt man aber in dem oben citirten Briefe nichts davon. Patriotische Beklemmungen peinigen ihn nicht. Doch sein Mund strömt über von chirurgischen Thematen. Den Patriotismus und seine eigenen Gefühle, die sein innerstes Herz bewegen, drängt er zurück. Erst kommt Esmarch der Chirurg, dann Esmarch der Mensch.

Fern liegt es uns, ihm irgend einen Vorwurf daraus zu machen. Wir führen es nur an, um zu zeigen, von welch' glühender Begeisterung Esmarch von seinem Berufe durchdrungen war, dass die Chirurgie bei ihm, im eigentlichsten Sinne des Wortes, seine Herzensgöttin war.

Betrachten wir denn nun seine Leistungen im Besonderen.

In seiner ersten Schrift, welche Langenbeck und Stromeyer gewidmet ist, führt er zunächst aus, dass durch die, von ersteren Beiden gemachten Erfahrungen während der drei schleswig-holsteinischen Kriege für die Militärchirurgie eine neue Aera beginne. Denn die dort gemachten Erfahrungen bewiesen, dass, im Gegensatze zu der Meinung älterer Militärärzte, die Gelenkresectionen, die bisher im Kriege für selten anwendbar gehalten wurden, unter Umständen günstige Resultate gaben, wo Amputationen sehr unbefriedigende Erfolge hatten. Als zweites Hauptresultat hatte sich in diesen Feldzügen die Entbehrlichkeit und Gefahr der primären Resection in der Continuität herausgestellt.

Sein Gedankengang ist dann folgender:

Man muss die Verletzungen der Diaphyse von denen der Epiphysen

trennen, da die eigenthümliche Structur beider ein verschiedenes Verhalten gegen die auftreffenden Projectile bedingt. Bei den Verletzungen der Knochen-Diaphysen durch Flintenkugeln sind verschiedene Arten dieser Verletzungen zu unterscheiden. In seltenen Fällen ereignet es sich, dass eine Flintenkugel, welche die Diaphyse eines Röhrenknochens trifft, dieselbe durchbohrt, ohne die Continuität des Knochens ganz aufzuheben. Häufiger kommt es vor, dass grössere Stücke von der Diaphyse eines Röhrenknochens abgesprengt werden, ohne dass derselbe fracturirt wird. Die meisten solcher Fälle verlaufen günstig, wenn nicht etwa durch die äusseren Verhältnisse oder durch unzweckmässige Behandlung eine Entzündung des Knochens begünstigt wird, die dann oft einen tödtlichen Ausgang durch Pyämie zur Folge hat. Letztere ist besonders in den Fällen zu befürchten, wo der Knochen nur durch die Kugel contundirt worden ist, ohne einen Substanzverlust erlitten zu haben. Mehrere Fälle wurden beobachtet, in denen eine matte Kugel den Oberschenkelknochen getroffen, sich daran platt geschlagen hatte und dicht hinter demselben in den Weichtheilen stecken geblieben war; es bilden sich oft dann ungeheure Eitersenkungen und der Tod erfolgt durch Jaucheresorption. In solchen Fällen muss die strengste Antiphlogose angewendet werden, sobald sich heftigere Entzündungserscheinungen einstellen. Dadurch gelingt es denn meistens, der weiteren Ausbreitung der Entzündung Herr zu werden und die übermässige Verjauchung zu verhüten. Streifschüsse, welche die Schädeldecke zerreissen und die Schädelknochen an einer Stelle vom Periost entblössen, führen bisweilen in ähnlicher Weise ein letales Ende herbei; auch hier entsteht die Gefahr durch die Entzündung des Knochens, welche sich auf die Venen der Diploë fortsetzt und so Pyämie erzeugt.

In den häufigsten Fällen bringen die Flintenkugeln, welche einen Knochenschaft treffen, wirkliche Fracturen hervor, welche je nach den Umständen mit stärkerer oder geringerer Splitterung verbunden sind. Wenn die Kugel bereits matt geworden war, so verursacht sie oft nur eine einfache Fractur, wenn sie den Knochen nicht im rechten Winkel trifft, sondern ihn nur streift. In diesen Fällen kann man meistens das Glied erhalten. Nur wenn der Oberschenkelknochen in seinem oberen Dritttheile oder in der Gegend der Trochanteren zerbrochen ist, wird die Prognose schlecht, da die Dicke der Weichtheile und die Unmöglichkeit, die Fragmente einigermassen zu fixiren, eine heftige Entzündung mit nachfolgender Verjauchung sehr begünstigen.

Was die Knochensplitter und Fissuren betrifft, so ist die Zahl ersterer sehr verschieden, ebenso die Grösse. Die wenigsten pflegen gänzlich aus ihrer Verbindung mit den Weichtheilen gelöst zu sein; es ist daher unrichtig zu glauben, alle Splitter wirkten als fremde Körper; wenn sie durch die Weichtheile mit dem Periost zusammenhängen, können sie sogar mit den Bruchtheilen der Diaphyse durch Callus wieder vereinigt werden. Dupuytren's Eintheilungen in primitive, secundäre und tertiäre Splitter ist zu verwerfen; ebenso Bauden's Lehre, dass die secundären, welche noch mit den Weichtheilen zusammenhängen, sofort herauszuziehen und die Bruchenden des Knochens so weit abzusägen seien, als sich die Splitterung erstrecke.

Am besten unterscheidet man nur zwischen Bruchsplittern und nekrotischen Splittern; erstere sind solche, welche gänzlich aus ihrer Verbindung mit den übrigen Knochen gelöst werden, mögen sie noch an den Weichtheilen festhängen oder nicht. Sie unterscheiden sich durch ihre scharfen Bruchränder von den nekrotischen Splittern, welche zackige, unebene Ränder zeigen. Diese entstehen in Folge einer Entzündung, welche in den natürlichen Lücken und Canälen des Knochens ihren Sitz hat und hier ihre Produkte setzt. Die Ernährung des Knochens geht meistens vom Perioste aus. Diejenigen Splitter nun, welche gänzlich aus ihrer Verbindung mit dem Periost gelöst sind, verlieren ihre Lebensfähigkeit, wirken als fremde Körper und müssen früher oder später entfernt werden.

Die Nekrosen, welche nach Zerschmetterung der Diaphysen vorkommen, sind nicht Folgen der erlittenen Erschütterung, sondern der Entzündung des Knochens mit nachfolgender Eiterung und Verjauchung.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den Fissuren; gefährlich werden sie, wenn eine Verjauchung in der Wunde eintritt und der Knochen sich entzündet; die Eiterung folgt dem Verlaufe der Fissuren und es entstehen zahlreiche Nekrosen, wenn der Patient nicht schon an Knochenphlebitis zu Grunde geht.

Die Heilung zerschmetterter Knochen ohne operative Eingriffe erfolgt bei zweckmässiger Behandlung und bei günstigen äusseren Verhältnissen. Verletzungen des Gesichts und Oberkiefers wurden fast stets der Natur überlassen, ebenso Verletzungen des Vorderarmknochens; selbst in den meisten Fällen der Zerschmetterungen des humerus gelang die Heilung; die primäre Amputation wurde daher bei Zerschmetterungen des humerus verworfen. Sogar bei einer nicht geringen Zahl von Fällen, in denen der Oberschenkelknochen zerschmettert war, erfolgte die Heilung ohne operative Eingriffe.

Der Transport vom Schlachtfelde in die Lazarethe ist für die Knochenverletzungen die bedeutendste Schädlichkeit. Die Erscheinungen, welche auf die Zerschmetterung eines grösseren Knochens unmittelbar zu folgen pflegen, sind die einer starken Erschütterung des ganzen Gliedes; in Folge der auseinander gesprengten Fragmente werden die den Knochen umgebenden Weichtheile gequetscht. Dadurch entstehen im Zellgewebe zahlreiche Blutergüsse; namentlich die Zellgewebsscheiden der Nerven und Gefässe sind der Sitz dieser Extravasate. Eine verminderte Sensibilität des Gliedes, Stupor, ist die nächste Folge der Erschütterung und Compression der Nervenstämme; durch dieselbe Ursache wird in den Venen der Blutlauf verlangsamt und es entsteht eine passive Blutstase, welche sehr bald eine reichliche Ausschwitzung von Serum in die Gewebe zur Folge hat.

Diese seröse Infiltration bildet eine weisse, teigige, schmerzlose Anschwellung, welche anfangs nur den Theil des Gliedes einnimmt, dessen Knochen zerschmettert worden ist. Ein bald und gut angelegter Verband, durch welchen das ganze Glied von unten her gleichmässig eingewickelt wird und die Anwendung von Schienen oder Strohladen, welche die Bewegung der Knochenfragmente so viel als möglich verhindern, kann viel dazu beitragen, diese Infiltration zu beschränken oder ganz zu verhindern. Wenn ein solcher Verband nicht angelegt ist, so übt der Transport vom Schlachtfelde ins Lazareth den allerschlimmsten Einfluss auf Wunden aus. Sehr schlimm ist es, wenn ein unkundiger Arzt aus Furcht vor Blutungen gar ein Tourniquet fest um die verwundete Stelle des Gliedes legt, indem die Blutcirculation dadurch noch mehr gehemmt wird und die seröse Infiltration mit jedem Augenblicke zunimmt. Waren grössere Gefässe, namentlich Venen, verletzt, so bringt ein solches Verfahren den Verwundeten noch mehr Gefahr. Anstatt die Blutung zu stillen, wird dieselbe noch mehr dadurch gefördert und es entsteht eine blutige Infiltration. Dieselbe hat meistens Brand des Gliedes zur Folge, wenn es nicht gelingt, die Circulation wieder in Gang zu bringen.

Der Einfluss der Hospitalluft auf die Wunden in Lazarethen, in welchen viele, stark eiternde Wunden längere Zeit behandelt werden, wenn nicht durch zweckmässige Ventilation für stete Lufterneuerung gesorgt wird, äussert sich durch Entwicklung eines Miasmas, unter dessen Einfluss die Wunden bald eine schlechte Beschaffenheit annehmen. Besonders sind die Wunden, welche mit Knochenverletzung complicirt sind, diesem Einflusse unterworfen; zu geringen Verletzungen gesellt sich dann Phlebitis, die Pyämie zur Folge hat. Namentlich sind es die Venen der Knochen, von denen der Process auszugehen pflegt; man findet meistens ihre Markhöhle mit jauchigem Eiter ausgefüllt. In mehreren Fällen waren die Venen, welche aus dem foramen nutritium des Knochens hervorkamen, mit jauchigem Eiter ausgefüllt.

Die Entzündung und Eiterung in der Wunde ist nothwendig zur Abstossung der gequetschten Gewebetheile, welche mit dem Eiter entfernt, jedoch in Schranken gehalten werden muss. Wenn aber der verwundete Theil sehr stark serös infiltrirt war, so vermehrt die Entzündung die Blutstase; zu dem serösen Erguss gesellt sich faserstoffiges plastisches Exsudat, die Haut wird glänzend roth, es entstehen blasige Erhebungen der Epidermis und mit eintretender Eiterung bilden sich zahlreiche Eiterherde (eitrige Infiltration). Setzt sich die Entzündung auf die kleineren Venen und Lymphgefässe fort, so tritt heftiges Fieber, dann Respirationsbeschwerden und der Tod ein. Bei der Section findet man auf den Schnittflächen gelbe Eiterpunkte, in den Lungen gewöhnlich lobuläre pyämische Processe. Bei der blutigen Infiltration tritt leicht Brand hinzu.

Bei Wunden mit Knochenverletzungen kommt Alles darauf an, die Entzündung in Schranken zu halten, bis die Callusbildung eingeleitet ist. Wird die Entzündung zu heftig, so verwandelt sich das plastische Exsudat in Eiter und erzeugt im günstigsten Falle eine ausgedehnte Nekrose, im schlimmsten Falle Knochenphlebitis.

Von der richtigen Untersuchung und Beurtheilung der Verletzungen hängt das rationelle Handeln des Arztes ab. Manche Wunden bedürfen nicht der Untersuchung. Gleich nach der Verletzung kann und darf eine Schusswunde mit dem Finger untersucht werden. Nur in wichtigen Fällen untersuche man, wenn die Theile schon geschwollen sind. Soll die Untersuchung aber die Frage entscheiden, ob das Glied erhalten werden könne oder nicht, so scheue man sich nicht, die Eingangsöffnung des Schusscanals mit dem Messer zu erweitern. Man beherzige Ambroise Paré's Rath, das verletzte Glied in diejenige Stellung zu bringen, in welcher es verwundet wurde; nicht selten erspart man sich dadurch den Gebrauch des Messers. Entscheidet man sich für die Erhaltung des Gliedes, so kann man sogleich bei der Untersuchung die gänzlich gelösten Splitter herausziehen.

Bei der Behandlung der Wunden ist Folgendes zu berücksichtigen. Ist die Wiederherstellung eines Gliedes unmöglich, so säume man nicht, augenblicklich die Absetzung vorzunehmen. Die Lebensgefahr wächst mit jeder Stunde der Verzögerung. Ist Hoffnung vorhanden, dasselbe zu erhalten, so muss das verwundete Glied zunächst so gelagert werden, dass sich die Fragmente nicht gegen einander verschieben können und der Kranke möglichst wenig Schmerz empfindet. Grosse Kissen mit Haferspreu oder Häckerling gestopft thun dabei die besten Dienste. Sind die Glieder durch Verschiebung der Bruchenden stark verkürzt, so hüte man sich, durch Ziehen oder gar durch Extensionsmaschinen diese Deformität gleich aufheben zu wollen. Man reizt dadurch die Muskeln noch mehr und erreicht seinen Zweck gewöhnlich nicht.

Betrifft die Zerschmetterung den Oberarmknochen, so wird ein Kissen zwischen Thorax und Oberarm gelegt; durch eine Mitell- und einige Bindetouren befestigt man den fracturirten Oberarm an den Leib. Fracturirte Oberschenkel werden entweder auf eine doppelt geneigte Ebene oder einfach auf grosse Kissen in abducirter und nach aussen rotirter Stellung gelagert. Bei den Zerschmetterungen des Unterschenkels leistet die Beinlade von Heister die allerbesten Dienste. Vorderarme werden auf platte, leicht gepolsterte Schienen, welche für den condylus internus humeri ein Loch haben, befestigt.

Die Lagerung der zerschmetterten Glieder erheischt die grösste Sorgfalt; der Wundarzt verlasse nicht eher das Bett des Kranken, bis derselbe schmerzfrei daliegt.

Die grösste Sorge trage man für die Ventilation; man scheue den Zugwind nicht und lasse Tag und Nacht in jedem Zimmer eine gewisse Anzahl von Fenstern offen. Am besten thut man, einen Theil derselben ganz zu entfernen. Vor Rheumatismus braucht man sich nicht zu fürchten. Ebenso wichtig ist die Sorge für Reinlichkeit. Die beschmutzten Verbandstücke darf

man nicht von Bett zu Bett tragen lassen, man schicke sie jedesmal gleich aus dem Zimmer. Auch reinige man die Wunden nicht mit einem Schwamme, welcher schon mit anderen Wunden in Berührung gekommen ist. Die bereits auf dem Schlachtfelde gut verbundenen und geschienten Glieder lagere man bequem und lasse blos kalte Umschläge machen, ohne vorher einen Versuch gewagt zu haben, lose Knochensplitter herauszuziehen. Eine Erweiterung mit dem Messer nehme man nur vor, wenn der verwundete Theil serös infiltrirt und die Wundöffnungen verschwollen sind; auch säume man dann nicht, einen Aderlass zu machen. Die Einschnitte in die Haut sind in den meisten Fällen zu vermeiden; die serösen Infiltrationen schwinden oft schon unter Anwendung der Kälte, namentlich des Eises. Bei Eintritt der Eiterung braucht man nicht sofort die Anwendung der Kälte aufzugeben, nur dann, wenn die Patienten angeben, dass die Kälte ihnen nicht mehr wohlthue. Man gehe dann zu warmen Umschlägen über. Die Ueberschläge von warmem Wasser thun dieselben Dienste als die Breiumschläge. Die sogenannten Eitersenkungen hebt man oft blos durch Blutegel und braucht keine Einschnitte zu machen. Man suche den Eiter nicht durch Drücken und Pressen nach der Wundöffnung hinzudrängen, sondern mache in solchen Fällen feine Einschnitte. Der freie Abfluss der Wundsecrete ist die Hauptsache bei allen eiternden Wunden. Bei Wunden, welche aus der Tiefe keinen Eiter mehr absonderten und die Ueberhäutung beginnen konnte, wurde nur mit Leinwandläppchen von der Grösse der Wundfläche verbunden, die mit einer schwachen Höllensteinlösung (arg. nitr. Gr. 1—5, aq. dest. ℥ i) getränkt waren; statt Salben wurde bei Kranken, wenn sie das Bett verliessen, Oel, auf Charpie geträufelt, angewendet, weil sie bei Anwendung warmer Umschläge sich leicht Erkältungen zuziehen konnten. Während im ersten Kriege unter Langenbeck noch viele primäre Resectionen vorgenommen wurden, zeigte Stromeyer im zweiten Kriege, dass dieselben in der Continuität meistens entbehrt werden könnten. Im dritten Kriege aber wurde keine einzige Resection in der Continuität mehr gemacht. Während der ersten beiden Feldzüge wurde bei beträchtlichen Zerschmetterungen der Diaphyse des Humerus oft die Amputation des Oberarms vorgenommen; im dritten Feldzug stand man von der Amputation gänzlich ab; unter 25 Fällen endeten nur 4 mit dem Tode; 21 wurden gänzlich geheilt, indem sich die Fractur consolidirte.

Zerschmetterungen der Diaphyse eines oder beider Vorderarmknochen indiciren an und für sich niemals einen grösseren operativen Eingriff, wenn nicht andere Complicationen vorhanden sind. Bei 41, im dritten Kriege der Naturheilung Ueberlassenen, starb nur ein einziger, während im Jahre 1849 bei 14 Fällen, wo man die Knochensplitter sofort entfernte, die Heilung viel langsamer erfolgte.

Bei der Zerschmetterung der Diaphyse des femur ist die Amputation in der Regel unvermeidlich, insbesondere, wenn eine beträchtliche Splitterung des Knochens oder eine bedeutende Quetschung und Zerreissung der Weichtheile vorhanden ist. Der Versuch zur Erhaltung muss gemacht werden, wenn die Kugel nur eine einfache Fractur ohne Splitterung hervorbrachte oder ausser einer solchen keine schwere Complication in der Verletzung der Weichtheile vorliegt. In solchen Fällen muss man sich hüten, die Splitter sofort entfernen zu wollen; von 26 solchen Fällen wurden 12 geheilt, während von sämmtlichen Amputirten des Oberschenkels innerhalb der drei Feldzüge von 128 nur 51 geheilt wurden. Die dreimal vorgenommenen Resectionen in der Diaphyse des Oberschenkels hatten alle ein letales Ende.

Bei Zerschmetterungen eines oder beider Unterschenkelknochen darf man niemals den Versuch einer Erhaltung des Gliedes unterlassen, wenn nicht Blutungen oder andere Complicationen eine Absetzung erheischen. Sind beide Knochen zerschmettert und entsteht eine beträchtliche blutige Infiltration, so ist die Amputation unvermeidlich. Durch Resectionen und zu frühzeitige Versuche, die gelösten Knochensplitter zu entfernen, kann man leicht Schaden

anrichten. Von 13 Resectionen, 1848—49 gemacht, hatten 7 einen tödtlichen Ausgang. Die spätere Behandlung ergab unter 58 Fällen bei einer blossen zweckmässigen Behandlung der Wunde und sorgfältiger Lagerung 52 Heilungen.

Bei Zerschmetterungen kleinerer Diaphysen an Händen und Füssen ist selten ein operativer Eingriff erforderlich. Trismus und Tetanus tritt nur selten ein.

Bei den Gelenkverletzungen kommen verschiedene Arten in Betracht. In seltenen Fällen werden nur die fibrösen Gebilde verletzt, während die Gelenkenden unverletzt bleiben. Die Kugel kann den Knochen entweder gänzlich durchbohren oder in der Mitte desselben sitzen bleiben; in allen Fällen braucht die Synovialkapsel nicht verletzt zu sein. Die getroffene Epiphyse ist aber meistens von Fissuren durchzogen. Gewöhnlich werden Knochentheile und Synovialkapsel gleichzeitig verletzt, die Kugel liegt zwischen den Knochensplittern in der Gelenkhöhle oder ist durch dieselbe durchgegangen. Eine grosse Masse Blut ist in der Regel in die Gelenkhöhle ergossen. So ist der Entzündung und Eiterung ein ausgedehntes Feld eröffnet.

Was den Verlauf anbetrifft, so pflegt sich rasch eine seröse Infiltration im Umfange des Gelenkes zu bilden, zu welcher sich dann die Entzündung hinzugesellt; der ganze untere Theil pflegt ödematös zu werden, heftiges Fieber kommt dann hinzu, jede Bewegung verursacht entsetzliche Schmerzen, den Eintritt der Eiterung verkündigt ein starker Frost, dem oft bald Pyämie folgt, die Kranken verfallen in Delirien oder Sopor, Icterus tritt hinzu, und in einigen Tagen ereilt sie der Tod. Ist die Verletzung minder bedeutend, so stellt sich die Entzündung und Eiterung unter weniger stürmischen Erscheinungen ein, an verschiedenen Stellen des Gliedes bilden sich phlegmonöse Entzündungen. Selbst in den Fällen, wo das Gelenkende von einer Kugel verletzt und ohne dass die Kapsel eröffnet noch eine Fissur entstanden ist, tritt noch spät eine Gelenkentzündung hinzu.

Die Diagnose der Gelenkverletzungen ist oft sehr schwer. In manchen Fällen fehlt das eine oder das andere Symptom, die charakteristischen Erscheinungen stellen sich erst spät ein.

Die Behandlung muss meistens eine energische sein, da der Ausgang traurig ist, wenn man die Behandlung der Natur überlässt. In einigen Fällen genügt es, durch ausgiebige Eröffnung der Gelenkkapsel dem reichlichen Wundsecrete freien Abfluss zu verschaffen. Bei Verletzungen kleiner Gelenke z. B. an den Fingern und Zehen, kann man Heilung ohne operative Eingriffe erwarten. Auch Verletzungen der Hand- und Fussgelenke heilen bei zweckmässiger Behandlung häufig, wenn auch nach langen Leiden und mit Anchylose. Resectionen wurden hier nicht unternommen. Die Verwundungen der übrigen grösseren Gelenke an den Extremitäten aber erfordern fast immer dringend operative Hülfe, es sei denn, dass keine Knochenverletzung Statt findet. Früher wurde meistens immer amputirt; nur die Resection des Schultergelenkes wurde durch Larrey in der Militärchirurgie eingeführt. Von 40 Resectionen des Ellbogengelenkes wurden 32 geheilt. Die Resection des Gelenkes ist daher an den oberen Extremitäten eine bei Weitem weniger verletzende Operation als eine Amputation oder Exarticulation. Ueber die Gelenkwunden der unteren Extremitäten sind die Acten noch nicht geschlossen. Die dänischen Aerzte nehmen keine Gelenkresectionen vor.

Eine Exarticulation des Oberarmes wegen Verletzung des Gelenkes ist nur in seltenen Fällen indicirt, nämlich, wo die Kugel das Gelenk an der inneren Seite traf und zugleich die grossen Gefässe und Nerven in der Achselhöhle verletzte.

Die Resection des Schultergelenkes hat so befriedigende Resultate ergeben, dass man es als Grundsatz aussprechen kann, man sollte bei allen Verletzungen der Knochentheile des Schultergelenkes durch Schiesswaffen sofort die Resection vornehmen. Denn von 19 sind blos 7 gestorben,

während 12 vollkommen geheilt wurden. Larrey's und Guthrie's Lehrsätze, nur zu reseciren, wenn blos der Kopf verletzt sei, aber nicht, wenn Fissuren in die Diaphyse gingen, wurden durch die schleswig-holsteinischen Erfahrungen widerlegt. Die meisten Resectionen wurden nach der Methode von Bernhard Langenbeck gemacht; sie lässt sich leichter ausführen als die Stromeyer'sche Methode.

Die Verletzungen des Ellbogengelenkes durch Schusswaffen sind im Allgemeinen für das Leben der Verwundeten gefährlicher als die des Schultergelenkes. Es giebt verschiedene Arten, deren Diagnose in der Regel nicht schwierig ist. In den günstigsten Fällen wird zwar der Verwundete ohne Operation wieder hergestellt, aber gemeiniglich erst nach langen Leiden.

Die Resection ist der Amputation in allen Fällen vorzuziehen, wo sie ausführbar ist. Es kommen freilich Fälle vor, in denen die Amputation den Vorzug verdient, wenn z. B. die Kugel zugleich mit dem Gelenke die Gefässe an der Innenseite verletzte.

Von 54 am Oberarm Amputirten starben 19, von 40 im Ellbogengelenk Resecirten nur 6. Amputationen des Oberarms wegen blosser Zerschmetterung des Ellbogengelenkes durch Flintenkugeln ohne Complication wurden daher mit jedem Feldzuge seltener. Es wurde gewöhnlich die Lister'sche Operationsmethode mit einigen Modificationen angewendet. Die ruhige und bequeme Lagerung des Armes ist eines der wichtigsten Momente der ganzen Nachbehandlung.

Verletzungen des Hüftgelenkes durch Flintenkugeln kommen nicht häufig vor. Von den sieben Exarticulationen kam nur einer mit dem Leben davon. Die beiden Resecirten starben auch.

Verwundungen der Synovialkapsel des Kniegelenkes allein sind selten; bei den meisten Verletzungen sind die Knochentheile mehr oder weniger betheiligt. Alle durch Schusswaffen hervorgebrachten Kniegelenkswunden, bei denen eine Verletzung der Epiphyse des femur oder der tibia stattgefunden, erfordern die unmittelbare Amputation des Oberschenkels. Von 128 Verwundeten starben 77, nur 51 wurden geheilt. Der mit der Resection des Kniegelenkes unternommene Versuch verlief unglücklich.

Zahlreiche Krankengeschichten dienen dann zum Belege. Am Schlusse ist eine Tabelle über alle, während der drei Kriege vorgenommenen, Resectionen beigefügt.

Von nicht geringem Interesse ist die Abhandlung: *„Ueber die Operation der Blasenscheidenfisteln von Prof. Dr. F. Esmarch in Kiel, Vortrag am* 29. *März* 1858 *gehalten in der Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin.“* (Deutsche Klinik, Jahrgang X. 1858 S. 263 u. f.).

Verf. leitet seine Abhandlung damit ein, zu bemerken, dass, obgleich die Heilungen der Blasenscheidenfisteln zu den Seltenheiten gehören, es doch nicht wenige Aerzte gebe, welche die Heilbarkeit der meisten Fälle bezweifeln. Mit frischem Muthe (Roser und Simon haben viel dazu beigetragen, diese Operation wieder in Mode zu bringen) rathe er seinen Collegen, an diese Operation zu gehen. Von 7 habe er 6 geheilt, während die siebente sich noch in Behandlung befände.

Verf. theilt dann die ausführlichen Krankheitsgeschichten dieser 7 Fälle mit. Hervorheben wollen wir bei seiner Operationsmethode das von ihm construirte Speculum, das er bei der ersten Patientin, die in der Knieellbogenlage auf einem grossen keilförmigen Kissen lag, anwandte. Die hintere Scheidenwand wurde in die Höhe gehalten durch ein Speculum, welches er für diese Operation ausserordentlich bequem gefunden habe. Dasselbe besteht aus einer starken Halbrinne von Neusilberblech, an deren vorderem Rande eine stählerne

Feder durch Einschieben in eine Hülse befestigt werden kann; diese Feder ist so gekrümmt, dass sie über das Steiss- und Kreuzbein nach oben bis in die Lendenwirbelgegend reicht, wo sie mittelst eines Knopfes an einen einfachen Leibgürtel befestigt wird. Die Federkraft dieses Stiels drängt fast allein schon die hintere Scheidenwand empor, oder wenigstens genügt ein leichter Zug von der Hand eines Assistenten, um diesen Zweck zu erreichen.

Die Erfahrungen, welche E. aus den von ihm behandelten Fällen gezogen, fasst er in folgendem Resumé zusammen:

„1) Als häufigste Veranlassung zur Entstehung der Blasenscheidenfistel ist, wie es scheint, zu betrachten die Nichtberücksichtigung des Hängebauches während der Schwangerschaft wie während der Geburt. Wenn bei diesem Zustande der schwangere Uterus retortenförmig gebogen nach vorne hängt, so treiben die Wehen den Kopf des Kindes nicht gegen den Beckeneingang, sondern gegen den oberen Rand der Schambeine und ohne Kunsthülfe kann die Geburt nicht beendigt werden. Erfolgt diese erst spät, so müssen die Weichtheile, welche zwischen dem Kindskopfe und dem Knochen so lange fest eingekeilt waren, absterben und am 2. oder 3. Tage nach der Entbindung, wenn die Abstossung der nekrotisirten Gewebe beginnt, stellt sich der Urinabfluss durch die Scheide ein. Eine irgend erhebliche Enge des Beckens als Geburtshinderniss wurde in den erwähnten Fällen nicht beobachtet. Es folgt hieraus, dass es eine wichtige Aufgabe der Hausärzte ist, bei ihren Patientinnen die weitere Ausbildung eines beginnenden Hängebauches bei Zeiten durch eine geeignete Leibbinde zu verhüten oder, falls ein solcher schon vorhanden ist, wenn sie zur Entbindung gerufen werden, dem üblen Einflusse desselben auf das Fortschreiten der Geburt durch geeignete Mittel entgegenzutreten.

2) In den Vorträgen des Herrn Prof. Braun, welche in der Wiener Wochenschrift mitgetheilt wurden, findet sich die Behauptung, dass eine Blasenscheidenfistel immer Sterilität bedinge, weil der Urin die Spermatozoen tödte. Dieselbe wird durch den zuerst angeführten Fall widerlegt und es sind mir ausserdem noch drei andere Fälle bekannt, in denen trotz vorhandenen Blasenscheidenfisteln Schwangerschaften Statt gefunden haben.

3) Was nun die Operation selbst betrifft, so glaube ich folgende Punkte besonders hervorheben zu müssen. Von grosser Wichtigkeit ist die Vorbereitung. Ehe ich zur Operation schreite, untersuche ich die Patientin ein oder mehrere Wochen lang täglich in den verschiedensten Lagen und mit Anwendung der verschiedensten Specula und anderer Hülfsinstrumente, theils um jene daran zu gewöhnen, theils aber um alle Punkte des Operationsfeldes auf das Genaueste kennen zu lernen und über den einzuschlagenden Weg ins Reine zu kommen. Während dieser Zeit lernen die Frauen auch durch fleissiges Baden und Beobachtung der äussersten Reinlichkeit die schlimmen Folgen ihres Zustandes bekämpfen, so dass bis zur Zeit der Operation die Eczeme und Excoriationen gewöhnlich verschwunden sind. Zugleich versäume ich es nicht, ihnen mitzutheilen, dass die erste Operation sehr leicht misslingen könne und dass sie sich deshalb gefasst machen müssten, noch eine oder gar mehrere zu ertragen; dadurch werden die Frauen viel geduldiger und verlieren nicht immer wieder alle Hoffnung, wenn die Operation nicht gelingt.

Ausführen lässt sich die Operation in der Regel am bequemsten in der Bauchlage. Doch wage ich in dieser Lage nicht zu chloroformiren und ziehe deshalb die Rückenlage vor, wenn es irgend angeht. Den grössten Werth lege ich auf das von Roser ausgesprochene Princip, die Umgebung der Fistel in möglichst grosser Ausdehnung wund zu machen und die Wundflächen möglichst fest aneinander zu nähen. Den letzteren Zweck erreicht man am vollkommensten durch Simon's Doppelnaht.

Nicht zu versäumen ist es, nach Beendigung der Operation sofort eine

Injection von Wasser in die Blase zu machen, um sicher zu sein, dass der Verschluss vollkommen gelungen sei.

4) Bei der Nachbehandlung scheint auf die Lage der Patientinnen nichts anzukommen, und da die Bauchlage sehr beschwerlich ist und die Fisteln auch in der Rückenlage heilen, so ist letztere entschieden vorzuziehen. Ich bin jetzt der Ansicht, dass ich mir früher eine Illusion gemacht habe, als ich glaubte, durch die Bauchlage und die Einspritzungen den Urin von der Wunde abhalten zu können. Wohl in allen Fällen befindet sich die Fistel ganz nahe an der Mündung der Uretera und der Urin wird wohl immer über die geschlossene Fistel hinüberlaufen. Die Einlegung eines Katheters und das wiederholte Einspritzen von Wasser durch denselben hat aber jedenfalls den Nutzen, dass dadurch der Urin verdünnt und einer zu grossen Ausdehnung der Blase vorgebeugt wird und dürfte deshalb schwerlich entbehrt werden können. Nur muss diese Procedur vom Arzte sorgfältig überwacht werden; derselbe muss den Katheter einmal täglich selbst erneuern, damit er sich nicht verstopfe oder incrustire und darf die Einspritzungen mit dem Irrigator nur ganz zuverlässigen Wärterinnen überlassen, die er vorher genügend darauf eingeübt hat.

Das Tamponiren der Scheide mit Charpie nach der Operation ist wenigstens unnütz, wenn nicht gar schädlich, wie der zweite Fall zu zeigen scheint. Es hindert den Abfluss des Scheidensecrets, welches sich zersetzt und dadurch ungünstig auf die Wunde einwirken kann.

5) Die Anwendung des Glüheisens oder anderer Cauterien eignet sich für kleine Fisteln, welche für Anlegung der Naht nicht zugänglich sind. Da die secundäre Narbenschrumpfung hier die Heilung bedingt, so scheint es nicht räthlich, das Brennen häufiger als 3—4 Wochen zu wiederholen.

6) In solchen Fällen, wo die Fisteln mit der hinteren Fläche der Schambeine fest verwachsen sind und deshalb nicht hinlänglich zu Gesicht gebracht werden können, kann man durch Ablösung der vorderen Blasenwand von der hinteren Fläche der Knochen (Vestibularschnitt) die Operation ermöglichen. Ob diese Ablösung sich mit Sicherheit subcutan wird ausführen lassen oder ob es immer nothwendig sein wird, einen freien Einschnitt ins Vestibulum zu machen, müssen weitere Untersuchungen herausstellen."

Die *„Beiträge zur praktischen Chirurgie"* enthalten als erste Abhandlung die *„Beschreibung einer Resectionsschiene, ein Beitrag zur conservativen Kriegschirurgie"*.

Verfasser führt in derselben aus, dass in den letzten zehn Jahren (von 1849—59) die Resection des Kniegelenkes von Civilärzten sehr viel häufiger und mit viel günstigerem Erfolge ausgeführt worden ist als in früherer Zeit. Namentlich die englischen Chirurgen haben glänzende Resultate aufzuweisen. Von 160 in England seit 1850 gemachten Resectionen verliefen nur 32 tödtlich. In der Kriegsheilkunst hat diese Operation bis jetzt keine ausgedehntere Anwendung gefunden. Esmarch glaubt, dass von denjenigen Verwundeten, bei denen im Kriege die Amputation des Oberschenkels nothwendig erscheint, fast die Hälfte sich für die Resection des Kniegelenkes eignen würde. Die Ausführung dieser Operation ist kaum schwieriger als eine Amputation des Oberschenkels, jedenfalls viel weniger schwierig als die Resection des Ellbogengelenkes. In den meisten Fällen erfolgt eine feste Verwachsung der Knochenenden; kommt dieselbe nicht zu Stande, so wird das Bein doch nicht nothwendig unbrauchbar. Für die Civilpraxis scheint die mindere Gefährlichkeit als die Amputation des Oberschenkels zu ihren Gunsten entschieden zu haben. Für die rationelle Behandlung schwerer Verletzungen müssen folgende Forderungen gestellt werden.

1) Der verwundete Theil muss so fest und sicher gelagert sein, dass nicht durch jede Bewegung des Kranken die Wunde beunruhigt wird.

2) Der verwundete Theil sei auch von allen Seiten zugänglich, so dass man die Wunde und deren Umgebung beständig übersehen und so oft als nöthig frisch verbinden und vollkommen reinigen kann, ohne die verletzten Theile zu bewegen, zu reizen und dem Patienten Schmerzen zu verursachen. Als nun in der Esmarch'schen Klinik sich fünf Kranke mit Kniegelenksvereiterungen eingefunden hatten, bei denen ihm nichts übrig blieb, als Amputation oder Resection des Kniegelenkes, erfand er die bekannte Schiene, welche allen Erwartungen in der Praxis entsprochen hat. Die Abbildung und Gebrauchsanweisung, welche jedem Chirurgen geläufig sein muss, findet sich in jener Abhandlung. Der Apparat lässt sich auch leicht für die Resection des Ellbogengelenkes einrichten.

Die zweite Abhandlung enthält dann die *„Behandlung der Narben-Kieferklemme durch Bildung eines künstlichen Gelenkes im Unterkiefer"*.

In derselben weist Esmarch nach, dass Substanzverluste der Wangenschleimhaut in Folge ihrer Vernarbung die Beweglichkeit des Unterkiefers in mehr oder weniger hohem Grade beeinträchtigen. Das ursächliche Verhältniss dieser narbigen Kieferklemme wurde sehr häufig so aufgefasst, als sei eine Verwachsung der inneren Wangenfläche mit den Knochen oder dem Zahnfleische erfolgt. Diese Anschauungsweise ist nicht richtig. Dieffenbach lehrte zuerst die Verwachsung der Mundspalte heilen durch Umsäumung des Randes mit Schleimhaut; auch bei narbiger Kieferklemme räth er, nach Trennung der Narbe von den Knochen auf die Wundfläche einen gesunden Schleimhautlappen überzupflanzen. In den meisten Fällen wird dies aber nicht möglich sein, weil in der Nähe der Narbe nirgends mehr Narbe zu finden ist. Statt der Schleimhaut kann man allerdings, wie Jaesche gethan, einen Hautlappen zum Ausfüttern benutzen. Alle anderen Methoden, die Lösung oder Durchschneidung der Narbenstränge von der Mundhöhle aus, die Spaltung der ganzen Wange, um dies vollständiger ausführen zu können, die Exstirpation der Narbenmassen, die Anwendung mechanischer Apparate u. s. w. können nur in den Fällen von Erfolg sein, wo in irgend einem Winkel sich noch ein Rest normaler Schleimhaut befindet. In allen übrigen Fällen, wo aber von der alten Schleimhaut nichts mehr vorhanden ist, empfiehlt Esmarch die Anlegung eines künstlichen Gelenkes vor der Verwachsung. Dieffenbach hatte die Anlegung eines künstlichen Gelenkes im Aste des Unterkiefers, also hinter der Verwachsung empfohlen und angewendet, aber ohne Erfolg, weil das Hinderniss der Bewegung weiter vorn liegt, also dadurch nicht beseitigt wird, auch Bruns hatte ohne Erfolg operirt. Ein Knabe von 14 Jahren, bei dem durch Typhus eine brandige Zerstörung der linken Wange Statt gefunden hatte, an der Stelle des Substanzverlustes aber ein solches Gelenk sich gebildet hatte, welches der rechten Unterkieferhälfte freie Bewegung gestattete, brachte Esmarch, nachdem er durch plastische Operationen demselben ein weit besseres Aussehen gegeben, auf die Idee, bei passender Gelegenheit durch die Anlegung eines künstlichen Gelenkes diese günstigen Verhältnisse nachzuahmen.

Auf der Naturforscherversammlung in Göttingen theilt Esmarch diese Idee mehreren namhaften Chirurgen mit. Wilms führte sie zuerst am 31. März 1858 aus. Der Bericht derselben steht in der Allgemeinen medicinischen Centralzeitung vom 3. Juli 1858. In demselben Jahre führte auch Esmarch diese Operation mit Erfolg aus. Er beschreibt sein Verfahren folgendermassen:

„Um eine möglichst vollkommene Mundöffnung zu erzielen, umschnitt ich zuerst die stark nach unten und oben auseinander gezogenen, zungenförmigen Reste des rothen Lippensaumes und präparirte sie von dem Knochen ab, so dass sie frei beweglich wurden und einander mit Leichtigkeit genähert werden konnten. Dann umschrieb ich den ganzen Substanzverlust der Wange durch einen bis auf die Knochen dringenden Schnitt, der in der Haut am Rande der rothen schleimhautähnlichen Narbe verlief; letztere liess ich am Knochen sitzen, in der Hoffnung, dass sie nicht unwesentliche Dienste bei der Uebernarbung der inneren Fläche der Verschlusslappen leisten werde. Dann bildete ich zwei flügelartige Lappen, den oberen aus der oberen Wangengegend, den unteren aus der Unterkiefergegend und präparirte dieselben vollständig von den Knochen ab. Nun wurde die linke Hälfte des Unterkiefers vom ersten bis zum vierten Backenzahn auch unten und innen von Weichtheilen befreit. Durch Einschneiden des hinteren Randes der Wangenlücke gelang es, die Zahnreihen so weit von einander zu entfernen, dass der erste Backenzahn mit dem Schlüssel ausgezogen und mit Hülfe einer gekrümmten Nadel eine Kettensäge bis in die Gegend des vierten Backenzahns gebracht werden konnte. Letzteren auszuziehen war nicht möglich und es musste deshalb die Säge mitten durch den vierten Backenzahn geführt werden, was natürlich ihre Wirkung einigermassen verlangsamte. Nachdem dies geschehen, schnitt ich mittelst der Knochenscheere mit Leichtigkeit den Unterkiefer in der Gegend der Alveole des ersten Backenzahns durch und entfernte so ein Knochenstück von der Länge eines Zolles. Natürlich konnte der Knabe sofort die rechte Hälfte des Unterkiefers vollkommen frei vom Oberkiefer abziehen, was ihm trotz der Schmerzen der Operation grosse Freude zu machen schien. Ich vereinigte nun zuerst in der Gegend des linken Mundwinkels die beiden zungenförmigen Lappen der Lippenschleimhaut miteinander, nähte dann die beiden grossen Hautlappen zuerst in der Mitte zusammen und endlich ihre übrigen Ränder mit Hülfe des Kunstgriffes, den die Schneider „Verhaltennähen“ nennen, so an die entsprechenden Ränder, von denen sie abgelöst waren, an, dass nach Beendigung der Operation die normale Form der Wange fast wieder hergestellt schien. In fünf Wochen konnte der Patient geheilt entlassen werden.“

Von hohem Werthe ist die Abhandlung Esmarch's *„Die Anwendung der Kälte in der Chirurgie“* (Langenbeck's Archiv Band I. S. 275—233, 1861). Sie legt zugleich Zeugniss ab von den gründlichen historischen Studien, die Esmarch gemacht und liefert den Beweis, dass die ersten und besten Kliniker zu allen Zeiten, mögen dieselben uns noch so entfernt liegen, über verwickelte, controverse Fragen dieselbe Ansicht hegten.

In Folgendem geben wir eine kurze Analyse dieser bedeutenden Arbeit.

Die Anwendung der Kälte als Mittel zur Bekämpfung hyperämischer und entzündlicher Zustände wird von vielen Aerzten unserer Zeit nicht in dem Maasse gewürdigt, wie sie es verdient. Viele halten sie für entbehrlich. Esmarch hält dieselbe für das wichtigste Mittel und möchte ohne dies kein Chirurg sein. Von den ältesten Zeiten an war die Kälte bald als kräftiges Antiphlogisticum hochgeschätzt, bald als unwirksam und gefährlich verachtet. Hippokrates und Celsus empfehlen den Gebrauch des kalten Wassers bei frischen Verletzungen. Dagegen wandte Galen nur warmes Wasser und warmes Oel an. Aëtius war wieder Anhänger des Wassers und bediente sich bereits der Irrigation. Rhazes wandte durch Schnee gekühltes Wasser gegen

Verbrennungen an, empfahl aber bei Fracturen die feuchte Wärme. Dann gerieth es in Vergessenheit. Denn im 16. Jahrhundert rühmen Marianus Sanctus, Blondus es als ein neues Mittel. Aehnlich äusserten sich Ambrosius Paraeus, Fallopius und Palatius; letztere wandten continuirliche kühle Irrigationen bei schweren Wunden an. Im 17. Jahrhundert wurde es wenig gebraucht; wahrscheinlich war es den Chirurgen jener Zeit zu einfach.

Im 18. Jahrhundert empfehlen es der Engländer Smith (1725) und der Franzose Lamorier (1732). Letzterer benutzte mit Vorliebe locale Wasserbäder. Er beklagt sich, dass das reine Wasser bei Wunden so wenig angewendet werde und giebt dem Publikum Schuld, welches auf ein so einfaches Heilmittel keinen Werth lege und nur solche Medicamente achte, welche theuer und fremdartig seien und aus weiter Ferne kämen. Dieselben Grundsätze hatte der französische Chirurg Chirac. Das grösste Verdienst erwarb sich aber der Generalchirurg Schmucker. Er führte die Kälte in die preussische Armee ein. Ihm schloss sich Theden an. Wenn er dennoch sein Schusswasser gebrauchte, so geschah es, weil Neid und Bosheit ihn oft hinderten, das einfachste Verfahren in der Behandlung der Wunden anzuwenden; auch pflegte er sein Schusswasser mit grossen Quantitäten kalten Wassers zu verdünnen. Percy und Lombard wandten ebenfalls die Kälte an, ersterer veranlasst durch zwei deutsche Militärchirurgen, letzterer durch einen elsässischen Müller. Seit jener Zeit behauptete die Kälte ihren Platz in der Militärchirurgie und Larrey, Guthrie, Baudens, Stromeyer empfehlen sie bei schweren Verletzungen aller Art. In der Chirurgie des Friedens und in der inneren Heilkunst wird es aber zu wenig gewürdigt. Die Lehrbücher der Chirurgie empfehlen es zwar, warnen aber vor zu lang fortgesetzter Kälte und rathen an einzuhalten, sobald Eiterung eintritt. Bei einigen wird sogar von Anfang an das entgegengesetzte Agens, die Wärme, angewendet, während andere in den festen Verbänden, namentlich in den Watteverbänden, das einzig wirksame Antiphlogisticum gefunden zu haben glauben.

Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Alles hängt davon ab, dass es zweckmässig und richtig angewendet werde. Schon der Ausdruck „kalte Umschläge" beweist, dass man im Allgemeinen sich dessen keineswegs bewusst ist, was man in Anwendung bringt. Denn diese gerade sind die unzweckmässigste und ungleichmässigste von allen Formen, in denen man die Kälte zur Anwendung bringen kann. Es fragt sich, welche Wirkungen man bei den Entzündungen erzielen will. Der wichtigste Factor des entzündlichen Processes ist die Steigerung der Temperatur, die von dem vermehrten Stoffumsatz in dem entzündeten Theile, andererseits von dem vermehrten Durchströmen von Blut durch seine Theile herrührt.

Ein Mittel nun, welches die Temperatur sowohl an dem entzündeten Theile, als auch im ganzen Körper heruntersetzt und zugleich die Quellen der abnormen Wärmebildung beseitigt, kann mit Recht ein entzündungswidriges genannt werden. Die unmittelbare Wirkung der Kälte ist immer die, dass sie dem betreffenden Körpertheile mehr Wärme entzieht als dieser unter gewöhnlichen Verhältnissen abzugeben pflegt. Die Wärmeentziehung ist zugleich ein starker Reiz, bewirkt eine energische Contraction der organischen Muskelfasern in der Haut und in den Gefässwandungen. Hört der Reiz alsbald wieder auf, so folgt unmittelbar eine Erweiterung der Gefässe, eine vermehrte Blutzufuhr. Wird aber die Wärmeentziehung längere Zeit fortgesetzt, so wird nicht blos die Blutzufuhr, sondern auch der locale Stoffwechsel beschränkt. Die Gewebe des Körpers nehmen allmählich eine so niedrige Temperatur an, dass die chemischen Verbindungen innerhalb derselben immer schwieriger vor sich gehen. Ebenso geht es mit dem Fieber. Durch locale Wärmeentziehung vermögen wir es herabzusetzen, indem das Blut, das durch die Gefässe des abgekühlten Theiles strömt, an dieselben eine beträchtliche Menge seiner Wärme abgeben muss. Zwar ist es experimentell nachgewiesen, dass eine Steigerung der Wärmeentziehung von Aussen her eine Erhöhung

der Bluttemperatur, also eine erhöhte Wärmeproduction im Organismus zur Folge habe. Hiernach würde es vergeblich sein, durch äussere Abkühlung die Temperatur zu erniedrigen. Wird aber die Wärmeentziehung längere Zeit fortgesetzt, so vermag die Wärmeproduction nicht gleichen Schritt zu halten und es tritt eine Verminderung der Bluttemperatur ein. Durch die Eisblasen oder Eisbeutel kann man allein die Kälte in Anwendung bringen. Man muss daher zwischen nasser und trockener Kälte unterscheiden.

Unter allen Methoden die gebräuchlichste, aber auch die unzweckmässigste und unsicherste, ist die Anwendung der kalten Umschläge. Denn man bewirkt durch sie oft das Gegentheil. Werden sie nicht oft erneuert, so nimmt die innere Fläche der nassen Compressen sehr bald die Temperatur des entzündeten Körpertheiles an und die entzündliche Wärmesteigerung wird vermehrt, statt vermindert. Durch den steten Wechsel wird eine wiederkehrende Reizung bedingt, welche die Entzündung oft steigert. Werden auf Eis gekühlte Umschläge oft erneuert, so können sie allerdings die Temperatur dauernd herabsetzen; die stets wiederkehrende Berührung und Beunruhigung des entzündeten Theiles bewirkt aber eine schädliche Reizung. Nicht selten werden Kleidung und Bettwäsche des Kranken benetzt und gesunde Hautpartien dadurch erkältet. Die schlimmsten Folgen aber haben die Applicationen kalter Umschläge auf trockene Binden. Es kann und ist oft dadurch Brand entstanden, weil die trockene Binde sich stark verkürzt. Man sollte daher in schweren Fällen die kalten Umschläge entweder ganz verbannen oder wenigstens nicht Kälte und kalte Umschläge identificiren. Viel wirksamer sind die kalten Localbäder (Immersionen) und die Berieselungen mit kaltem Wasser. Man darf daher hier nicht allzu niedrige Temperaturen anwenden, wenn man nicht üble Folgen beobachten will. Esmarch sah einen Knaben, der sämmtliche Finger dadurch verloren hatte, dass sein Arzt wegen einer nicht sehr bedeutenden Quetschung ihm continuirliche Bäder von kaltem Brunnenwasser verordnet hatte. Um den Unterschied zwischen der Wirkung der Eintauchung und einer mehr localen Application der Kälte kennen zu lernen, darf man nur mit der einen Hand einen Schneeballen oder Eisklumpen fassen und die andere in kaltes Brunnenwasser von 4° R. eintauchen; ersteres wird man viel länger ertragen können als letzteres. Es wirken deshalb auch lauwarme Bäder von 20—27° schon antiphlogistisch, weil sie eine nicht unbedeutende Wärmeentziehung verursachen. Dennoch haben die Berieselungen und continuirlichen Bäder viele Nachtheile in ihrer Wirkung, welche ihrer allgemeinen Anwendung in dem Wege stehen. Die Wirkung der Feuchtigkeit ist oft nicht erwünscht, das Aufquellen der Epidermis, die Imbibition der Wundflächen ist dem Heilungsprocesse blos schädlich; die Wirkung erstreckt sich oft auf die gesunden Theile und erzeugt rheumatische Schmerzen. Auch lassen sie sich nur bei der Hand und Arm, Fuss und Unterschenkel in Anwendung bringen. Da nun sowohl bei der Immersion wie bei der Irrigation die betreffenden Theile immer etwas nach unten abhängig gelagert werden müssen, so geht auch dabei der Vortheil der hohen Lagerung verloren.

Am besten wird der Zweck, Wärme zu entziehen, durch Anwendung der trockenen Kälte bewirkt. Für den praktischen Gebrauch sind hier die Eisbeutel von vulkanisirtem Kautschuk, die unter dem Namen der amerikanischen Badeschwammbeutel im Handel vorkommen, vorzuziehen und namentlich den Thierblasen, weil diese nicht ganz wasserdicht sind und zu faulen anfangen. Wenn ihre Oberfläche zuweilen etwas nass erscheint, so genügt ein Leinwandläppchen, um die Benetzung der Körpertheile zu verhindern. Ihr Stoff besteht aus einem Theile, welcher die Wärme schlecht leitet, so dass die Wärmeentziehung nicht leicht zu stark wird. Die Wandung einer Schweinsblase leitet die Wärme viel stärker und man muss daher den Gebrauch der Eisblasen sorgfältig überwachen. Es erfrieren sonst leicht die Hautstellen. Dies ist nicht bei den Kautschuk-Eisbeuteln zu befürchten. Die besten kommen aus Amerika und tragen den Stempel „Godyears Patent“. Wenn man

den Eisbeutel nicht auf dem leidenden Theile liegen lassen will, so kann man durch einen Korkpropfen, an dem man eine Rolle befestigt, ihn darauf schweben lassen. Immer ist es zweckmässig, ein Stückchen Leinwand zwischen Eisbeutel und Körperoberfläche zu legen. Da beide Mittel verhältnissmässig theuer sind, so wendet Esmarch statt der kalten Umschläge kalte Flaschen an. Im Sommer füllt man sie mit kaltem Wasser, im Winter mit Schnee und Eis. Man lässt sie mit einem Taschentuche umwickeln, wenn ihre kühlende Wirkung zu stark ist. Man kann sich je nach der Körpergegend gewöhnlicher Mixturgläser oder der platten Schnapsflaschen bedienen. Bei Pottscher Kyphose und einer rheumatischen Entzündung der Nackenwirbel liess Esmarch einen Kasten von Eisenblech machen, an dessen Seite sich eine kleine, mit einem Korkpfropfen zu verschliessende Oeffnung befindet, durch welche man denselben mittelst eines Trichters mit Wasser füllt. Dies kalte Kissen wird zwischen den übrigen Bettstücken so eingeschaltet, dass der Rücken bequem darauf ruht.

In Bezug auf die Indicationen steht fest, dass die Wärmeentziehung um so dringender geboten ist, je acuter und heftiger die Entzündung ist. Keineswegs ist die Kälte nur in den ersten Stadien acuter Entzündungen indicirt, selbst der Eintritt des Brandes contraindicirt dieselbe nicht, falls der Brand von der Heftigkeit der Entzündung abhängt; im Gegentheil gelangt man zu der Ansicht, dass diese Processe am günstigsten bei kühlender Behandlung verlaufen. Im Allgemeinen kann man sich aber dabei nach dem Gefühle der Kranken richten. Wird die Wärmeentziehung dem Kranken unangenehm, klagt derselbe über Frösteln im ganzen Körper oder über ziehende Schmerzen im betreffenden Körpertheile, so muss man zunächst danach sehen, ob die Kälte nicht unzweckmässig angewendet wurde. Oftmals ist diese zu stark und es genügt, eine dickere Leinwandcompresse zwischen den Eisbeutel und den Körpertheil zu legen. Auch bei chronischer Entzündung hat die Kälte sich hülfreich erwiesen.

Wunden aller Art heilen unter dem Einflusse einer mässigen constanten Wärmeentziehung rasch und ohne Eiterung. Doch braucht man nicht alle Wunden mit Kälte zu behandeln, das hiesse die Naturheilkraft leugnen. Dies ist sogar bei schweren Verletzungen der Fall, wenn nur nicht der natürliche Heilungsprocess gestört wird. Darauf beruht vorzugsweise die Wirksamkeit der festen Verbände. Am ausgezeichnetsten wirkt die Kälte bei den Schusswunden. Verf. schildert nun seine Erfahrungen, die er in Paris, wohin er sich im Herbste 1851 begeben, in den dortigen Hospitälern gemacht. Die besten Resultate wurden nach dem Staatsstreiche in dem Hospital Gros-Caillou erzielt, wo die Kälte am consequentesten angewendet wurde, während in der Charité, wo man die Verletzten mit warmen Umschlägen behandelte, das Gegentheil Statt fand. Die Wunden waren dort jauchend, ihre Umgebung ödematös oder eitrig infiltrirt. Viele starben an Pyämie. Etwas besser war es im Hospital Hôtel-Dieu unter Roux, der auch warme Cataplasmen anwandte.

Esmarch erzählt nun mehrere Krankengeschichten aus seiner Civilpraxis, welche die günstige Wirkung der Eisbehandlung bei complicirten Fracturen und Schussfracturen bestätigen. Er befolgt stets den Grundsatz Stromeyer's, immer zuerst die Entzündung zu bekämpfen, ehe er einen festen Verband anlegt.

Bei Gelenkentzündungen hilft in frischen Fällen die Eisbehandlung fast immer, seien sie nun entstanden in Folge von Contusionen oder Zerrungen oder in Folge von Erkältung (rheumatische Gelenkentzündung). Es versteht sich von selbst, dass absolute Ruhe des erkrankten Gliedes erforderlich ist. In schwereren Fällen wendet er örtliche Blutentziehung an, in den schwersten Aderlass. Innerlich Quecksilber und Jodkalium zur Zertheilung der Entzündung. Sind die entzündlichen Erscheinungen alle geheilt, erst Bepinselungen mit concentrirter Höllensteinlösung, dann ein fester Gyps-

oder Kleisterverband. In ganz chronischen Fällen ist die constante Wärmeentziehung gewöhnlich von keinem Nutzen. Verf. erzählt nun mehrere, nach dieser Behandlung glücklich verlaufene Krankheitsgeschichten.

Senkungsabscesse, welche so oft bei den Entzündungen der Wirbelsäule an dieser oder jener Körperstelle zum Vorschein kommen und nicht ganz selten das erste Symptom bilden für das vorhandene Wirbelleiden, werden grundsätzlich niemals geöffnet. Es scheint ihm die Aufgabe des Arztes zu sein, nicht den Aufbruch solcher Abscesse zu veranlassen oder zu befördern, sondern denselben so lange zu verhindern, als es irgend möglich ist und unterdessen die Resorptionskraft anzuregen. Er erzählt einen Fall, bei dem unter Eisbehandlung ein solcher gänzlich schwand. Bei heissen Abscessen fand Esmarch dieselbe günstige Wirkung vom Eise. Nicht minder heilsam erwies es sich bei der acuten Entzündung des Schleimbeutels der Kniescheibe, wo andere Chirurgen rathen zu spalten, um dem Exsudate freien Abfluss zu verschaffen.

Bei allen Verletzungen des Auges, seien dieselben oberflächlich oder tiefeindringend, ist die trockene Kälte ein Mittel, welches durch kein anderes ersetzt werden kann. Ebenso wendet er sie nach den verschiedensten Augenoperationen an, sobald sich Entzündungen entwickeln; er lässt dann Eisbeutel auf's Auge legen; in den meisten Fällen verlieren sich die Schmerzen rasch und es ist nicht nöthig, Blutentziehungen zu machen. Nur bei den Entzündungen der tieferen Membranen, welche eine Vermehrung des intraocularen Druckes bedingen, übt die Kälte keinen günstigen Einfluss aus. Dagegen verschwinden Catarrhe und Blennorrhöen oft rasch unter dem Einfluss einer constanten Wärmeentziehung und bei den so häufig vorkommenden eczematösen Entzündungen der Conjunctiva und Cornea, die von den verschiedenen Autoren unter so verschiedenen Namen als scrophulöse Ophthalmie, Pustularophthalmie, büschelförmige Karalitis beschrieben werden, beseitigt kein Mittel so rasch die entzündlichen Erscheinungen und die damit verbundene Lichtscheue als die trockene Kälte.

E. bekämpft dann das Vorurtheil, die trockene Kälte bei sogenannten rheumatischen Entzündungsformen anzuwenden. Er pflichtet Niemeyer bei, welcher die Anwendung der Kälte bei verschiedenen inneren Entzündungen, Pneumonie, Croup, Angina, Pericarditis und Peritonitis empfiehlt. Ebenso wirkt der Eisbeutel bei der Angina, die zur Absondirung wirkt. Rheumatische Entzündungen einzelner Gelenke, sowie der Knochen und Muskeln behandelt er immer mit bestem Erfolge mit Eisbeuteln. Das Vorurtheil ist wahrscheinlich von der Nässe entstanden, die bei rheumatischen Entzündungen schlecht vertragen werde. Ebenso günstige Erfolge sah er davon bei acutem, fieberhaftem Gelenkrheumatismus.

Diese Beobachtungen Esmarch's verdienen die höchste Beachtung. Nur einige Bedenken möchten wir geltend machen. Wir bezweifeln, dass die Anwendung der Kälte die Quellen der abnormen Wärmebildung beseitigt. Dieselbe ist ein viel zu complicirter Process, und Wärmeproduction ist gewiss nicht blos örtlichen Ursprungs.

Auch die Lehre, die Kälte noch anzuwenden, wenn schon Eiterung, selbst wenn schon Brand eingetreten, dürfte nicht allgemein zu empfehlen sein, sondern nur auf Ausnahmen sich zu beschränken haben. Bei chronischer Entzündung möchte die Anwendung der Kälte sehr beschränkt sein.

Die Eisbehandlung bei rheumatischen Gelenkentzündungen dürfte nicht in allen Fällen helfen und bei acutem Gelenkrheumatismus immer mit grosser Gefahr verbunden sein. Ebenso wenig möchten die Niemeyer'schen Ansichten zu empfehlen sein. Junge Aerzte, die danach verfuhren, haben wir dann stets nur unglückliche Erfolge erzielen gesehen.

Für geradezu gewagt und gefährlich halten wir die Empfehlung des Eisbeutels bei Anginen, welche die Tendenz zeigen, in Eiterung überzugehen. Wir selbst haben höchst traurige Fälle davon erlebt. Ein junger Arzt, der während einer meiner Reisen meine Praxis mit versah, hatte diese Methode bei zweien meiner Patientinnen angewendet. Als ich zurückkehrte, litt die eine davon, in Folge dieser Behandlung an einer chronischen Laryngitis, die andere an Stimmlosigkeit. Bei Anginen, welche geneigt sind, ihren Ausgang in Eiterung zu nehmen, kennen wir nichts besseres als Trinken von heisser Milch, so heiss als man sie vertragen kann. Geschieht dies frühzeitig, so wird der Abscessbildung vorgebeugt, im anderen Falle beschleunigt es die Reifung und wirkt als innerer warmer Verband.

Endlich dürfte das grundsätzliche Nicht-Oeffnen der Congestionsabscesse sich nicht für alle Fälle vertheidigen lassen.

Die Schrift über *„chronische Gelenkentzündungen"* erlebte in kurzer Zeit zwei Auflagen. Der wesentliche Inhalt dieses Buches ist folgender:

Unter den Kranken der chirurgischen Klinik Kiel's befinden sich durchschnittlich 10 Procent, welche an chronischen Gelenkentzündungen leiden. Verf. versteht darunter solche, die von Alters her als scrophulöse Gelenkentzündung (tumor albus) bezeichnet werden und die bei unpassender Behandlung immer zur Vereiterung der Gelenke (Caries, Arthrocace) im besten Falle zur Ankylose mit Verkrümmung oder zur Spontanluxation führen und schliesst die selteneren Formen aus, die man in neuerer Zeit unter dem Namen der chronisch deformirenden Gelenkentzündung (Arthritis deformans, Malum senile) genauer kennen gelernt hat. Verf. leugnet nicht die Disposition der Scrophulose zu Gelenkentzündungen, aber er bestreitet, dass man alle fungösen Gelenkentzündungen als Symptome der Scrophulose betrachten darf. Als erste Ursache ist in den meisten Fällen ein mechanischer Insult des Gelenks, eine Contusion oder Distorsion desselben zu betrachten, welche durch Vernachlässigung oder falsche Behandlung zur Degeneration der Synovialhaut und der übrigen Theile des Gelenkes führt. Zwei Mittel hat er fast bei allen acuten und chronischen Gelenkentzündungen als die wichtigsten schätzen gelernt, absolute Ruhe und locale Wärmeentziehung. Schon Celsus sagt: optimum remedium quies est. Manche Entzündung verliert sich allein durch Ruhe. Wie schwer ist es nicht, das kleinste Beingeschwür zur Heilung zu bringen, so lange der Kranke steht und geht und wie rasch bilden sich Granulationen,

sobald der Kranke das Bett hütet. Gute Lage, namentlich erhöhte, wodurch der Abfluss des venösen Blutes erleichtert wird, wirkt sehr gut. Weit sicherer aber sind die erhärtenden Verbände von Gyps oder Kleister, weil sie eine absolute Ruhe herstellen und durch eine gleichmässige Compression eine antiphlogistische Wirkung äussern. Das zweite Mittel namentlich in acuten Fällen ist die locale Wärmeentziehung durch einen mit Eis gefüllten Kautschukbeutel. Diese muss daher bei allen acuten Fällen zuerst angewendet werden, während, nachdem die entzündlichen Symptome in den Hintergrund getreten sind, das Glied entweder durch einen erstarrenden Verband oder durch einen Extensionsapparat fixirt wird. Salben, Fontanellen, Haarseile, Glüheisen mögen in einzelnen Fällen nützen, gewiss aber nicht ohne Ruhe des Gliedes. Die Hauptsache ist, die Entzündung frühzeitig zu erkennen. Das Hauptsymptom bleibt immer die Störung der Function des Gelenkes, die Fixation durch krankhafte Muskelspannung in einer gewissen abnormen Stellung und die grosse Empfindlichkeit, welche bei jedem Versuch zu Tage tritt, das Gelenk aus dieser Stellung in eine andere zu bringen. Das sogenannte freiwillige Hinken kommt dadurch zu Stande, dass der Patient beim Gehen nicht den Oberschenkel in der Pfanne bewegt, sondern das Becken an der Wirbelsäule, während das Bein immer dieselbe Stellung zum Becken behält. Steht der Kranke, so ist das Becken in der Regel nach der einen oder anderen Richtung verschoben und dadurch entsteht die scheinbare Verlängerung oder Verkürzung. Nichts ist falscher als gegen den bei coxitis bis zum Knie hinabstrahlenden Schmerz dort Schröpfköpfe und spanische Fliegen anzuwenden; eine permanente Dehnung mit Hülfe eines Sandsackes thut die besten Dienste und unterstützt die Wirkung des Eisbeutels; eine Contraextension durch einen Perinäalgürtel ist nicht einmal immer nöthig.

Noch häufiger wird die Entzündung des Schultergelenkes verkannt. Bei Bewegungen bewegt der Patient das Schulterblatt statt des Armes; fixirt man aber letzteres, so hat der Kranke sofort Schmerzen. Empfindlich gegen Druck ist gewöhnlich der sulcus intertubercularis, in welchem die Sehne vom langen Kopfe des Biceps aus der Kapsel hervortritt; später lässt sich unterhalb des Akromion eine bei Druck schmerzhafte Stelle nachweisen. Die Behandlung ist dieselbe. Verf. schildert dann die Methode des von Völkers verbesserten Gyps-Spannverbandes von Neudörfer. Zum Schlusse empfiehlt er bei allen scrophulösen Gelenks- und Knochenerkrankungen die kalten Seebäder.

In obiger Abhandlung hat Esmarch zu sehr den modernen Chirurgen herausgekehrt. Die von ihm empfohlenen Gypsverbände erweisen sich, nach meinen zahlreichen Erfahrungen, oft geradezu als schädlich. Die physiologische Function der Haut, Sauerstoff einzuathmen und Kohlensäure auszuscheiden, wird durch sie beinahe aufgehoben und es bildet sich oft Muskelatrophie aus. Auch der Extension möchten wir nicht das Wort reden. Von ausgezeichnetem Nutzen aber sind tägliche warme Bäder von Seesalz und Calamus.

Sehr bekannt machte sich Esmarch durch seine Monographie über die *„Krankheiten des Mastdarms und des Afters“*, welche ja bekanntlich einen Theil des von v. Pitha und Billroth herausgegebenen Handbuchs der allgemeinen und speciellen Chirurgie bildet.

In demselben erörtert er in erschöpfender Weise: die Anatomie und Function des Mastdarms und Afters, angeborene Missbildungen des Mastdarms, Verletzungen des Mastdarms, fremde Körper im Mastdarm, Entzündung des Afters, des Mastdarms und dessen Umgebung, Verschwärung des Mastdarms, Fisteln desselben, Afterkrampf, Vorfall des Mastdarms, Hämorrhoiden, Neubildungen des Mastdarms.

Wir glauben keinem Widerspruch zu begegnen, wenn wir jene Monographie als die beste von allen, die über diesen Gegenstand geschrieben wurden, halten.

Fremde und eigene Erfahrungen wusste Esmarch mit prägnanter Kürze vorzutragen. Eins möchten wir besonders hervorheben, wodurch obiges Werk sich von den meisten modernen Lehr- und Handbüchern unterscheidet.

Während man bei den Meisten nur die neuere Literatur verzeichnet findet und häufig vorzugsweise die in der periodischen Presse vertretene, unterscheidet sich Esmarch dadurch von den meisten modernen Chirurgen, dass er sich auch mit der älteren Literatur vertraut zeigt. Doch vermissen wir bei Besprechung der Hämorrhoiden die wichtige, auch heute noch vollgültige Abhandlung von Stieglitz und beweist dies abermals, wie nothwendig es ist, schon den Studenten der Medicin auf der Universität Gelegenheit zu geben, sich gründliche Kenntnisse in der Bibliographie, Literatur und Geschichte ihres Faches zu erwerben, damit nicht der nachherige medicinische Schriftsteller blos von der Gnade der Antiquare und Bibliothekare, deren literarische Hülfe in erster Instanz in Anspruch genommen wird, abhänge.

Die kleine Abhandlung *„Ueber künstliche Blutleere"* aber hätte allein hingereicht, Esmarch die Unsterblichkeit zu sichern.

Obgleich der Vortrag, den er über diesen Gegenstand auf dem Chirurgencongress hielt, wie gesagt, fast gar keinen Eindruck machte, so verbreitete sich doch seine grossartige Erfindung mit blitzartiger Schnelligkeit.

Die Vortheile lagen so auf der Hand, dass der Laie sie hätte begreifen können, wenn die Männer der Zunft mit doctrinären Vorurtheilen es gewagt hätten, sich der allgemeinen Einführung zu widersetzen.

Durch diese Erfindung wurde der operativen Chirurgie der abschreckende Charakter, die grossen, während der Operation Statt findenden Blutverluste, welche oft den Muth des Kühnen depre-

miren, genommen und dieselbe, welche bis jetzt eigentlich nur die Domaine einiger Wenigen gewesen, zum Gemeingut aller Aerzte gemacht. Sie bildete gleichsam den Schlusspendant zur Chloroformirung. Wenn das laute Schreien der Patienten während der Operation früher viele Aerzte daran hinderte, sich zu Operateuren auszubilden, weil sie dadurch nervös gemacht wurden und die Sicherheit der Hand verloren, so blieben immer noch als drohendes Gespenst im Hintergrund die eventuellen Blutungen, die manchen Arzt verhinderten, selbst eine Operation zu unternehmen.

Durch die Esmarch'sche Erfindung ist den neuesten Operationen und wenigstens denen, bei welchen die grössten Blutungen vorkommen, das Schreckliche und Abschreckende genommen. Wie jeder Arzt es bald lernt, an der Leiche zu seciren, wenn es ihn im Anfange auch mit Ekel erfüllt, so kann jetzt jeder, auch der weichherzigste und nervöseste Arzt zum Operateur sich heranbilden.

Und die bekannten Worte des Celsus gelten nicht mehr. Denn der Operateur wird nicht mehr gestört durch das Wehgeschrei der Patienten, sein Gesicht und seine Hände nicht mehr bespritzt von dem Blute der Arterien und Venen. Hören wir, welch' classische und plastische Beschreibung Esmarch selbst von seinem Verfahren entwirft:

„Während jetzt der Kranke chloroformirt wird, hüllen wir zunächst die Unterschenkel in wasserdichtes gefirnisstes Seidenpapier ein, damit der Eiter aus den Knochenfisteln (es handelte sich um die Operation von ein paar Nekrosen) die Binden nicht beschmutzt; dann wickeln wir mit diesen elastischen Binden, die aus gewebtem Kautschukstoff gemacht sind, beide Beine von den Zehenspitzen bis oberhalb des Knies fest ein und drängen durch die gleichmässige Compression das Blut aus den Gefässen des Gliedes heraus. Unmittelbar oberhalb des Knies, wo die Bindenumwickelung aufhört, legen wir jetzt diesen Kautschukschlauch unter starker Dehnung 4—5 Mal um den Oberschenkel und verbinden das eine Ende durch den daran befindlichen Haken mit dem anderen Ende durch die daran befindliche Messingkette. Der Kautschukschlauch comprimirt in so vollkommener Weise alle Weichtheile sammt den Arterien, dass auch kein Tropfen Blut mehr in den abgeschnürten Theil gelangen kann. Er hat vor anderen Tourniquets das voraus, dass Sie ihn an jeder Stelle des Gliedes anbringen können und sich um die Lage der Hauptarterie gar nicht zu kümmern brauchen. Auch bei den muskulösesten und fettesten Individuen sind Sie im Stande, den Blutzufluss auf diese einfache Weise zu beherrschen. Wir entfernen nun die zuerst angelegte Kautschukbinde und das darunter liegende Firnisspapier und Sie sehen, dass beide Beine unterhalb des comprimirten Schlauches vollkommen wie die Beine einer Leiche aussehen und in ihrer blassen Farbe fast unheimlich abstechen gegen die rosige Färbung der übrigen Körperoberfläche."

Sehr schön nennt Stromeyer Esmarch's blutlose Operationsmethode *„die erste Gabe, welche das geeinigte Deutschland an-*

deren Ländern geboten hat. Man nennt es vielleicht eine oratio pro domo, aber ich dachte dabei nicht an ein eigenes Haus, sondern an einen grossen lichten Tempel, allen Völkern der Erde gewidmet, aus dem die Hand des Herrn die Krämer vertrieben hat.“

Specielle Chirurgie.

Dem ersten Vortrage schliesst sich der, das Jahr darauf folgende, unmittelbar an: „Ueber künstliche Blutleere, gehalten in der ersten Sitzung des III. Congresses der Gesellschaft für Chirurgie am 8. April 1874. Archiv für klinische Chirurgie. 17. Band. Berlin 1874“.

Verf. erörtert, dass er seitdem Gelegenheit gefunden, seine Methode in mehr denn 200 Fällen in Anwendung zu bringen und die Vortheile derselben jetzt noch höher anschlage. Von 13 Oberschenkelamputationen habe nur eine den Tod des Patienten zur Folge gehabt, von 11 am Unterschenkel Amputirten starb gleichfalls nur einer, von 4 am Oberarm Amputirten aber keiner. Ausserdem machte er eine Exarticulation des Oberarmes, welche mit Genesung und eine Exarticulation des Oberschenkels, welche mit dem Tode endigte. Von 8 Resectionen der grösseren Gelenke, nämlich 3 der Hüfte, 3 des Knies und 2 des Ellbogens sei nur 1 tödtlich verlaufen durch Septicämie. Dazu kommt, dass die medicinische und chirurgische Klinik sich in einem Gebäude befinden und accidentelle Wundkrankheiten, wie Erysipel, Diphtheritis und Pyämie fortwährend dort herrschen.

Die Vortheile beständen erstens in dem geringen Blutverluste. Grosse Blutverluste verzögern die Reconvalescenz und steigern die Disposition zu accidentellen Wundkrankheiten, weil sie acute Anämie erzeugen. Die Gerinnbarkeit des Blutes nehme bekanntlich mit der Verarmung an rothen Blutkörperchen zu und mit ihr die Gefahr der Thrombose und der pyämischen Processe.

Ein zweiter Vortheil sei der, dass man die frischen Wunden nicht mit Schwämmen zu berühren brauche. Auch wenn man sie mit Salzsäure desinficire, könnten sie doch das erysipelatöse Gift in die Wunden bringen.

Ein dritter Vortheil bestehe darin, dass die grossen Arterien und Venenstämme nicht wie bei Anwendung des Tourniquets einen heftigen localen Druck erleiden.

Nachtheile habe er nicht beobachtet, auch keine Lähmungen auftreten sehen. Aber nicht alle Gummischläuche eignen sich gleich gut zur Umschnürung; die dickwandigen, etwas steifen Schläuche von grauem vulkanisirten Kautschuk seien nicht zweckmässig, er wende nur die aus braunem, nicht vulkanisirten und die aus rothem Kautschuk verfertigten Schläuche an oder auch die Kautschukbinden. Es bedürfe nicht einer sehr festen Umschnürung, um den Zufluss des arteriellen Blutes vollständig zu verhindern.

Gangrän der Lappen nach Amputationen habe er nie beobachtet. Vortheile seien, dass in vielen Fällen locale Anästhesie eintrat; gewöhnlich trete sie erst ein, wenn die Blutleere einige Minuten gedauert habe; sie lasse sich aber sehr leicht durch Richardson'sche Aetherbespritzung oder Berieseln mit Eiswasser viel schneller herstellen.

Eine ausserordentliche Erleichterung gewähre die künstliche Blutleere bei der gründlichen Untersuchung kranker Theile, namentlich der Knochen und Gelenke. Er habe sich dann erst entschieden, ob eine Resection oder Amputation zu machen sei und habe die Tuberkelknötchen in den degenerirten Synovialhäutchen und in den scrophulösen Knochengranulationen am

lebenden Körper erkennen können. Nicht minder erleichtere sie die Entfernung kleiner fremder Körper, weil das die Wunde überströmende Blut keine Schwierigkeiten bereite. Ebenso wird das Auffinden verletzter Arterien an dem Orte der Verletzung sehr erleichtert. Es sei ferner ein Vortheil, grosse Operationen ganz ohne kundige Assistenten ausführen zu können. Der Vorschlag von Professor Müller, bei Verblutenden das in den 4 Extremitäten kreisende Blut nach dem Kopfe und Rumpfe zu drängen, um Zeit für Transfusion zu gewinnen, scheine ihm empfehlungswerth.

Die elastische Binde lasse sich an jeder Extremität anlegen; jeder Laie könne also einer Blutung Herr werden. Auch bei Operationen an Hüft- und Schultergelenken, sowie bei hohen Amputationen des Oberschenkels kann man sich des Schlauches bedienen. Bei Exarticulationen und Resectionen des Hüftgelenkes aber muss man die Aorta in der Nabelgegend comprimiren.

Am 11. April 1874 hielt Esmarch am 4. Sitzungstage des III. Congresses der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie einen Vortrag über elastische Extensionsverbände für Schussfracturen des Oberschenkels und des Hüftgelenkes. Derselbe ist abgedruckt in Langenbeck's Archiv 17. Band, 1874. S. 48. Nachdem Verfasser mehrere Methoden angegeben, mittelst deren dies zu erreichen sei, unter Anderm hervorgehoben, dass sich jede Tragbahre als Extensionsapparat verwerthen lasse, beschreibt er folgendermassen den von ihm construirten Apparat, der so compendiös ist, dass er sich in einem Verbandtornister mit Leichtigkeit unterbringen lässt:

„Derselbe besteht aus 4 (40 Ctm. langen, 7 Ctm. breiten) Holzschienen, welche an ihrem einen Ende mit Blechhülsen versehen und mittelst derselben so zusammengesteckt werden können, dass sie eine sogenannte Desault'sche Schiene bilden, lang genug für den grössten Mann. Ist der Verwundete von kleiner Statur, so sägt man von einem der mittleren Stücke so viel ab, als nöthig ist. In das obere Ende der Schiene sind 2 ovale und 2 runde Löcher eingeschnitten. Durch die ersteren wird der Gürtel gezogen, mit welchem die Schiene an dem Rumpfe des Verwundeten befestigt werden muss. Man wird dazu in der Regel den Leibgurt des Mannes verwenden können. Durch die beiden darunter befindlichen runden Löcher zieht man den Dammgürtel, der zur Contraextension dient und der am besten aus einem Gummischlauch hergestellt wird; wo ein solcher nicht vorhanden oder nicht entbehrlich ist, nimmt man ein grosses dreieckiges Tuch, aus welchem man mit Hülfe eines Stückes Watte eine Wurst macht. Der Extensionsring wird zwischen dem Steigbügelbrettchen und einem 8 Ctm. langen eisernen Haken ausgespannt, welcher sich durch eine ganz einfache Vorrichtung rechtwinklig an dem unteren Ende der Schiene feststemmen lässt. Wenn ich diese Schiene auseinander nehme und die einzelnen Theile aufeinander lege, so sehen Sie, dass das Ganze nur einen sehr geringen Raum einnimmt. In den Fällen, wo wegen einer Zerschmetterung des Oberschenkelknochens der Extensionsverband angelegt werden soll, halte ich es für nothwendig, auch noch Schienen rings um den Oberschenkel zu legen und dieselben durch Bindenumwickelung zu befestigen, damit der zerbrochene Knochen mehr Halt bekomme. Man kann dazu jede Art von Schienen verwenden. Für besonders zweckmässig halte ich aber auch für diesen Fall die von dem eidgenössischen Oberfeldarzt Schugder angegebenen Tuchschienen. Dieselben bestehen aus schmalen Holzschienen, welche parallel neben einander gelegt und in Leinwand oder

Baumwollenstoff eingenäht sind. Noch einfacher und billiger aber lässt sich ein Schienenstoff dadurch herstellen, dass man ein Stück Gaze auf einen Tisch ausbreitet und mit Wasserglas bestreicht, darauf eine Reihe von dünnen Holzspänen, wie sie zu den Holzjalousien gebraucht werden, parallel neben einander legt, dieselben mit einem gleich grossen Stücke Gaze bedeckt und nun Alles reichlich mit Wasserglas bestreicht. Man erhält auf diese Weise einen Stoff, der sich mit der Scheere schneiden und wie Papier aufrollen lässt, trotzdem aber einem zerbrochenen Knochen vollkommen Halt giebt, wenn man ein Stück davon rings um das Glied legt und mit Binden festwickelt. Bedient man sich zur Einwickelung mit Leimstärkter Gazebinden, die man vorher einen Augenblick in Wasser getaucht hat, so bekommt man einen Verband, der nach wenigen Stunden so hart und fest wird, wie ein guter Kleisterverband und in dem sich mit einem Federmesser oder einer gewöhnlichen Verbandscheere leicht Fenster hineinschneiden lassen."

JUL 1912

Auf dem VI. Congresse der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie hielt am dritten Sitzungstage, am 6. April 1877, Esmarch einen Vortrag, betitelt „Zur Resection des Schultergelenkes". Derselbe erschien im 21. Bande des Langenbeck'schen Archivs 1877.

Verf. erörtert zuerst, dass White, dem gewöhnlich es zugeschrieben wird, diese Operation zuerst ausgeführt zu haben, dieselbe nicht wirklich vollzogen hat, sondern diese nur empfohlen. Auch Lentin ist nicht der erste, sondern, wie Gurlt nachgewiesen, ein Chirurg in Dornburg, welcher sie bereits 1726 verrichtete. Verf. theilt dann mehrere Krankheitsgeschichten mit, bei denen er sich genöthigt gesehen hat, die Resection zu machen. Bei fast allen lag ein Irrthum in Bezug auf die Diagnose vor. In dem einen Falle war eine Luxation der Schulter diagnosticirt und von dem Arzte die Einrichtung versucht worden, während es sich um eine acute Osteomyelitis handelte. Von dem zweiten Falle sagt er aus, dass er jetzt schwerlich die Resection vornehmen würde, vielmehr das hervorgetriebene Knochenstück sorgfältig reinigen, unter antiseptischen Cautelen die Oeffnung in der Haut erweitern und den Knochen reponiren; er zweifle nicht, dass eine vollständige Heilung ohne Verkürzung erfolgen würde, wie bei jeder anderen complicirten Fractur. Aus einem dritten Falle zog er die Lehre, dass, wenn bei jüngeren Individuen der Humerus unterhalb der Diaphyse von einer Kugel zerschmettert worden, man die Heilung ohne die Resection versuchen könne, selbstredend unter antiseptischen Cautelen."

Hieran schliesst sich Esmarch's am 2. Sitzungstage des VIII. Congresses der deutschen Gesellschaft für Chirurgie, am 17. April 1879, gehaltener Vortrag: *„Ueber Antiseptik auf dem Schlachtfelde"* (Langenbeck's Archiv, 24. Band. 1879).

Nach den schönen Erfahrungen Bergmann's und Reyher's aus dem letzten russischen Kriege glaubt er seine Ansichten in folgenden Sätzen zusammenfassen zu dürfen. 1) „Obwohl ein exacter antiseptischer Wundverband sich auf dem Schlachtfelde in der Regel nicht anlegen lässt, so sollte doch alle Thätigkeit der Feldärzte von dem Principe der Antiseptik beherrscht werden und von dem Grundsatze: Nur nicht schaden!

2) Da die Erfahrung lehrt, dass selbst sehr schwere Schussverletzungen unter einem Occlusivverband aseptisch verlaufen, d. h. ohne Entzündung und Eiterung heilen können, wenn sie nur nicht nachträglich inficirt werden, so muss auf dem Schlachtfelde jede Untersuchung mit unreinen Fingern, Sonden u. s. w. unterbleiben und der auf die Wunde zu legende präventive Schutzverband darf nicht aus giftigen Stoffen (z. B. unreiner Charpie), sondern muss

aus einem antiseptischen Stoffe bestehen, der mit dem Blute der Wunde einen trockenen aseptischen Schorf bilden kann."

Hieran knüpfte er den Vorschlag, dass man den Verbandpäckchen der Soldaten zwei Stücke Salicylwatte einverleibe und in den Verbandvorräthen der Aerzte für das Schlachtfeld die „giftige" Charpie überall durch antiseptische Ballen aus Salicylwatte und -Gaze ersetze. Er bedauert, dass seine Vorschläge missverstanden, als unpraktisch und utopisch verworfen würden. Denn die neue Kriegs-Sanitätsordnung vom 10. Januar 1878 bestimmt, dass jeder Soldat keine antiseptischen Stoffe, wohl aber 15 Gramm Charpie mit sich führen solle.

Das von ihm vorgeschlagene Verbandpäckchen enthält 1) ein dreieckiges Tuch aus billigem, ungebleichtem Baumwollenstoff mit einer Sicherheitsnadel; 2) eine gestärkte Gazebinde, 2 Meter lang und 11 Ctm. breit nebst Sicherheitsnadel; 3) zwei antiseptische Ballen aus Salicyljute, in Salicylgaze eingeschlossen. Das Ganze hat eine Umhüllung von starkem Pergamentpapier und stellt ein längliches Viereck dar, welches 12 Ctm. lang, 9 Ctm. breit und 2 Ctm. dick ist.

Bei der Zusammenstellung dieses Päckchens ging E. von folgenden Erwägungen aus:

1) Die meisten Verwundungen sind Flintenschusswunden mit ein oder zwei Wundöffnungen.

2) Die meisten dieser Wunden bluten wenig oder nicht dauernd nach aussen.

3) Das Wundsecret bleibt minimal, wenn die Wunde aseptisch bleibt.

4) Aseptisch verlaufen viele, selbst sehr schwere Schusswunden, nachdem sich auf den Schussöffnungen ein aseptischer Schorf gebildet hat.

5) Verunreinigte Körper, z. B. Charpie, sind wenig oder gar nicht geeignet, mit dem Blute der Wunde einen aseptischen Schorf zu bilden.

6) Ein Ballen von aseptischer Watte oder Jute, welcher auf die frische Wunde gedrückt wird, bildet leicht einen trockenen Schorf, der das Eindringen infectiöser Stoffe von aussen verhindert.

7) Ein Ballen von Salicylwatte oder -Jute, in Salicylgaze eingeschlagen, wird seine antiseptischen Eigenschaften länger bewahren als Carbolwatte oder andere flüchtige Antiseptica.

8) Durch Einschlagen in Firnisspapier können die Ballen, durch Umhüllung mit gutem Pergamentpapier kann das ganze Verbandpacket gegen die Einwirkung äusserer Schädlichkeiten geschützt werden.

9) Die Verbandpackete sollten nicht in einer Rocktasche getragen, sondern an einer bestimmten Stelle des Uniformrockes eingenäht werden.

10) Zur Befestigung der antiseptischen Ballen auf den Wunden soll die 2 Meter lange, 11 Ctm. breite, mit einer Sicherheitsnadel versehene gestärkte Gazebinde dienen, welche vor der Anlegung durch Wein, Wasser oder Branntwein anzufeuchten ist.

11) Zwischen Ballen und Gazebinde müsste ein Stückchen Pergamentpapier oder Firnisspapier gelegt werden, um die Salicylwatte vor der auslaugenden Wirkung der nassen Binde zu schützen.

12) Das dreieckige Tuch kann mit zur Befestigung des Occlusionsverbandes gebraucht, soll aber vorzugsweise auch zur Immobilisirung des verletzten Theiles verwendet werden.

13) Wenn jeder Soldat an einer bestimmten Stelle den Verband trägt, so werden die Vorräthe des ärztlichen Personals nicht so leicht erschöpft sein.

14) Zur Anlegnng des Verbandes gehöre gar keine genaue Kenntniss von dem Wesen der Antiseptik.

Aus den Erfahrungen von Bergmann und Reyher während des letzten russischen Krieges gehe hervor, dass eine grosse Menge der schwersten Knochen- und Gelenkverletzungen unter dem trockenen Schorfe aseptisch heilen könne.

Wenn aber selbst die Gegenwart von schmutzigen Tuchfetzen in der Wunde, nach Bergmann, bei sofortigem Luftabschluss den aseptischen Verlauf nicht selten gestattet, so gesteht Verf. selbst, dass dies mit der Listerschen Theorie schwer in Einklang zu bringen ist.

Von eminenter Bedeutung ist die Abhandlung Esmarch's über Harnröhrenkrampf. Er hielt darüber einen Vortrag am dritten Sitzungstage des VIII. Congresses der deutschen Gesellschaft am 18. April 1879 (Langenbeck's Archiv. 24. Band, 1879). Derselbe hat vorzugsweise dadurch ein zweifaches Interesse, als er einestheils abermals beweist, wie die Praxis der Theorie in den meisten Fällen voraus ist, sodann wie er zeigt, dass die Theorie, wenn sie sich einbildet, zu exacten Ergebnissen gelangt zu sein, sich erdreistet, die geheiligtesten Erfahrungen für unwahr und falsch zu erklären, bis dann mal ein Gelehrter auftritt, der gleich tüchtig als Theoretiker wie Praktiker wie ein Deus ex machina auf die Bühne tritt und auf einmal, zum Schreck der Handwerksgelehrten, das alte Dogma wieder in seine Rechte einsetzt.

Obgleich der grosse englische Chirurg Hunter den Ausspruch gethan hatte, dass krampfhafte Zusammenziehungen der Muskelfasern der Harnröhre häufig, so sind doch die meisten englischen und deutschen Chirurgen der Ansicht, dass dieselben ausserordentlich selten vorkommen. Chelius verwirft sie, weil die Harnröhre keine muskulöse Beschaffenheit zeige, Roser bezweifelt sie, Bardeleben giebt die Möglichkeit zu, spricht sich jedoch gegen ihr Vorkommen aus, König erklärt sie für sehr selten, Neudörfer hält sie für keinen Gegenstand der chirurgischen Behandlung, Dittel behauptet, sie nur einmal beobachtet zu haben, ebenso beschreiben nur Guthrie und Brodie je einen Fall und Henry Thomson erklärt sie in seinem neuesten Werke nicht nur für selten, sondern für ein „Refugium für Impotenz".

Esmarch dagegen hält den Harnröhrenkrampf für ein sehr häufig vorkommendes Leiden, ja für eine sehr häufige, wenn nicht die häufigste Ursache der Harnverhaltung. Im letzten Wintersemester hat er 9 Fälle beobachtet, unter diesen zwei, in denen durch unvorsichtige Anwendung des Katheters falsche Wege gemacht wurden und ein Patient in Folge davon an Pyämie starb. Sehr häufig wird dieser Zustand nicht richtig erkannt und demgemäss auch nicht zweckmässig behandelt. Ja es ist sogar vorgekommen, deshalb die Urethrotomie in Vorschlag gebracht zu haben.

Der Harnröhrenkrampf ist selten eine idiopathische Erkrankung, meistens das Symptom einer anderen Krankheit.

Zu Anfang bemerken die Kranken meist nur geringe Schmerzen bei der Harnentleerung, es wird ihnen schwerer anzufangen, es dauert länger als sonst, ehe der Harnstrahl sich zeigt; derselbe ist schwächer, dünner, theilt

sich ganz wie bei einer organischen Strictur. Oft empfinden die Kranken einen brennenden Schmerz des Urinirens und zwar beim Beginn und Schlusse, nicht während desselben. Diese Schmerzen können so heftig werden, dass man an das Vorhandensein eines Blasensteins denken kann und erreichen bisweilen eine so fürchterliche Höhe, dass die Kranken laut schreien, sich winden und die verschiedenartigsten Stellungen einnehmen, um die Entleerung des Harns zu erleichtern. Dazu gesellen sich ausstrahlende Schmerzen in benachbarte Organe, Mastdarm, Scheide u. s. w. Man hat dies als Neuralgie des Blasenhalses beschrieben. Die Aehnlichkeit mit dem schmerzhaften Afterkrampf und dem Vaginismus liegt auf der Hand.

Die Diagnose des Harnröhrenkrampfes ist nicht schwer für den, der mit dem Katheter umzugehen weiss. Nur muss man einen dicken metallenen, keinen dünnen nehmen. Am besten eignet sich ein starker silberner Katheter Nr. 20 der französischen Scala. Bei höheren Graden des Harnröhrenkrampfes fühlt man schon beim Vorschieben des Katheters durch die Pars spongiosa einen eigenthümlichen Widerstand. Derselbe hängt offenbar von einer reflectorischen krampfhaften Zusammenziehung der organischen Zirkelfasern des Urethralrohres ab; denn wenn man den Kranken chloroformirt, so hört er auf. Die eigentliche Schwierigkeit beginnt aber erst an der ohnehin engsten Stelle, wo die Urethra durch das vordere Blatt der tiefen Perinealfascie tritt (Ligamentum triangulare) und die Pars bulbosa in die Pars membranacea übergeht. Letzterer Theil ist aber besser Pars muscularis zu nennen, weil er mit einem sehr kräftigen Muskelapparat versehen ist. Der Detrusor der Blase wie der Sphincter befinden sich in einem activ tonischen Zustande. Zur Entleerung der Blase treten folgende drei Factoren in Wirksamkeit: 1) Der Druck der angesammelten Flüssigkeit; 2) die Bauchpresse; 3) die Contraction des Detrusor, welche als unwillkürliche Reflexbewegung von der Reizung der Blasenschleimhaut aus, durch Vermittelung der Ganglien, theils des Plexus hypogastricus inferior, theils des Centrum vesico-spinale im Rückenmarke, welches zwischen dem 3. und 5. Lendenwirbel sich befindet, ausgelöst wird. Die Anatomen haben die verschiedenartigste Beschreibung der Muskeln geliefert, welche die Pars membranacea der Harnröhre zusammendrücken. Darin stimmen alle überein, dass der Raum, den man mit Luschka am besten als Capsula pelvis urethralis bezeichnet, reichliche Muskelfasern enthält, die, wenn sie sich zusammenziehen, die in diesem Raume liegende Pars muscularis urethrae zusammenpressen. Am einfachsten ist es, sich dieselben als zwei schmale Muskeln vorzustellen, welche beide zwischen den Ramis ischiopubicis ausgespannt sind und von denen der eine, compressor urethrae, über der Urethra, der andere, constrictor isthmi urethrae, unter derselben liegt. Wenn sich diese Muskeln zusammenziehen, so müssen sie die zwischen ihnen liegende Urethra platt drücken wie ein Quetschhahn den Gummischlauch. Es wird daher am zweckmässigsten sein, den alten, von Guthrie gegebenen, Namen compressor urethrae für diese beiden Muskelstränge beizubehalten. Ausserdem lässt sich noch an diesem Theile der Urethra eine ziemlich mächtige Schicht von vorzugsweise quergestreiften circulären Muskelfasern nachweisen, welche natürlich durch ihre Zusammenziehung die Urethra verengern müssen. Eine Contraction kann unter dem Einflusse des Willens und reflectorisch vom Rückenmarke zu Stande kommen. Wenn dieser Muskelapparat sich krampfhaft zusammenzieht, so kann derselbe unzweifelhaft sowohl dem Ausfliessen des Urins als dem Eindringen des Katheters Widerstand entgegensetzen.

Um denselben in die Blase zu bringen, muss man, nachdem die Spitze desselben in der Pars bulbosa angelangt ist, jene durch das Loch in dem vorderen Blatte der tiefen Perinealfascie (ligamentum triangulare) einführen. Zu dem Ende ziehe man das Glied möglichst stark über den Katheter hinauf, ehe man den Griff aufrichtet. Hier werden gewöhnlich die falschen Wege gemacht; die Spitze des Katheters perforirt dann die untere Wand der Urethra,

und das ligamentum triangulare und dringt mit einem fühlbaren Ruck in das Zellgewebe zwischen Mastdarm und Blase ein.

Hat man mit Vorsicht und Ruhe die Spitze des Katheters in den Isthmus eingeführt, dann beginnt der Widerstand der krampfhaft zusammengezogenen Muskeln. Eine feinfühlende Hand kann die ruckweisen Contractionen der ganzen Dammmuskulatur fühlen. Hier gilt es, mit grösster Vorsicht und Geduld vorzugehen. Lässt man nur das Gewicht des Instrumentes wirken, so fühlt man allmählich den Widerstand schwinden und der Handgriff lässt sich allmählich immer mehr senken. Wenn die Patienten laut schreien, so ist es am besten, zu chloroformiren. Dass es sich hier nicht um eine organische Strictur handeln kann, liegt auf der Hand, ebenso wenig um eine entzündliche Geschwulst der Harnröhrenschleimhaut.

Was die Aetiologie betrifft, so sind psychische Einflüsse zu nennen oder der Krampf ist Reflex von starken Reizen, welche die Nerven in der Nachbarschaft treffen z. B. übermässige Anstrengungen beim Coitus, grössere Operationen in der Nähe der Harnröhre, Einwirkung der Kälte, Sitzen auf kaltem Stein, Reizungen der Schleimhaut der Harnröhre, Injection von starken Höllensteinlösungen, Anwendung von Canthariden, Terpenthin, Mutterkorn, die Zuckerharnruhr, ein sehr saurer Urin, wie er bei Arthritis und Pyelitis vorkommt, Verletzungen des Rückenmarkes, Verdauungsanomalien, Hysterie u. s. w.

Opium und heisse Bäder zeigen sich für die Behandlung am wirksamsten. Bei Harnverhaltungen nach grossen Operationen wende man ein Stuhlzäpfchen mit 0,05 Opium an und ein warmes Cataplasma auf die Blasengegend. Wenn die Harnverhaltung länger als 12 Stunden dauert, so wende man einen möglichst dicken Katheter an.

Aus Esmarch's Abhandlung *„Aphorismen über den Krebs"*, Vortrag gehalten am dritten Sitzungstage des VI. Congresses der deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin am 6. April 1877 (Langenbeck's Archiv 1878, 22. Band), heben wir Folgendes hervor:

In der klinischen Anschauung decken sich schon lange nicht mehr die Begriffe „Krebs" und „bösartig". Die Zeit ist lange vorüber, in der man glaubte, die Bösartigkeit einer Neubildung sei unzweifelhaft erwiesen, sobald man durch das Mikroskop aus der Gestalt oder der Anordnung der Zellen die krebsige Natur festgestellt hatte, während man sich beruhigte, wenn der Ausspruch des Anatomen lautete: es ist nur ein Sarcom. Viele Sarcome stehen den Krebsen an Bösartigkeit gar nicht nach, ja die schlimmsten Arten der Neubildungen gehören zu ihnen. Umgekehrt nehmen die Geschwülste, welche in der Regel einen gutartigen Verlauf zeigen, hin und wieder durchaus einen bösartigen Charakter an, wie die Enchondrome, Fibrome, Lipome und der einfache Gallertkropf. Warzen im Gesicht können nach einer zufälligen Verletzung im höheren Alter einen bösartigen Charakter annehmen und sich in ulcerirende Krebse verwandeln, ebenso die Atherome der Kopfhaut, wie es schon Dieffenbach und Wernher beobachtet haben. Zwei eclatante Fälle werden in Abbildungen vorgeführt. Ebenso kann die so oft genannte Psoriasis linguae et buccalis zum Krebsgeschwür werden. Auch gewöhnliche Narben und Lupusnarben entarten zu Krebsgeschwüren. Auch in alten Beingeschwüren treten nicht selten krebsige Wucherungen auf. Man weiss sehr wenig darüber, wann und unter welchen Bedingungen gutartige Neubildungen und Narben einen bösartigen Charakter annehmen. Gewisse Reize auf die Haut veranlassen die Entstehung von Neubildungen; so namentlich Tabaksaft, Russ, Paraffin und ähnliche Producte der Destillation rufen Hautcancroide hervor. Oft lässt sich nichts nachweisen und da drängt sich denn doch die Frage auf, ob nicht Constitutionsanomalien oder Dyskrasien

hier eine Rolle spielen. Es ist viel Unfug mit diesem Worte getrieben und man hat dieselben in neuerer Zeit auf die scrophulöse und syphilitische reducirt. Ererbte Dyskrasien dieser Art erzeugen nun aber eine Disposition für die Neubildungen. Nur ist die Schwierigkeit, einen solchen Zusammenhang nachzuweisen, sehr gross. Bei Lupus lässt sich sehr oft Tuberkulose in der Familie nachweisen; die schlimmsten Formen der Scrophulose kommen aus der Gegend, wo früher der morbus dithmarsicus grassirte. Bei sarcomatösen Neubildungen litten die Eltern oft an Syphilis. Der Arsenik ist von allen Mitteln gegen Krebs noch immer das wirksamste. Der alte Langenbeck hat durch die solutio Fowleri eine Frau, die an Carcinom des Uterus litt, geheilt. Da man den Arsenik auch den Pferden giebt, damit sie eine glatte Haut bekommen und der Krebs doch vorzugsweise als eine epitheliale Wucherung angesehen werden muss, so liegt es nahe, denselben gegen diesen zu versuchen. Auch die Untersuchungen von Gäthjens, welcher bei reichlichem Arsenikgenuss eine bedeutende Vermehrung der Stickstoffausscheidung in Folge von Steigerung des Eiweisszerfalls nachweisen konnte, sprechen für die Anwendungen des Arseniks bei bösartigen Neubildungen. Ebenso hat er sich bei malignen Lymphomen bewährt. Von den günstigen Erfolgen des Arseniks als Aetzmittel kann er auch berichten; als Pulver angewendet (Acid. arsenic. u. Morph. muriat. aa 0,25, Calomel. 2,0, Gummi arabic. pulv. 12,0) in Verbindung mit sol. Fowleri. Zugleich wurde die Diät der Krebskranken genau nach den Vorschriften von Beneke regulirt. Derselbe geht von der Idee aus, dass bei der Carcinosis eine bedeutende Vermehrung des Eiweissgehaltes, sowie der phosphorsauren Salze im Blute vorhanden sei und dass die Carcinome sehr reich an Myelin sind; er verbietet deshalb den Kranken alles Albumin und phosphorsauren Kalk und weist sie vorzugsweise auf eine Ernährung durch Kohlenhydrate. Bei dieser Cur sind ganz zu vermeiden: Fleisch jeder Art, ferner Bier und schwere Weine. Dagegen gestattet er frische Gemüse, Spinat, Kohl, gelbe Wurzeln, Kartoffeln, Reis, Mais, Sago, Buchweizen, Brot nur in geringer Menge, Obst, Zucker, Fett, Butter, Thee, Chokolade, Rhein- und Moselweine, kein kalkhaltiges Wasser. Auch die Canquoin'sche Chlorzinkpasta bewährte sich einige Mal, ebenso die Elektrolyse. Auch durch das Jodkali, die Jodschmierkur in Verbindung mit dem inneren Gebrauche des Jods können grosse Sarcome zum Schwinden gebracht werden. Manche Neubildungen hängen gewiss mit erworbener oder ererbter Syphilis zusammen. Alle neueren pathologischen Anatomen stimmen darin überein, dass es oft schwierig ist, die Producte der tertiären Lues, die Syphilome, von sarcomatösen Neubildungen zu unterscheiden. Das von Hebra beschriebene Rhinosclerom und die Psoriasis buccalis und linguae wächst oft auf syphilitischem Boden. Dieffenbach empfahl daher vor oder nach der Exstirpation von Krebsgeschwülsten, die Kranken energische innere Curen (Zillmann'sches Decoct u. s. w.) durchmachen zu lassen. Ulcerirte Gummata und syphilitische Geschwüre der Lippen werden oft als Lippenkrebse ausgegeben. Das ulcus rodens oder der cancer rodens der Engländer ist vielleicht nichts anderes als eine Form der inveterirten Lues.

Esmarch macht daher keine Exstirpation von Krebs, bevor er sich nicht durch die mikroskopische Untersuchung von der Natur überzeugt hat. Man braucht zu diesem Zwecke ja nur ein kleines Stück abzuschneiden. Es giebt ja noch andere Neubildungen, welche ohne mikroskopische Untersuchung mit Krebs verwechselt werden könnten, z. B. die Sycosis parasit. Deshalb keine Exstirpation von krankhaften Neubildungen ohne vorherige Diagnose.

Zweierlei haben wir zu moniren: die Schlussfolgerung Esmarch's steht im diametralen Widerspruche mit seinen vorherigen Ausführungen. Denn anfänglich hat er auseinandergesetzt, dass man sich nicht bei der mikroskopischen Untersuchung be-

ruhigen könne, wenn dieselbe blos ein Sarcom nachgewiesen. Und jetzt am Schlusse giebt er trotzdem den Rath, jedes Mal eine mikroskopische Untersuchung vorzunehmen.

Anderntheils ist es ein Widerspruch, wenn er überhaupt nur zwei Dyskrasien annehmend, doch gegen Krebsgeschwülste, auch wenn sie exstirpirt sind, eine solche Diät anwenden lässt, die nothwendig zur Annahme einer besonderen Krebsdyskrasie führen muss.

Diese moderne Ansicht der Dyskrasien wird sich nicht lange behaupten können, sondern von selbst verschwinden, sobald man exacte chemische Untersuchungen des Blutes wird vornehmen können. Die ganze Schwierigkeit der Krebsfrage lässt sich dadurch vielleicht heben, dass man eine Krebsdyskrasie und blos örtliche Krebse annimmt. Ueberhaupt ist es ganz ungerechtfertigt, nur allein das Gewebe als Maassstab der Bestimmung einer Krankheit anzunehmen. Wie man früher, ohne Rücksicht auf die Aetiologie und die pathologischen Veränderungen, blos aus den während des Lebens herrschenden Krankheitssymptomen Krankheitsanomalitäten construirte, so construirt man jetzt letztere nur allein aus den todten Geweben. Obschon jeder pathologische Anatom weiss, dass die Syphilis ebensolche Veränderungen hervorbringen kann als der Krebs, aber dass man nicht weiss, ob man es Syphilom oder Sarcom nennen soll. Das kommt daher, wenn man die Aetiologie, die Anamnestik, die Klinik und die pathologische Anatomie von einander trennt. Man sollte stets bedenken, dass gleiche Ursachen nicht immer gleiche Wirkungen haben, dagegen ungleiche Ursachen oft dieselben Wirkungen erzielen. Letzteres hat man bei der pathologischen Anatomie vergessen und begeht daher stets einen Fehlschluss, wenn man von den pathologischen Befunden auf die Ursache schliessen will.

Auch vermögen wir nicht einzusehen, wie man bei den Beneke'schen Krebsdiät es mit chemischen Gründen vertheidigen kann, Brot den Patienten zu verbieten, dagegen Mais und Buchweizengrütze zu erlauben.

Grosse Verdienste erwarb sich Esmarch durch sein *„Handbuch der kriegschirurgischen Technik“*, ein Werk, das bisher in der militärischen Chirurgie fehlte und das in Zukunft ungemein viel dazu beitragen wird, das durch den Krieg erzeugte Elend zu mildern.

Dieses Buch ist „Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta, der hochherzigen Gönnerin der Kriegsheilkunst, der allbewunderten Führerin im Kampfe der Menschenliebe gegen des Krieges Schrecken“ gewidmet.

Die Bedeutung dieses, in der Literatur einzig dastehenden, Werkes, das von allen Esmarch'schen literarischen Leistungen ohne Frage die Palme verdient, ergiebt sich am besten aus den eigenen Worten des Verfassers:

„Um die Interessen der Humanität unter dem Symbole des rothen Kreuzes auch im Frieden zu fördern, hatten Ihre Majestät die deutsche Kaiserin in Veranlassung der Wiener Weltausstellung zwei grosse Preise auszusetzen geruht, den einen derselben für das beste Handbuch der kriegschirurgischen Technik.

Nach den Bestimmungen, von deren genauer Innehaltung die Preisertheilung abhängig gemacht wurde, sollte dieses Handbuch „in prägnanter Kürze durch eine Schilderung der verschiedenen Verbandmethoden und Verbände, wie der im Felde vorkommenden Operationen den jetzigen Standpunkt der kriegschirurgischen Technik so wiedergeben, dass es zum unentbehrlichen Begleiter und praktischen Hülfsmittel für jeden Feldarzt werde.“

Von der aus drei Mitgliedern bestehenden Preisjury, dem Herrn Geh. Ober-Medicinalrath und Generalarzt Professor Dr. B. von Langenbeck in Berlin, dem Herrn Hofrath Professor Dr. Billroth in Wien und dem Herrn Professor Dr. Socin in Basel wurde dem Verfasser dieser Schrift der erste Preis zuerkannt.

Dieselbe erscheint erst jetzt, weil die Herstellung der Abbildungen viele Zeit und Arbeit erfordert hat.

Der Verfasser hat sich streng an die Bestimmungen der Preisaufgabe gehalten und ist dabei von dem Gedanken ausgegangen, dass ein solches Handbuch vorzugsweise dazu dienen solle, dem Gedächtniss zu Hülfe zu kommen. Dieses lässt sich besser durch Bilder als durch viele Worte erreichen. Denn im Felde hat Niemand die Zeit, viel zu lesen. Ein Blick aber auf eine Abbildung, welche einen Verband, eine Operation, ein anatomisches Präparat deutlich wiedergiebt, vermag am schnellsten Das zurückzurufen, was früher erlernt, im Gedränge kriegerischer Ereignisse dem Gedächtniss entschwunden war.

Das Buch enthält deshalb viele Bilder mit möglichst kurzem Text.

Wenn der Chirurg im Frieden vor einer grösseren Operation gern seine anatomischen Handbücher und Bilderwerke zu Rathe zieht, um sich über das Operationsfeld zu orientiren, im Felde muss er diese Hülfsmittel schmerzlich entbehren. Deshalb sind bei den grösseren Operationen die wichtigeren anatomischen Verhältnisse durch deutliche Abbildungen illustrirt, die zum Theil guten anatomischen Kupfertafeln entnommen, zum grossen Theil für diesen Zweck neu hergestellt sind.

Ausser dem Hauptzweck hat der Verfasser noch folgende ins Auge gefasst:

1) Das Buch sollte geeignet sein, zum Unterrichte nicht nur für angehende Militärärzte, sondern auch für Krankenpfleger zu dienen, da die Aerzte im Kriege nicht selten in die Lage kommen, ihr Wartepersonal selbst erst ausbilden zu müssen. Durch Benutzung der Abbildungen kann ihnen diese Aufgabe erleichtert werden. Auch ist aus diesem Grunde auf die Improvisirung von Verbandgegenständen besondere Rücksicht genommen.

2) Das Buch sollte für die Organe der freiwilligen Hülfe ein Wegweiser sein bei der Anschaffung und Bereithaltung von Verbandgegenständen, Appa-

raten und Instrumenten, wie sie vorzugsweise im Kriege gebraucht werden. Es könnte als ein illustrirter Katalog für die freiwilligen Hülfsdepôts dienen und dem Arzt, der Verbandmaterial von den Depôts zu erhalten wünscht, durch Hinweisung auf die Abbildungen viele Worte ersparen.

3) Das Buch sollte dem Arzte, der in einem kleinen Orte ein Lazareth hat aufschlagen müssen, behülflich sein, dem Handwerker seine Wünsche betreffs Anfertigung von Apparaten zur Behandlung der Verwundeten durch Hinweis auf die Abbildungen deutlich zu machen."

Das Buch selbst zerfällt in zwei grosse Hauptabtheilungen. Der erste Theil erörtert die Verbandlehre und enthält folgende Capitel: Allgemeine Regeln für die Behandlung der Wunden und Verletzungen, die Bedeckung der Wunden, das Reinigen der Wunden, die Wärmeentziehung, der Occlusionsverband, die antiseptische Verbandmethode Lister's, die Vereinigung der Wunden, die Binden, die Tuchverbände, die Schienenverbände, die erhärtenden Verbände, Verbände am Kopfe, Verbände des Gesichts, Verbände am Halse, Verbände an der oberen Extremität, Verbände an der unteren Extremität, Verbände am Rumpfe.

Der zweite Theil enthält die Operationslehre. Dieselbe wird in folgenden Capiteln abgehandelt: Chloroformnarkose, die Blutstillung, der Aderlass, die Transfusion, die Absetzung der Glieder, die Resection der Glieder, die Indicationen für die Amputation und Resection der Glieder, die Resection am Schädeldach, die innere Untersuchung und die Säuberung der Schusswunden von Fremdkörpern und infectiösen Stoffen, die hypodermatische Einspritzung, die Tracheotomie, die Eröffnung der Brusthöhle, die Darmnaht, der Harnröhren- und Blasenschnitt, Operationen bei künstlicher Beleuchtung, zur Lagerung der Verwundeten.

In Zukunft dürfte dieses instructive Buch wohl der Begleiter jedes Militärarztes in einem Feldzuge sein und sich ihm stets als treuer und zuverlässiger Berather erweisen.

Was der Verfasser erstrebte, hat er im vollen Maasse erfüllt, ja, er hat mehr geboten, als seine Absicht war.

Auf eine bewunderungswürdige Weise hat er es verstanden, in kurzen, wenigen Worten das Wesentliche jedes chirurgischen Verfahrens und Handelns anzugeben.

Die beigegebenen Holzschnitte und Tafeln in Farbendruck erheben sich weit über die gewöhnlichen Leistungen in diesem Genre; sie dürften den höchsten Ansprüchen der Kunst entsprechen.

Kurz, wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, dass, wie das, unter Moltke's Leitung abgefasste, Werk des Generalstabs über den heiligen Krieg ein bleibendes Document der theoretischen und praktischen Tüchtigkeit des deutschen Heeres ist, in derselben Weise das Esmarch'sche Werk ein dauerndes Denkmal der Superiorität der deutschen kriegschirurgischen Technik vor der der übrigen Culturvölker darstellt. Das Buch wird viele Auflagen erleben und viele Jahre werden vergehen, bevor es von einem besseren übertroffen werden wird.

(Fortsetzung folgt.)

III.

Beiträge zur Geschichte der Dermatologie.

I. Das Alterthum.

Hippokrates und die Hippokratiker.

Von Prof. Dr. **V. Janovský,**

Vorstand der dermatologisch-syphilidologischen Klinik an der böhmischen medicinischen Facultät zu Prag.

In dem weiten umfassenden Gebiete der Medicin giebt es Disciplinen, welche besonders in der neueren Zeit eine ziemlich stiefmütterliche Behandlung erfuhren, und unter diese zählt in erster Reihe die Geschichte unserer medicinischen Wissenschaft. Bei dem riesigen Materiale, welches durch die enorme, freilich wieder andererseits nothwendige Specialisirung an die Kräfte des Einzelnen fast unlösbare Anforderungen stellt, geräth die Geschichte der Medicin immer mehr in Vergessenheit. Von den Universitäten ist sie, mit wenigen Ausnahmen, fast vollkommen verbannt; die jüngeren Generationen wenden sich der Bearbeitung der Tagesfragen in den verschiedenen Specialzweigen zu und finden da eine lohnendere Ausbeute, als sie scheinbar die Beschäftigung mit historischen Wissenschaften bietet. Fast scheint es, als ob die goldene Aera der Geschichtsforschung, die Aera der Regeneration dieser Wissenschaft, welche sich an die Namen eines Curt Sprengel, Rosenbaum, Hirsch, Häser, Daremberg knüpft und welche zu Ende des 18. und im Beginne und in der Mitte des 19. Jahrhunderts sich der grössten Ausbreitung erfreute — vergangen wäre. Spärlich begegnen uns historische Arbeiten und noch spärlicher werden dieselben berücksichtigt. Und doch lässt es sich wohl nicht von der Hand weisen, dass gegen die übermässige Specialisation und die daraus hervorgehenden Nachtheile eben das

Studium der Geschichte der Medicin eine kritische Richtschnur dem Studirenden und jüngeren Arzte bieten würde, welcher derselbe späterhin vollkommen entbehrt. Ja, es erscheint doch dringend nothwendig, dass derjenige, welcher in einer Specialdisciplin arbeiten will, sich mit der Geschichte derselben innig vertraut macht, um Irrwege vermeiden und die Grundlagen kennen zu lernen, auf welchen er weiter bauen soll. Indess haben wohl sämmtliche Klagen dieser Art bei der jetzigen Richtung der Wissenschaft einen mehr akademischen Charakter; scheint es ja doch selbst, als ob die Lehrer der verschiedenen medicinischen Disciplinen die Geschichte für überflüssig hielten, und mancher neueren Arbeit, in welcher historische Hinweisungen nicht umgangen werden können, sieht man den Mangel eines eingehenden Quellenstudiums ganz deutlich an. Unter diejenigen Fächer, welche sich einer historischen Bearbeitung bisher am allerwenigsten, wenigstens in zusammenfassenden Monographien, zu erfreuen hatten, gehört die Dermatologie. Es bleibt hier ein weites Feld zu fruchtbarster Bearbeitung übrig. Wir sehen wohl in den einzelnen Lehrbüchern und Handbüchern mehr oder minder gute historische Notizen, allein zusammenfassende Arbeiten, mit Ausnahme der wenigen, unten anzuführenden, die giebt es gar nicht, und die Geschichte der Dermatologie ist eben wie die Geschichte anderer Disciplinen erst zu schreiben. Es lässt sich nicht leugnen, dass, wie wir dies speciell in der Einleitung zur Dermatologie der griechischen Autoren ausführen wollen, dieses Thema mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Wir wissen, dass die älteren Ansichten über Hautkrankheiten der allgemeinen pathologischen Grundsätze bis auf die neueste Zeit ermangeln, dass die Efflorescenzenlehre in der alten Zeit sehr geringe Beachtung gefunden u. s. w. Es sind dies Hindernisse, welche ebenso wie die Schwierigkeiten philologischer und etymologischer Studien es uns erklären, warum wohl sehr viel zu verschiedenen Zwecken in die Ansichten alter Aerzte hinein interpretirt wurde, und weshalb wir denn doch eigentlich so wenig Verlässliches und Positives über die Ansichten der alten Aerzte über Hautkrankheiten wissen. Eine kritische Sichtung thut da vor Allem noth. Es ist auch hier wohl viel besser, das Unvermögen einer Deutung verschiedener Bilder einzugestehen, als an manchen, von ehrwürdigen Mythen umsponnenen Begriffen nicht

zu rütteln, Hypothese über Hypothese zu häufen und weitere Exegesen noch zu erschweren.

Der Zweck der folgenden Mittheilungen, in welchen der Verfasser die Ergebnisse seiner Studien übermittelt, denen er sich als ehemaliger akademischer Lehrer der Geschichte der Medicin durch längere Zeit hingab, ist keineswegs derjenige, eine Geschichte der Hautkrankheiten zu schreiben: dies müsste mit einem ungleich grösseren und kritisch gesichteten Materiale von einem Manne geschehen, welcher etwa Häser's genialen historischen Scharfblick mit dem gründlichen Quellenstudium eines Curt Sprengel verbinden könnte. Dies ist eine Aufgabe, welche erst der Zukunft vorbehalten bleiben muss. Der Verfasser beabsichtigt mit dieser Arbeit blos einige Beiträge zu liefern für denjenigen, der einmal im Stande sein wird, eine zusammenfassende Arbeit zu schreiben. Diese Zeilen haben blos den Zweck, die einzelnen Kenntnisse über Hautkrankheiten bei einzelnen Autoren der früheren Zeit zusammenzustellen und vor Allem die Ansichten römischer und griechischer Autoren, denen nach Maassgabe noch die Autoren des Mitttelalters folgen sollen, zu sichten und das vorhandene Material festzustellen.

Vor Allem erscheint es nothwendig, sich über zwei Fragen im Allgemeinen zu äussern und zwar über die Frage der Quellen der Kenntnisse griechischer Autoren über Dermatosen und die Frage, in wie weit wir überhaupt bei Griechen und Römern dermatologische Kenntnisse in dem heutigen Sinne dieses Wortes voraussetzen können.

Was die erste Frage anbelangt, so wäre diese Frage wohl sehr schwierig zu lösen, und es soll hier auch gar nicht der Versuch gemacht werden, an eine Lösung derselben heranzutreten. Es hängt nämlich gewiss die Frage nach dem Ursprunge dermatologischer Kenntnisse bei den Griechen innig zusammen mit der genauen Kenntniss des Standes dieser Disciplin bei den orientalischen Völkern, vor Allem bei den Indern, Assyrern, Babyloniern, Juden und Aegyptern. Allein mit Ausnahme der medicinischen Kenntnisse der Israeliten, welche insbesondere im 19. Jahrhundert viele Bearbeiter fanden, welche sowohl die Medicin der alten religiösen Dokumente als auch des Talmuds und seiner Exegetiker zum

Gegenstande haben, ist die Lösung dieser Frage mit enormen Schwierigkeiten verbunden. Es ist die unumstössliche Ueberzeugung des Schreibers dieser Zeilen, dass zur Beurtheilung der historischen medicinischen Quellenkunde, namentlich in der Dermatologie, eine gründliche, genaue Kenntniss der orientalischen Sprachen nothwendig ist; denn dass man sich auf Uebersetzungen nicht verlassen kann, das hat wohl am besten Hessler's Uebersetzung des Susrûtas gelehrt. Und da steht ja noch die Angelegenheit bezüglich der indischen Medicin besser als bezüglich der Medicin anderer Völker. So wissen wir ja bisher trotz der reichen Funde neuerer Zeit von der Medicin des assyrisch-babylonischen Völkerstammes sehr wenig; auch die Medicin der Aegypter wurde trotz der hervorragenden Arbeiten von Brugsch, Lepsius, Ebers, Maspero noch nicht zum Gegenstande eines eingehenden Quellenstudiums gemacht.

Bei unserer Specialdisciplin wäre es aber nothwendig, mehr wie bei einer anderen, dass diese Studien von einem Dermatalogen gemacht würden, ein Postulat, welches wohl nicht so bald zu erfüllen sein wird. Das, was wir aus den Uebersetzungen erfahren, ist oft so undeutlich und unklar, dass wir unmöglich die richtige Deutung den verschiedenen Bildern geben können.

Ein kurzer Hinweis auf die verschiedenen, bei den Uebersetzungen morgenländischer Werke vorkommenden Deutungen bekräftigt das Gesagte.

Zahlreiche Belege zu der soeben ausgesprochenen Ansicht bietet — wenn wir vorerst auf die indische Medicin hinweisen wollen — gleich die Uebersetzung Suśruta's durch Hessler (Suśruta 'Aynrvédas — Id est medicinae systema a venerabili D'hanavantare demonstratum a Suśruta discipulo compositum. Nunc primum ex Sanskrita in latinum sermonem vertit Dr. Fr. Hessler. Erlangen 1844—1850). Wir wollen hier gleich von der Frage abstrahiren, welche im Anfang dieses Jahrhunderts bis jetzt ventilirt wurde, ob nämlich Suśrutas wirklich ein so altes Werk sei, wie die ersten darüber streitenden Autoren annahmen[1]). (Bekanntlich hat Haas in einer gründlichen Abhandlung, welche vor drei Jahren in der

1) Siehe hierüber Weber's akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. 2. Aufl. Berlin 1876 S. 286; dann Haeser l. c. S. 17.

Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft erschien, sich eifrig und mit einem grossen Aufwande eines scharfsinnig kritisch-gesichteten Materials für die Ansicht eingesetzt, dass das unter dem Namen Suśrutas bekannte Werk arabischen Ursprunges sei.) Diejenigen Stellen aus Hessler's Uebersetzung (welcher freilich sämmtliche Sanskritforscher grobe Fehler vorwerfen), welche sich auf Dermatosen beziehen, lassen an Unklarheit Nichts zu wünschen übrig und machen den Wunsch nach einer baldigen kritischen Sichtung dieser Angaben auf Grundlage etwa der Ausgabe von Madhusūdana Gupta und an der Hand des vorzüglichen Werkes von Wise (Review of the history of medicin. London 1867) rege. — So handelt z. B. bei Hessler das 5. Capitel des Buches Nidánast' hána über die Pathologia leprarum; aus der Beschreibung dieser lepra, von der 7 magnae leprae, 11 parvae leprae und 18 einfache leprae existiren, sehen wir, dass eigentlich der Name lepra für den Autor der Abhandlung ein Sammelname war, indem, soviel aus der lateinischen Uebersetzung zu ersehen ist, Vegetationen, Herpes, juckende Ausschläge, Anomalien der Schweisssecretionen, Geschwüre in diesem Capitel beschrieben werden. Auch pustulöse Affectionen (S. 181) werden hier subsumirt. Es scheint also unter dem Namen des Aussatzes (kushta) eine Reihe der verschiedensten Exantheme inbegriffen worden zu sein.

Das 12. Capitel desselben Buches umfasst die Pathologie der Elephantiasis, welche etwas besser beschrieben zu sein scheint, jedoch besonders zum Schlusse des Kapitels nicht genügend vom Aussatze getrennt wird.

Häufige Erwähnung von Hautkrankheiten bietet auch das Buch Chikitsitast'hána. Im 9. Capitel wird die Therapie des Aussatzes behandelt (interessant ist dabei die Anwendung des Arsen). Die folgenden Capitel sind der Behandlung der grossen Lepra gewidmet. Das 20. Capitel ist auch ein Beleg zu der vagen Begriffsbestimmung in medicinischer Beziehung; es handelt von der Therapie der turpium morborum. Hier finden wir die Behandlung des mentagra, ohne dass es klar wäre, ob wir darunter die Sykose verstehen sollen. Ebenso erwähnt die Uebersetzung eine „scabies", welche Erwähnung gewiss in einem Uebersetzungsfehler Hessler's beruht, ferner Stellen über Porrigo, den, wie bekannt, in der modernen Dermatologie etwas vagen Begriff, ferner über Alopecie

und über eine mit Jucken am Hodensack verbundene Erkrankung, wahrscheinlich ein Eczem. Alle diese Stellen lassen auch nicht mit annähernder Gewissheit erkennen, um was für Grundleiden es sich handelte. Wohl hat Wise (l. c.) in dieser Beziehung Manches kritisch gesichtet, aber Vieles ist bis jetzt unerklärt geblieben. — Jedoch schon zu vedischer Zeit treten uns besonders im Atharva-Vêda Krankheitsbeschreibungen entgegen, welche auf Dermatosen bezogen werden. So ist es besonders der Begriff des takman, der pâman und der bâlasa, von welchen angenommen wurde, dass sie etwa fieberhaften Dermatosen entsprechen. Nun hat Grohmann in einer eingehenden und lichtvollen Arbeit, welche mit einer selten vereinigten philologischen und medicinischen Erudition geschrieben wurde (Medicinisches aus dem Atharva-Vêda mit besonderer Beziehung auf den Takman, aus Weber's: Indische Studien IX. Bd. S. 381) bewiesen, dass man unter dem Takman nicht, wie dies bis in die neueste Zeit geschah, eine fieberhafte Hautkrankheit zu verstehen habe, sondern dass diese, entgegen Roth's Ausführungen, eine Malaria sei, in deren Verlauf Complicationen vorzukommen pflegen. So beweist hier Grohmann, dass die bâlasa nicht als eine Complication an der Haut, sondern als Geschwulst oder krankhafte Anschwellung im Allgemeinen zu betrachten sei. In kritischer Weise wendet er sich auch gegen die Auslegung des Wortes pâman und Uebersetzung desselben durch Krätze (Scabies). Viel eher lässt sich darunter eine Urticaria oder ein pustulöser Ausschlag verstehen.

Weitere Stellen, welche sich auf Hautkrankheiten beziehen, liessen sich wohl aus jenen zahlreichen Werken schöpfen, welche die Bibliothek zu Oxford enthält und über welche Aufrecht seinen in Fachkreisen bekannten Katalog schrieb (Cathalogis codicum manuscriptorum bibliothecae Bodleianae, pars VIII et IX. Oxoniae 1864). Bei Durchsicht dieses Kataloges fallen uns folgende Nummern auf, welche wir unseren sanskritkundigen Collegen zur Berücksichtigung empfehlen würden: Nr. 745 Rugvinischayas des Mádhavas; hieraus die Capitel 49: gaṇḍamálá (scrophulosis), 53: ślípada (elephantiasis), 55—59: de variis ulceribus et tuberibus, 63: kushta (lepra), 68; visarpa (erysipelas), 69: visphoṭa (pustula), 70: ṁasúrikâ (variolae).

Auffallend ist auch der häufige Gebrauch des Merkur im Manuscripte Nr. 759 'Ananda kandas, dann im Manuscripte Nr. 762

rasendrachintámanis, ferner Manuscript 764, Yogaratnamálá Capitel 51—54 lomaśátana über die Behandlung der Kahlheit.

Wir ersehen aus dem hierüber nur kurz Angeführten, dass in dieser Beziehung vor Allem ein gründliches Quellenstudium nothwendig ist, ehe wir uns über die Ansichten der indischen Aerzte über Dermatosen näher auslassen können. Ob von dieser Seite ein Einfluss auf die griechischen Aerzte stattgefunden hat, wenigstens in den früheren Zeiten, namentlich mit Rücksicht auf unser Thema, das ist eine Frage, welche sich heutzutage wohl nicht gut entscheiden lässt.

Was die zweite Nation anbelangt, welche auf einer hohen Stufe der Entwickelung in vorgriechischer Zeit stand, nämlich die Aegypter, so bieten die Angaben der auf uns gekommenen Reste ihrer ältesten Litteratur in unserer Wissenschaft sehr viel Unbestimmtes. Was wir unter „ubennu" zu verstehen haben, ist ebenso nicht klar, wie eine genauere Beschreibung der „uchet" und auch die Frage, ob die „hmaou"[1]) erysipelas gewesen sei, ist noch sehr unentschieden. Brugsch (Notice raisonnée d'un traité medical. Vatant du XIV. siècle avant notre ere Leipzig 1863) erwähnt S. 7 maladie de sery, eine Art von Macula oder S. 8 eiternde Affectionen.

Von den medicinischen Kenntnissen der Assyrier und Babylonier wissen wir fast gar Nichts. Auch in der Medicin der Chinesen ergiebt sich für unsere Zwecke nicht viel. Merkwürdig ist die Stelle in Tsch'hang ki (Pfizmaier: Die Erklärung einer alten chinesischen Semiotik, Sitzungsberichte der phil. historischen Classe der k. Akademie der Wissensch. 51. Bd. S. 95 sq.): „wenn die Augenbrauen fünf Farben zum Vorschein kommen lassen, ist der Sitz der Krankheit die Haut", ebenso S. 96 ibidem von den Haaren.

Was die Ansichten der Israeliten anbelangt, so beziehen sich die im alten Testament und im Talmud befindlichen Stellen meist auf den Aussatz, worüber die Arbeiten Israel's, Wunderbar's, Friedreich's, Trusen's, Finaly's und namentlich die neueren Arbeiten Rabbinovicz's Aufschluss geben.

Die angeführten Betrachtungen illustriren wohl zur Genüge

1) Siehe Häser l. c. S. 53. — Ferner Brugsch, Ueber die medicinischen Kenntnisse der alten Aegypter u. s. w. Allgem. Monatsschr. für Wissenschaft und Literatur. Braunsch. 1853. S. 44—56; dann Ebers, Aegyptol. Zeitschrift 1873. Mai- und Juniheft. S. 41 ss.

den Ausspruch, welchen wir bereits oben thaten, dass die vielleicht noch sehr reichen Schätze der orientalischen Dermatologie nur von demjenigen zu heben sind, welcher genaue philologische Kenntnisse mit einer fachwissenschaftlichen Ausbildung verbindet.

Was die Beantwortung der zweiten Frage anbelangt, in wie weit wir bei Griechen und Römern eine Kenntniss der Dermatosen vermuthen können, so erfährt diese Frage, im Sinne der Begriffe unserer modernen Dermatologie gelöst, eine im ganzen ungünstige Beantwortung. Vor Allem lässt sich nicht leugnen, dass eine selbstständige Auffassung der Hautkrankheiten, eine klare Erkenntniss der Dermatosen, wie wir dies noch näher bei Hippokrates ausführen werden, von den humoral-pathologischen Ansichten nicht günstig beeinflusst wurde. Die Humoral-Pathologie beherrschte sämmtliche ärztlichen Systeme der alten Welt; die zwei hervorragendsten Aerzte des Alterthums: Hippokrates und Galenus sind ja die eigentlichen Begründer der Humoral-Pathologie, und mit Ausnahme der Schule der Methodiker, in welcher wir die ersten Andeutungen von solidar-pathologischen Ansichten finden, welche aber auf unsere Disciplin ganz ohne Einfluss blieb, finden wir blos humoral-pathologische Ansichten. Ja, der Einfluss derselben erstreckte sich noch weit in das Mittelalter hinein und brach erst im 16. Jahrhundert, in der Epoche der Entwickelung der Anatomie, zusammen. Den Humoral-Pathologen mussten die Hautkrankheiten stets nur in zweiter Reihe berücksichtigenswerth erscheinen; sie waren für dieselben nichts Idiopathisches und nichts Primäres; es waren Apostasen und kritische Erscheinungen, deren Gestalt, Configuration u. s. w. nur in den allerwenigsten Fällen eine nähere Beschreibung erfuhr. Es ging den Hautkrankheiten so wie den venerischen und syphilitischen Erkrankungen, welche als Ausdruck der Erkrankung innerer Organe angesehen wurden. Sehr selten begegnen wir, wie bei A. C. Celsus, einer eingehenden Würdigung der Erscheinungsformen der Hauterkrankungen. Andererseits konnten auch diejenigen Hautkrankheiten, welche wir als Folgen diathetischer und constitutioneller Erkrankungen ansehen, nicht die richtige Würdigung von Seite der alten Aerzte erfahren, da ihnen der Begriff einer constitutionellen Erkrankung vollkommen fehlte. Wie Rosenbaum[1]) bemerkt, deutet ja schon

1) Zur Geschichte und Kritik der Lehre von den Hautkrankheiten. Halle 1844.

der Name „Blüthen“ — ἐξανθήματα — efflorescentiae einen Krankheitsstamm an, welcher im Innern des Organismus seine Wurzel geschlagen hatte. Nebstdem dürfen wir nicht vergessen, dass der Aussatz, wie dies aus den classischen Arbeiten Hensler's, Hirsch's, Häser's hervorgeht, schon frühzeitig eine bedeutende Rolle zu spielen begann und das Seinige dazu beitrug, die Begriffe über Hautkrankheiten zu verwirren. Freilich darf, wie dies schon Rosenbaum betont, daraus nicht geschlossen werden, dass wir aus den Schriften der Alten keinen Nutzen für die Kenntniss der Hautkrankheiten ziehen können; wir müssen uns blos in die Denkungsweise der alten Aerzte vertiefen, wir dürfen nicht in die von ihnen geschilderten Bilder unsere modernen Begriffe hineindeuten wollen, wir dürfen uns besonders nicht der Mühe entschlagen, vergleichende Studien z. B. über Benennungen von Dermatosen bei verschiedenen Schriftstellern des Alterthums anzustellen, und wir werden uns dann gewiss überzeugen, dass die Mühe, die wir uns nehmen, nicht umsonst ist, indem sie uns über manche Unklarheiten hinüber hilft und das Studium der Alten zu einem höchst anregenden und nutzbringenden gestaltet.

Nach Beantwortung dieser zwei Fragen gehen wir nun daran, nach den leider spärlichen Arbeiten uns umzusehen, welche sich speciell mit der Dermatologie des Alterthums befassten; leider ist hier die Ausbeute eine sehr geringe. So viel der Verfasser dieser Zeilen ersah, existiren zusammenfassende geschichtliche Arbeiten über die Dermatologie der Alten nur in äusserst spärlicher Anzahl. Von älteren Arbeiten ist hierher zu zählen: Wigerus Hendericus Idzerda, Specimen medicum inaugurale continens doctrinam de morbis cutaneis secundum Hippocratem. Gronningae 1836; dann Rosenbaum's bereits erwähntes Buch, welches jedoch die Ansichten der alten Aerzte über Dermatosen blos cursorisch auf drei Seiten behandelt und erst von den Zeiten Mercuriali's und Haffenreffer's mehr Aufmerksamkeit der Literatur widmet. Von Dermatologen ex professo hat Bärensprung in seinem leider unvollendet gebliebenen Werke: „Die Hautkrankheiten“. Erlangen 1859 — die gründlichste Abhandlung über die Dermatologie der Alten geliefert, welche sich namentlich mit Hippokrates befasst

und zu welcher wir im Verlaufe dieser Arbeit noch einigemal zurückkehren werden. Rosenbaum citirt in seinem Buche noch zwei, dem Verfasser dieser Arbeit jedoch nicht zugängliche Monographien: Dorl Johannes Georgius, Dissertatio s. rudimentum exanthematologiae ejusque sectionem. I. II. Jennae 1794 — und Ernst Ludv. Wilhelm Nebel, Antiquitates morborum cutaneorum. Giessener Dissertation 1793. — Godofredus Grunner in seinem Morborum antiquitates. Breslau 1774 — giebt besonders in den von Seite 109 (de iis morborum generibus, ubi nominis dissensio, rei vero conspiratio est) und zwar unter den Titeln 1, 5 und besonders 7 sehr schätzenswerthe Fingerzeige, welche in etymologischer Beziehung bis zum heutigen Tage nichts an ihrem Werthe verloren haben, befasst sich jedoch ebenfalls nicht mit einer systematischen Geschichte der Dermatologie der Alten. Von neueren Lehrbüchern findet sich besonders bei Rayer (Traité théorique et pratique des maladies de la peau. Paris 1835) eine cursive Uebersicht der Benennungen des Hippokrates und Galenus, ferner bei jeder Erkrankung historische Bemerkungen; jedoch auch hier ist der Sache nicht auf den Grund gegangen. Hebra in seinem epochalen Werke, ebenso Kaposi in den von ihm bearbeiteten Abschnitten berührt kurz die Geschichte einer jeden Dermatose. Blos das einzige Kapitel des Aussatzes hat von den Israeliten her bis auf die neueste Zeit zahlreiche Bearbeiter gefunden, unter denen besonders Hensler's classische Arbeit „Zur Geschichte des abendländischen Aussatzes im Mittelalter“ bis zum heutigen Tage mustergültig dasteht. — Was den Aussatz anbelangt, so wollen wir denselben nicht zum Gegenstande einer besonderen Schilderung machen, indem weit berufenere Kräfte hierüber ihr massgebendes Urtheil fällten, wir werden uns blos im Falle des Bedarfes auf diese Arbeiten beziehen.

Wir wollen in Folgendem ganz kurz den Inhalt der Arbeiten Idzerda's, Rosenbaum's, Bärensprung's und Rayer's andeuten, hierauf nach dem jetzigen Stande der hippokratischen Kritik mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiten von Littré jene Stellen aus den echten Werken und später aus den Werken der hippokratischen Schule, den sogenannten unechten Schriften hervorheben, welche sich auf Dermatologie beziehen und unsere Ansichten darüber äussern. Schliesslich wollen wir die hieraus resul-

tirenden Ansichten des Hippokrates und der Hippokratiker zusammenfassen und uns bemühen, ein Bild der damals herrschenden Ansichten zu geben.

Die bereits citirte Arbeit Idzerda's berührt in der Einleitung kurz den Standpunkt der damals (1838) eben massgebenden Ansichten Willan's und Batemann's und beklagt mit zutreffenden Worten die Schwierigkeit des Studiums der Hautkrankheiten bei den Alten. „Jam licet haec omnia plurimi aestimanda sint — — dolendum, cum ex veterum scriptis etiam res perplures fertiles colligi possint, synonymorum imprimis nomenclatura confusa, aditum admodum cohiberi.“ — Hierauf streift er das Verhältniss der griechischen Philosophenschulen zu den Aerzten in einer nicht ganz zutreffenden Art und Weise, bespricht die exoterische Tempelmedicin, den Unterschied der knidischen und koischen Schule nach den bekannten Ansichten und giebt einen kurzen Abriss der Begriffe des Hippokrates.

Auf S. 7 fasst er dasjenige über Anatomie und Physiologie der Haut zusammen, was er bei den hippokratischen Schriften fand. Bezüglich des Buches *περὶ φύσιος παιδίου*, wo sich Andeutungen über die Eigenschaften der Epidermis vorfinden, weicht er insofern von den jetzigen Ansichten ab, als er dieses Buch in die alexandrinische Zeit verlegt, währenddem es doch noch am ehesten zu Polybos Zeit geschrieben zu sein scheint. So geht es wenigstens aus den Arbeiten von Ermerins und Littré hervor, welche, wie bekannt, diese Schrift als einen Theil einer grösseren nach-hippokratischen Schrift ansehen. Ebenso sind die weiteren Citate aus dem Buche *περὶ σαρκῶν* und *περὶ ἀδενῶν* nach-hippokratisch, das erste Buch wahrscheinlich (vide Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin 3. Aufl. S. 118) nach-aristotelisch. — Die Ansicht, welche Idzerda ausspricht, dass Hippokrates vom Schweisse selten geschrieben habe, ist wohl nicht zutreffend, wie wir in Weiterem nachweisen werden. Auch erscheint die Stelle „morbos cutaneos triplici respectu consideravit Hippocrates scilicet: sive sponte prodeant, sive abscessu matuque naturae critico exoriantur, sive denique haud ita morbi quam foeditates existant“ — nicht ganz klar.

In Folgendem erklärt Idzerda die einzelnen dermatologischen Nomenclaturen ziemlich ausführlich. Nur ist die Gleichstellung lateinischer Ausdrücke mit griechischen, wie sie Idzerda theil-

weise der Foesius'schen Ausgabe des Hippokrates entnimmt, nicht immer ganz richtig. Ausführliche Citate, welche besonders die Apostasentheorie des Hippokrates nachweisen sollen, citirt Idzerda die Definition der λειχῆνες, λέπραι und λεῦκαι; die bekannte Stelle, welche sich auf die νοῦσος φοινίκιη bezieht, citirend. Dass das Wort λειχήν bei Hippokrates in derselben Bedeutung gebraucht würde, wie λέπρα, lässt sich, wie wir später sehen werden, nicht annehmen. Viel vernünftiger erscheint da die Interpretation Bärensprung's, auf welche wir noch zurückkommen werden. Bei dem Worte λέπρα wird die hippokratische Stelle aus dem 5. Buche der Ἐπιδημιῶν citirt. Wie bekannt, ist dieses Buch ein unechtes Buch, nach Ermerins wohl späteren knidischen Ursprunges. Die betreffende Stelle, auf welche wir später noch ausführlicher zurückkommen, bietet unserer Ansicht nach nichts gerade für Lepra Charakteristisches, sondern kann ebenso gut auf jede chronische Hautkrankheit bezogen werden. — Auf S. 13 widmet Idzerda der λεύκη eine eingehende Betrachtung; er citirt die Stelle aus den κῶακαὶ πρόγνωσεις, welche als nicht echt gelten, übrigens aber ziemlich genau die Ansichten hippokratischer Zeit spiegeln. — Bezüglich der νοῦσος φοινίκιη schliesst sich Idzerda der Ansicht an, dass es sich um Elephantiasis handelte. Es ist bekannt, dass eben in diesen Krankheitsbegriff von Morbillen angefangen bis zu Purpura und Variola und Syphilis alle möglichen Krankheiten interpretirt wurden. Ganz richtig bemerkt Idzerda, dass Hippokrates das Wort ἐξανθήματα in verschiedenem Sinne erwähnt habe, wie dies besonders aus verschiedenen Stellen der Ἐπιδημιῶν und Ἀφορίσμων hervorgeht.

Nach Idzerda (S. 19) war Hippokrates die Purpura, die Miliaria und das Erythema bekannt. — Eine eingehende Berücksichtigung erfährt bei ihm die Apostasenlehre des Hippokrates.

Hierauf verbreitet er sich über die Erklärung der Begriffe φῦμα und ἕλκος, bespricht die hippokratische Distinction der λεύκη und des ἄλφος und betont besonders den prognostischen Werth, welchen Hippokrates den Efflorescenzen beilegte. Der Unterschied zwischen φλυζάκιαι und φλυκταῖναι wird hervorgehoben. Unter dem Worte κνιδῶσις versteht Idzerda Prurigo oder Urticaria.

Eine weitere Erklärung erfahren dann die Begriffe ὑδρῶα, welche als Sudamen definirt wird, das ἀκροχόρδον und das κήριον,

über welche, wie bekannt, bei Celsus sich Näheres vorfindet. Hierauf bespricht Idzerda die ἐπινύκτις, die Therapie der Dermatosen nach Hippokrates und citirt die Stelle aus dem Buche περὶ παθῶν, welche die Lehre von den 4 Kardinalsäften auf die Hautkrankheiten anwendet. Nach Ermerins ist das Buch knidischen Ursprunges. Als ἄνθραξ ist wohl die heutige Affection anzusehen, als ἀχῶρ impetiginöse Eczeme, ferner weist Idzerda auf die Aetiologie der Epheliden hin, welche ja bis auf die neuere Zeit dem Einflusse des Sonnenlichtes zugeschrieben wurden. Als Herpes wurden, wie bekannt, die verschiedensten Affectionen aufgefasst.

In den der Dissertation angefügten Thesen ist als erste These aufgestellt: Neque Hippocrati neque Celso neque aliis medicis saltem ante Arabum aetatem scabies nota erat. Als zweite These steht der bis heute unumstössliche Satz: Concedere nequeo statuentibus, Hippocratem aliosque medicos graecos variolas cognovisse.

Die kleine 42 Seiten umfassende Schrift Idzerda's erscheint als ein wichtiger Beitrag zur Kenntniss der Dermatologie des Hippokrates. Sie entbehrt zwar als Grundlage jener neueren kritischen Quellenarbeiten, welche das vorhandene hippokratische Material sichteten, enthält aber viele Details und bietet auch bezüglich der Vergleichung einzelner Stellen viel werthvolles Material.

Rosenbaum in dem angezogenen Werke befasst sich mit der Dermatologie des Hippokrates und der Hippokratiker. Er meint, dass dieselben die Hautkrankheiten als Ablagerungen oder Apostasen betrachten und der Galle und dem Schleime in ihrem gegenseitigen Verhältniss eine wichtige ätiologische Rolle zuschreiben.

Rayer (Traité théorique et pratique des maladies de la peau. Tome I. S. 15 der Einleitung) weist darauf hin, dass Hippokrates die Hautkrankheiten in zwei Richtungen auffasste: 1) als Krankheiten sui generis und 2) als Ablagerungen eines krankhaften Zustandes (depôts dans l'état morbide).

Bärensprung (Die Hautkrankheiten. Erlangen 1859) bespricht in dem Kapitel „Litteratur und Geschichte", welche gedrängt auf 30 Seiten eine concise und kritische Uebersicht der historischen Entwickelung der Dermatologie giebt, auch die Dermatologie der Alten. Die bereits bei Idzerda erwähnte Schrift „De natura pueri" wird ebenfalls hier dem Polybos zugeschrieben

und eine sehr genaue Schilderung der einzelnen bei Hippokrates und den Hippokratikern sich vorfindenden dermatologischen Bezeichnungen gegeben. Mit Recht bemerkt Bärensprung, dass das Wort ἐξάνθημα auf die „verschiedenartigsten acuten und chronischen, juckenden und nichtjuckenden, trockenen und nässenden, flachen und vesiculösen Ausschlagsformen ohne Unterschied angewendet wird.“ Ob das Wort ἔκθυμα mit dem Worte ἐξάνθημα und ἐξάνθισμα stets synonym zu gebrauchen ist, lassen wir trotz Bärensprung dahingestellt sein. Sehr gelungen ist die folgende etymologische Classification der bei Hippokrates vorkommenden Bezeichnungen der Efflorescenzen. In eine Gruppe rechnet Bärensprung die φύματα und versteht darunter „alle auf oder unter der Haut entwickelten Beulen oder Geschwülste — die allmählich in Eiterung übergehen.“ Hierher fallen die χοίραδες, die σατυρίασμοι, die δοθιῆνες und τέρμιντοι und dann die φύγεθλα, als welche Bärensprung die phlegmonösen Abscesse bezeichnet. In die zweite Gruppe rechnet Bärensprung die λόποι als trockene und schuppige Ausschläge; hiervon λέπω = abschilfern wird λήπρα (jon.) hergeleitet, ferner der λειχῆν und die πιθυρίασις hergerechnet. Die ἐξανθήματα ἑλκώδεα bilden die dritte Gruppe der nässenden Ausschläge; in diese Gruppe fällt das κήριον, die ἀχῶρες, die pustulösen und vesiculösen Hautausschläge, wobei Bärensprung bemerkt, dass wir φλυκταῖναι, φλυκταίνιδες, φλυζάκιαι und ψυδράκιαι für synonym verstehen müssen. Bezüglich der ἄνθρακες neigt sich Bärensprung der Ansicht zu, dass es Variola gewesen sei, eine Ansicht, welche wir aus unten anzuführenden Gründen nicht theilen können. Ὕδρωα identificirt Bärensprung mit Sudamen. Ganz zutreffend ist die Charakteristik von ἕρπης, welcher Begriff, wie dies auch Hebra in dem betreffenden Abschnitte seiner Dermatologie betont, viel weiter aufgefasst werden muss, als es heutzutage der Fall ist. Ebenso habe man die ψῶρα (als theilweise nässenden = ἑλκῶδες oder trockenen = λεπρῶδες Ausschlag) aufzufassen. Es ist selbstverständlich, dass in diese Gruppe die meisten der chronischen exsudativen Dermatosen im Sinne des Hebra'schen Systems gerechnet werden müssen. — Auch Bärensprung plaidirt für die Trennung des Wortes ἄλφος von λεύκη, welche Hippokrates stets unterschied und unter dem ersten eine Farbenveränderung der Haut ohne Rauhigkeit und ohne

Absonderung versteht. Die *νοῦσος φοινικίη* war nach Bärensprung ein Aussatz.

Auf S. 7 begegnen wir einer Auffassung der Ursachen und einer Eintheilung der Hautkrankheiten, welche so ziemlich mit Idzerda's Arbeit zusammenfällt. Es werden nämlich die Hautaffectionen vom Hippokratischen Standpunkte aus unterschieden: 1) in Verunstaltungen = foeditates der lateinischen Commentatoren, 2) in selbstständige Hautkrankheiten, also etwa dasjenige, was wir heute idiopathische Erkrankungen nennen würden, und 3) in solche, welche die Folgen eines inneren Leidens sind: die Apostasen, wofür Bärensprung mehrere Belege anführt.

Hiermit haben wir diejenigen speciellen Arbeiten erschöpft, welche sich mit den bei Hippokrates und den Hippokratikern beschriebenen Hauterkrankungen beschäftigen. Bei den einzelnen Erkrankungen werden wir noch auf eine Reihe derjenigen Commentatoren und moderner Schriftsteller zurückzukommen haben, welche sich mit einzelnen derselben eingehend befassten. — Ehe wir nun die einzelnen Stellen, welche sich auf Hautkrankheiten beziehen, durchgehen, wollen wir an der Hand der modernen kritischen Forschung uns zuerst an jene Stellen halten, welche den unzweifelhaft echten hippokratischen Büchern entstammen. Die Kritik Hippokrates, insbesondere in Bezug auf die Echtheit seiner Schriften, ist eines der umfangreichsten Capitel in der Quellenkunde der alten Medicin. Schon Galenus, Erotianus, Cornarus, Anutius Foesius, in neuerer Zeit Sprengel, dann Ermerins, Choulant, Häser und vor Allen besonders Littré in seiner grossen kritischen Ausgabe der hippokratischen Schriften befassten sich mit diesem Thema und, Dank den Arbeiten dieser Männer, können wir heute mit ziemlicher Sicherheit die Schriften der hippokratischen Sammlung auf ihre Provenienz hin classificiren. So dürfte es denn nach den bei diesen Kritikern ausgesprochenen Ansichten keinem Zweifel unterliegen, dass wir echte Schriften vor uns haben in den *ἀφορίσμοι;* hier ist nur Ermerins einer gegentheiligen Meinung. Wenigstens werden die 7 ersten Abschnitte für echt gehalten, ferner die Schriften *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων*, die Schrift *ἐπιδημιῶν*, besonders das 1. und 3. Buch, während, wie bekannt, das 2., 4., 5., 6. und 7. Buch bereits seit Galenus dem Hippokrates abgesprochen wurden; ferner die Schrift

περὶ διαίτης ὀξέων. — Von den chirurgischen Schriften dürfen *κατιητρειῶν* und *περὶ τῶν ἐγκεφαλῇ τρωμάτων* echt sein, währenddem die Bücher *περὶ ἄρθρων* und *περὶ ἀγμῶν* von Ermerins und Häser nicht dem Hippokrates, sondern einem jüngeren Arzte zugeschrieben werden. Aeltere Autoren, wie Choulant (Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin. Leipzig 1841) halten beide letzteren Schriften noch für echt. Choulant glaubt, dass auch die Schrift *περὶ φύσιος ἀνθρώπου* den echten sehr nahe steht. Auch hält er die Schrift *προγνωστικόν* für echt, währenddem neuere Forschungen das erste Buch als Arbeiten eines koischen Arztes, das zweite Buch als nach-aristokratisch auffassen.

In erster Reihe wollen wir uns also mit den in den erwähnten Büchern niedergelegten Ansichten über Dermatosen beschäftigen, jedoch wird es in zweiter Reihe — um die Ansichten der nachhippokratischen Zeit kennen zu lernen, ja selbst um über manche in den echten Schriften niedergelegte Ansichten sich klar zu werden — nöthig sein, auch die unechten Bücher durchzumustern, da in ihnen ja die Ansichten der Schüler des grossen Koërs, die Ansichten der sogenannten Schule der Dogmatiker, niedergelegt sind und diese Publicationen für das Verständniss und die richtige Auffassung der Ansichten späterer griechischen Aerzte, ja selbst Galenus und der Araber und Arabisten grosse Wichtigkeit besitzen.

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Michael Servet in Charlieu.

Von

Lic. theol. Dr. med. hon. **Henri Tollin,**
Prediger in Magdeburg.

§ 1. Der kühne Neuerer Michael Servet, Vorläufer Harvey's in der Entdeckung des Blutkreislaufs, Vorläufer Descartes' und Spinoza's in der Lehre von Gott, Vorläufer Alexander von Humboldt's und Ritter's in der vergleichenden Geographie, Vorläufer Schleiermacher's in dem Dogma von der Wiedergeburt und der Gotteskindschaft, fühlte Feuer unter seinen Füssen, wo er hintrat. Verlacht, verfolgt, verbannt, musste er aus Basel, Strassburg, Lyon, Paris, Vienne fliehen, musste Spanien, Nord-Italien, die Schweiz, Deutschland, Frankreich meiden. Unstät und flüchtig überall, fand er die Ruhe in dem Scheiterhaufen am lemanischen See [1]).

Dieser Mann hat drei Jahre in Charlieu prakticirt, unbeanstandet. Es steht dies da wie ein Wunder in seiner Lebensgeschichte. Selbst der Stern sinniger Liebe ist ihm in Charlieu aufgegangen. Vielleicht hätte wenig gefehlt, dass der aragonische Löwe hier zum Lamme geworden wäre.

Und doch breitet sich über Charlieu das tiefste Dunkel im Leben des grossen spanischen Denkers. Eine Andeutung liegt vor von einem Charlieu'er Prozess. Ohne mindestens ein paar Tage Haft war im 16. Jahrhundert das Athmen solch eines radicalen Geistes nirgends zu denken. Ich reiste nach Charlieu 1858. Jahrzehnte nach mir mein Freund Alexander Gordon. Wir haben

1) Ac si posset ignis ignem restinguere.

nichts gefunden. Wie viele Fusstritte grosser Männer werden spurlos vom Winde verweht!

Damit man nun aber nicht Servet's Charlieu'er Aufenthalt zu den Mährchen trägt[1]), will ich hier zusammenstellen, was geschichtlich darüber feststeht. Aus dem Wenigen kann man dann auf einiges Weitere Schlüsse ziehen.

Charlieu existirte für Servet nicht 1535, als er in Lyon zum ersten Male seinen Ptolemäus[2]) herausgab. Im Frühjahr 1542, wo die zweite Ausgabe erschien, nennt er in der Nähe der Metropole Lugdunum (Lyon, alii Leon) auch Carilocus (Charlieu)[3]). Er liebt es ja, zu den lateinischen Ortsnamen überall die der Volkssprache hinzuzufügen. Und das war für die Erdkunde kein geringer Fortschritt gegen früher. Der Ort ist noch heute so klein, dass er in Richard's Guide de la France fehlt. Nach Ritter's Lexikon (Lpz. 1855) zählte er, wie ich dort war, etwa 3730 Einwohner. Für den Leibarzt des Primas von Frankreich gewiss ein so bescheidener Anfang, als nur je ein berühmter Arzt und Entdecker ihn gewonnen hat[4]).

Dennoch schämt sich Servet dieser Anfänge nicht: vielmehr redet er geflissentlich davon in seinen Prozessen zu Vienne und auch zu Genf.

Im Vienner Prozess, Verhör vom 5. April 1553[5]) sagt er, von Lyon sei er nach Charlieu gezogen und dort habe er drei Jahre in der Medicin prakticirt und von dort sei er nach Lyon zurückgekehrt. Im Genfer Prozess unter dem 23. August 1553 auf die Frage (5), wo er Medicin prakticirt habe, antwortet er, er habe 2—3 Jahre in Charlieu, 10—12 Lieus von Lyon, prakticirt und darauf 10—12 Jahre in Vienne[6]).

---

1) Wie mit Recht seine Reisen nach Afrika, der Türkei, Arabien und nach dem Gelobten Lande.

2) S. Koner's Zeitschr. f. Erdk. Berlin 1875. Bd. 10. S. 182—222. S. 213 f.

3) Selbst der Lyoner Drucker kennt es nicht: denn er druckt Caricolus.

4) Der Grund, weswegen er nach Charlieu ging, war nicht Cäsar's Grundsatz: „Lieber der erste in einer kleinen Stadt, als der zweite in Rom." Servet wäre gewiss lieber in Paris oder in Lyon geblieben, hätte er dort Praxis finden können. Ueberdies gab es selbst in Charlieu neben ihm noch einen andern Arzt.

5) Artigny: Nouv. Mémoires II. 101 sv.

6) Opp. Calvini VIII (ed. Baum) p. 767.

Und in diesem Genfer Prozess kommt er noch zweimal auf Charlieu zurück, da ihm auch aus seinem dortigen Aufenthalt die Richter gern einen Strick drehen wollten. Am selben 23. August 1553 auf die Frage (17), ob er nicht einmal bei Raufereien einen anderen verwundet habe oder selbst verwundet worden sei, antwortet er, dass, als er in der Stadt Charlieu einmal Nachts einen Kranken besuchte (allant de nuit voir un malade), er durch die Verwandten und Günstlinge eines anderen neidischen Arztes überfallen[1]) worden sei und verwundet; habe auch einen der Anderen verwundet und deshalb zwei oder drei Tage Arrest erhalten (l. l. p. 769)[2]).

Am 28. August 1553 aber auf die Frage, ob er in Charlieu nicht einem jungen Mädchen die Ehe angetragen habe (tenu propos de se marier), antwortet Servet: Ja.wohl; aber er wollte nicht darauf eingehen, indem er sah, dass er nicht potent sei (voyant qu'il ne se sentait pas capable). Auf die Frage endlich (29), ob er in Charlieu, jung wie er war, nicht Hurerei getrieben habe, antwortet er: „Nein“ (l. l. p. 781).

§ 2. Eine weitere Notiz giebt uns der theologisirende Arzt Jérôme Bolsec, der Gegner gleichermassen von Calvin und Servet. Er billigt anfangs nicht Servet's Hinrichtung durch Calvin. Er erklärt 27. Nov. 1554 als Arzt zu Tonon und zu Bern, dass dem Servet gross Unrecht geschehen und eine an sich gute Sache durch Calvin's ungerechte Tyrannei unterdrückt worden sei (magnam injuriam Serveto factam esse et bonam causam injusta Calvini tyrannide fuisse oppressam)[3]). Deshalb nennt er den Calvin Ketzer und Bösewicht. Damals war Bolsec noch Protestant. Als er aber zum Katholicismus zurückgetreten war, klagt er in seiner Vie de Calvin (Lyon 1577), die manche Wahrheiten entstellt[4]), zwar den Calvin noch an, dass gerade er den Servet

---

1) Nach Servet's Schilderung handelt es sich nicht um ein ebenbürtiges Duell, sondern um einen gemeinen nächtlichen Ueberfall durch eine neidische Clique.

2) Da nach burgundischem Recht die Strafe sich abstuft nach dem Rang des Beleidigten, scheinen die Angreifer unter dem Rang des spanischen Edelmannes gestanden zu haben.

3) Trechsel: Antitrinitarier I, 195. — cf. Lettres de Calvin II, 38 sv.

4) Cf. Chauffepié: Nouv. Dictionnaire 1756. Art. Servet.

hingerichtet habe; allein den Servet nennt er nun einen so schmutzigen und ungeheuerlichen Ketzer, dass er wegen seiner Bosheit nicht würdig war, mit Menschen umzugehen. Auch spricht er jetzt den Wunsch aus, dass alle seines Gleichen ausgerottet und die Kirche unseres Herrn von solchem Geschmeiss endlich gesäubert werden möchte [1]).

Zu der Zeit, wo sich Bolsec in der Nähe von Charlieu, nämlich in Lyon, aufhielt, berichtet nun Bolsec (eben in der Vita Calvini p. 7) [2]), „Michael Villanovanus, der Arzt, der auch Serveto heisse, sei ein höchst arroganter und höchst unverschämter Mensch gewesen: was die", sagt Bolsec, „die um's Jahr 1540, als er in Charlieu bei Rivoire [3]) wohnte, mit ihm Umgang gepflogen haben, bezeugen können." Von Charlieu musste er, „ob ea, quae stolide et insolenter designaverat [4])", auswandern und ging nach der Dauphiné." So Bolsec. Und auch nach Servet's eigenen Aussagen im Vienner und Genfer Prozess, ging er von Charlieu über Lyon in die Dauphiné.

Da Servet, nach den eigenen Aussagen in dem Vienner und Genfer Prozess, von Paris, wo er Medicin studirt hatte, kam, als er nach Charlieu ging, in Paris aber wegen astrologischer Vorhersagungen einen Prozess gegen die medicinische Facultät auszuhalten hatte, so läge es nahe, bei dem designaverat an astrologische signa, also an eine „ungeschickte und unverschämte" Deutung der Gestirne zu denken. Hatte es doch in Paris schon böses Blut gemacht, dass er aus den Sternen — Bedeckung des Mars durch den Mond, 13. Febr. 1538 — Krieg, Verwüstung, Kirchennöthe, Fürstensterben vorhergesagt hatte [5]). Und der falsche Prophet wurde verbannt, wenn nicht hingerichtet. Indessen in der fran-

---

1) Ed. 1664 fol, 38ª.

2) Bei Mosheim: Anderweit. Versuch S. 83.

3) In Charlieu, ubi apud Rivoire est commoratus.

4) Ein Arzt, wie Bolsec, könnte dabei an die demonstratio circulationis pulmonaris denken. Der Umweg durch die Lungen statt durch das septum cordis musste einem Anhänger Galen's als „verwegene Thorheit" erscheinen. Und es ist nicht unmöglich, dass Servet in Charlieu bei Sectionen dergleichen Demonstrationen vornahm.

5) Mich. Villanovani. Apologetica disceptatio pro astrologia. Berlin 1880 p. 24.

zösischen[1]) Ausgabe von Bolsec's „Vie de Calvin“ lautet der Grund seiner Verbannung viel einfacher: pour les folies, lesquelles il faisoit[2]). Bolsec scheint also auf dasselbe hinzudeuten, von dem Servet spricht: die versprochene Ehe und das „Duell“.

Auch das „apud Rivoire est commoratus“ erläutert sich aus dem französischen Text. Nach dem Lateinischen könnte man denken, Rivoire sei ein Theil der Gemarkung Charlieu, ein Dorf oder Vorwerk in der Nähe der Stadt. Im französischen Text aber heisst es „Servetus, à Charlieu, demoura chez la Rivoire environ l'an 1540[3]).“ Demnach ist la Rivoire hier eine Person.

§ 3. Mosheim, der einzige der Servet-Biographen, welcher den Mann erwähnt, nennt ihn blos „einen, der Rivoire hiess“[4]). Nun aber gehörte die Familie de la Rivoire in der Dauphiné zu jenen, die von alten Zeiten her in allen Schlachten Frankreichs unter den Vorkämpfern stehen[5]). Auch bei Bewerbungen um Pfründen und um Erbschaften findet man damals immer wieder die nobiles Rivorienses[6]). Interessant ist, dass die Familie Rivoire du Palais unter Pierre Palmier, jenem Erzbischof von Vienne, dessen Leibarzt Servet war, bedeutende Summen beigetragen hatte zur Vollendung der Kathedrale in Vienne[7]): eine Thatsache, welche die Vermuthung nahe legt, dass dies dieselbe Familie Rivoire gewesen ist, von der Bolsec als von Servet's Gastfreunden redet und aus deren Hause er nach Vienne in das Haus des Pierre Palmier übersiedelt. Gehörte doch dieselbe Familie auch zu den Domherrn und Grafen des St. Johannes-Capitels zu Lyon[8]). Es ist daraus wieder sehr leicht zu erklären, wie Michael Servet von Lyon nach Charlieu und von Charlieu nach Lyon kam et là trouva

---

1) Die französische Ausgabe war das Original. S. France protestante II. ed. 2 p. 755.

2) Designare im Sinne von „anrichten, anstiften“ ist damals häufig.

3) Vie de Calvin fol. 34^{b}.

4) Anderweit. Versuch. 83. — Chauffepié: Dict. histor. nennt ihn irrig La Rivière.

5) Aymar du Rivail: de Allobrogibus L. IX.

6) Francisci Marci: Decisiones Parlamenti Delphin. T. I. u. II. 4°.

7) Charvet p. 539.

8) Jehan de Rivoire und Messire Estienne de Rivoire finden sich 1543 im Capitel, letzterer dans la dignité de custode. S. Livre 44 des Actes capitulaires de l'archevêché de Lyon fol. 150—157, 238, 239.

Monseigneur de Vienne, wie er zu Vienne am 5. April 1553 beschwört. Am 14. Juni 1544 wird Jehan de Rivoire zum Kämmerer (chamarier) des Ordens gewählt, also in die Stelle jenes berühmten Gönners von Servet, des Charles de l'Etang (1534)[1]). Da aber Jehan de Rivoire am 15. Juni 1545 seine erste Residenz als Domherr noch nicht vollendet hatte, wurde Henri d'Albon gebeten, die Kämmereikasse des Ordens vorläufig noch zu behalten. Allein in der folgenden Capitelsitzung am 21. Juni 1544 wird Jehan de Rivoire von neuem zum Kämmerer ernannt. Doch schon am 8. Nov. 1544 verzichtet er wieder auf die Stelle zu Gunsten jenes Henri d'Albon, der denn auch noch 1546 als chamarier erscheint[2]). Merkwürdig ist mir auch, dass etwa zu der Zeit, wo Mich. Servet seine Raufereien in Charlieu hat, in welchen er selbst verwundet wird (1539), die Güter des Jacob und Franz de Rivoire confiscirt werden „à cause des crimes, où ils étaient tombés“[3]).

Wer aber sollte sich hier nicht erinnern des Sebastian Montuus Rivoriensis, jenes Leibarztes des Cardinal von Tournon, der uns die Vorrede und den ersten Theil von Servet's brevissima Apologia pro Symphoriano Campegio in Leonardum Fuchsium aufbewahrt hat?[4]) Dieser Rivoriensis erhält durch Santes Pagnini eines der ersten Exemplare von Servet's Schrift. Und Servet andererseits ist davon unterrichtet, dass Seb. Montuus „nächstens“ eine Schrift gegen Fuchs herausgeben wird. Der Seb. Montuus, Rivoriae Dominus nennt den Servet einen Mann von höchst scharfsinnigem Geiste und grosser Kenntniss der schönen Künste. Und ihn hinwiederum bezeichnet Servet neben Champier als einen Günstling des Charles de l'Etang.

Sollte der Spanier, der Ostern 1536 des greisen Herrn von Rivoire Umgang theilt, nicht 1538 in der Familie eben dieses Mannes eine edle Gastfreundschaft gefunden haben können? Und wenn wir bald darauf des Seb. Montuus Sohn Hieronymus als Viennensium archiater wiederfinden, eben zu der Zeit, wo Servet in Vienne Unterarzt ist, sollte man daraus nicht auf eine Freundschaft schliessen dürfen, die in Lyon beginnt, in Charlieu

1) Rohlf's Archiv für Geschichte der Medicin 1884 S. 426.
2) Livre 44 des Act. capitulaires fol. 281—294 cf. 340.
3) Chorier II, 529.
4) Rohlfs: Archiv l. l. 432. 435. 436.

und Vienne sich fortsetzt, beim Grossvater anfangend, auf den Sohn sich verpflanzend und vielleicht — bei der Enkelin aufhörend, der Michael Servet seine Liebe erklärt hätte?[1])

Jedenfalls war das Haus des Sebastian Montuus, Herrn von Rivoire, eines der ersten Häuser des Lyonnais. Waren doch Vater und Sohn Leibärzte, theils der Herzogin von Bourbon und des Cardinal von Tournon, theils des Erzbischofs von Vienne und des Königs Heinrich II. Indem der aragonische Edelmann von Charlieu aus dem Hause der Rivoire nach Lyon und Vienne in das des Peter Palmier überging, blieb er in den Kreisen der höchsten französischen Aristokratie. Die plebejische Natur des klatschsüchtigen Jerome Bolsec mag daher in Lyon und Umgegend neidische Aerzte genug getroffen haben, die den reichbegabten, aber neuerungssüchtigen[2]) spanischen Jüngling für unverschämt und anmassend ausgaben. Jedenfalls werden wir, wenn wir das edle Haus Rivoire uns vergegenwärtigen, verstehen können, warum Servet noch in Genf von dem Neid eines anderen Arztes in dem kleinen Charlieu sprach.

§ 4. Dass bei der bekannten[3]) Rauflust des 16. Jahrhunderts und der Bewaffnung aller Männer vom Stande[4]) gar leicht ein nächtlicher Ueberfall und beim völligen Mangel irgend einer Beleuchtung neben den Handlaternen eine beiderseitige Verwundung entstehen konnte, ist nur zu natürlich. Ueberdies kam der junge Praktiker, 1538 siebenundzwanzigjährig, unmittelbar von der Universität Paris, wo dergleichen Raufereien bei Tag und bei Nacht zu den noblen Passionen gehörten. Bolsec will die Charlieu'er Widersacher Servet's persönlich über ihn befragt haben. Waren diese Art Collegen solche professionelle Verleumder, wie Bolsec

1) Noch mehr Wahrscheinlichkeit gewänne diese Vermuthung, wenn Michael Servet aus Tudela in Navarra identisch mit dem (pseudonymen) Michael Aibar wäre (vgl. Rohlfs: Archiv 1. l. 414 sq.).

2) Jede Neuerung galt als folie. „Pour les folies lesquelles il faisait", sagt Bolsec.

3) Man vergl. u. a. das Leben von Thomas und Felix Platter.

4) Es war eine wiedertäuferische Neuerung, ein Christ solle nicht Waffen tragen. H. Bullinger antwortet darauf: „Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Mit einem Stecken und Brotmesser könne man nicht minder tödten, als mit dem „Schwyzer-Tägen". Das „Gewehr" würde auch zum Guten gebraucht u. dgl. m." (Der „Wiedertäufer Ursprung", Zürich 1560 f. 25 b.)

einer ist, so genügte sicher der ärztliche Besuch einer kranken jungen Dame bei Nacht, um allerlei Schändlichkeiten über den Besucher auszubreiten, resp. durch sogenannte Freunde ihm ins Angesicht schleudern zu lassen, besonders wenn die feigen Wegelagerer[1]) und Lästerer ihre Person in Nacht hüllen und sich noch überdies, wie es im Süden Mode ist, vermummen konnten. Aus solchem Munde mochten wohl die Darstellungen stammen, wie sie den Genfer Fragestellungen zu Grunde zu liegen scheinen; Verleumdungen à la Bolsec, denen aber der Widersacher nur zu gerne das Ohr leiht. Man kann übrigens nicht umhin, dem Magistrat der kleinen Stadt Charlieu zur energischen Herstellung der nächtlichen Ordnung Glück zu wünschen, wenn es auch heute nicht mehr ausgemacht werden kann, ob der mit drei Tagen Arrest bestrafte Entdecker des Blutkreislaufs sich hat fangen lassen, weil er eine gute Sache zu haben glaubte oder weil er durch den Blutverlust bei seiner Verwundung die Kraft, sich weiter zu wehren und zu entlaufen, verloren hatte. Er scheint darauf aus der Stadt verwiesen worden zu sein[2]).

§ 5. Mit Recht bemerkt Alex. Gordon, dass die einzige Liebesgeschichte, die im Leben Servet's vorkommt, in Charlieu sich ereignet hat[3]). Auch wir können nicht angeben, wer die erkorene Geliebte des hochherzigen spanischen Polyhistoren war. Dass Michael Servet das Gefühl sich hingebender Liebe gekannt hat, erhellt schon 1532, wo er, einundzwanzig Jahr alt, sich äussert wie folgt: „Wenn ich ein Ding (oder Person) innig (intense) lieb habe (diligo), so hange ich ihm ganz an und hänge ganz von ihm ab und es führt mich, wohin es will. Ist es doch das Eigenthümliche der Liebe, dem Liebhaber seine Eingeweide (viscera) aufzuschliessen und unseren gesammten Willen auf ihn zu fixiren und alles am andern angenehm zu finden“[4]). Auch noch in seinem Hauptwerk, der Restitutio Christianismi von 1553 er-

1) „Praeter evangelium, sagt Servet (Restitutio p. 656) [non contra evangelium], est, militari manu bona sua et suorum ac vitam ipsam contra grassatorem defendere.“

2) Wenigstens fasst es so Bolsec auf, wenn er schreibt: „Contrainct de se partir de Charlieu“ (Vie de Calvin f. 34b). Mosheim: Neue Nachrichten S. 44 meint, die Ursache seiner Vertreibung sei unbekannt.

3) Theolog. Review. 1878. p. 296. 4) Dialog. de Trinit. fol. 46b.

scheint ihm aller Dinge Leben als eine gewisse Vereinigung, sei es körperlich, sei es geistig (rerum omnium vita unio quaedam est p. 251 sq.). Wenn das Vollkommene da sein wird, die Liebe, wird das Stückwerk abgethan werden, der Glaube (p. 340). Die Liebe ist der himmlische Weg durch das himmlische Reich (p. 341). Nur das Gut heisst man ein Gut, was mittheilbar ist und je besser es ist, je mehr kann es mitgetheilt werden (p. 730)[1]). Von diesen hoch-idealen Gesichtspunkten aus lässt sich wohl auf eine ideale Anschauung Michael Servet's über die Ehe schliessen, ja die Vermuthung aufstellen, dass er idealer darüber gedacht, als manche seiner bedeutendsten Zeitgenossen, selbst ein Luther, Zwingli und Calvin[2]). Auch würde darin nichts verschlagen, dass der spanische Bibelstudent das Weib beim ersten Sündenfall für das Werkzeug des Teufels hält, noch dass er als Physiologe Wasser, Luft und Feuer im lebendigen Samen vom Manne und nur das erdige Element vom Weibe herleitet.

Ich bedauere lebhaft, dass wir von Michael Servet's Geliebten keinen Brief haben.

§ 6. Jedenfalls hat der aragonische Edelmann es vorgezogen, zeitlebens ehelos zu bleiben. Und bildet sich etwas darauf ein. Schon um 1546 fragt er den Calvin, ob nicht nach dem Evangelium der, welcher seine Jungfräulichkeit bewahrt, einen besonderen Gotteslohn (peculiarem gloriam) empfangen werde (R. 634. Ep. 22)? Und an einer anderen Stelle erklärt er, „ich missbillige das ehelose (coelibem) Leben nicht, sondern habe es mir selber erwählt (ipse mihi elegi)." Empfiehlt es doch der Apostel Paulus mehr noch als das eheliche; allerdings immer nur so weit es auf Freiwilligkeit beruht und nicht auf Zwang (libere, citra necessitatem) 1 Cor. 7. Insofern bin ich geneigt, auch die Eremiten und die Mönche zu loben, wenn nur die Larven und der Gelübdezwang aufgehoben würden (R. 430).

Diesen cölibatären Stolz hätte ja nun die Charlieu'er Liebschaft mit Einem Schlage zerreissen und bei Servet's Verständniss für ideale Liebe eine Musterehe folgen können, wenn nicht dabei jener Umstand gehindert hätte, den Michael Servet vor Freund

1) S. Servet's Lehrsystem. Gütersloh. Bd. II und III.

2) S. Vilmar über die Drei. 1869. S. 96 fg. — Vorreiter, Luther's Ringen S. 404. — Henry, Leben Calvin's.

und Feind geflissentlich zu verbergen suchte. Auch Calvin wusste nichts davon. Und obwohl Servet schon 1530 in Basel und seitdem durch sein Leben versicherte, Gott kenne sein gutes Gewissen: auch habe er weder in Charlieu noch anderswo Hurerei getrieben (28. Aug. 1553 auf quest. 29), sondern (quest. 19) als ein Christ, nach Gottes Willen und nach seinem Gewissen gelebt (selon Dieu et sa conscience 23. Aug. 1553 quest. 10); so bleibt doch Calvin dabei, sein Todfeind habe ein gar liederliches Leben geführt; und bis in die Neuzeit sprechen Henry (Leben Calvin's III, 105), Stähelin I, 428 und viele andere es dem Reformator blindlings nach.

Calvin's Argumentation ist zu originell, um sie hier zu übergehen. Bei Ketzern, sagt er[1]), pflegt sich zum Uebermuth gemeinhin ein Unmass trunkenen Eifers zu gesellen. Servet's Leben aber war zu liederlich (dissoluta), als dass man vermuthen könnte, er sei durch Irrthum zur Kirchenstörung bewogen worden. Denn als ihn, der den krassen Aberglauben durch die That selbst unterschrieben und mit sonderlichem Freimuth sich gerühmt hatte, er kümmere sich nicht sehr um den Gottesdienst, als ihn, sage ich, im Kerker die Richter fragten, woher er denn diese Neuerungswuth habe, verstummte er (obmutuit). Auch hätte er nichts antworten können, als dass er in heiligen Dingen tollkühn sei, gleich als könne man Gott verspotten.

Es ist eine Reihe von Trugschlüssen und wissentlichen Unwahrheiten. Auf die Frage, ob er nicht (in Vienne) zur Messe gegangen sei (31. August 1553), antwortete Servet, ja, wie Paulus in den jüdischen Tempel: es sei zwar nicht recht gewesen, er habe es jedoch aus Furcht vor dem Tode gethan. Auf den 23. August 1553 war beschlossen worden, falls sich herausstellen sollte, dass er liederlich gelebt und sich um Keuschheit und Christenwandel nicht bemüht noch beeifert hätte, ihn zu fragen, was ihn denn angetrieben und bewogen habe, sich so tief in den Grundartikel der christlichen Religion einzulassen? Das ist die Frage, die Calvin meint. Aber statt zu verstummen, wie es im Programm Calvin's stand, antwortete Servet dreierlei: 1) Er sei ein eifriger Bibelforscher gewesen; 2) er habe für die Wahrheit geeifert;

1) Defensio orthod. fidei p. 58.

3) er glaube als ein Christ gelebt zu haben. Und mit dieser ruhigen, schönen, grossen Antwort stimmt überein, dass er auch sonst in Genf nicht müde wird, zu erklären, er glaube nichts gethan zu haben, was nicht gut sei (14. Aug. quest. 3); er meine vor seinem Gewissen das Rechte geredet zu haben (15. Aug. quest. 2); er habe keine Absicht gehabt, den Calvin zu beleidigen (quest. 37); es sei nichts Böses, wenn man es nur recht verstehe (16. Aug. quest. 3); er habe gehofft, sein Buch würde den guten Geistern Gelegenheit geben, die Lehre zu bessern: so habe die Wahrheit allmählich angefangen sich zu offenbaren und so würde sie auch allmählich sich vollenden (quest. 20); er habe nicht die Absicht gehabt in irgend etwas dem christlichen Glauben zu schaden, sondern ihm zu helfen (pour lui aider: quest. 21): doch sei er alle Tage bereit, wenn man ihm Irrthümer nachweise, sie zurückzunehmen und zu verbessern (prêt à s'amender 14. Aug. quest. 4 — s'il a failli, se soumet à correction quest. 30. — qu'il peut avoir failli 15. Aug. quest. 2. — prêt à s'amender quest. 32, cf. 23. Aug. quest. 16) [1]. Auf die Frage, warum er sein Buch von der Wiederherstellung des Christenthums veröffentlicht habe (quest. 10 des 23. Aug. 1553), sagt er, er habe gefürchtet Gott zu beleidigen, wenn er es nicht thäte, und habe es mit solchem Eifer gethan, als hinge seine Seligkeit davon ab. Denn man dürfe das Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern solle, was man im Geheimen gehört, von den Dächern predigen. Er habe damit Niemand ärgern noch verwirren, sondern nur den guten Geistern helfen wollen. Durch Luther sei die Wahrheit wieder aufgedeckt: aber in manchen Dingen müsse sie noch weiter aufgeklärt werden (28. Aug. 1553 quest. 30).

Dass Calvin den Servet für einen sittlich verworfenen Menschen hält, ist kein Wunder, da er ihn als einen grimmen, pestbringenden Ketzer und Gotteslästerer ansieht, es ihm aber von vornherein unfasslich ist, wie ein solcher könne ein keusches Leben geführt haben. Zweifellos kannte auch Michael Servet die himmelschreienden geschlechtlichen Ausschweifungen seines Zeitalters, in welchem das zwangsweise Cölibat und das daraus folgende Kebsweiberwesen der katholischen Geistlichkeit die Gewissen so verwirrt hatte, dass es, wie uns der Arzt Felix Platter meldet,

1) Vgl. mein Charakterbild Michael Servet's. Berlin bei Habel 1876.

selbst unter den Evangelisch gewordenen Reichen nur wenige gab, welche nicht ihre Mägde geschwängert hätten[1]). Und in Frankreich stand es nicht besser. Auch war die Syphilis, damals eine neue und selten geheilte Krankheit, über Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, England in einem grauenerregenden Maasse verbreitet. Auch darüber hatten Servet[2]), seine Lehrer, seine Freunde und seine Gegner weitreichende ärztliche Studien gemacht. Als daher ihn die Wirthin zur Rose in Genf, bei seiner Ankunft von Lyon, befragte, ob er verheirathet sei und nicht heirathen wolle, antwortete er, es gebe ja, ohne dass man sich zu verheirathen braucht, Frauen genug (Genf: Prozess 28. Aug. 1553 quest. 28)[3]). Und schon am 23. Aug. 1553 hatte das Genfer Gericht beschlossen, ihn amtlich zu fragen, ob er verheirathet sei, und wenn er es verneine, solle man fragen, in Anbetracht seines Alters, wie er im Stande gewesen sei, sich so lange zu enthalten[4]).

§ 7. Auf diese 18. Frage giebt nun Michael Servet eine sehr bestimmte Antwort: nie sei er verheirathet gewesen, da er sich impotent glaube, indem er von der einen Seite geschnitten, von der andern gebrochen sei. Auf die 26. Frage: wann das geschehen sei, antwortet er, das liege ausserhalb des Bereichs seiner Erinnerung: er möge vielleicht „fünf Jahr alt gewesen sein." Natürlich war ihm dieser Zustand nicht angenehm, und man kann wohl verstehen, dass er ihn zu verheimlichen suchte[5]).

Jedenfalls irrt Rob. Willis[6]), wenn er annimmt, Servet gebe vor, impotent geboren zu sein. Welcher Art aber sein Bruch[7]) gewesen, wie er entstanden und welche Folgen er nach sich ge-

---

1) ed. Heman. Gütersloh. S. 48.

2) Rohlfs: Archiv 1884. S. 436. Nr. 5. — Vgl. Servet's Apologetica discept. pro astrologia (Berlin 1880 neu herausgegeben), S. 44. — Champier, Fuchs, Seb. Montuus hatten sie studirt.

3) Servet will sich der Worte nicht mehr genau erinnern, aber meint, er könne das wohl aus Scherz (en gaudisserie) gesagt haben.

4) S'il n'a pas paillardé audit Charlieu et ailleurs (qu. 29 am 28. Aug. 1553).

5) „Car il n'avait que faire de le laisser s'avoir. Il ne le voulut pas faire, voyant qu'il ne se sentait pas capable" (28. Aug. 1553. quest. 27 und 28). Cf. Restit. Christ. p. 430.

6) Servetus and Calvin 1877. p. 376. note.

7) 10. Oct. 1553 aus dem feuchten Kerker in Genf klagt er, „ma colique et rompure m'engeldre daultres pauretes, que ay honte vous escrire."

zogen haben kann, darüber lassen sich heute nur Vermuthungen aufstellen[1]). Wenn Willis aus dem immer mit Bart versehenen Bildniss Servet's hat schliessen wollen, dass er im Anfang seines mannbaren Alters noch nicht impotent gewesen sei, so ist das jedenfalls kühn, da noch nie auch nur der Schein eines Beweises dafür hat beigebracht werden können, dass der Maler den Servet oder auch nur gute persönliche Bekannte desselben gesehen und gesprochen habe. Es ist möglich, dass Servet's eigener Vater, der königliche Notar von Tudela, der seinen Michael zum Pagen des königlichen Beichtvaters (Don Juan de Quintana) und dann des Kaisers (Carl V.) bestimmt hatte, den fünfjährigen Knaben castriren liess und dass die Ausschneidung des Hoden nur auf der einen Seite, wie das öfter der Fall ist, gelang. Es ist aber auch nicht geradezu unmöglich, dass die Verstümmelung bei dem nächtlichen Ueberfall in Charlieu, wo er verwundet wurde, nach Art jener grausigen Zeit vorgenommen wurde, jener Zeit, die es liebt, durch den Schrecken der Strafe die Bosheit des wirklichen oder vermeintlichen Verbrechens zu überbieten[2]).

Alle diese Fragen knüpfen sich immer wieder an Michael Servet's gegebenes und wieder aufgehobenes Liebesversprechen als junger Arzt in dem kleinen Städchen Charlieu.

§ 8. Aber durfte denn überhaupt der Spanier dort practiciren? Hatte er und wo das medicinische Doctor-Examen bestanden? Am 23. August 1553 ergeht an ihn in aller Form durch das Genfer Gericht die (5.) Frage, ob er in der Medicin einen Grad erworben und wo er Medicin studirt resp. practicirt habe?

Die Antwort Michael Servet's ist oft missverstanden worden. Auch Charles Dardier[3]) hat übersehen: 1. Dass man am 23. Aug. 1553 den Spanier zu Genf nicht nach dem Ort, wo er

1) Vgl. Kahnis: Zeitschr. f. histor. Theologie 1875. S. 555 fgd.

2) Dennoch durften die Widersacher sich nicht selber in jener grausigen Weise ihr Recht nehmen. Wäre die Verlobte Servet's etwa die Enkelin des Dr. Sebastian Montuus de Rivoire, Jacob aber und Franz Rivoire etwa die Angreifer und Rivalen Servet's gewesen, um die ihrer „Cousine" vermeintlich angethane Schmach zu rächen, so würde wegen jener Art von Verletzung es mit Recht geschehen sein, dass sie als Verbrecher verurtheilt und ihre Güter confiscirt wurden, 1539. S. oben.

3) Hinter Frau Picheral-Dardier's Uebersetzung meines Charakterbildes von Servet. Paris 1879. p. 60.

etwa in der Medicin promovirt hat, fragt, und 2. dass demzufolge Servet auch diesen Ort nicht angiebt. Er nennt sich maître-ès-arts de Paris, er erzählt, dass er in Paris Medicin studirt hat, dass er practicirt habe in Charlieu (Lyon) und Vienne. Aber er sagt am 23. August 1553 nur, allerdings sei er Doctor medicinae. Am 28. August 1553 aber, wo ihn das Gericht direct nach dem Ort seiner medicinischen Doctorirung und nach seinem Patent fragt (quest. 12), antwortet er nur, dass er unter Jac. Sylvius (Dubois), Günther von Andernach und (Joh.) Fernel in Paris studirt und noch ihre Testate habe; sein Patent indessen (ses lettres) sei in Vienne zurückgeblieben. Ebenso wenig nennt er im Vienner Prozess den Ort, wo er doctorirt habe, obwohl er z. B. 1546 von Frellon einen Brief erhielt unter der Adresse Maistre Michel Villanovanus, Docteur en médecine.

Aber viererlei erscheint mir immerhin bemerkenswerth: 1. Dass er am 15. August 1553 nur sagt: qu'il est médecin; 2. dass er am 23. August 1553 auf die Frage 4 aussagt, von Paris, wo er Medicin studirt und mathematische Vorlesungen gehalten habe, sei er fortgegangen, nachdem er schon graduirt war — nicht aber als Dr. med. graduirt — und kundig der Arzneiwissenschaft (scavant en Médecine) und sich der Praxis zugewandt, die er bisher immer befolgt habe; 3. dass er den Ort seiner Promotion zum Doctor der Medicin nirgend nennt; 4. dass er auf seiner lange vorher vorbereiteten Flucht aus Vienne sein Diplom nicht mitgenommen hat, obwohl er gewillt war, unterwegs und besonders in der spanischen Colonie von Neapel sich als Arzt sein Brot zu verdienen.

Bedenkt man, wie er aus Paris fortzog, nachdem der Decan und die ganze medicinische Facultät ihn verklagt hatte[1]), so ist es in hohem Grade unwahrscheinlich, dass er bei einer so gestimmten Facultät um die Ehre des Doctorats gebeten haben werde.

Es gab ja damals, ausser Paracelsus und seiner Schule und ausser der grossen Zahl Quacksalber, Harnpropheten, Aerztinnen und „Hexen", eine nicht unbedeutende Anzahl Gelehrter, die bald aus principiellen Gründen[2]), wie die Wiedertäufer, bald aus persönlichen und Opportunitätsgründen den Doctortitel gering-

1) S. Rohlfs: Archiv, III. Bd. S. 183 fgd.

2) Luther's Freund und Gegner Carlstadt stellte sich den Bauern als Bruder Andres vor und führte nie mehr seinen Doctortitel, seitdem er gläubig

schätzten und verschmähten. Servet's Lehrer, Jacob Sylvius, der berühmte Pariser Professor und königliche Leibarzt; Jehan Thibault[1]), der Pestüberwinder, Leibarzt des Kaisers und des Königs, ebenfalls ein Freund Servet's; François Rabelais, M. Servet's Gesinnungsgenosse und andere waren so gelehrte und bewährte medicinische Schriftsteller, dass sie manchen Examinator ernstlich hätten examiniren können: aber den Doctortitel haben sie nicht besessen, als sie ihre Praxis glücklich geübt. Müsste man daher am 23. August 1553 vor dem Genfer Gericht die Antwort 5 qu'il est Docteur en médecine in dem Sinne der Antwort 4 erläutern: étant scavant en médecine, so müsste man auch den Spanier als eine Ausnahme von der Regel ansehen, dass in Frankreich nur promovirte Aerzte heilen durften. Und unmöglich war es nicht, dass Sebastian Montuus ex Rivoria, Servet's Kampfgenosse gegen Leonhard Fuchs[2]), sein Sohn Hieronymus Montuus, der Oberarzt in Vienne, und Peter Palmier, der Primas von Frankreich, Servet's Schüler, für die Praxis in Charlieu, Lyon und Vienne dem reichbegabten Spanier die Wege bahnten.

Wenn Michael Servet's Genfer Aussage, dass er Doctor der Medicin sei, wörtlich genommen werden müsste und wenn seine Praxis in Charlieu und Vienne, wie nicht zu zweifeln steht, nach dem Jahr 1538 fällt, so kommt hier das Edict vom 2. Dec. 1538 in Betracht, in dem Franz I. in Frankreich jedwedem zu curiren verbietet, „nisi titulo doctoris Parisiis aut Montepessulano ornatis vel certe in alterutra universitate approbatis[3])": ein Edict, das gegen Valence, Poitiers, Toulouse, Orléans, Avignon und die andern Universitäten maasslos ungerecht war, das aber Gesetzes Kraft erhielt[4]), sobald es das Parlament publicirt hatte.

Gewiss blieb es ein verhängnissvoller Umstand, dass zu der Zeit, wo Michael Servet schon drei medicinische Schriften heraus-

geworden war. Oswald Myconius, der Baseler Reformator, wollte lieber auf seine Professur verzichten, als einen akademischen Grad annehmen. „Die Kunst macht den Arzt, nicht der Name", pflegte Paracelsus zu sagen.

1) S. Virchow's Archiv. Bd. 78. 1879. S. 310 fgd.

2) S. Rohlfs: Archiv 1884. S. 435 fgd.

3) Commentarii facultatis medicinae Parisiensis, ad a. et d.

4) Freilich, die particuliers entrepreneurs, welche die officiers royaux bestachen durch dons et présens, wie noch König Henri II. klagte 14. Mai 1554, hinderten oft genug die Ausführung der rite publicirten königlichen

gegeben hatte und nun in Paris zum Doctor promoviren wollte, gerade der Decan der medicinischen Facultät, Joh. Tagault, sein wüthendster Gegner war. Lag es doch bis zu einem gewissen Grade in der Macht und Willkür des Decans, in die Commentarii facultatis das aufzunehmen und daraus wegzulassen, was ihm beliebte. Auch macht J. Tagault, wie zu Tage liegt, von diesem persönlichen Vorrecht den umfassendsten Gebrauch[1]). Allein bei der Rechnungsführung konnte der Decan unmöglich die Gelder auslassen, welche der Facultät aus jeder Promotion zuflossen. Dieselbe Facultät, welche durch ihren Decan die ganze Reihe unangenehmer Ausgaben buchte, die ihr aus den fatalen Prozessen gegen Jehan Thibault und gegen Maître Michel de Villeneufve erwachsen waren, die musste sicher auch die Einnahmen buchen, die ihr aus der Promotion eines Gegners erwachsen wären. Eine Auslassung würde da einer offenbaren Unredlichkeit und Unterschlagung gleich gekommen sein. Und wir haben keinen Grund, einen so schwarzen Verdacht auf den beschränkten, aber immerhin ehrenwerthen Joh. Tagault zu werfen. Wenn nun Michael Villanovanus weder 1538, noch vorher noch nachher, wie ich mich 1858 überzeugt habe, in den Acten der Pariser medicinischen Facultät als Doctor zu finden ist, in denen doch sonst jede andere Promotion specialisirt wird, so ist das zwar kein deutlicher Beweis für die Gewissheit, aber doch für die Wahrscheinlichkeit, dass Servet Doctor medicinae nicht geworden ist da, wo er so lange Medicin studirt hatte, in Paris.

In Paris heisst er nur „quidam scholasticus medicinae se asserens medicum." Sein Freund Marrinus in Basel nennt ihn blos medicus (1552). Im Interrogatoire des 5. April 1553 zu Vienne heisst er médecin juré. Die Sentence des procureur du Roi bezeichnet ihn am 17. Juni 1553 als médecin. In der Sentenz des Juge ecclésiastique vom 23. December 1553 heisst er nur medicus. Freilich nennt er sich selber am 5. April 1553 auch vor dem Vienner Gericht Docteur en Médecine. Und sein Verleger, Jean Frellon, adressirt 1546, wie wir sahen, an Maistre Michel Villanovanus, Docteur en Médecine.

Edicte (Recueil des ancien. lois franç. XIII p. 386). Vgl. unter Franz I. die häufigen Klagen (Rec. XII 657, 28. Jan. 1539).

1) Gegen Chéreau. Vgl. Virchow's Archiv. 94. 1883. S. 107 fgd.

§ 9. Ich habe im Jahre 1858 zu Montpellier die Universitätsacten, die man mir mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit erschloss, nach den Spuren Michael Servet's, des zu Tudela in Navarra geborenen aragonischen Villanovaner's aus dem Bisthum Lerida, der sonst auch Reves hiess, durchforscht. Das Régistre des matriculés de la faculté de médecine de Montpellier beginnt vor Servet's Geburt (mit dem Februar 1502) und geht in ununterbrochener Reihe fort bis nach Servet's Tode (bis zum 10. Mai 1561). Es enthält, ohne Lücken, in der medicinischen Facultät alle Studenten. Das Régistre des Actes hingegen beginnt mit dem October 1523[1]), geht bis zum 20. April 1559 und enthält alle in der medicinischen Facultät promovirten Baccalaureen, Licentiaten und Doctoren. Ich habe unter allen einzelnen Namen, die er sonst führt, Michael Servet in diesen Registern gesucht, aber, trotz sorgfältigster Forschung, nicht gefunden.

Nur unter Einem Namen könnte er allenfalls verborgen sein. Das ist der Name Michael Navarrus, dioces. Caesar August. Bekanntlich heisst Servet schon in den Pariser Facultätsacten Michael Villanovanus, natione Hispanus, aut, ut dicebat, Navarrus, sed Hispano patre progenitus (18. März 1538)[2]). Und im Vienner Prozess nennt er sich „natif de Tudelle au royaume de Navarre" (5. April 1553). Insofern hatte Michael Servet ein volles Recht, sich, wo es ihm zuträglich erschien, Michael Navarrus zu nennen. Bekanntlich gehört nun Navarra keineswegs zum Bisthum Saragossa. Tudela war selber der Bischofssitz. In Spanien würde man sich durch eine derartige kirchliche Geographie nur lächerlich gemacht haben. Aber von Aragonien war Saragossa auch der kirchliche Mittelpunkt[3]). Wollten wir annehmen, dass der Michael Navarrus jener Michael Servet, natione Navarrus sei, der sich 1531 und 1532 auf dem Titel seiner beiden Erstlingsschriften ab Aragonia Hispanus nennt, dann gewänne es Sinn und Bedeutung, dass sich Michael Villanovanus, natione Hispanus aut Navarrus sed Hispano patre progenitus, Mutterland

1) Petrus de Valle, dioces. Magalvens. ist der erste, Gilbert Syrot, dioc. Claromontanensis der letzte, der genannt wird. Jeder Promovirte unterschreibt mit eigener Hand.

2) Rohlfs: Archiv III, 204.

3) Vgl. Kahnis, Zeitschr. f. histor. Theologie 1875. S. 557 f.

und Vaterland verbindend in Montpellier Navarrer und Aragonier oder aus dem Sprengel Saragossa nennt; gerade wie er in Hagenau auf dem Titel seiner Erstlingsschriften nach dem Vater sich Servet, nach der Mutter (alias) Reves nannte)[1]. Hinzukommt eine gewisse Aehnlichkeit in der Handschrift des Genfer Verbrannten und des Mediciners von Montpellier[2]).

Allein selbst wenn, was doch fraglich ist, die Identität feststände, so würde doch nur erhellen, dass der Navarrer Michael zu Montpellier unter der Oberleitung des Dr. Saporta September 1540 anfing zu studiren, und dass derselbe — aber schon mit einer etwas anderen Hand — am 8. März 1542 a. P. wieder unter Dr. Antonius Saporta den Grad eines Baccalaureus erworben habe. Da er nun aber um diese letztere Zeit nach allgemeiner Annahme als praktischer Arzt in Vienne lebt, so müsste man voraussetzen, um dem Königlichen Edict nachzukommen, habe der praktische Arzt von Charlieu es über sich gewonnen, in Montpellier — etwa auf Kosten seines erzbischöflichen Gönners — noch einmal Medicin zu studiren, es aber dennoch weder zum Doctor noch zum Licentiaten der Medicin gebracht. Nach einem Aufenthalt von 1 1/2 Jahren hätte er sein Ziel wiederum nicht erreicht. Den immer wieder constatirten gesetzlichen Mangel hätte also dennoch, mit oder ohne Montpellier[3]), der Primas von Frankreich mit seiner Gnade zudecken müssen.

Es ist demnach nicht zu erweisen, dass Michael Servet in Paris, Montpellier oder sonstwo zum Doctor der Medicin promovirt worden wäre. Falls er überhaupt berechtigt war, diesen Titel zu führen, so scheint auch er, wie so viele damals, ihn nicht auf ordnungsmässigem Wege sich erworben, sondern ihn vielleicht von irgendwo für das Geld seines erzbischöflichen Gönners erhalten zu haben. Auf der Universität Avignon z. B., die er von Paris über Lyon besucht und von der er über Lyon nach Charlieu zieht, laut seiner gerichtlichen Aussage vom 5. April 1553, war Vieles käuflich. Warum sollte da nicht auch der Primas von Frank-

1) S. Hilgenfeld's Zeitschr. f. wissensch. Theologie 1878. S. 426 fgd.

2) Navarri Buchstaben 1540 und 1542 sind aber runder, Servet's 1553 eckiger.

3) Auffällig ist auch, dass Montpellier der einzige Ort wäre, wo der radicale Neuerer nicht rumort hätte.

reich für seinen ehemaligen Pariser Lehrer und baldigen Vienner Leibarzt einen medicinischen Doctortitel haben kaufen können?

§ 10. Unter den folies, um deretwillen der 1538 in Charlieu angelangte junge Pariser Arzt die Stadt um 1540 wieder (nach Bolsec) verlassen musste, würden wir auch seine Wiedertaufe im Flüsschen Ornin zählen, wenn dem nicht die Chronologie zu widersprechen schiene. Thatsächlich sieht der Buchstabenglaube des jungen Charlieu'er Arztes in der Taufe Jesu im 30. Lebensjahre ein Vorbild und einen Befehl für alle wahren Jünger Jesu [1]). Das 30. Lebensjahr bezeichnet ihm das Alter des vollkommenen Mannes. Da nun in Genf, wo Servet dem Calvin in nichts, auch im Alter und Lebenserfahrung nicht gern nachstehen wollte, das Jahr 1509 als Servet's Geburtsjahr fungirte [2]), so fiele die Zeit, wo Servet, seinen Dogmen gemäss, verpflichtet war, sich richtig taufen zu lassen, sein 30. Lebensjahr, in das Jahr 1539, also in seine Charlieu'er Zeit. Deshalb hat man von Alters her [3]) Servet's vermeintliche Wiedertaufe nach Charlieu versetzt. Nun aber ist noch nie in Servet's Schriften eine Stelle entdeckt worden, in der er meldet, er habe sich wiedertaufen lassen. Calvin verspottet ihn wegen dieser Unterlassung (Refutat. 754 sq.). Auch scheint er, wie damals viele, sein Geburtsjahr nicht genau gewusst zu haben. Nennt er doch in Vienne 1511, in Genf 1509. Dass er, wie unzweifelhaft, schon 1531 und 1532 sich als ein Wiedergeborener, Geistbegabter, Himmelsbürger den Heiden, Juden, Muhamedanern und Ungläubigen gegenüberstellt, während er doch 1553 Wiedergeburt, Heiligen Geist, Himmel und Seligkeit abhängig macht von der Taufe im 30. Jahre, beweist, dass er inzwischen seine Meinungen geändert und mit den gemässigten Wiedertäufern — die schwärmerischen verwirft er — in Verbindung getreten ist; nicht aber, dass er es für sich unnöthig gehalten hätte, im 30. Jahre durch die Taufe ein rechtes Gotteskind zu werden. Auch findet

---

1) S. Servet's Lehrsystem. III. S. 107 fgd.

2) S. Hilgenfeld's Zeitschr. 1878. S. 457 fgd.

3) Mosheim: Anderweit. Versuch S. 83: lässt ihn von Charlieu eine Zeit lang „entwischen", um sich in der Schweiz von irgend einem Wiedertäufer zum andern Male taufen zu lassen. In den Neuen Nachrichten S. 42 spart ihm Mosheim diese Schweizerreise, da es nebenan in Lyon damals Wiedertäufer gab (z. du Val).

sich bei Servet keine Spur von einer demüthigen Verschiebung der sündenvergebenden Wassertaufe bis zur Todesstunde (procrastinatio ad mortem), wie es zu Constantin des Grossen Zeit Sitte geworden war, welcher dann bei Servet, wie bei vielen Märtyrern, die Bluttaufe des Scheiterhaufens zuvorgekommen wäre. Allein 1542—46, in der Zeit, wo er mit Calvin correspondirt, tritt er so eifrig auf für die Unerlässlichkeit der Taufe im 30. oder bald nach dem 30. Lebensjahre, dass er sich alle Mühe giebt, den Genfer Reformator zu bewegen, sich nun endlich auch wiedertaufen oder, wie er es auffasst, zum ersten Male recht taufen zu lassen. Ich stimme deshalb, trotz fehlenden Berichtes, Mosheim und Willis (Servetus and Calvin 128 sq.) bei, dass der gewissenhafte Spanier sich wohl im 30. Jahre hat taufen lassen. Aber gerade deswegen behaupte ich mit Al. Gordon, dass dies nicht 1530 geschah, da Servet, 1511 geboren[1]), erst Herbst 1541 30 Jahre alt war, d. h. erst damals, wo er nicht mehr in Charlien wohnte.

§ 11. Am 18. März 1537 vor Ostern d. h. nach unserer Zählung 1538, wurde nämlich Servet's Pariser Prozess in der Art entschieden, dass zwar Servet seine Apologetica disceptatio vernichten und auf Vorlesungen über Astrologia judiciaria verzichten musste, wohl aber lesen durfte über „Astrologie entant que touche la cognoissance des influences des Corps célestes pour le regard de la disposition du temps et des autres choses naturelles", und dass die Facultät ihn sanft und freundlich behandeln sollte, wie die Väter ihre Kinder[2]). Ueberdies hatte Klägerin die Kosten zu tragen. Bei einer solchen Sachlage ist es wahrscheinlich, dass Servet, der nun doch nicht gut in Paris promoviren konnte, die Stadt bald verliess. Da er nun zu Vienne aussagt, von Paris sei er nach Lyon gegangen, wo er einige Zeit geblieben sei und von Lyon nach Charlieu, so liegt Charpenne's[3]) Vermuthung nahe, dass er den Sommer (1538) in Lyon, den Winter (1538) in Charlieu zugebracht habe, also im Herbst übergesiedelt sei.

Meldet er nun zu Vienne (5. April 1553), er habe in Charlieu 3 Jahre Medicin getrieben; und (23. August 1553) zu Genf, er habe 2—3 Jahre in Charlieu practicirt (quest. 5), so schliessen

1) S. Hilgenfeld's Zeitschrift 1878. S. 457 fgd.
2) S. Rohlfs: Archiv. Bd. III. S. 195. — Vgl. 335 fgd. 346 fgd.
3) Hist. de la Réformat. de Genève 1861 p. 496.

wir daraus, dass es knappe 3 Jahr gewesen seien. Somit würde er schon vor dem Herbst 1541, wo sein Geburtstag fällt (29. Sept.) Charlieu verlassen haben, um über Lyon nach Vienne zu gehen. Das Wahrscheinliche bleibt demnach, dass er sich nicht in Charlieu, sondern in Lyon hat wiedertaufen lassen [1]).

§ 12. Ziehen wir das Ergebniss unserer Untersuchung, so ist es folgendes: Um zu practiciren, wählte Herbst 1538 Michel de Villeneuve, der medicinische Schriftsteller, magister artium Parisiensis, vielleicht in Avignon doctorirt, unter den vielen kleinen Städten der Umgegend von Lyon das minime Charlieu aus, weil dort sein Mitstreiter und Gesinnungsgenosse Sebastian Montuus eine Besitzung Rivoire hatte, von der aus der Hofarzt des Cardinal von Tournon seiner Praxis nachging und seine gelehrten Schriften in die Welt sandte. In diesem Hause verlebte Servet glückliche Jahre und unterhielt seine Beziehungen mit Lyon, insbesondere mit Grafen der Stadt und Domherrn von St. Johannis. Auch gewann er eine hochgeborene junge Dame so lieb, dass er ihr die Ehe versprach. Er löste aber das Verhältniss wieder, weil er die Ueberzeugung gewann, dass er vermöge eines, wohl aus der Kindheit stammenden Bruches, zeugungsunfähig sei. Diese Lösung und der Neid eines anderen Arztes, der sich in dem kleinen Charlieu festgesetzt hatte, veranlasste, dass er, vom Besuch eines Kranken kommend, nächtlich überfallen und verwundet wurde. Da aber auch er seine Gegner verwundete, so musste er 2—3 Tage Arreststrafe auf sich nehmen. Der kühne Neuerer, bald auch hier von Feinden und Verleumdern aus der Schule Bolsec's umringt, zog es vor, im Spätsommer 1541 nach dem freundlichen Lyon zurückzugehen, wurde dort wiedergetauft und traf zusammen mit seinem Pariser Schüler, Pierre Palmier, dem Erzbischof von Vienne, der ihn mit sich nach der Dauphiné nahm als seinen literarischen Freund und zweiten Leibarzt neben Hieronymus Montuus, seigneur de Mirabelle und vor Jean Pérellus, Servet's Pariser Comilitonen und Freunden.

1) Mosheim: Neue Nachrichten S. 40 fgd. verwirrt sich dadurch, dass er vergisst, der letzte Februar 1541, wo zu Vienne Servet's Ed. II des Ptolemäus gedruckt ist, zählt ante Pascha, und fällt daher nach heutiger Zählung 1542. Vgl. übrigens Mosheim's Anderw. Versuch. S. 122—126.

V.

Religion und Medicin.

Aphoristische Studie

von

Dr. **Moriz Wertner** in Wartberg (Ungarn)[1]).

Als jenes Dunkel, in dem die vorgeschichtliche Menschheit, von sinnlichen Trieben geleitet, ihren Kampf ums Dasein ausgefochten, durch einen Lichtstrahl der Erkenntniss dessen erhellt wurde, dass zur eigentlichen Menschwerdung erst die Ausbildung der primordialen Geistesanlagen gehöre: da mussten nothwendigerweise die Gefühle der Zusammengehörigkeit, des Mitleids und das Verlangen und Leisten gegenseitiger Hülfe die erste Emanation des geistigen Erwachens gebildet haben; und als im fortgesetzten Kampfe ums Dasein die Möglichkeit des Sieges und das Erringen einer gewissen Superiorität nicht mehr einzig und allein an das Recht des Stärkeren gebunden waren, als die Waffen der Kämpfer durch die neugewonnene Erkenntniss gewissermassen von geistiger Kraft angehaucht waren, als mit einem Worte das, was wir Wissen zu nennen pflegen, in die Arena des Kampfes trat: da musste wieder nothwendigerweise das bessere Verständniss der Hülfeleistung, das anfangs nur durch das Substrat leiblicher Gebrechen und Unfälle seine Existenzberechtigung gefunden, kurz, die erste Andeutung der Heilkunde den Keim des Wissens gebildet haben; und als in der Flucht der Jahre sich das Wissen immer mehr verbreitete und das Feld seiner Thätigkeit auf immer ausgedehntere Gebiete der menschlichen Innen- und Aussenwelt übertrug, blieben alle diese Erweiterungen des menschlichen Wissens mit der Heilkunde, als ihrer gemeinsamen Wurzel, anfangs unzertrennlich, dann eng verknüpft, zuletzt in Contact.

1) Aus einer grösseren Arbeit auszugsweise vom Verfasser für dieses Archiv bearbeitet.

Somit müssen wir es nur als einen natürlichen Ausfluss des culturellen Entwickelungsganges betrachten, dass in grauen Vorzeiten ebenso wie viele Jahrhunderte später man das Wissen nur als allgemeines erkannte, dass man die Medicin nicht als selbstständige Wissenschaft auffasste und dass man sich den Arzt nicht anders als mit den Attributen des Sehers, Zauberers, Künstlers, Philosophen, Dichters u. s. w. ausgestattet vorstellte. — Finden wir es ja heute noch bei den Natursöhnen Afrika's, dass sie in dem Arzte ein höheres Wesen, zum mindesten einen Zauberer betrachten und verlangt ja selbst unsere heutige Culturgesellschaft von Arzt und Medicin gar so Vieles, was — streng genommen — mit der Heilung einer Krankheit Nichts gemein hat.

Mit der Vervollkommnung des Wissens, mit der immer ausgebreiteteren Anwendung desselben auf allen Gebieten des Lebens und mit dem Erwachen des wissenschaftlichen Forschens musste selbstverständlich die Hegemonie einer Universalwissenschaft ihr Ende erreicht haben; es musste zur Ausscheidung der einzelnen Wissenszweige aus der Masse des Gesammtwissens, es musste zur Emancipirung und Selbstständigkeit jeder einzelnen Wissensrichtung kommen, — die Medicin blieb als solche, von den ihr bisher attachirt gewesenen Wissenschaften isolirt, allein stehen und wurde ganz einfach, je nach der herrschenden Zeit- und Culturströmung als Theil der Wissenschaft oder der Kunst betrachtet.

So stehen die Verhältnisse noch heute; die Medicin hat aufgehört officiell Hand in Hand mit ihren Verwandten zu gehen, sie wird als für sich bestehende Wissenschaft betrachtet, aber die Verwandtschaft ist trotzdem nicht aus dem Buche ihres Lebens gestrichen! Die Medicin ragt in unzähligen Nuancen in das Wesen anderer Wissenschaften hinüber, hingegen muss sie es sich gefallen lassen, dass andere Disciplinen in oft kaum merklichen, oft entscheidenden Berührungspunkten sie theils in ihrem Wesen, theils in ihren Wechselbeziehungen zu Leben und Gesellschaft umketten, kurz: es ist eine eminente Verwandtschaftsbeziehung zwischen Medicin und den übrigen Wissenschaften vorhanden.

Diese Beziehungen ein wenig zu beleuchten ist die Aufgabe dieser Zeilen und wollen wir den Reigen unserer Betrachtung mit der Religion eröffnen.

Zwischen Religion und Medicin besteht ein Nexus, der so alt ist, als der Glaube an den göttlichen Ursprung der Heilkunde selbst; dieser dürfte aber eben so alt sein als der Ursprung der Religion und Beider Entwickelung musste nothwendigerweise dieselben Phasen durchgemacht haben.

Alle nüchternen Denker — Strauss obenan — stimmen darin überein, dass sich der Gottesbegriff gleich bei dem ersten Auftreten der Menschen als Culturwesen aus der blossen Betrachtung der Natur entwickelt habe.

Jene schöne, mit morgenländischer Pracht ausgeschmückte Zeit, welche die Bibel die paradiesische, Ovid die goldene nennt, in der der Mensch auf der von kundiger Hand des Geometers noch nicht vermessenen Erde unter ewig lächelndem blauem Himmel sich seines Daseins freute, wo er die Gaben der Natur genoss, ohne sie ihr abringen zu müssen und wo er seine Tage in süssem Nichtsthun verlebte: jene Zeit — wie gesagt — musste unwillkürlich in der Seele des Menschen das Gefühl der Bewunderung und des Staunens wachrufen, denn die Natur war es, die in ewigem Wechselverkehre mit dem Menschen ihm genug Stoff zum Nachdenken geboten.

Freilich glich diese Art des Nachdenkens nur zu sehr jenem des Kindes, das von einer gütigen und sorgfältigen Mutter täglich mit neuen Wohlthaten überhäuft wird, ohne dass sie von dem Kinde dafür Dank oder irgend einen Gegendienst verlangt. Sowie nun das Kind, an dem Genusse des Geschenkes sich erfreuend, darin eine Nothwendigkeit sieht, die nach seiner Auffassung ewig ungestört dauern sollte, so entwickelt sich in ihm ein dunkles, ahnungsvolles Gefühl dessen, dass es die Geschenke instinctiv als augenblickliche und willfährige Befriedigung seiner Wünsche und Bedürfnisse erwartet; dies ist nichts Anderes, als die unwillkürliche instinctive Anerkennung irgend eines höheren Wesens, woran das Kind in seinem Gemüthe glaubt, ohne darüber gründlich nachdenken zu müssen.

Insofern das früheste Kindesleben jene Periode umfasst, die dem Gemüthsleben den weitesten Spielraum gönnt, können wir die geschilderte Zeit mit Recht das Kindesalter der Menschheit nennen. In seinem, der Güte der gnädigen Natur entsprossenen, Wonnegefühle betrachtete der Mensch die Natur als eine gütige

Fee und im Genusse ihrer Wohlthätigkeit musste ihm jedes Denken überflüssig erscheinen.

Da trat aber plötzlich auch ein Wechsel ein!

Die Natur begann ihre Schattenseiten zu zeigen, ihre freiwillige Bereitwilligkeit im Darbringen ihrer Gaben verwandelte sich in Kargheit; an Stelle des bisherigen blossen Empfangens trat an den Menschen der Zwang, sich die Bedeckung seiner Bedürfnisse erkämpfen zu müssen; die bisher so gütige und sich nur in ihren Lichtseiten ihm präsentirt habende Natur begann ihre Schattenseiten drohend zu entfalten; tellurische Einflüsse und Veränderungen traten als sprechende Beweise ihrer veränderten Gesinnung auf und diese Periode, in der sie feindlich aufzutreten begann, musste die erste Gelegenheit dazu bieten, dass der Mensch, sein bisheriges Phlegma aufgebend, die Natur näherer Betrachtung würdigte und sich einen klaren Begriff von ihr zu machen strebte.

Er kam zur Erkenntniss, dass er einem Etwas gegenüberstehe, das mächtiger sei als er!

Sowie das Kind, anfangs überrascht, an die Strenge der bisher so gütig gewesenen Mutter nicht glauben will, aber durch handgreifliche Beweise von dem Dasein ihrer Strenge überzeugt, sich instinctiv gegen die Verneinung seines Begehrens wehrt, sich unwillkürlich gegen die veränderte Sachlage sträubt und Alles gerne wieder im alten Geleise sehen möchte: so sträubte sich der Mensch gegen die ersten Schläge der Natur im guten Glauben, dass er aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen müsse und erst im Gefühle seiner Ohnmacht beugte er sich trotzend und murrend vor der höheren Macht.

Das Gefühl seiner Ohnmacht, in der er der unerbittlichen Natur gegenüber stand, musste in ihm den Glauben verstärken, dass er es mit einem mächtigen Feinde zu thun habe, der über ihn herrsche, der also sein Herr sei; und diese Ueberzeugung musste den Ursprung des Gottesbegriffs bilden! Im instinctiven Suchen nach Schutz und Vertheidigung gegenüber seinem mächtigen Feinde ist es selbstverständlich, dass der Mensch im Kampfe gegen einen Feind, von dem er sich nicht die geringste Vorstellung machen konnte, dessen Wesen ihm gänzlich fremd war und gegen dessen Herrschaft sich mit menschlichen Waffen nicht kämpfen liess, ohnmächtig blieb und dies musste so lange dauern,

als er seinen Feind für ein höheres übermenschliches Wesen betrachtete, denn einem solchen gegenüber musste jeder Widerstand schon a priori erfolglos bleiben.

Anders sah sich die Sache an, als der Mensch begann, seine mächtige Feindin, die Natur, als sich verwandt darzustellen, als er sie mit menschlichen Eigenschaften, mit menschlicher Denkungsart und mit menschlichen Gefühlen auskleidete, als er mit einem Worte den mit unerbittlicher und unbezwingbarer Macht sich ihm aufgedrängten Herrn personificirte, denn mit einem solchen Wesen liess sich der Kampf — wenn auch nicht mit gleichen Waffen geführt — immerhin doch eher aufnehmen. Schon der Gedanke an und für sich, dass er es mit einem bestimmten, seinen Begriffen näher gerücktem Wesen zu thun habe, musste viel dazu beitragen, dass der Mensch sich von einem Funken jener Hoffnung belebt fühlte, im allenfalsigen Kampfe vielleicht doch auch siegen zu können!

Und welcher Art waren seine Waffen?

Schlechte Menschen kann man selbst in ihren heftigsten Zornesausbrüchen hier und dort durch Worte und Geschenke versöhnen. Seinem mit menschlichen Eigenschaften und Schwächen sich vorgestellten Herrn gegenüber erwartete der Mensch nur auf dem Wege die wahrscheinlichste Möglichkeit des Sieges, indem er die schönen Worte in Gebete, die Geschenke aber in die Hülle des Opfers kleidete.

Conform dieser primitivsten Religionsableitung musste sich nothwendigerweise auch der Glaube an den göttlichen Ursprung der Medicin entwickelt haben.

Daran gewöhnt, in allem Elende, das ihn erreicht, stets die Schläge eines und desselben in mannigfacher Weise sich manifestirenden Feindes zu betrachten, hielt der Mensch die ihn betroffenen Krankheiten ebenfalls für ein ihm von seinem mächtigen Feinde zugeschicktes Leid, und daran gewöhnt, seinen Feind durch Gebet und Opfergaben zu versöhnen, ist es handgreiflich, dass der Mensch neben Gebet und Opfer die in der Flucht der Jahre sich immer mannigfacher gestaltet habenden, die Krankheit bannenden Mittel als Ausfluss irgend einer Gottheit betrachtete.

Mit dem Beginne des Polytheismus, der jede dem Menschen sich manifestirte Regung der Aussenwelt dem speciellen Wirkungs-

kreise irgend einer Gottheit zuwies, musste auch jene Erscheinung auftreten, derzufolge die Heilkunde entweder an irgend eine bestimmte Gottheit gebunden oder aber mindestens mit bestimmt umschriebenen und nur ärztlichen Zwecken dienenden, der Gottheit dargebrachten Ceremonien in Zusammenhang gebracht wurde, und somit sehen wir beim Eintritt der Völker ins classische Alterthum den ärztlichen Wunderglauben im strengen Contacte mit der Religion auftreten.

Von dieser Zeit datirt sich die Erscheinung, dass die Religion sich therapeutischer Ergebnisse bediente, um ihren Satzungen inbrünstige Gläubigkeit zu verschaffen und die Medicin hinwieder ihre Leistungen in religiöses Gewand hüllte, um sie als Ausflüsse überirdischer Gewalten darzustellen, um ihnen hierdurch eine höhere Weihe zu geben (Bernstein).

Dieser Nexus zwischen Religion und Medicin hat seitdem nicht aufgehört der treue Begleiter Beider in allen Phasen zu bleiben, die dieselben Jahrtausende hindurch mitgemacht; er besteht mehr oder weniger noch heute und wird nach einer bestimmten Richtung hin nicht aufhören zu existiren. — Wollen wir aber das Wieviel hervorsuchen, welches in diesem Nexus vor dem Richterstuhle der kritisirenden Vernunft seine Berechtigung findet, so ist es nöthig, Nachstehendes in Erwägung zu ziehen.

Was man im Alltagsleben Religion zu nennen beliebt, ist durchaus kein einzeln für sich dastehendes Ganzes, sondern ein Conglomerat dreier in ihrem Wesen grundverschiedener Theile.

Die oben gegebene Urableitung des Gottesbegriffes hat uns zur Genüge erwiesen, dass der Glaube an ein Gottesdasein — weil durch die Natur gegeben — dem Menschen von allem Anfange seiner Culturbestrebungen her zum vitalen Bedürfnisse geworden; ebenso wahr ist es aber auch, dass ein Erkenntnissvermögen für dieses Gottesdasein primordial in der Menschenseele vorhanden gewesen sein musste, da sonst ein Bewusstsein desselben nicht zu vermitteln gewesen wäre, etwa wie Lichtperceptionen nur dort zu Stande zu bringen sind, wo lichtempfindende Sehnerven zur Verfügung stehen (Bernstein), und all' dies durfte einen Franzosen zu der Aeusserung ermächtigen, dass wir, wenn kein Gott bereits existirte, uns unbedingt einen machen müssten. — Dass bei An-

nahme dieser Maxime wir auch die Möglichkeit, ja sogar das Factum mitanerkennen müssten und sogar müssen, dass sich Mancher, vielleicht Jeder seinen Gott mache, wie er ihn eben brauche, ändert durchaus Nichts an der Moral des Bisherigen, es ist nur ein natürlicher Ausfluss jenes oben angedeuteten vitalen Bedürfnisses.

Wollen wir uns in dieser Beziehung nur keinerlei Täuschungen hingeben! — Die Geschichte der Menschheit ebenso wie das Leben jedes einzelnen Individuums, sie Beide zeigen, dass das von so tausendfach verschiedenen Motoren und Impressionen durchwogte Menschenleben und Menschenregen, dass das Spinnen und Weben der physischen und psychischen Maschine ausser den organischen, von der Natur und der Zucht gesetzten Normen eines gewissen Haltes bedarf, der es in den tausend und abertausend Nuancen abnormer Beeinflussung und gestörter Thätigkeit unterstützen soll; der entwickeltste und stärkste Organismus allein, die möglichste Ausbildung des Geistes, die lautersten Regungen edler Instincte und Gefühle, sie alle sind nicht im Stande, allein jenen Halt zu gewähren, der die gewisse, zum harmonischen Zusammenwirken der Maschine so nöthige Elasticität geben soll; er muss also in einer Sphäre gesucht werden, die — weil ausserhalb des Organismus liegend — aus anscheinend stärkerem Materiale gebaut ist, als die Eigenstützen des Organismus und dieser Halt ist seit Menschengedenken die — Religion!

Das ist jener erste Theil des oben angedeuteten Conglomerates, das ist die Religion des Bedürfnisses, die Religion des Gemüthes; jene einzig wahre und echte Religion; die wir anerkennen müssen, weil das Bedürfniss nach ihr und somit die Berechtigung ihres Daseins in den tiefsten, keinem Mikroskope zugänglichen Ausläufern des menschlichen Seelenlebens begründet ist; das ist jene Religion des Dichterfürsten, von der er sagte, dass er ihr zu Liebe sich zu keiner Religion bekenne, das ist die Religion der Menschheit als solcher ohne Unterschied der Längen-, Breiten- und Höhengrade, ohne Unterschied der Religion, der Sprache und der Verfassung; das ist jene Religion, mit der die Medicin zu rechnen hat.

Das ist die Religion, die in dem Arzte das Werkzeug der Gottheit erblickt; die Religion, die den Patienten vertrauensvoll die giftige Arznei nehmen lässt und auf deren Gebot er sich demüthig

dem Messer des Operateurs unterwirft; es ist die Religion, die den Tod des Behandelten nicht der Unzulänglichkeit menschlichen Wissens, nicht der Medicin in die Schuhe schiebt; es ist die Religion, mit deren Hülfe der Arzt in dem sich seiner unrettbaren Lage Bewussten, ja selbst in dem todtkranken ärztlichen Collegen noch leise Hoffnungen hervorrufen kann; das ist jene Religion, die von fremden Eingriffen unentweiht, in ihrer erhabenen, mit dem Wesen des Individuums verknüpften Einfachheit sich — wenn es sich um Menschenleben und Menschenglück handelt — vor der Medicin selbst beugen muss!

Im Gegensatze zu dieser Religion steht der zweite Theil des Conglomerates: die Religion der — Hierophanten und Fanatiker, der Satzungen und Dogmen.

Zwischen dieser und der Medicin kann kein Nexus bestehen; weder die ausübende noch die forschende Medicin kann sich in ihr einen Stützpunkt suchen, noch kann sie ihr einen solchen bieten. Eine Religion, die um keines Haares Breite von ihren Satzungen weicht, wenn es sich auch um Menschenleben und Menschenglück handelt, — die in den Excrementen des Dalai Lama, in dem Anbeten von Statuen und Reliquien das wirksame Princip ihrer Heilkunde — und sie anerkennt keine andere — sucht, die in ihrem einseitigen, berechnenden Fatalismus der wissenschaftlichen, der forschenden Medicin das Recht ihres Daseins versagt und ihrem Eingreifen fast den Stempel gotteslästerlichen Handelns aufdrückt, — eine Religion, die die Religion nicht in ihrem erhabenen, die von der Menschheit einzuschlagende Moral enthaltenden Kerne — und als solche wäre sie auch eine Religion der Gesammtmenschheit —, sondern in ihren von Menschenlaune, Menschenwillkür und Menschenberechnung geschaffenen Ceremonien sucht, die keinen Fortschritt und keine Modification, keine Milderung und kein Vergeben kennt und die in ihren mildesten Regungen sich höchstens mit dem demüthigen Beugen der Wissenschaft unter ihre Dogmen zufrieden stellt: ist ein Hemmschuh der Medicin!

Das dritte Glied im Conglomerate bildet jener Theil der Religion, den wir unter dem Namen der Theologie gewissermassen als den wissenschaftlichen Theil der Religion betrachten dürfen. Mit diesem Theile hat nur die forschende Medicin zu thun, freilich

aber nur mit jener Theologie, die von dem Charakter ihrer Wissenschaftlichkeit durchdrungen, sich allen Gesetzen fügt, die für die Wissenschaft Geltung erlangt haben. Jene Theologie, die den letztgeschilderten Dogmen und Satzungen huldigt, ist im Grunde genommen nichts Anderes als der zweite Theil unseres Conglomerates; sie war und bildet noch immer den Hemmschuh nicht nur medicinischer, sondern freier, wissenschaftlicher Forschung überhaupt; sie hat seit unzähligen Jahrhunderten jeder Regung des fortschreitenden Menschengeistes mit der Wucht ihrer für unantastbar ausposaunten Dogmen und Satzungen im Keime zu ersticken gesucht; es gab Zeiten, wo ihr dies auch total gelungen. Aber alle ihre diesbezüglichen Bestrebungen erwiesen sich doch nur als eitle Mühe und thörichtes Verlangen und obwohl wir es selbst noch vor einigen Tagen[1]) erleben mussten, dass diesbezügliche Versuche in den Verhandlungssaal eines deutschen Parlaments eingeschleppt wurden, dürfen Medicin und freie Forschung überhaupt doch beruhigt ihrer Zukunft entgegensehen.

Liegen ja freie Naturforschung und freie Medicin in dem Urwesen der Religionslehre begründet! Mit welch' furchtbarer Blindheit waren doch die Religionseiferer aller Zeiten geschlagen, als sie über Aufblühen und Entwickelung der Naturwissenschaften Mord und Zeter schrieen und die Naturforschung zur Zerstörerin der Religion stempelten; ahnten sie denn nicht, dass sie mit dem Unterdrücken freier Naturforschung den Boden jeder religiösen Ethik, ja, die Grundlage aller Theologie erschütterten. Oder wollten sie es nicht ahnen?!

Der Leser staunt über unsere Frage; er muss mit anscheinendem Rechte darin mindestens eine grosse Ungereimtheit erblicken; wir wollen die Erklärung nicht schuldig bleiben, wir wollen den Nachweis liefern, dass freie Naturforschung sich mit Theologie und Religion nicht nur verträgt, sondern ein unumstössliches Postulat Beider bildet, ohne auch nur im Geringsten an die allerdings unwiderlegliche Phrase appelliren zu wollen, dass die von einem Juden an der Leiche eines Mohamedaners entdeckte anatomische Wahrheit auch für Christen und Heiden eine Wahrheit bleibt.

---

1) Geschrieben am 5. März 1883.

Wir stellen uns bei Darbringung unseres Beweises auf den allertheologischsten Standpunkt; wir sind von dem Dasein Gottes mit jener Ueberzeugung durchdrungen, wie wir sie nur als Ausdruck religiösester Hingebung zu kennen pflegen, wir haben sogar das Gottesdasein zur Erbringung unseres Beweises unumgänglich nöthig.

Jede Glaubenslehre civilisirter Menschen gipfelt in dem ethischen Grundsatze, dass des Menschen Streben, ja seine Endbestimmung darin liege, die denkbar höchste Stufe der Vervollkommnung zu erklimmen, eine Stufe, die sich nicht besser kennzeichnen lässt als mit den Worten: es ist des Menschen Bestimmung, sich im Streben nach Vervollkommnung dem Urbilde aller Vollkommenheit, d. i. Gott zu nähern. Leider weiss uns aber die Religionslehre — und der Kern aller Religionslehre, aller Theologie ist ja doch immer nur der Gottesbegriff und was daran hängt — von diesen Vollkommenheiten nichts Anderes zu sagen, als dass Gott allweise, allgerecht, allbarmherzig, allmächtig und allwissend sei. Mit den ersten Dreien dieser Eigenschaften, so problematisch auch immer deren vollkommene Aneignung ist, ist man der Gottheit noch lange nicht näher gerückt; die beiden letzteren Eigenschaften zu erlangen ist uns dermalen wenigstens nicht gegeben. Wir können uns also mit den uns von der Theologie gebotenen Kennzeichen der göttlichen Eigenschaften resp. Vollkommenheiten, als nicht zum Ziele führend, nicht begnügen; ja, wir müssen sogar die Behauptung aufstellen, dass die Theologie, wenn sie sonst Nichts weiss, sich gar nicht das Recht vindiziren darf, uns Etwas über die Natur und das Wesen Gottes sagen zu wollen, da sie auf ihrem bisherigen Wege uns keine positiven Anhaltspunkte geben kann.

Wenn wir — wir müssen uns hier einen anthropomorphen Vergleich erlauben — uns über Jemand ein Urtheil bilden wollen, so müssen wir hierzu, wenn wir richtig denken, gewisse Kriterien haben, nach denen wir ihn beurtheilen sollen. Bei Menschen, mit denen wir im Verkehre sind, wird uns das Kriterium aus ihrer Rede, ihren Handlungen u. s. w. gegeben; bei Entfernten oder überhaupt bei Solchen, deren Beurtheilung nicht auf dem Wege unmittelbarer Anschauung möglich ist, müssen wir aus ihren Werken auf ihr Wesen, Charakter u. s. w. schliessen. Um aber den Meister richtig zu beurtheilen, ist unerlässliche Bedingung, dass

wir vollständig die Kunst besitzen, zuerst das Werk abzuschätzen, wir müssen es durch und durch, in seinen geheimsten Falten und Windungen kennen.

Die Theologie forscht der Natur und dem Wesen, den vollkommenen Eigenschaften Gottes nach. Aus unmittelbarem Verkehre, aus directer Anschauung kann sie sich keinen Maassstab zur Beurtheilung nehmen, sie muss dies also auf anderem Wege versuchen, sie muss den Schöpfer aus seinen Werken beurtheilen.

Hat er welche? — Nur Eines, aber dies Eine ist die Natur!

Wir sind dorthin zurückgekehrt, von wo wir zu Beginn unserer Betrachtung ausgegangen sind. Gott kann nur aus seinem Werke, aus der Natur beurtheilt werden; diese aber müssen wir, um richtig zu urtheilen, vollständig kennen! Sind wir bereits an dieser Stufe angelangt? Bei weitem nicht! Wir kennen viele Erscheinungen, wir wissen wohl, dass der Magnet Eisenfeile anzieht, aber welche Vorgänge in seinem Innern walten, wenn er in die Nähe der Feile gebracht wird, ist dermalen ein Geheimniss, dessen Lüftung noch Aeonen brauchen kann; wir schreiten freilich seit Jahrtausenden schrittweise in der Erkenntniss der Natur fort, wir werden vielleicht nach Myriaden von Jahrtausenden dahin gelangt sein, dass wir der Natur ihre Geheimnisse in ihrer Gänze abgelauscht haben werden, dass wir dann vielleicht auch ein Wort mit dem Schöpfer werden sprechen können, aber heute sind wir in unseren diesbezüglichen Kenntnissen noch solche Anfänger-Stümper, dass wir uns nicht einmal erkühnen dürfen, an die Beurtheilung des Meisters auch nur im Traume denken zu wollen.

Der Weg zur Gotteserkenntniss liegt also in der Naturforschung; indem uns Religion und freie Theologie sagen, dass wir mit der Erkenntniss Gottes uns immer mehr auf dem Wege des Erreichens göttlicher Vollkommenheiten Gott nähern sollen: heisst dies so viel, als dass es nur auf dem Wege des Erforschens der Natur möglich ist; freie Naturforschung ist somit der Weg zur Erkenntniss Gottes, sie ist nicht nur mit Religion und Theologie vereinbar, sondern die Grundlage und das Endziel Beider!

Erst wenn wir diese Vorschule mit Erfolg beendet haben, werden wir es wagen dürfen, über Gott zu sprechen! . . .

VI.

Sexuelle Verirrungen als Folgen religiös-socialer Experimente.

Von

Professor Dr. **Ludwig Kleinwächter.**

Jeder Religion liegt das Bestreben inne, das sexuelle Leben ihrer Bekenner in ihren Bannkreis zu ziehen, von der richtigen Ansicht ausgehend, dass sie durch die Beherrschung des wichtigsten menschlichen Triebes einen der stärksten Factoren ihrer Macht gewinnt. Wie sie diese Beherrschung verwerthet, hängt von der sittlichen Höhe ab, die sie einnimmt. Das Christenthum als höchst stehende Religion benutzt seine Macht nach der Richtung hin, das sexuelle Leben in die einzig richtige ethische Bahn der monogamischen Ehe zu leiten. Folgerichtig stigmatisirt es damit jede andere Befriedigung des sexuellen Triebes als eine Ueberschreitung seiner Gesetze, als eine Sünde. Mohamed's Lehre gestattet dem Sexualleben in der Polygamie einen grösseren Spielraum. Als Incarnation der groben Sinnlichkeit stellt sie die Befriedigung derselben geradezu als religiösen Leitstern hin. Wir brauchen nur auf den potenzirten Genuss des sexuellen Triebes als Belohnung der frommen Gläubigen im besseren Jenseits hinzuweisen. Steigen wir noch einige Stufen tiefer herab, so sehen wir bei den alten Orientalen die Ausübung des Geschlechtstriebes sogar direct als gottesdienstliche Handlung hingestellt. Beispiele davon sind der Dienst der Aschera, der Mylitta und Isis bei den Phöniziern, Babyloniern und Aegyptern.

Gar häufig aber beobachten wir, dass es selbst hochstehenden Religionen nicht immer gelingt, den sexuellen Trieb den Gesetzen der Sittlichkeit entsprechend einzudämmen, wie uns dies, z. B. be-

züglich der Juden, das alte Testament in lebhaften Farben schildert. Solche Ausartungen, die zu ihrer Beschönigung immer das religiöse Mäntelchen umwerfen, hat es stets gegeben und war von ihnen selbst das Christenthum nicht verschont. Wir begegnen ihnen heute noch, wie z. B. dem Mormonenthume, nur mit dem Unterschiede gegen früher, dass sich die religiöse Ausartung, beeinflusst durch unsere modernen gesellschaftlichen Verhältnisse, gleichzeitig mit einer socialen verquickt.

Unsere europäischen Culturstaaten verhalten sich der Bildung neuer Religions-Genossenschaften gegenüber ziemlich ablehnend, was sich theilweise auf den in ihnen herrschenden religiösen Indifferentismus zurückführen lässt. Eine Ausnahme davon bilden die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Ich glaube, dass dies namentlich auf folgende Umstände zurückzuführen sein dürfte. Das Yankeethum, das Mischlingsproduct der verschiedensten Völker, bringt, trotz seines hyperrealistischen Charakterzuges, religiösen Fragen nicht nur Theilnahme, sondern geradezu ein grosses Interesse entgegen. Die grossen bürgerlichen, socialen sowie religiösen Freiheiten behindern in keiner Weise die Bildung neuer Religions-Genossenschaften. Begünstigt wird endlich der religiöse Zug durch die Gegenwart ausgedehnter, noch jungfräulicher, kaum bewohnter Länderstrecken, welche bekanntlich mit Vorliebe von religiösen Sonderlingen aufgesucht werden.

Von den zahlreichen religiösen Secten Nordamerikas ist entschieden jene der Perfectionisten von Oneida und Wallingford, die dem socialen und sexuellen Communismus huldigt, eine der interessantesten.

Gegründet wurde diese Secte von dem jetzt noch lebenden John Humphrey Noyes. Dieser Mann, der Sprosse einer geachteten Familie, geboren im Jahre 1811 zu Brattleboro in Vermont, wandte sich, nachdem er das „Dartmouth College“ absolvirt und daselbst graduirt worden, zuerst dem juristischen Studium zu, ging aber bald zu jenem der Theologie über, dem er anfangs in Andower, späterhin in der Yale'schen Schule für Gottesgelahrtheit oblag. Im Jahre 1834, nachdem er längere Zeit hindurch unter dem Einflusse eines „erleuchteten“ Predigers gestanden, „landete er endlich am Ufer des wahren Heiles“ und wurde der Gründer jener religiösen Genossenschaft, die sich „Perfectio-

nismus“ nennt. Von New-Haven begab er sich nach Putney in Vermont, woselbst sein Vater mit der Familie lebte und streute daselbst die Saatkörner des wahren Heiles aus. Er that dies auf dem Wege des gesprochenen sowie gedruckten Wortes. Vier Jahre später heirathete er Harriet A. Holton, die sich von ihm hatte bekehren lassen. Im Beginne hatten seine Bekehrungsversuche nur wenig Erfolge, denn 1847 hatte er erst etwas über 40 Gläubige gewonnen. Ursprünglich war er nicht Communist. Den sexuellen Communismus fing er erst vom Jahre 1845 an zu verkünden. 1846 verwirklichte er die Gründung einer Gemeinde nach seinen Lehren zu Putney. Die Bewohner dieses Ortes scheinen aber an den Principien dieser neuen Religions-Genossenschaft kein besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben, denn eines schönen Tages fand sich der Hirte Noyes sammt seiner Heerde gewaltsam expropriirt, ausserhalb der Marken Putney's. Auf dieses hin zogen die Gläubigen nach Oneida in der Grafschaft Madison, Staat New-York. Hier begannen sie sich anzusiedeln, nachdem sie 40 Acres Land angekauft, auf denen nur ein elendes Wohngebäude, eine von Indianern verlassene Hütte und aufgelassene Sägemühle stand. Anfangs ging es den Gläubigen materiell recht schlecht. In den Jahren 1849—50 bildeten sich noch mehrere Gemeinden, so eine in Brooklyn bei New-York, welche die Druckerei der Secte besorgte und eine in Wallingford zu Connecticut. Mit Ausnahme der letztgenannten Gemeinde zogen alle anderen allmählich nach Oneida. Die ersten Gläubigen waren meist Farmer aus Neu-England. Die Perfectionisten waren ungemein fleissige Arbeiter, so dass die Gemeinde in relativ kurzer Zeit wohlhabend wurde. In der ersten Zeit widmeten sie sich hauptsächlich dem Ackerbau und der Gartencultur, später erst ergriffen sie auch andere Erwerbszweige, indem sie eine Sägemühle betrieben, eine Schmiede eröffneten und nach und nach auch zu anderen Handwerken übergingen. Mit ihren Producten und Erzeugnissen fingen sie bald auch an Handel zu treiben, so dass sie eine Zeit lang auch eine Schaluppe mit ihren Waaren auf dem Hudson hatten. Im Jahre 1857 arbeiteten sie in ihren Werkstätten bereits mit Maschinen. Ihr Inventar stellte in diesem Jahre bereits einen Werth von über 60,000 Dollars dar. In den nächsten 10 Jahren belief sich der Nettogewinn der Gemeinde auf 185,000 Dollars. Ihre geschäftliche

und landwirthschaftliche Thätigkeit steigerte sich im Laufe der Jahre immer mehr. Ausser der Pflege der Landwirthschaft errichteten sie Fabriken, in denen sie zahlreiche kleine Artikel, wie Schulmappen, Koffer, Zündhölzchen u. dgl. m. erzeugten, ausserdem betrieben sie eine Glasfabrik. 1866 verlegten sie sich auf die Seidenmanufactur. 1874 betrug der Gemeindebesitz 654 Acres Land und die Zahl der Gläubigen 283, von denen 54 in der Filiale Wallingford, die anderen in Oneida lebten. Von den Gläubigen waren 131 Männer, 152 Weiber, darunter 64 Kinder und Adolescentes, 105 über 45jährige. Sie halten eine nicht geringe Zahl von Lohnarbeitern und zwar weit über 200, die theils in den Fabriken, theils auf den Feldern verwendet werden. Ursprünglich besorgten sie sich die häuslichen Dienste selbst, während sie hierzu jetzt Lohnarbeiter benutzen. Sie behandeln die Lohnarbeiter gut, zahlen dieselben gehörig und sorgen auch in anderer Weise für dieselben, indem sie ihnen Wohnhäuser bauen, für ihr physisches und intellectuelles Wohl sorgen u. dgl. m. Die Gemeindemitglieder sind meist Amerikaner, nur wenige sind Engländer und Canadier. Die meisten stammen, wie bereits erwähnt, aus den Neu-England-Staaten und sind Farmer oder Mechaniker. Man findet unter ihnen frühere Congregationalisten, Presbyterianer, Episcopale, Methodisten, Baptisten, aber merkwürdiger Weise keinen einzigen früheren Katholiken. In den letzten Jahren meldeten sich Viele zum Eintritte in die Gemeinde, doch nahm letztere keine Mitglieder auf. Es scheint aber, dass es ihnen nicht unangenehm wäre, wenn sich neue Gemeinden ausserhalb Oneida bilden würden. Wie sehr die Perfectionistengemeinde gedieh, lässt sich daraus entnehmen, dass ihr Besitz im Jahre 1874 einen Werth von über einer Million Dollars repräsentirte.

Von allem Anbeginne an legte Noyes einen grossen Werth darauf, seine Lehre durch die Presse zu verbreiten. Die Gemeinde gab nicht nur eine Reihe von Schriften heraus, sondern auch Journale. Das jetzige ist das „Oneida Circular“. Der Werth dieser Publicationen ist jener der bekannten englischen und amerikanischen Tractätleins. Gleich diesen sind sie in der schwülstigsten Weise geschrieben und streifen hart an die schreiendste Reclame. Diese Publicationen werden gratis vertheilt und versendet, doch werden freiwillige Zahlungen für dieselben angenommen. Ihr In-

halt ist immer der gleiche, eine Auseinandersetzung und Anpreisung des Communismus und der neuen alleinseligmachenden Religion. Erst in der neuesten Zeit haben sich die Perfectionisten in ihrem Journale von dieser Richtung abgewendet und bringen auch Artikel naturwissenschaftlichen Inhaltes, die ausgezeichnet gearbeitet sein sollen. Diese Religions-Genossenschaft unterscheidet sich von anderen ähnlichen namentlich dadurch, dass sie ihre religiösen, socialen und das Sexualleben betreffenden Einrichtungen und Gesetze öffentlich bespricht und mittheilt. Was die religiösen Grundsätze der Perfectionisten anbelangt, so sind dieselben folgende: Sie glauben an die Bibel, als Offenbarung Gottes, an Jesus Christus, als Sohn Gottes, an die Apostel und die primitive christliche Kirche, ebenso an das jüngste Gericht, verwerfen dagegen die Taufe, das Abendmahl und die Sonntagsfeier. Gepredigt wird bei ihnen nicht. Der Grundzug ihrer Religion ist das Bestreben, zum sündenlosen Leben zu gelangen. Die Quelle aller Sünden suchen sie im Egoismus, der durch den Besitz eines persönlichen Eigenthums erzeugt und unterhalten wird. Folgerichtig muss daher, um die Sünde zu bekämpfen, der persönliche Besitz entzogen werden. Zum persönlichen Besitze zählen sie die Ehe, es muss daher auch diese beseitigt werden. Die Ehe basirt auf der persönlichen Liebe. Letztere aber ist nur der Ausfluss der Selbstsucht, einer Sünde. Da die Sünde der Selbstsucht ausgerottet werden muss, so entfällt selbstverständlich damit die Ehe. Gleich anderen Secten glaubt auch der Perfectionismus unter dem besonderen Schutze Gottes zu stehen. Die Gläubigen dieser Gemeinde halten sich für die Lieblingskinder Gottes und meinen, dass dieser ihnen zu Liebe heute noch Heilwunder wirke. Einen solchen Fall theilt im Jahre 1874 Dr. Cragin, ebenfalls ein Perfectionist, in dem Journale der Secte mit. Er betraf ein Weib der Gemeinde, deren Arm durch eine Maschine schwer verletzt wurde. Der Arm war unbrauchbar, denn es bestand eine Lähmung. Gleichzeitig litt die Kranke an sehr heftigen Schmerzen. Durch die Fürbitte Noyes' und des Arztes Cragin erbarmte sich Gott der Kranken und nach einem inbrünstigen Gebete derselben erhielt sie, nachdem sie lange gelitten, plötzlich wieder den vollkommenen Gebrauch ihrer Gliedmaassen. Solche Wunder sollen sich öfters ereignen. (Fortsetzung folgt.)

VII.

Kritiken.

Geschichte der Medicin.

1. *Der Däne Niels Stensen.* Ein Lebensbild, nach den Zeugnissen der Mit- und Nachwelt entworfen von Wilhelm Plenkers S. J. Mit dem Portrait Stensen's. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1884. Gr. 8°. VIII und 206 Seiten.

Wenige Monate sind es her, dass ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Medicin erschien. Er kam von ganz unerwarteter Seite her, vom Jesuitenpater Wilhelm Plenkers, der ein Lebensbild Niels Stensen's, des hervorragendsten Anatomen des 17. Jahrhunderts, veröffentlichte. Mag vielleicht das Moment, welches die Veröffentlichung vorliegenden Werkes veranlasste, auch ein der Geschichte der Medicin vollständig fern liegendes sein und seinen Endzweck darin finden wollen, dem berühmten katholisch gewordenen Dänen, der dazu bestimmt war, als neuer Apostel den protestantischen Norden wieder in den Schooss der katholischen Kirche zurückzuführen, ein literarisches Ehrendenkmal zu setzen, so braucht uns dies doch vom historisch-medicinischen Standpunkte aus nicht weiter zu berühren. Liegt diese Tendenz auch vor, so kommt sie doch mit dem Abschnitte der Geschichte der Medicin, den Verfasser behandelt, durchaus in keinen Conflict, da der Katholicismus erst jenen Abschnitt des Lebens Stensen's berührt, in dem wir den Mann nicht mehr als medicinischen Forscher, sondern bereits als katholischen Priester vor uns sehen.

Unser Interesse nimmt die erste Hälfte des Buches in Anspruch, in dem Plenkers Stensen als Mann der Wissenschaft schildert. Dass dieser Abschnitt des Lebens Stensen's ebenso gründlich und ausführlich bearbeitet ist, wie sein zweiter, in dem

Stensen als Priester wirkte, lässt sich daraus entnehmen, dass er gerade die Hälfte des Buches umfasst. Der zweite Abschnitt des Lebens Stensen's wurde bereits mehrfach literarisch behandelt, nicht so der erste, dieser fand bisher noch keinen gründlichen Biographen. Als ein solcher erweist sich Plenkers, der sich nicht damit begnügt, aus Stensen's Werken und das über ihn Geschriebene zu schöpfen, sondern auch als selbstständiger Forscher auftritt und uns in Folge dessen eine originelle historische Studie vorlegt, die wir herzlichst begrüssen. Der Leser wird uns gestatten, einen kurzen Abriss derselben zu liefern.

Stensen's Jugend und Aufenthalt an der Kopenhagener Universität ist etwas kurz behandelt, desto ausführlicher aber die Zeit, die er in den Niederlanden, in Amsterdam und Leyden zubrachte, wo er seine berühmteste Entdeckung, die des Ausführungsganges der Parotis, des nach ihm benannten „Ductus Stenonianus" machte. Sein Streit mit Gerhard Blasius in Amsterdam, der sich unrechtmässiger Weise diese Entdeckung aneignen wollte, wird durch Wiedergabe Stensen'scher Briefe in lebhaften Farben geschildert. Eine Lücke in Stensen's Lebensgeschichte weiss aber auch Plenkers nicht auszufüllen, die Zeit zwischen seinem Aufenthalte in Leyden und seiner Wiederkehr nach Kopenhagen (1663). Er vermuthete, Stensen habe eine lange beabsichtigte Reise vorgenommen, ohne jedoch zu wissen, wohin sich dieselbe erstreckt habe. Nun folgt der Aufenthalt in Kopenhagen mit der zweiten bahnbrechenden Entdeckung des Herzens als muskulöses Organ, welche die bisherige Auffassung dieses Brusteingeweides als parenchymatöser Körper vollständig über den Haufen wirft. Da aber die in Erledigung gelangte Kopenhagener Professur der Anatomie, seinen Hoffnungen zum Trotze, nicht in seine, sondern in die Hände Jacobsen's gelangte, so verlässt er wieder seine Vaterstadt und geht neuerdings auf Reisen, die ihn diesmal nach Frankreich und Italien führen. In Paris wird der gelehrte junge Däne allerwärts mit Auszeichnung aufgenommen. Er nimmt dort Sectionen vor und hält in der „Ecole de Médecine" Vorträge über das Gehirn, die Daremberg in seiner „Histoire des sciences médicales" (Paris 1870. Bd. II) nicht ansteht, als „den eigentlichen Ausgangspunkt der modernen Forschung über dieses Organ" zu bezeichnen. Plenkers theilt uns hier den Anfang eines dieser Vorträge in deutscher

Uebersetzung mit, in dem die Lehren Descartes' und Willis' über das System und den anatomischen Bau des Gehirns bekämpft werden. Von Paris wandert Stensen nach Lyon und von dort nach Italien, wo er im Winter 1665 eintrifft. Wir finden ihn hier in Rom, in Livorno und schliesslich in Florenz. In letztgenannter Stadt wird er am Hofe des Medicäers, Grossherzog Ferdinand II., dessen Hof, getreu den Traditionen seiner Familie einen Sammelpunkt für Gelehrte bildete, die Italien besuchten, auf das Zuvorkommendste empfangen. Er steigt so rasch in der Gunst des Medicäers, dass er binnen kurzem auf Thevenot's Empfehlung sowie Viviani's Vorschlag zum Grossherzoglichen Leibarzte mit Pension und Wohnung ernannt wird und gleichzeitig eine Anstellung am Spitale St. Maria erhält. In seiner neuen Stellung verfasste er das Werk „Elementarum Myologiae specimen seu musculorum descriptio geometrica, cui accedunt canis Carchariae dissectum caput et dissectus piscis ex canum genere" (Flor. 1667, Amstel. 1669, Genev. 1685), das allerdings seiner ganzen Anlage nach — Plenkers giebt einen Auszug aus demselben — verfehlt war, aber dennoch mit dazu beitrug, seinen Ruhm zu erhöhen. Hier in Florenz tritt Stensen in den Wendepunkt seines Lebens. Am 2. November 1667 erfolgt sein Uebertritt zur katholischen Kirche. Dieser Glaubenswechsel findet aber seine Vorgeschichte in dem Einflusse, den die Predigten des berühmten Kanzelredners Bossuet in Paris auf ihn ausübten und beschlossen wurde er durch die Bekehrungsversuche einer Nonne, Namens Maria Flavia del Nero, welche die Apothekergeschäfte in dem von ihm geleiteten Spitale besorgte, sowie durch jene der Gattin des Luccesischen Gesandten, der Signora Lavinia Arnolfini. Bald nach seiner Conversion tritt Stensen als Geologe auf mit seinem dem Grossherzoge gewidmeten Werke: „De solido intra solidum naturaliter contento dissertationis prodromus" (Flor. 1669, Lugd. Batav. 1679. London — Engl. — 1671). Dieses Werk, welches nur die Vorarbeit eines grösseren darstellt, führte ihn in die Reihe jener Männer, die, wie Carl Vogt sagt, „als Propheten der Wissenschaft oftmals ihrem Zeitalter vorauseilend, die Bahn bezeichnen, welche in späteren Jahrhunderten eingeschlagen wird." „Und", ruft Plenkers klagend aus, „mit Leibnitz müssen wir es bedauern, dass Stensen's eigentliche Abhandlung nie erschien, ja

nicht einmal das von ihm gesammelte Material auf uns gekommen ist.“ Im Jahre 1667 erhielt Stensen von seinem Könige den Auftrag, in die Heimath zurückzukehren. Da aber seine Rückkehr durch die Conversion erschwert war, so finden wir ihn noch drei Jahre — 1667 bis 1670 — in der Fremde weilen, theils in den Niederlanden, theils in Italien. Erst als König Friedrich III. gestorben und Christian V. den Thron bestiegen, wurde es ihm durch den mächtigen Reichskanzler Peter Griffenfeld ermöglicht, in die Heimath zu gelangen. Letzterer wusste es auch durchzusetzen, dass Stensen trotz seiner Conversion als Professor der Anatomie an die Universität Kopenhagen berufen wurde. Leider war Stensen's Aufenthalt in Kopenhagen ein sehr kurzer, er dauerte nur von Juli 1672 bis ebendahin 1674. Ueber die Gründe, die ihn bewogen, seine Professur aufzugeben, äussert sich Plenkers folgendermassen: „War es dieser Streit (ein theologischer nämlich mit Johannes Brunsmann, Rector der höheren Schule in Herlufsholm), welcher Stensen den Aufenthalt in Dänemark verleidete, schreckten ihn die geringen Aussichten, welche sich ihm als Katholiken eröffneten, zog ihn seine Sehnsucht wieder nach seiner neuen Heimath Italien oder band ihn ein früheres Versprechen, die Erziehung des älteren Cosimo III. zu leiten, Thatsache ist, dass er bereits im Mai 1674 um seine Entlassung bat.“ „Mit dem Jahre 1674 hat Stensen für immer das Secirmesser bei Seite gelegt.“

Von Seite der Wissenschaft aus müssen wir es auf das Lebhafteste bedauern, dass der erst 36jährige Stensen, in dem Alter, in dem er für die Wissenschaft am meisten zu versprechen schien, seiner bisherigen Laufbahn den Rücken kehrte, um nie wieder an dieselbe anzuknüpfen. Auch Plenkers scheint das gleiche Gefühl zu hegen, denn er sagt: „Die Conversion hatte Stensen keineswegs genöthigt, seine Studien aufzugeben“ und weist auf Stensen's Grossneffen Winslöv hin, „den die Conversion keineswegs verhinderte, eine Leuchte der Wissenschaft zu werden.“ Selbst der Eintritt Stensen's in den Priesterstand hätte nach Plenkers nicht nothwendig seine Entfernung von den naturwissenschaftlichen Studien nach sich ziehen müssen, „denn auch vom Priesterstande kann man nicht sagen, dass er den Mann der Wissenschaft tödtet; der eine Name Secchi beweist dies voll-

gültig.“ Plenkers unterlässt es nicht, Stensen's Verdienste um die Wissenschaft, speciell um die Anatomie, in wärmster Weise zu würdigen. Richtig hebt er hervor, dass Stensen einer der Ersten war, der eine Förderung der Medicin nur auf der Basis der pathologischen Anatomie erwartete und citirt zum Beweise des Gesagten eine Stelle aus seinem Werke über die Muskeln, in der es unter Anderem heisst: „Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie viel die Praxis den anatomischen Untersuchungen dieses Jahrhunderts zu danken hat, Untersuchungen, welche gar manche Irrthümer aufgedeckt, die man bei der Auseinandersetzung der Krankheiten begeht und zu gleicher Zeit die Unrichtigkeit gewisser Gründe nachgewiesen haben, die man beim Gebrauche der Heilmittel anführt.“

Der Inhalt der zweiten Hälfte des Buches liegt unserem Interesse fern, da er nur das Leben und Wirken des „Priesters“ Stensen berührt. Der Vollständigkeit halber wollen wir aber doch auch noch die letzten 12 Jahre des Lebens Stensen's in knappen Zügen skizziren.

Das Jahr 1674, in dem Stensen seine Professur niederlegte, war aber nicht das erste, in dem er sich der Theologie zugewendet hatte, denn bereits ein Jahr früher hatte er sich in den schon erwähnten theologischen Streit mit Johannes Brunsmann eingelassen. Dieser Streit währte über zwei Jahre und führte, wie dies bei theologischen Streitigkeiten stets der Fall war, zu keinem Resultate. 1675 wurde er in Florenz zum Priester geweiht und zwei Jahre später folgte in Rom seine Erhebung zum Bischofe von Titiopolis in partibus infidelium. Letztere scheint damit im Zusammenhange gestanden zu sein, dass der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, der im Jahre 1651 gleichfalls zum Katholicismus übergetreten war und 1665 nach dem Tode seines Bruders die Regierung seiner Stammlande übernommen hatte, nach dem im Jahre 1676 erfolgten Tode seines Bischofs Machioni für diesen einen Nachfolger in Rom verlangte. Für diese Stelle wurde Stensen auserwählt. Gleichzeitig wurde ihm das apostolische Vicariat für die sogenannten nordischen Missionen, nämlich für die Braunschweig'schen Lande, die Hansestädte, Schleswig-Holstein, Dänemark, Norwegen und Schweden übertragen. Sein Aufenthalt in Hannover wurde, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, nur

durch Streitigkeiten mit den Lutheranern und vergeblichen Bekehrungsversuchen ausgefüllt. Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, dem sein lutherischer Bruder Ernst August im Jahre 1680 auf dem Throne folgte, machte Stensen's Aufenthalte in Hannover sofort ein Ende. „Stensen und die Kapuziner mussten die Stadt verlassen", wie sich Plenkers lakonisch ausdrückt. Von Hannover kam Stensen als Weihbischof nach Münster, nachdem er sich vom Papste von der Verwaltung des grossen nordischen Vicariats hatte entheben lassen. In dieser Stellung scheint er mit dem Clerus in heftige Collisionen gerathen zu sein, was Plenkers in folgender verblümter Weise andeutet: „Der Weihbischof war sicher in allen seinen Verordnungen, die er an den Clerus des Münster'schen Stiftes erliess, von den reinsten Absichten geleitet. Allein es scheint, dass er nicht immer den bestehenden Verhältnissen gebührende Rechnung trug und insbesondere allzu rasch Gebräuche abschaffen wollte, die freilich wohl nicht zu billigen waren, aber doch wegen ihres Alters sich nicht so leicht entfernen liessen." Die Folge davon war, dass, als Bischof Ferdinand II. (1678—1683) starb und der Kölner Erzbischof Maximilian Heinrich den fürst-bischöflichen Stuhl einnahm, Stensen, der sich gegen die Wahl des letzteren vergeblich gesträubt hatte, von Münster weg musste. Sein Widerstand gegen die Wahl Maximilian Heinrich's ging so weit, dass er sich sogar weigerte, die Heilige-Geist-Messe vor der Wahl zu singen. Er wurde nun von Rom zum zweiten Male mit der Verwaltung des ganzen nordischen Vicariats betraut. Daraufhin wählte er Hamburg zu seinem Aufenthaltsorte. Aber auch hier fand er keine Ruhe. „Er fand dort noch weniger Trost als in Münster. Nicht nur die Häretiker und Lutheraner verfolgten ihn, sondern selbst die Katholiken drohten beständig, ihm Nase und Ohren abzuschneiden und ihn wie einen Infamen aus dem Lande zu jagen, ja schliesslich ihn zu tödten. Und dies deshalb, weil er darauf hinarbeitete, den Frieden unter ihnen herzustellen und ihre Streitigkeiten beizulegen". Wie in Münster gerieth er auch in Hamburg in Conflict mit dem katholischen Clerus, diesmal mit zwei Jesuiten. Aus dieser unangenehmen Lage befreite ihn eine Berufung nach Schwerin, woselbst Herzog Christian Louis I., der 1663 in Paris zum Katholicismus übergetreten war, regierte. Aber auch in dieser Stellung fühlte er

sich nicht zufrieden und trachtete, entweder nach Trier zu kommen oder nach Italien zurückzukehren. Diesem Wunsche des unruhigen Priesters machte aber der Tod ein Ende, denn 11 Monate nach seiner Ankunft in Schwerin starb daselbst Stensen am 26. November 1686, noch nicht 49 Jahre alt. Der frühe Tod dieses Mannes war der übertriebenen Askesis zuzuschreiben, der er sich Jahre hindurch freiwillig unterworfen hatte.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalles brachte es mit sich, dass Stensen, welcher der Anatomie schon seit Jahren Valet gesagt hatte, noch einmal, allerdings erst als Leiche, wieder mit einem Anatomen in Berührung kam. Kerkring, der als Resident des Grossherzogs von Toscana in Hamburg lebte, besorgte die Ueberführung seiner sterblichen Hülle von Schwerin nach Florenz, wo sie endlich in der Fürstengruft der Medicäer ihre Ruhe fand.

Beigefügt ist dem Werke ein vollständiges Quellenverzeichniss, welches die Biographien, sowie das Verzeichniss der Briefe und Werke Stensen's enthält. Die Schriften Stensen's scheiden sich in anatomische, eine geologische und theologische. Von letzteren sind einige bisher nicht veröffentlicht.

Das beigefügte Portrait stellt Stensen als Priester dar, das Bischofskreuz auf der Brust und ist nach einem auf der Kopenhagener Anatomie befindlichen Oelgemälde angefertigt.

Plenkers nennt den berühmten Anatomen und späteren Bischof „Stensen", weil, wie er sagt, dies der eigentliche Dänische Name war. Häufiger als unter diesem Namen findet man ihn unter folgenden Namen: Stenonius, Stenonis (so unterschrieb Stensen seine Briefe), Steno, Sténon, Stenono.

Kleinwächter.

2. *Die städtischen Medicinaleinrichtungen Breslau's bis zum Beginne unseres Jahrhunderts.* Von Stadtarchivar Dr. H. Markgraf. Separatabdruck aus „Daniel Gohl und Christian Kundmann" von Dr. J. Grätzer, Königl. Geh. Sanitätsrath und dirigirender Hospitalsarzt. Breslau. Druck und Verlag von S. Schottländer. 1884. Gr. 8°. 75 Seiten.

Vorliegendes Schriftchen, eine fleissig gearbeitete Studie, behandelt die Geschichte der medicinischen Armenpflege Breslau's vom Anfange des 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Da aus der mittelalterlichen medicinischen Armenpflege die Hospitäler,

die Vorgänger unserer moderner Krankenhäuser sowie das Institut der Stadtärzte hervorgingen, so wird die historische Entwickelung dieser beiden Institutionen, wie sie sich in Breslau gestaltete, in kurzen Zügen skizzirt. Dabei wird auch der Pestärzte gedacht. Dem Schriftchen sind mehrere Beilagen beigefügt, das Verzeichniss der Stadtphysici, der Pest- und Stadtärzte, die Bestallungen dieser verschiedenen Aerzte, die Instructionen für dieselben aus den Jahren 1745, 1785 und 1786, der Inhalt der Todtenbücher vom Jahre 1633 und schliesslich das Verzeichniss der bei Pestepidemien in Breslau erschienenen medicinischen Verordnungen und Schriften von 1555—1738. Hat das Schriftchen wohl auch vorzugsweise nur ein localhistorisches Interesse, so ist es deshalb doch nicht zu unterschätzen, da gerade solche kleine Publicationen zuweilen die Bausteine für grössere medicinisch-historische Arbeiten darstellen.

Kleinwächter.

3. *Die Medicin der Talmudisten.* Nebst einem Anhange: Die Anthropologie der alten Hebräer. Von Dr. Joseph Bergel. Leipzig und Berlin. Verlag von Wilhelm Friedrich, königl. Hofbuchhandlung. 1855. Klein 8°. VIII und 88 Seiten.

Vorliegende Arbeit ist ein Sammelwerk. Verfasser stellt alles auf die Aerzte, die Medicin und die Hygiene sich Beziehendes, das sich im Talmud befindet, zusammen, um ein Bild zu liefern, wie es zur Zeit des alten Judenthums mit der Medicin und den Aerzten stand. Zuerst führt er die talmudischen Aerzte an und giebt von jedem derselben einen kurzen Abriss seiner medicinischen Anschauungen. Darauf folgt die Besprechung der Anatomie und Physiologie, der Pathologie und Aetiologie, der Hygiene, der Heilmethoden, der speciellen Pathologie und schliesslich der Pharmakologie. In einem Anhange versucht Verfasser eine kurze Anthropologie der alten Juden zu liefern, in der er namentlich das auf die Geschlechtssphäre bezügliche abhandelt. Die Publication hat einen culturhistorischen Werth, einen medicinischen entschieden nicht, denn nach dem Mitgetheilten zu schliessen, muss die altjüdische Medicin auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden haben. Von der hippokratischen Medicin wird sie himmelhoch überragt. Merkwürdiger Weise bemerkt man nirgends einen Einfluss der griechischen Medicin auf die altjüdische. Es ist dies um so auffallender, als die talmudische Medicin bis in das 5. Jahrh. n. Chr.

hineinreicht. Ebenso wenig kann man bemerken, dass bezüglich der früheren Jahrhunderte Anklänge an die altegyptische Medicin zu finden wären. Schwer zu sagen ist es, was in den medicinischen Ansichten der alten Juden überwiegt, ob der crasseste Aberglaube oder der wüste Unsinn. Sehr selten, man kann wohl sagen nur vereinzelt, stösst man auf einen spärlichen Lichtblick einer naturgemässen, vernünftigen Ansicht und da zumeist nur, wo es sich um die Hygiene — die Speisegesetze — handelt. Wenn Verfasser für die Medicin der alten Juden, respective des Talmuds, das gleiche Interesse verlangt, wie für die die Medicin und Hygiene betreffenden Aphorismen in Plinius' „Historia naturalis", so befindet er sich, unserer Ansicht nach, im Irrthume, denn die Culturzustände und Ansichten des classischen Alterthums besitzen für uns, deren Gesammtbildung auf dem classischen Alterthume ruht, denn doch bedeutend mehr Interesse als jene der alten Juden. Störend wirkt es, wenn man auf Worte stösst, wie „Tanponiren", „Aetiologie", „Quotédiana", die sich nicht einmal als Druckfehler beschönigen lassen. Mejer.

4. *Jewish hygiene and diet, the Talmud and various other jewish writings, heretofore untranslated.* Carl H. von Klein, A. M., M. D. Delivered before the Annual Meeting of the American Medical Association, at Washington, D. C. May, 1884. Kl. 8°, 22 Seiten.

Der Titel dieser Schrift verspricht mehr, als in den 22 Seiten Text geboten wird, denn der Inhalt beschränkt sich auf eine Aufzählung der Capitel des Talmud mit einer Wiedergabe der rituellen Waschungs- und Speisegesetze der Juden. Die „other jewish writings" des Titelblattes sucht man vergebens in dem Heftchen. Die ganze Abhandlung stellt, streng genommen, nichts Anderes als eine Apotheose des Judenthums dar, in der die Person des Verfassers in recht unangenehmer, man kann wohl sagen, in agressiver Weise hervortritt. Verfasser begreift es nicht und ist darüber entrüstet, dass die jüdischen Aerzte der Gegenwart uns das grosse und hervorragende Werk des Talmud nicht mittels einer Uebersetzung zugänglich machen, denn dann erhielten wir einen wissenschaftlichen Born, aus dem wir zum Wohle der Menschheit reichlich schöpfen könnten. Dieser Vorwurf wird speciell gegen Wien geschleudert, dessen medicinische Lehrer und Schriftsteller, nach Klein, nahezu ohnehin lauter Juden sind, „in a city like Vienna, for instance, where

in fact the greater part of the medical faculty of the University of that city is composed of Jewish writers and teachers, who are second to none, why they should be silent on the writings and teaching of this great work, which has been suppressed for so many generations" (pag. 8). Wenn es nach dem Verfasser ginge, so müssten wir sofort alle Juden werden, uns beschneiden lassen und den Talmud als Gesetzescodex einführen, denn er sagt: „Humanity might be proud if every man in the world was circumcised" und „if it is not best for us to adopte some of their codes in life (p. 11 und 22). Ebenso dürften wir kein Schweinefleisch mehr berühren (pag. 17). Der Verfasser erinnert uns in seiner Bescheidenheit an den Deutsch-israelitischen Gemeindebund, der vor einigen Jahren den Reichskanzler Bismarck aufforderte, den jüdischen Versöhnungstag als staatlichen Feiertag anzuerkennen und an den Stabsarzt Rosenzweig, der in einer 1878 zu Schweidnitz erschienenen Schrift ein Staatsgesetz forderte, das aus Gesundheitsrücksichten die Beschneidung der Christen beim Militär vorschreibe. Damit dieser Apotheose des Judenthums nicht auch die komische Seite fehle, hebt Klein bei Besprechung der rituellen Waschungen die erstaunliche Reinlichkeit der orthodoxen Juden hervor: „These questions arise very frequently, especially among the Orthodox Jews, as their cleanliness is amazingly great" (pag. 15). — Risum teneatis amici! — Dem Verfasser muss das Aussehen seiner orthodoxen Glaubensgenossen in Polen, Russland und Rumänien wahrscheinlich schon aus dem Gedächtnisse entschwunden sein. Doch genug dieser Stichproben, wer seine Zeit vergeuden will, der mag den Klein'schen Vortrag selbst durchlesen.

Mejer.

Medicinische Geographie.

5. *Die Cholera.* Von Max Pettenkofer. Deutsche Bücherei. Nr. 36. Verlag von S. Schottländer. Breslau und Berlin, ohne Jahreszahl. Preis 1 Mark.

Das neuerliche Auftreten der Cholera in Aegypten und im Süden Europa's im Verlaufe der letzten zwei Jahre hat ebenso wie die bekannten Arbeiten Koch's selbst im Laienpublicum das Interesse für die Aetiologie dieses Krankheitsprocesses erweckt. Gesteigert wurde noch dieses Interesse, als die Enunciationen Pettenkofer's über die Koch'sche Theorie durch die Tagesblätter weit über die Gelehrtenkreise hinaus drangen. Vorliegende Schrift

bildet quasi eine Fortsetzung dieser Enunciationen, denn Pettenkofer wendet sich in ihr geradezu an das Laienpublicum und theilt demselben in leicht fasslicher Weise seine Ansichten über die Entstehung und Verbreitung der Cholera mit. Der Fachmann, der mit der Pettenkofer'schen Theorie längst bekannt ist, wird hier wohl nicht viel Neues finden, immerhin aber wird er das Schriftchen mit Interesse lesen, da es anregend geschrieben und mit einigen treffenden Bemerkungen über die Koch'sche Theorie gewürzt ist. Dass Pettenkofer ein Meister seines Stoffes, ist längst bekannt und wird dieser Umstand gewiss zur weiten Verbreitung vorliegender Schrift im Laienpublicum beitragen.

Kleinwächter.

6. *Die Krankheiten im südlichen Chile.* Von Dr. C. Martin. Mit einer Karte von Süd-Chile. Berlin 1855. Verlag von August Hirschwald. Gr. 8°. VI und 85 Seiten.

Der Umstand, dass Deutschland bisher keine Colonien besass, machte seine Consequenzen, so paradox dies auch klingen mag, sogar in der medicinischen Literatur geltend. Die medicinische Literatur Englands, Frankreichs, ja selbst der kleinen Niederlande ist reich an geographisch-pathologischen Arbeiten und Werken, namentlich an solchen, welche nosologische Processe der Tropen behandeln, während jene Deutschlands nach dieser Richtung hin recht arm genannt werden kann. Das einzige einschlägige grössere Werk dieser Art, welches Deutschland sein eigen nennt, ist Hirsch's historisch-geographische Pathologie. So ausgezeichnet dieses Werk auch ist, so besitzt es doch in Bezug auf die geographische Pathologie blos einen compilatorischen Werth, da es nur auf den Anschauungen und Erfahrungen Anderer aufgebaut erscheint. Jetzt, wo Deutschland im Begriffe steht, in die Reihe der Colonien besitzenden Staaten zu treten, dürfte die geographische Pathologie mehr cultivirt werden, als es früher geschah. Dadurch, dass Deutschland nun aussereuropäische und noch dazu tropische Länderstrecken sein eigen nennt, wird er gezwungen sein, den nosologischen Vorgängen dieser Gegenden seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wodurch jene erwähnte Lücke in der medicinischen Literatur mit der Zeit ausgefüllt werden wird. So lange dies noch nicht geschehen, müssen wir jede einschlägige Arbeit, die von einem Deutschen ver-

fasst ist und auf selbstgewonnenen Erfahrungen basirt, als eine doppelt werthvolle Gabe begrüssen.

Als eine solche sehen wir die eben erschienene Schrift C. Martin's „Die Krankheiten des südlichen Chile" an. Da Verfasser früher 2 Jahre in Brasilien und 5 Jahre in Deutschland practicirte, so war ihm nach einem 7jährigen Aufenthalte als Regierungsarzt in einer der südlichsten Stationen der Erde, in den chilenischen Provinzen Llanquihue und Chiloe die Möglichkeit geboten, ein richtiges nosologisches Bild Süd-Chile's zu entwerfen. Dasselbe ist um so werthvoller, als gerade die Veröffentlichungen über diese Gegenden, verglichen mit der Literatur über die tropischen und warmen Landstriche der südlichen Hemisphäre äusserst spärlich sind.

Das Klima dieser Gegenden ist in Folge ihrer oceanischen Lage und des kalten antarktischen Stromes ein auffallend feuchtes mit relativ hoher Winter- und niedriger Sommertemperatur. Letztere ist so niedrig, dass häufig nicht einmal der Weizen reift und von einer Weincultur keine Rede mehr ist, trotzdem der Breitegrad unter dem diese Gegenden liegen, jenem Italiens entspricht. Mit diesen climatischen Verhältnissen eng zusammenhängend ist die Art der dort am häufigsten vorkommenden Krankheitsprocesse und deren Verlauf. Darmaffectionen sowohl als Katarrhe und Dysenterien sind häufig, verlaufen ungemein protrahirt und enden nicht selten letal. Eben so häufig sind Typhen; Typhoide, der Intestinaltyphus, sowie die exanthematische Form. Von letzterem Processe beschreibt C. Martin sehr eingehend den Verlauf und die Verbreitung einer Epidemie, die sich auf der Insel Huar abspielte und bezieht sich auf diese eine Kartenskizze der genannten Insel. Nicht minder häufig sind Katarrhe und tuberculöse Processe der Lungen. Auch Nierenkrankheiten sind nicht selten, ebenso wie Gelenkrheumatismen und in Folge dessen auch Klappenfehler des Herzens. Tropenkrankheiten fehlen dagegen, wenn sie nicht, wie die Leberabscesse, direct importirt werden, zur Gänze. Trotz des hohen Feuchtigkeitsgrades der Luft und der Erde treten in Folge der niederen Temperatur nicht einmal leichte Formen von Malariaprocessen auf. Exantheme sah wohl C. Martin, doch waren sie meist nur eingeschleppt. Die Cholera kommt nicht vor. Von endemischen Processen, die von den bei uns anzutreffenden vollkom-

men verschieden wären, berichtet C. Martin nichts. Nicht mit Unrecht weist er darauf hin, dass die Immunität gegen so viele Krankheiten, deren sich diese Gegenden bis jetzt noch erfreuen, bald verschwinden dürfte, wenn es zum Baue der projectirten Anden-Bahnen kommen und sich der Verkehr heben wird. Beigefügt sind der Schrift zur Veranschaulichung des Mitgetheilten eine Reihe statistischer Krankheitstabellen, auf denen stets die Inder, die spanischen Chilenen und die Fremden separat rubricirt sind, um eine bessere Uebersicht zu ermöglichen.

Wir zweifeln nicht daran, dass C. Martin's Schrift ihre zahlreichen Leser finden wird. Wünschenswerth wäre, dass sie die zahlreichen deutschen Aerzte, die in aussereuropäischen Gegenden ihren Beruf ausüben oder ausübten, bewegen würde, ihre Erfahrungen in ähnlicher Weise zu publiciren.

Kleinwächter.

Allgemeine Medicin.

7. *Die Karyomitosis und das Princip der biologisch-medicinischen Therapie.* Vortrag, gehalten in der biologischen Gesellschaft Ungarns von Dr. Theodor von Bakody, Professor der vergleichenden Pathologie und medicinischen Klinik in Budapest. Berlin. Verlag von Otto Janke. 1884.

Bakody's Vortrag ist in zwei nur sehr lose zusammenhängende Theile getheilt. Im ersten Theile führt der Autor die durch die fundamentalen Arbeiten Flemming's, Pfitzner's und Schleicher's bekannt gewordenen Thatsachen über die Karyomitosis seinen Hörern zu Gemüthe. Auf der breiten Basis des durch die genannten Forscher zu Tage geförderten Materials bewegt sich Bakody mit vielem Behagen 48 Seiten lang.

Der zweite, kleinere Theil, ist eine Lobeshymne auf die biologisch-medicinische Therapie und eine scharfe Philippica auf die „Schulmedicin". Letztere giebt Bakody viel zu schaffen und er ermüdet nicht, selbe jedweder Exactheit baar und der gröbsten Versündigungen gegen die Grundprincipien der Biologie zu zeihen. Dass die Vertreter der „Schulmedicin" dabei sehr schlecht davon kommen, versteht sich von selbst. „Von der heiklen Stellung der bereits zu klinischen Autoritäten sich empor geschwungenen Individuen der Schulmedicin ist nicht zu sprechen. — Der Lehrapparat ihrer gewohnten Schulanschauungen hindert die Meisten, Wahrheiten nachzuforschen, die mit den systematisch aufgenommenen

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

nicht einmal das von ihm gesammelte Material auf uns gekommen ist.“ Im Jahre 1667 erhielt Stensen von seinem Könige den Auftrag, in die Heimath zurückzukehren. Da aber seine Rückkehr durch die Conversion erschwert war, so finden wir ihn noch drei Jahre — 1667 bis 1670 — in der Fremde weilen, theils in den Niederlanden, theils in Italien. Erst als König Friedrich III. gestorben und Christian V. den Thron bestiegen, wurde es ihm durch den mächtigen Reichskanzler Peter Griffenfeld ermöglicht, in die Heimath zu gelangen. Letzterer wusste es auch durchzusetzen, dass Stensen trotz seiner Conversion als Professor der Anatomie an die Universität Kopenhagen berufen wurde. Leider war Stensen's Aufenthalt in Kopenhagen ein sehr kurzer, er dauerte nur von Juli 1672 bis ebendahin 1674. Ueber die Gründe, die ihn bewogen, seine Professur aufzugeben, äussert sich Plenkers folgendermassen: „War es dieser Streit (ein theologischer nämlich mit Johannes Brunsmann, Rector der höheren Schule in Herlufsholm), welcher Stensen den Aufenthalt in Dänemark verleidete, schreckten ihn die geringen Aussichten, welche sich ihm als Katholiken eröffneten, zog ihn seine Sehnsucht wieder nach seiner neuen Heimath Italien oder band ihn ein früheres Versprechen, die Erziehung des älteren Cosimo III. zu leiten, Thatsache ist, dass er bereits im Mai 1674 um seine Entlassung bat.“ „Mit dem Jahre 1674 hat Stensen für immer das Secirmesser bei Seite gelegt.“

Von Seite der Wissenschaft aus müssen wir es auf das Lebhafteste bedauern, dass der erst 36jährige Stensen, in dem Alter, in dem er für die Wissenschaft am meisten zu versprechen schien, seiner bisherigen Laufbahn den Rücken kehrte, um nie wieder an dieselbe anzuknüpfen. Auch Plenkers scheint das gleiche Gefühl zu hegen, denn er sagt: „Die Conversion hatte Stensen keineswegs genöthigt, seine Studien aufzugeben“ und weist auf Stensen's Grossneffen Winslöv hin, „den die Conversion keineswegs verhinderte, eine Leuchte der Wissenschaft zu werden.“ Selbst der Eintritt Stensen's in den Priesterstand hätte nach Plenkers nicht nothwendig seine Entfernung von den naturwissenschaftlichen Studien nach sich ziehen müssen, „denn auch vom Priesterstande kann man nicht sagen, dass er den Mann der Wissenschaft tödtet; der eine Name Secchi beweist dies voll-

gültig.“ Plenkers unterlässt es nicht, Stensen's Verdienste um die Wissenschaft, speciell um die Anatomie, in wärmster Weise zu würdigen. Richtig hebt er hervor, dass Stensen einer der Ersten war, der eine Förderung der Medicin nur auf der Basis der pathologischen Anatomie erwartete und citirt zum Beweise des Gesagten eine Stelle aus seinem Werke über die Muskeln, in der es unter Anderem heisst: „Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie viel die Praxis den anatomischen Untersuchungen dieses Jahrhunderts zu danken hat, Untersuchungen, welche gar manche Irrthümer aufgedeckt, die man bei der Auseinandersetzung der Krankheiten begeht und zu gleicher Zeit die Unrichtigkeit gewisser Gründe nachgewiesen haben, die man beim Gebrauche der Heilmittel anführt.“

Der Inhalt der zweiten Hälfte des Buches liegt unserem Interesse fern, da er nur das Leben und Wirken des „Priesters“ Stensen berührt. Der Vollständigkeit halber wollen wir aber doch auch noch die letzten 12 Jahre des Lebens Stensen's in knappen Zügen skizziren.

Das Jahr 1674, in dem Stensen seine Professur niederlegte, war aber nicht das erste, in dem er sich der Theologie zugewendet hatte, denn bereits ein Jahr früher hatte er sich in den schon erwähnten theologischen Streit mit Johannes Brunsmann eingelassen. Dieser Streit währte über zwei Jahre und führte, wie dies bei theologischen Streitigkeiten stets der Fall war, zu keinem Resultate. 1675 wurde er in Florenz zum Priester geweiht und zwei Jahre später folgte in Rom seine Erhebung zum Bischofe von Titiopolis in partibus infidelium. Letztere scheint damit im Zusammenhange gestanden zu sein, dass der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, der im Jahre 1651 gleichfalls zum Katholicismus übergetreten war und 1665 nach dem Tode seines Bruders die Regierung seiner Stammlande übernommen hatte, nach dem im Jahre 1676 erfolgten Tode seines Bischofs Machioni für diesen einen Nachfolger in Rom verlangte. Für diese Stelle wurde Stensen auserwählt. Gleichzeitig wurde ihm das apostolische Vicariat für die sogenannten nordischen Missionen, nämlich für die Braunschweig'schen Lande, die Hansestädte, Schleswig-Holstein, Dänemark, Norwegen und Schweden übertragen. Sein Aufenthalt in Hannover wurde, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, nur

durch Streitigkeiten mit den Lutheranern und vergeblichen Bekehrungsversuchen ausgefüllt. Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, dem sein lutherischer Bruder Ernst August im Jahre 1680 auf dem Throne folgte, machte Stensen's Aufenthalte in Hannover sofort ein Ende. „Stensen und die Kapuziner mussten die Stadt verlassen", wie sich Plenkers lakonisch ausdrückt. Von Hannover kam Stensen als Weihbischof nach Münster, nachdem er sich vom Papste von der Verwaltung des grossen nordischen Vicariats hatte entheben lassen. In dieser Stellung scheint er mit dem Clerus in heftige Collisionen gerathen zu sein, was Plenkers in folgender verblümter Weise andeutet: „Der Weihbischof war sicher in allen seinen Verordnungen, die er an den Clerus des Münster'schen Stiftes erliess, von den reinsten Absichten geleitet. Allein es scheint, dass er nicht immer den bestehenden Verhältnissen gebührende Rechnung trug und insbesondere allzu rasch Gebräuche abschaffen wollte, die freilich wohl nicht zu billigen waren, aber doch wegen ihres Alters sich nicht so leicht entfernen liessen." Die Folge davon war, dass, als Bischof Ferdinand II. (1678—1683) starb und der Kölner Erzbischof Maximilian Heinrich den fürst-bischöflichen Stuhl einnahm, Stensen, der sich gegen die Wahl des letzteren vergeblich gesträubt hatte, von Münster weg musste. Sein Widerstand gegen die Wahl Maximilian Heinrich's ging so weit, dass er sich sogar weigerte, die Heilige-Geist-Messe vor der Wahl zu singen. Er wurde nun von Rom zum zweiten Male mit der Verwaltung des ganzen nordischen Vicariats betraut. Daraufhin wählte er Hamburg zu seinem Aufenthaltsorte. Aber auch hier fand er keine Ruhe. „Er fand dort noch weniger Trost als in Münster. Nicht nur die Häretiker und Lutheraner verfolgten ihn, sondern selbst die Katholiken drohten beständig, ihm Nase und Ohren abzuschneiden und ihn wie einen Infamen aus dem Lande zu jagen, ja schliesslich ihn zu tödten. Und dies deshalb, weil er darauf hinarbeitete, den Frieden unter ihnen herzustellen und ihre Streitigkeiten beizulegen". Wie in Münster gerieth er auch in Hamburg in Conflict mit dem katholischen Clerus, diesmal mit zwei Jesuiten. Aus dieser unangenehmen Lage befreite ihn eine Berufung nach Schwerin, woselbst Herzog Christian Louis I., der 1663 in Paris zum Katholicismus übergetreten war, regierte. Aber auch in dieser Stellung fühlte er

sich nicht zufrieden und trachtete, entweder nach Trier zu kommen oder nach Italien zurückzukehren. Diesem Wunsche des unruhigen Priesters machte aber der Tod ein Ende, denn 11 Monate nach seiner Ankunft in Schwerin starb daselbst Stensen am 26. November 1686, noch nicht 49 Jahre alt. Der frühe Tod dieses Mannes war der übertriebenen Askesis zuzuschreiben, der er sich Jahre hindurch freiwillig unterworfen hatte.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalles brachte es mit sich, dass Stensen, welcher der Anatomie schon seit Jahren Valet gesagt hatte, noch einmal, allerdings erst als Leiche, wieder mit einem Anatomen in Berührung kam. Kerkring, der als Resident des Grossherzogs von Toscana in Hamburg lebte, besorgte die Ueberführung seiner sterblichen Hülle von Schwerin nach Florenz, wo sie endlich in der Fürstengruft der Medicäer ihre Ruhe fand.

Beigefügt ist dem Werke ein vollständiges Quellenverzeichniss, welches die Biographien, sowie das Verzeichniss der Briefe und Werke Stensen's enthält. Die Schriften Stensen's scheiden sich in anatomische, eine geologische und theologische. Von letzteren sind einige bisher nicht veröffentlicht.

Das beigefügte Portrait stellt Stensen als Priester dar, das Bischofskreuz auf der Brust und ist nach einem auf der Kopenhagener Anatomie befindlichen Oelgemälde angefertigt.

Plenkers nennt den berühmten Anatomen und späteren Bischof „Stensen", weil, wie er sagt, dies der eigentliche Dänische Name war. Häufiger als unter diesem Namen findet man ihn unter folgenden Namen: Stenonius, Stenonis (so unterschrieb Stensen seine Briefe), Steno, Sténon, Stenono.

Kleinwächter.

2. *Die städtischen Medicinaleinrichtungen Breslau's bis zum Beginne unseres Jahrhunderts.* Von Stadtarchivar Dr. H. Markgraf. Separatabdruck aus „Daniel Gohl und Christian Kundmann" von Dr. J. Grätzer, Königl. Geh. Sanitätsrath und dirigirender Hospitalsarzt. Breslau. Druck und Verlag von S. Schottländer. 1884. Gr. 8°. 75 Seiten.

Vorliegendes Schriftchen, eine fleissig gearbeitete Studie, behandelt die Geschichte der medicinischen Armenpflege Breslau's vom Anfange des 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Da aus der mittelalterlichen medicinischen Armenpflege die Hospitäler,

die Vorgänger unserer moderner Krankenhäuser sowie das Institut der Stadtärzte hervorgingen, so wird die historische Entwickelung dieser beiden Institutionen, wie sie sich in Breslau gestaltete, in kurzen Zügen skizzirt. Dabei wird auch der Pestärzte gedacht. Dem Schriftchen sind mehrere Beilagen beigefügt, das Verzeichniss der Stadtphysici, der Pest- und Stadtärzte, die Bestallungen dieser verschiedenen Aerzte, die Instructionen für dieselben aus den Jahren 1745, 1785 und 1786, der Inhalt der Todtenbücher vom Jahre 1633 und schliesslich das Verzeichniss der bei Pestepidemien in Breslau erschienenen medicinischen Verordnungen und Schriften von 1555—1738. Hat das Schriftchen wohl auch vorzugsweise nur ein localhistorisches Interesse, so ist es deshalb doch nicht zu unterschätzen, da gerade solche kleine Publicationen zuweilen die Bausteine für grössere medicinisch-historische Arbeiten darstellen.

Kleinwächter.

3. *Die Medicin der Talmudisten.* Nebst einem Anhange: Die Anthropologie der alten Hebräer. Von Dr. Joseph Bergel. Leipzig und Berlin. Verlag von Wilhelm Friedrich, königl. Hofbuchhandlung. 1855. Klein 8°. VIII und 88 Seiten.

Vorliegende Arbeit ist ein Sammelwerk. Verfasser stellt alles auf die Aerzte, die Medicin und die Hygiene sich Beziehendes, das sich im Talmud befindet, zusammen, um ein Bild zu liefern, wie es zur Zeit des alten Judenthums mit der Medicin und den Aerzten stand. Zuerst führt er die talmudischen Aerzte an und giebt von jedem derselben einen kurzen Abriss seiner medicinischen Anschauungen. Darauf folgt die Besprechung der Anatomie und Physiologie, der Pathologie und Aetiologie, der Hygiene, der Heilmethoden, der speciellen Pathologie und schliesslich der Pharmakologie. In einem Anhange versucht Verfasser eine kurze Anthropologie der alten Juden zu liefern, in der er namentlich das auf die Geschlechtssphäre bezügliche abhandelt. Die Publication hat einen culturhistorischen Werth, einen medicinischen entschieden nicht, denn nach dem Mitgetheilten zu schliessen, muss die altjüdische Medicin auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden haben. Von der hippokratischen Medicin wird sie himmelhoch überragt. Merkwürdiger Weise bemerkt man nirgends einen Einfluss der griechischen Medicin auf die altjüdische. Es ist dies um so auffallender, als die talmudische Medicin bis in das 5. Jahrh. n. Chr.

hineinreicht. Ebenso wenig kann man bemerken, dass bezüglich der früheren Jahrhunderte Anklänge an die altegyptische Medicin zu finden wären. Schwer zu sagen ist es, was in den medicinischen Ansichten der alten Juden überwiegt, ob der crasseste Aberglaube oder der wüste Unsinn. Sehr selten, man kann wohl sagen nur vereinzelt, stösst man auf einen spärlichen Lichtblick einer naturgemässen, vernünftigen Ansicht und da zumeist nur, wo es sich um die Hygiene — die Speisegesetze — handelt. Wenn Verfasser für die Medicin der alten Juden, respective des Talmuds, das gleiche Interesse verlangt, wie für die die Medicin und Hygiene betreffenden Aphorismen in Plinius' „Historia naturalis", so befindet er sich, unserer Ansicht nach, im Irrthume, denn die Culturzustände und Ansichten des classischen Alterthums besitzen für uns, deren Gesammtbildung auf dem classischen Alterthume ruht, denn doch bedeutend mehr Interesse als jene der alten Juden. Störend wirkt es, wenn man auf Worte stösst, wie „Tanponiren", „Aetiologie", „Quotédiana", die sich nicht einmal als Druckfehler beschönigen lassen. Mejer.

4. *Jewish hygiene and diet, the Talmud and various other jewish writings, heretofore untranslated.* Carl H. von Klein, A. M., M. D. Delivered before the Annual Meeting of the American Medical Association, at Washington, D. C. May, 1884. Kl. 8°, 22 Seiten.

Der Titel dieser Schrift verspricht mehr, als in den 22 Seiten Text geboten wird, denn der Inhalt beschränkt sich auf eine Aufzählung der Capitel des Talmud mit einer Wiedergabe der rituellen Waschungs- und Speisegesetze der Juden. Die „other jewish writings" des Titelblattes sucht man vergebens in dem Heftchen. Die ganze Abhandlung stellt, streng genommen, nichts Anderes als eine Apotheose des Judenthums dar, in der die Person des Verfassers in recht unangenehmer, man kann wohl sagen, in agressiver Weise hervortritt. Verfasser begreift es nicht und ist darüber entrüstet, dass die jüdischen Aerzte der Gegenwart uns das grosse und hervorragende Werk des Talmud nicht mittels einer Uebersetzung zugänglich machen, denn dann erhielten wir einen wissenschaftlichen Born, aus dem wir zum Wohle der Menschheit reichlich schöpfen könnten. Dieser Vorwurf wird speciell gegen Wien geschleudert, dessen medicinische Lehrer und Schriftsteller, nach Klein, nahezu ohnehin lauter Juden sind, „in a city like Vienna, for instance, where

in fact the greater part of the medical faculty of the University of that city is composed of Jewish writers and teachers, who are second to none, why they should be silent on the writings and teaching of this great work, which has been suppressed for so many generations" (pag. 8). Wenn es nach dem Verfasser ginge, so müssten wir sofort alle Juden werden, uns beschneiden lassen und den Talmud als Gesetzescodex einführen, denn er sagt: „Humanity might be proud if every man in the world was circumcised" und „if it is not best for us to adopte some of their codes in life (p. 11 und 22). Ebenso dürften wir kein Schweinefleisch mehr berühren (pag. 17). Der Verfasser erinnert uns in seiner Bescheidenheit an den Deutsch-israelitischen Gemeindebund, der vor einigen Jahren den Reichskanzler Bismarck aufforderte, den jüdischen Versöhnungstag als staatlichen Feiertag anzuerkennen und an den Stabsarzt Rosenzweig, der in einer 1878 zu Schweidnitz erschienenen Schrift ein Staatsgesetz forderte, das aus Gesundheitsrücksichten die Beschneidung der Christen beim Militär vorschreibe. Damit dieser Apotheose des Judenthums nicht auch die komische Seite fehle, hebt Klein bei Besprechung der rituellen Waschungen die erstaunliche Reinlichkeit der orthodoxen Juden hervor: „These questions arise very frequently, especially among the Orthodox Jews, as their cleanliness is amazingly great" (pag. 15). — Risum teneatis amici! — Dem Verfasser muss das Aussehen seiner orthodoxen Glaubensgenossen in Polen, Russland und Rumänien wahrscheinlich schon aus dem Gedächtnisse entschwunden sein. Doch genug dieser Stichproben, wer seine Zeit vergeuden will, der mag den Klein'schen Vortrag selbst durchlesen.

Mejer.

Medicinische Geographie.

5. *Die Cholera.* Von Max Pettenkofer. Deutsche Bücherei. Nr. 36. Verlag von S. Schottländer. Breslau und Berlin, ohne Jahreszahl. Preis 1 Mark.

Das neuerliche Auftreten der Cholera in Aegypten und im Süden Europa's im Verlaufe der letzten zwei Jahre hat ebenso wie die bekannten Arbeiten Koch's selbst im Laienpublicum das Interesse für die Aetiologie dieses Krankheitsprocesses erweckt. Gesteigert wurde noch dieses Interesse, als die Enunciationen Pettenkofer's über die Koch'sche Theorie durch die Tagesblätter weit über die Gelehrtenkreise hinaus drangen. Vorliegende Schrift

bildet quasi eine Fortsetzung dieser Enunciationen, denn Pettenkofer wendet sich in ihr geradezu an das Laienpublicum und theilt demselben in leicht fasslicher Weise seine Ansichten über die Entstehung und Verbreitung der Cholera mit. Der Fachmann, der mit der Pettenkofer'schen Theorie längst bekannt ist, wird hier wohl nicht viel Neues finden, immerhin aber wird er das Schriftchen mit Interesse lesen, da es anregend geschrieben und mit einigen treffenden Bemerkungen über die Koch'sche Theorie gewürzt ist. Dass Pettenkofer ein Meister seines Stoffes, ist längst bekannt und wird dieser Umstand gewiss zur weiten Verbreitung vorliegender Schrift im Laienpublicum beitragen.

Kleinwächter.

6. *Die Krankheiten im südlichen Chile.* Von Dr. C. Martin. Mit einer Karte von Süd-Chile. Berlin 1855. Verlag von August Hirschwald. Gr. 8°. VI und 85 Seiten.

Der Umstand, dass Deutschland bisher keine Colonien besass, machte seine Consequenzen, so paradox dies auch klingen mag, sogar in der medicinischen Literatur geltend. Die medicinische Literatur Englands, Frankreichs, ja selbst der kleinen Niederlande ist reich an geographisch-pathologischen Arbeiten und Werken, namentlich an solchen, welche nosologische Processe der Tropen behandeln, während jene Deutschlands nach dieser Richtung hin recht arm genannt werden kann. Das einzige einschlägige grössere Werk dieser Art, welches Deutschland sein eigen nennt, ist Hirsch's historisch-geographische Pathologie. So ausgezeichnet dieses Werk auch ist, so besitzt es doch in Bezug auf die geographische Pathologie blos einen compilatorischen Werth, da es nur auf den Anschauungen und Erfahrungen Anderer aufgebaut erscheint. Jetzt, wo Deutschland im Begriffe steht, in die Reihe der Colonien besitzenden Staaten zu treten, dürfte die geographische Pathologie mehr cultivirt werden, als es früher geschah. Dadurch, dass Deutschland nun aussereuropäische und noch dazu tropische Länderstrecken sein eigen nennt, wird er gezwungen sein, den nosologischen Vorgängen dieser Gegenden seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wodurch jene erwähnte Lücke in der medicinischen Literatur mit der Zeit ausgefüllt werden wird. So lange dies noch nicht geschehen, müssen wir jede einschlägige Arbeit, die von einem Deutschen ver-

fasst ist und auf selbstgewonnenen Erfahrungen basirt, als eine doppelt werthvolle Gabe begrüssen.

Als eine solche sehen wir die eben erschienene Schrift C. Martin's „Die Krankheiten des südlichen Chile" an. Da Verfasser früher 2 Jahre in Brasilien und 5 Jahre in Deutschland practicirte, so war ihm nach einem 7jährigen Aufenthalte als Regierungsarzt in einer der südlichsten Stationen der Erde, in den chilenischen Provinzen Llanquihue und Chiloe die Möglichkeit geboten, ein richtiges nosologisches Bild Süd-Chile's zu entwerfen. Dasselbe ist um so werthvoller, als gerade die Veröffentlichungen über diese Gegenden, verglichen mit der Literatur über die tropischen und warmen Landstriche der südlichen Hemisphäre äusserst spärlich sind.

Das Klima dieser Gegenden ist in Folge ihrer oceanischen Lage und des kalten antarktischen Stromes ein auffallend feuchtes mit relativ hoher Winter- und niedriger Sommertemperatur. Letztere ist so niedrig, dass häufig nicht einmal der Weizen reift und von einer Weincultur keine Rede mehr ist, trotzdem der Breitegrad unter dem diese Gegenden liegen, jenem Italiens entspricht. Mit diesen climatischen Verhältnissen eng zusammenhängend ist die Art der dort am häufigsten vorkommenden Krankheitsprocesse und deren Verlauf. Darmaffectionen sowohl als Katarrhe und Dysenterien sind häufig, verlaufen ungemein protrahirt und enden nicht selten letal. Eben so häufig sind Typhen; Typhoide, der Intestinaltyphus, sowie die exanthematische Form. Von letzterem Processe beschreibt C. Martin sehr eingehend den Verlauf und die Verbreitung einer Epidemie, die sich auf der Insel Huar abspielte und bezieht sich auf diese eine Kartenskizze der genannten Insel. Nicht minder häufig sind Katarrhe und tuberculöse Processe der Lungen. Auch Nierenkrankheiten sind nicht selten, ebenso wie Gelenkrheumatismen und in Folge dessen auch Klappenfehler des Herzens. Tropenkrankheiten fehlen dagegen, wenn sie nicht, wie die Leberabscesse, direct importirt werden, zur Gänze. Trotz des hohen Feuchtigkeitsgrades der Luft und der Erde treten in Folge der niederen Temperatur nicht einmal leichte Formen von Malariaprocessen auf. Exantheme sah wohl C. Martin, doch waren sie meist nur eingeschleppt. Die Cholera kommt nicht vor. Von endemischen Processen, die von den bei uns anzutreffenden vollkom-

men verschieden wären, berichtet C. Martin nichts. Nicht mit Unrecht weist er darauf hin, dass die Immunität gegen so viele Krankheiten, deren sich diese Gegenden bis jetzt noch erfreuen, bald verschwinden dürfte, wenn es zum Baue der projectirten Anden-Bahnen kommen und sich der Verkehr heben wird. Beigefügt sind der Schrift zur Veranschaulichung des Mitgetheilten eine Reihe statistischer Krankheitstabellen, auf denen stets die Inder, die spanischen Chilenen und die Fremden separat rubricirt sind, um eine bessere Uebersicht zu ermöglichen.

Wir zweifeln nicht daran, dass C. Martin's Schrift ihre zahlreichen Leser finden wird. Wünschenswerth wäre, dass sie die zahlreichen deutschen Aerzte, die in aussereuropäischen Gegenden ihren Beruf ausüben oder ausübten, bewegen würde, ihre Erfahrungen in ähnlicher Weise zu publiciren.

Kleinwächter.

Allgemeine Medicin.

7. *Die Karyomitosis und das Princip der biologisch-medicinischen Therapie.* Vortrag, gehalten in der biologischen Gesellschaft Ungarns von Dr. Theodor von Bakody, Professor der vergleichenden Pathologie und medicinischen Klinik in Budapest. Berlin. Verlag von Otto Janke. 1884.

Bakody's Vortrag ist in zwei nur sehr lose zusammenhängende Theile getheilt. Im ersten Theile führt der Autor die durch die fundamentalen Arbeiten Flemming's, Pfitzner's und Schleicher's bekannt gewordenen Thatsachen über die Karyomitosis seinen Hörern zu Gemüthe. Auf der breiten Basis des durch die genannten Forscher zu Tage geförderten Materials bewegt sich Bakody mit vielem Behagen 48 Seiten lang.

Der zweite, kleinere Theil, ist eine Lobeshymne auf die biologisch-medicinische Therapie und eine scharfe Philippica auf die „Schulmedicin". Letztere giebt Bakody viel zu schaffen und er ermüdet nicht, selbe jedweder Exactheit baar und der gröbsten Versündigungen gegen die Grundprincipien der Biologie zu zeihen. Dass die Vertreter der „Schulmedicin" dabei sehr schlecht davon kommen, versteht sich von selbst. „Von der heiklen Stellung der bereits zu klinischen Autoritäten sich empor geschwungenen Individuen der Schulmedicin ist nicht zu sprechen. — Der Lehrapparat ihrer gewohnten Schulanschauungen hindert die Meisten, Wahrheiten nachzuforschen, die mit den systematisch aufgenommenen

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

nicht einmal das von ihm gesammelte Material auf uns gekommen ist.“ Im Jahre 1667 erhielt Stensen von seinem Könige den Auftrag, in die Heimath zurückzukehren. Da aber seine Rückkehr durch die Conversion erschwert war, so finden wir ihn noch drei Jahre — 1667 bis 1670 — in der Fremde weilen, theils in den Niederlanden, theils in Italien. Erst als König Friedrich III. gestorben und Christian V. den Thron bestiegen, wurde es ihm durch den mächtigen Reichskanzler Peter Griffenfeld ermöglicht, in die Heimath zu gelangen. Letzterer wusste es auch durchzusetzen, dass Stensen trotz seiner Conversion als Professor der Anatomie an die Universität Kopenhagen berufen wurde. Leider war Stensen's Aufenthalt in Kopenhagen ein sehr kurzer, er dauerte nur von Juli 1672 bis ebendahin 1674. Ueber die Gründe, die ihn bewogen, seine Professur aufzugeben, äussert sich Plenkers folgendermassen: „War es dieser Streit (ein theologischer nämlich mit Johannes Brunsmann, Rector der höheren Schule in Herlufsholm), welcher Stensen den Aufenthalt in Dänemark verleidete, schreckten ihn die geringen Aussichten, welche sich ihm als Katholiken eröffneten, zog ihn seine Sehnsucht wieder nach seiner neuen Heimath Italien oder band ihn ein früheres Versprechen, die Erziehung des älteren Cosimo III. zu leiten, Thatsache ist, dass er bereits im Mai 1674 um seine Entlassung bat.“ „Mit dem Jahre 1674 hat Stensen für immer das Secirmesser bei Seite gelegt.“

Von Seite der Wissenschaft aus müssen wir es auf das Lebhafteste bedauern, dass der erst 36jährige Stensen, in dem Alter, in dem er für die Wissenschaft am meisten zu versprechen schien, seiner bisherigen Laufbahn den Rücken kehrte, um nie wieder an dieselbe anzuknüpfen. Auch Plenkers scheint das gleiche Gefühl zu hegen, denn er sagt: „Die Conversion hatte Stensen keineswegs genöthigt, seine Studien aufzugeben“ und weist auf Stensen's Grossneffen Winslöv hin, „den die Conversion keineswegs verhinderte, eine Leuchte der Wissenschaft zu werden.“ Selbst der Eintritt Stensen's in den Priesterstand hätte nach Plenkers nicht nothwendig seine Entfernung von den naturwissenschaftlichen Studien nach sich ziehen müssen, „denn auch vom Priesterstande kann man nicht sagen, dass er den Mann der Wissenschaft tödtet; der eine Name Secchi beweist dies voll-

gültig.“ Plenkers unterlässt es nicht, Stensen's Verdienste um die Wissenschaft, speciell um die Anatomie, in wärmster Weise zu würdigen. Richtig hebt er hervor, dass Stensen einer der Ersten war, der eine Förderung der Medicin nur auf der Basis der pathologischen Anatomie erwartete und citirt zum Beweise des Gesagten eine Stelle aus seinem Werke über die Muskeln, in der es unter Anderem heisst: „Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie viel die Praxis den anatomischen Untersuchungen dieses Jahrhunderts zu danken hat, Untersuchungen, welche gar manche Irrthümer aufgedeckt, die man bei der Auseinandersetzung der Krankheiten begeht und zu gleicher Zeit die Unrichtigkeit gewisser Gründe nachgewiesen haben, die man beim Gebrauche der Heilmittel anführt.“

Der Inhalt der zweiten Hälfte des Buches liegt unserem Interesse fern, da er nur das Leben und Wirken des „Priesters“ Stensen berührt. Der Vollständigkeit halber wollen wir aber doch auch noch die letzten 12 Jahre des Lebens Stensen's in knappen Zügen skizziren.

Das Jahr 1674, in dem Stensen seine Professur niederlegte, war aber nicht das erste, in dem er sich der Theologie zugewendet hatte, denn bereits ein Jahr früher hatte er sich in den schon erwähnten theologischen Streit mit Johannes Brunsmann eingelassen. Dieser Streit währte über zwei Jahre und führte, wie dies bei theologischen Streitigkeiten stets der Fall war, zu keinem Resultate. 1675 wurde er in Florenz zum Priester geweiht und zwei Jahre später folgte in Rom seine Erhebung zum Bischofe von Titiopolis in partibus infidelium. Letztere scheint damit im Zusammenhange gestanden zu sein, dass der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, der im Jahre 1651 gleichfalls zum Katholicismus übergetreten war und 1665 nach dem Tode seines Bruders die Regierung seiner Stammlande übernommen hatte, nach dem im Jahre 1676 erfolgten Tode seines Bischofs Machioni für diesen einen Nachfolger in Rom verlangte. Für diese Stelle wurde Stensen auserwählt. Gleichzeitig wurde ihm das apostolische Vicariat für die sogenannten nordischen Missionen, nämlich für die Braunschweig'schen Lande, die Hansestädte, Schleswig-Holstein, Dänemark, Norwegen und Schweden übertragen. Sein Aufenthalt in Hannover wurde, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, nur

durch Streitigkeiten mit den Lutheranern und vergeblichen Bekehrungsversuchen ausgefüllt. Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, dem sein lutherischer Bruder Ernst August im Jahre 1680 auf dem Throne folgte, machte Stensen's Aufenthalte in Hannover sofort ein Ende. „Stensen und die Kapuziner mussten die Stadt verlassen", wie sich Plenkers lakonisch ausdrückt. Von Hannover kam Stensen als Weihbischof nach Münster, nachdem er sich vom Papste von der Verwaltung des grossen nordischen Vicariats hatte entheben lassen. In dieser Stellung scheint er mit dem Clerus in heftige Collisionen gerathen zu sein, was Plenkers in folgender verblümter Weise andeutet: „Der Weihbischof war sicher in allen seinen Verordnungen, die er an den Clerus des Münster'schen Stiftes erliess, von den reinsten Absichten geleitet. Allein es scheint, dass er nicht immer den bestehenden Verhältnissen gebührende Rechnung trug und insbesondere allzu rasch Gebräuche abschaffen wollte, die freilich wohl nicht zu billigen waren, aber doch wegen ihres Alters sich nicht so leicht entfernen liessen." Die Folge davon war, dass, als Bischof Ferdinand II. (1678—1683) starb und der Kölner Erzbischof Maximilian Heinrich den fürst-bischöflichen Stuhl einnahm, Stensen, der sich gegen die Wahl des letzteren vergeblich gesträubt hatte, von Münster weg musste. Sein Widerstand gegen die Wahl Maximilian Heinrich's ging so weit, dass er sich sogar weigerte, die Heilige-Geist-Messe vor der Wahl zu singen. Er wurde nun von Rom zum zweiten Male mit der Verwaltung des ganzen nordischen Vicariats betraut. Daraufhin wählte er Hamburg zu seinem Aufenthaltsorte. Aber auch hier fand er keine Ruhe. „Er fand dort noch weniger Trost als in Münster. Nicht nur die Häretiker und Lutheraner verfolgten ihn, sondern selbst die Katholiken drohten beständig, ihm Nase und Ohren abzuschneiden und ihn wie einen Infamen aus dem Lande zu jagen, ja schliesslich ihn zu tödten. Und dies deshalb, weil er darauf hinarbeitete, den Frieden unter ihnen herzustellen und ihre Streitigkeiten beizulegen". Wie in Münster gerieth er auch in Hamburg in Conflict mit dem katholischen Clerus, diesmal mit zwei Jesuiten. Aus dieser unangenehmen Lage befreite ihn eine Berufung nach Schwerin, woselbst Herzog Christian Louis I., der 1663 in Paris zum Katholicismus übergetreten war, regierte. Aber auch in dieser Stellung fühlte er

sich nicht zufrieden und trachtete, entweder nach Trier zu kommen oder nach Italien zurückzukehren. Diesem Wunsche des unruhigen Priesters machte aber der Tod ein Ende, denn 11 Monate nach seiner Ankunft in Schwerin starb daselbst Stensen am 26. November 1686, noch nicht 49 Jahre alt. Der frühe Tod dieses Mannes war der übertriebenen Askesis zuzuschreiben, der er sich Jahre hindurch freiwillig unterworfen hatte.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalles brachte es mit sich, dass Stensen, welcher der Anatomie schon seit Jahren Valet gesagt hatte, noch einmal, allerdings erst als Leiche, wieder mit einem Anatomen in Berührung kam. Kerkring, der als Resident des Grossherzogs von Toscana in Hamburg lebte, besorgte die Ueberführung seiner sterblichen Hülle von Schwerin nach Florenz, wo sie endlich in der Fürstengruft der Medicäer ihre Ruhe fand.

Beigefügt ist dem Werke ein vollständiges Quellenverzeichniss, welches die Biographien, sowie das Verzeichniss der Briefe und Werke Stensen's enthält. Die Schriften Stensen's scheiden sich in anatomische, eine geologische und theologische. Von letzteren sind einige bisher nicht veröffentlicht.

Das beigefügte Portrait stellt Stensen als Priester dar, das Bischofskreuz auf der Brust und ist nach einem auf der Kopenhagener Anatomie befindlichen Oelgemälde angefertigt.

Plenkers nennt den berühmten Anatomen und späteren Bischof „Stensen", weil, wie er sagt, dies der eigentliche Dänische Name war. Häufiger als unter diesem Namen findet man ihn unter folgenden Namen: Stenonius, Stenonis (so unterschrieb Stensen seine Briefe), Steno, Sténon, Stenono.

Kleinwächter.

2. *Die städtischen Medicinaleinrichtungen Breslau's bis zum Beginne unseres Jahrhunderts.* Von Stadtarchivar Dr. H. Markgraf. Separatabdruck aus „Daniel Gohl und Christian Kundmann" von Dr. J. Grätzer, Königl. Geh. Sanitätsrath und dirigirender Hospitalsarzt. Breslau. Druck und Verlag von S. Schottländer. 1884. Gr. 8°. 75 Seiten.

Vorliegendes Schriftchen, eine fleissig gearbeitete Studie, behandelt die Geschichte der medicinischen Armenpflege Breslau's vom Anfange des 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Da aus der mittelalterlichen medicinischen Armenpflege die Hospitäler,

die Vorgänger unserer moderner Krankenhäuser sowie das Institut der Stadtärzte hervorgingen, so wird die historische Entwickelung dieser beiden Institutionen, wie sie sich in Breslau gestaltete, in kurzen Zügen skizzirt. Dabei wird auch der Pestärzte gedacht. Dem Schriftchen sind mehrere Beilagen beigefügt, das Verzeichniss der Stadtphysici, der Pest- und Stadtärzte, die Bestallungen dieser verschiedenen Aerzte, die Instructionen für dieselben aus den Jahren 1745, 1785 und 1786, der Inhalt der Todtenbücher vom Jahre 1633 und schliesslich das Verzeichniss der bei Pestepidemien in Breslau erschienenen medicinischen Verordnungen und Schriften von 1555—1738. Hat das Schriftchen wohl auch vorzugsweise nur ein localhistorisches Interesse, so ist es deshalb doch nicht zu unterschätzen, da gerade solche kleine Publicationen zuweilen die Bausteine für grössere medicinisch-historische Arbeiten darstellen.

Kleinwächter.

3. *Die Medicin der Talmudisten.* Nebst einem Anhange: Die Anthropologie der alten Hebräer. Von Dr. Joseph Bergel. Leipzig und Berlin. Verlag von Wilhelm Friedrich, königl. Hofbuchhandlung. 1855. Klein 8°. VIII und 88 Seiten.

Vorliegende Arbeit ist ein Sammelwerk. Verfasser stellt alles auf die Aerzte, die Medicin und die Hygiene sich Beziehendes, das sich im Talmud befindet, zusammen, um ein Bild zu liefern, wie es zur Zeit des alten Judenthums mit der Medicin und den Aerzten stand. Zuerst führt er die talmudischen Aerzte an und giebt von jedem derselben einen kurzen Abriss seiner medicinischen Anschauungen. Darauf folgt die Besprechung der Anatomie und Physiologie, der Pathologie und Aetiologie, der Hygiene, der Heilmethoden, der speciellen Pathologie und schliesslich der Pharmakologie. In einem Anhange versucht Verfasser eine kurze Anthropologie der alten Juden zu liefern, in der er namentlich das auf die Geschlechtssphäre bezügliche abhandelt. Die Publication hat einen culturhistorischen Werth, einen medicinischen entschieden nicht, denn nach dem Mitgetheilten zu schliessen, muss die altjüdische Medicin auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden haben. Von der hippokratischen Medicin wird sie himmelhoch überragt. Merkwürdiger Weise bemerkt man nirgends einen Einfluss der griechischen Medicin auf die altjüdische. Es ist dies um so auffallender, als die talmudische Medicin bis in das 5. Jahrh. n. Chr.

hineinreicht. Ebenso wenig kann man bemerken, dass bezüglich der früheren Jahrhunderte Anklänge an die altegyptische Medicin zu finden wären. Schwer zu sagen ist es, was in den medicinischen Ansichten der alten Juden überwiegt, ob der crasseste Aberglaube oder der wüste Unsinn. Sehr selten, man kann wohl sagen nur vereinzelt, stösst man auf einen spärlichen Lichtblick einer naturgemässen, vernünftigen Ansicht und da zumeist nur, wo es sich um die Hygiene — die Speisegesetze — handelt. Wenn Verfasser für die Medicin der alten Juden, respective des Talmuds, das gleiche Interesse verlangt, wie für die die Medicin und Hygiene betreffenden Aphorismen in Plinius' „Historia naturalis", so befindet er sich, unserer Ansicht nach, im Irrthume, denn die Culturzustände und Ansichten des classischen Alterthums besitzen für uns, deren Gesammtbildung auf dem classischen Alterthume ruht, denn doch bedeutend mehr Interesse als jene der alten Juden. Störend wirkt es, wenn man auf Worte stösst, wie „Tanponiren", „Aetiologie", „Quotédiana", die sich nicht einmal als Druckfehler beschönigen lassen. Mejer.

4. *Jewish hygiene and diet, the Talmud and various other jewish writings, heretofore untranslated.* Carl H. von Klein, A. M., M. D. Delivered before the Annual Meeting of the American Medical Association, at Washington, D. C. May, 1884. Kl. 8°, 22 Seiten.

Der Titel dieser Schrift verspricht mehr, als in den 22 Seiten Text geboten wird, denn der Inhalt beschränkt sich auf eine Aufzählung der Capitel des Talmud mit einer Wiedergabe der rituellen Waschungs- und Speisegesetze der Juden. Die „other jewish writings" des Titelblattes sucht man vergebens in dem Heftchen. Die ganze Abhandlung stellt, streng genommen, nichts Anderes als eine Apotheose des Judenthums dar, in der die Person des Verfassers in recht unangenehmer, man kann wohl sagen, in agressiver Weise hervortritt. Verfasser begreift es nicht und ist darüber entrüstet, dass die jüdischen Aerzte der Gegenwart uns das grosse und hervorragende Werk des Talmud nicht mittels einer Uebersetzung zugänglich machen, denn dann erhielten wir einen wissenschaftlichen Born, aus dem wir zum Wohle der Menschheit reichlich schöpfen könnten. Dieser Vorwurf wird speciell gegen Wien geschleudert, dessen medicinische Lehrer und Schriftsteller, nach Klein, nahezu ohnehin lauter Juden sind, „in a city like Vienna, for instance, where

in fact the greater part of the medical faculty of the University of that city is composed of Jewish writers and teachers, who are second to none, why they should be silent on the writings and teaching of this great work, which has been suppressed for so many generations" (pag. 8). Wenn es nach dem Verfasser ginge, so müssten wir sofort alle Juden werden, uns beschneiden lassen und den Talmud als Gesetzescodex einführen, denn er sagt: „Humanity might be proud if every man in the world was circumcised" und „if it is not best for us to adopte some of their codes in life (p. 11 und 22). Ebenso dürften wir kein Schweinefleisch mehr berühren (pag. 17). Der Verfasser erinnert uns in seiner Bescheidenheit an den Deutsch-israelitischen Gemeindebund, der vor einigen Jahren den Reichskanzler Bismarck aufforderte, den jüdischen Versöhnungstag als staatlichen Feiertag anzuerkennen und an den Stabsarzt Rosenzweig, der in einer 1878 zu Schweidnitz erschienenen Schrift ein Staatsgesetz forderte, das aus Gesundheitsrücksichten die Beschneidung der Christen beim Militär vorschreibe. Damit dieser Apotheose des Judenthums nicht auch die komische Seite fehle, hebt Klein bei Besprechung der rituellen Waschungen die erstaunliche Reinlichkeit der orthodoxen Juden hervor: „These questions arise very frequently, especially among the Orthodox Jews, as their cleanliness is amazingly great" (pag. 15). — Risum teneatis amici! — Dem Verfasser muss das Aussehen seiner orthodoxen Glaubensgenossen in Polen, Russland und Rumänien wahrscheinlich schon aus dem Gedächtnisse entschwunden sein. Doch genug dieser Stichproben, wer seine Zeit vergeuden will, der mag den Klein'schen Vortrag selbst durchlesen.

Mejer.

Medicinische Geographie.

5. *Die Cholera.* Von Max Pettenkofer. Deutsche Bücherei. Nr. 36. Verlag von S. Schottländer. Breslau und Berlin, ohne Jahreszahl. Preis 1 Mark.

Das neuerliche Auftreten der Cholera in Aegypten und im Süden Europa's im Verlaufe der letzten zwei Jahre hat ebenso wie die bekannten Arbeiten Koch's selbst im Laienpublicum das Interesse für die Aetiologie dieses Krankheitsprocesses erweckt. Gesteigert wurde noch dieses Interesse, als die Enunciationen Pettenkofer's über die Koch'sche Theorie durch die Tagesblätter weit über die Gelehrtenkreise hinaus drangen. Vorliegende Schrift

bildet quasi eine Fortsetzung dieser Enunciationen, denn Pettenkofer wendet sich in ihr geradezu an das Laienpublicum und theilt demselben in leicht fasslicher Weise seine Ansichten über die Entstehung und Verbreitung der Cholera mit. Der Fachmann, der mit der Pettenkofer'schen Theorie längst bekannt ist, wird hier wohl nicht viel Neues finden, immerhin aber wird er das Schriftchen mit Interesse lesen, da es anregend geschrieben und mit einigen treffenden Bemerkungen über die Koch'sche Theorie gewürzt ist. Dass Pettenkofer ein Meister seines Stoffes, ist längst bekannt und wird dieser Umstand gewiss zur weiten Verbreitung vorliegender Schrift im Laienpublicum beitragen.

Kleinwächter.

6. *Die Krankheiten im südlichen Chile.* Von Dr. C. Martin. Mit einer Karte von Süd-Chile. Berlin 1855. Verlag von August Hirschwald. Gr. 8°. VI und 85 Seiten.

Der Umstand, dass Deutschland bisher keine Colonien besass, machte seine Consequenzen, so paradox dies auch klingen mag, sogar in der medicinischen Literatur geltend. Die medicinische Literatur Englands, Frankreichs, ja selbst der kleinen Niederlande ist reich an geographisch-pathologischen Arbeiten und Werken, namentlich an solchen, welche nosologische Processe der Tropen behandeln, während jene Deutschlands nach dieser Richtung hin recht arm genannt werden kann. Das einzige einschlägige grössere Werk dieser Art, welches Deutschland sein eigen nennt, ist Hirsch's historisch-geographische Pathologie. So ausgezeichnet dieses Werk auch ist, so besitzt es doch in Bezug auf die geographische Pathologie blos einen compilatorischen Werth, da es nur auf den Anschauungen und Erfahrungen Anderer aufgebaut erscheint. Jetzt, wo Deutschland im Begriffe steht, in die Reihe der Colonien besitzenden Staaten zu treten, dürfte die geographische Pathologie mehr cultivirt werden, als es früher geschah. Dadurch, dass Deutschland nun aussereuropäische und noch dazu tropische Länderstrecken sein eigen nennt, wird er gezwungen sein, den nosologischen Vorgängen dieser Gegenden seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wodurch jene erwähnte Lücke in der medicinischen Literatur mit der Zeit ausgefüllt werden wird. So lange dies noch nicht geschehen, müssen wir jede einschlägige Arbeit, die von einem Deutschen ver-

fasst ist und auf selbstgewonnenen Erfahrungen basirt, als eine doppelt werthvolle Gabe begrüssen.

Als eine solche sehen wir die eben erschienene Schrift C. Martin's „Die Krankheiten des südlichen Chile" an. Da Verfasser früher 2 Jahre in Brasilien und 5 Jahre in Deutschland practicirte, so war ihm nach einem 7jährigen Aufenthalte als Regierungsarzt in einer der südlichsten Stationen der Erde, in den chilenischen Provinzen Llanquihue und Chiloe die Möglichkeit geboten, ein richtiges nosologisches Bild Süd-Chile's zu entwerfen. Dasselbe ist um so werthvoller, als gerade die Veröffentlichungen über diese Gegenden, verglichen mit der Literatur über die tropischen und warmen Landstriche der südlichen Hemisphäre äusserst spärlich sind.

Das Klima dieser Gegenden ist in Folge ihrer oceanischen Lage und des kalten antarktischen Stromes ein auffallend feuchtes mit relativ hoher Winter- und niedriger Sommertemperatur. Letztere ist so niedrig, dass häufig nicht einmal der Weizen reift und von einer Weincultur keine Rede mehr ist, trotzdem der Breitegrad unter dem diese Gegenden liegen, jenem Italiens entspricht. Mit diesen climatischen Verhältnissen eng zusammenhängend ist die Art der dort am häufigsten vorkommenden Krankheitsprocesse und deren Verlauf. Darmaffectionen sowohl als Katarrhe und Dysenterien sind häufig, verlaufen ungemein protrahirt und enden nicht selten letal. Eben so häufig sind Typhen; Typhoide, der Intestinaltyphus, sowie die exanthematische Form. Von letzterem Processe beschreibt C. Martin sehr eingehend den Verlauf und die Verbreitung einer Epidemie, die sich auf der Insel Huar abspielte und bezieht sich auf diese eine Kartenskizze der genannten Insel. Nicht minder häufig sind Katarrhe und tuberculöse Processe der Lungen. Auch Nierenkrankheiten sind nicht selten, ebenso wie Gelenkrheumatismen und in Folge dessen auch Klappenfehler des Herzens. Tropenkrankheiten fehlen dagegen, wenn sie nicht, wie die Leberabscesse, direct importirt werden, zur Gänze. Trotz des hohen Feuchtigkeitsgrades der Luft und der Erde treten in Folge der niederen Temperatur nicht einmal leichte Formen von Malariaprocessen auf. Exantheme sah wohl C. Martin, doch waren sie meist nur eingeschleppt. Die Cholera kommt nicht vor. Von endemischen Processen, die von den bei uns anzutreffenden vollkom-

men verschieden wären, berichtet C. Martin nichts. Nicht mit Unrecht weist er darauf hin, dass die Immunität gegen so viele Krankheiten, deren sich diese Gegenden bis jetzt noch erfreuen, bald verschwinden dürfte, wenn es zum Baue der projectirten Anden-Bahnen kommen und sich der Verkehr heben wird. Beigefügt sind der Schrift zur Veranschaulichung des Mitgetheilten eine Reihe statistischer Krankheitstabellen, auf denen stets die Inder, die spanischen Chilenen und die Fremden separat rubricirt sind, um eine bessere Uebersicht zu ermöglichen.

Wir zweifeln nicht daran, dass C. Martin's Schrift ihre zahlreichen Leser finden wird. Wünschenswerth wäre, dass sie die zahlreichen deutschen Aerzte, die in aussereuropäischen Gegenden ihren Beruf ausüben oder ausübten, bewegen würde, ihre Erfahrungen in ähnlicher Weise zu publiciren.

Kleinwächter.

Allgemeine Medicin.

7. *Die Karyomitosis und das Princip der biologisch-medicinischen Therapie.* Vortrag, gehalten in der biologischen Gesellschaft Ungarns von Dr. Theodor von Bakody, Professor der vergleichenden Pathologie und medicinischen Klinik in Budapest. Berlin. Verlag von Otto Janke. 1884.

Bakody's Vortrag ist in zwei nur sehr lose zusammenhängende Theile getheilt. Im ersten Theile führt der Autor die durch die fundamentalen Arbeiten Flemming's, Pfitzner's und Schleicher's bekannt gewordenen Thatsachen über die Karyomitosis seinen Hörern zu Gemüthe. Auf der breiten Basis des durch die genannten Forscher zu Tage geförderten Materials bewegt sich Bakody mit vielem Behagen 48 Seiten lang.

Der zweite, kleinere Theil, ist eine Lobeshymne auf die biologisch-medicinische Therapie und eine scharfe Philippica auf die „Schulmedicin". Letztere giebt Bakody viel zu schaffen und er ermüdet nicht, selbe jedweder Exactheit baar und der gröbsten Versündigungen gegen die Grundprincipien der Biologie zu zeihen. Dass die Vertreter der „Schulmedicin" dabei sehr schlecht davon kommen, versteht sich von selbst. „Von der heiklen Stellung der bereits zu klinischen Autoritäten sich empor geschwungenen Individuen der Schulmedicin ist nicht zu sprechen. — Der Lehrapparat ihrer gewohnten Schulanschauungen hindert die Meisten, Wahrheiten nachzuforschen, die mit den systematisch aufgenommenen

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

nicht einmal das von ihm gesammelte Material auf uns gekommen ist.“ Im Jahre 1667 erhielt Stensen von seinem Könige den Auftrag, in die Heimath zurückzukehren. Da aber seine Rückkehr durch die Conversion erschwert war, so finden wir ihn noch drei Jahre — 1667 bis 1670 — in der Fremde weilen, theils in den Niederlanden, theils in Italien. Erst als König Friedrich III. gestorben und Christian V. den Thron bestiegen, wurde es ihm durch den mächtigen Reichskanzler Peter Griffenfeld ermöglicht, in die Heimath zu gelangen. Letzterer wusste es auch durchzusetzen, dass Stensen trotz seiner Conversion als Professor der Anatomie an die Universität Kopenhagen berufen wurde. Leider war Stensen's Aufenthalt in Kopenhagen ein sehr kurzer, er dauerte nur von Juli 1672 bis ebendahin 1674. Ueber die Gründe, die ihn bewogen, seine Professur aufzugeben, äussert sich Plenkers folgendermassen: „War es dieser Streit (ein theologischer nämlich mit Johannes Brunsmann, Rector der höheren Schule in Herlufsholm), welcher Stensen den Aufenthalt in Dänemark verleidete, schreckten ihn die geringen Aussichten, welche sich ihm als Katholiken eröffneten, zog ihn seine Sehnsucht wieder nach seiner neuen Heimath Italien oder band ihn ein früheres Versprechen, die Erziehung des älteren Cosimo III. zu leiten, Thatsache ist, dass er bereits im Mai 1674 um seine Entlassung bat.“ „Mit dem Jahre 1674 hat Stensen für immer das Secirmesser bei Seite gelegt.“

Von Seite der Wissenschaft aus müssen wir es auf das Lebhafteste bedauern, dass der erst 36jährige Stensen, in dem Alter, in dem er für die Wissenschaft am meisten zu versprechen schien, seiner bisherigen Laufbahn den Rücken kehrte, um nie wieder an dieselbe anzuknüpfen. Auch Plenkers scheint das gleiche Gefühl zu hegen, denn er sagt: „Die Conversion hatte Stensen keineswegs genöthigt, seine Studien aufzugeben“ und weist auf Stensen's Grossneffen Winslöv hin, „den die Conversion keineswegs verhinderte, eine Leuchte der Wissenschaft zu werden.“ Selbst der Eintritt Stensen's in den Priesterstand hätte nach Plenkers nicht nothwendig seine Entfernung von den naturwissenschaftlichen Studien nach sich ziehen müssen, „denn auch vom Priesterstande kann man nicht sagen, dass er den Mann der Wissenschaft tödtet; der eine Name Secchi beweist dies voll-

gültig.“ Plenkers unterlässt es nicht, Stensen's Verdienste um die Wissenschaft, speciell um die Anatomie, in wärmster Weise zu würdigen. Richtig hebt er hervor, dass Stensen einer der Ersten war, der eine Förderung der Medicin nur auf der Basis der pathologischen Anatomie erwartete und citirt zum Beweise des Gesagten eine Stelle aus seinem Werke über die Muskeln, in der es unter Anderem heisst: „Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie viel die Praxis den anatomischen Untersuchungen dieses Jahrhunderts zu danken hat, Untersuchungen, welche gar manche Irrthümer aufgedeckt, die man bei der Auseinandersetzung der Krankheiten begeht und zu gleicher Zeit die Unrichtigkeit gewisser Gründe nachgewiesen haben, die man beim Gebrauche der Heilmittel anführt.“

Der Inhalt der zweiten Hälfte des Buches liegt unserem Interesse fern, da er nur das Leben und Wirken des „Priesters“ Stensen berührt. Der Vollständigkeit halber wollen wir aber doch auch noch die letzten 12 Jahre des Lebens Stensen's in knappen Zügen skizziren.

Das Jahr 1674, in dem Stensen seine Professur niederlegte, war aber nicht das erste, in dem er sich der Theologie zugewendet hatte, denn bereits ein Jahr früher hatte er sich in den schon erwähnten theologischen Streit mit Johannes Brunsmann eingelassen. Dieser Streit währte über zwei Jahre und führte, wie dies bei theologischen Streitigkeiten stets der Fall war, zu keinem Resultate. 1675 wurde er in Florenz zum Priester geweiht und zwei Jahre später folgte in Rom seine Erhebung zum Bischofe von Titiopolis in partibus infidelium. Letztere scheint damit im Zusammenhange gestanden zu sein, dass der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, der im Jahre 1651 gleichfalls zum Katholicismus übergetreten war und 1665 nach dem Tode seines Bruders die Regierung seiner Stammlande übernommen hatte, nach dem im Jahre 1676 erfolgten Tode seines Bischofs Machioni für diesen einen Nachfolger in Rom verlangte. Für diese Stelle wurde Stensen auserwählt. Gleichzeitig wurde ihm das apostolische Vicariat für die sogenannten nordischen Missionen, nämlich für die Braunschweig'schen Lande, die Hansestädte, Schleswig-Holstein, Dänemark, Norwegen und Schweden übertragen. Sein Aufenthalt in Hannover wurde, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, nur

durch Streitigkeiten mit den Lutheranern und vergeblichen Bekehrungsversuchen ausgefüllt. Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, dem sein lutherischer Bruder Ernst August im Jahre 1680 auf dem Throne folgte, machte Stensen's Aufenthalte in Hannover sofort ein Ende. „Stensen und die Kapuziner mussten die Stadt verlassen", wie sich Plenkers lakonisch ausdrückt. Von Hannover kam Stensen als Weihbischof nach Münster, nachdem er sich vom Papste von der Verwaltung des grossen nordischen Vicariats hatte entheben lassen. In dieser Stellung scheint er mit dem Clerus in heftige Collisionen gerathen zu sein, was Plenkers in folgender verblümter Weise andeutet: „Der Weihbischof war sicher in allen seinen Verordnungen, die er an den Clerus des Münster'schen Stiftes erliess, von den reinsten Absichten geleitet. Allein es scheint, dass er nicht immer den bestehenden Verhältnissen gebührende Rechnung trug und insbesondere allzu rasch Gebräuche abschaffen wollte, die freilich wohl nicht zu billigen waren, aber doch wegen ihres Alters sich nicht so leicht entfernen liessen." Die Folge davon war, dass, als Bischof Ferdinand II. (1678—1683) starb und der Kölner Erzbischof Maximilian Heinrich den fürst-bischöflichen Stuhl einnahm, Stensen, der sich gegen die Wahl des letzteren vergeblich gesträubt hatte, von Münster weg musste. Sein Widerstand gegen die Wahl Maximilian Heinrich's ging so weit, dass er sich sogar weigerte, die Heilige-Geist-Messe vor der Wahl zu singen. Er wurde nun von Rom zum zweiten Male mit der Verwaltung des ganzen nordischen Vicariats betraut. Daraufhin wählte er Hamburg zu seinem Aufenthaltsorte. Aber auch hier fand er keine Ruhe. „Er fand dort noch weniger Trost als in Münster. Nicht nur die Häretiker und Lutheraner verfolgten ihn, sondern selbst die Katholiken drohten beständig, ihm Nase und Ohren abzuschneiden und ihn wie einen Infamen aus dem Lande zu jagen, ja schliesslich ihn zu tödten. Und dies deshalb, weil er darauf hinarbeitete, den Frieden unter ihnen herzustellen und ihre Streitigkeiten beizulegen". Wie in Münster gerieth er auch in Hamburg in Conflict mit dem katholischen Clerus, diesmal mit zwei Jesuiten. Aus dieser unangenehmen Lage befreite ihn eine Berufung nach Schwerin, woselbst Herzog Christian Louis I., der 1663 in Paris zum Katholicismus übergetreten war, regierte. Aber auch in dieser Stellung fühlte er

sich nicht zufrieden und trachtete, entweder nach Trier zu kommen oder nach Italien zurückzukehren. Diesem Wunsche des unruhigen Priesters machte aber der Tod ein Ende, denn 11 Monate nach seiner Ankunft in Schwerin starb daselbst Stensen am 26. November 1686, noch nicht 49 Jahre alt. Der frühe Tod dieses Mannes war der übertriebenen Askesis zuzuschreiben, der er sich Jahre hindurch freiwillig unterworfen hatte.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalles brachte es mit sich, dass Stensen, welcher der Anatomie schon seit Jahren Valet gesagt hatte, noch einmal, allerdings erst als Leiche, wieder mit einem Anatomen in Berührung kam. Kerkring, der als Resident des Grossherzogs von Toscana in Hamburg lebte, besorgte die Ueberführung seiner sterblichen Hülle von Schwerin nach Florenz, wo sie endlich in der Fürstengruft der Medicäer ihre Ruhe fand.

Beigefügt ist dem Werke ein vollständiges Quellenverzeichniss, welches die Biographien, sowie das Verzeichniss der Briefe und Werke Stensen's enthält. Die Schriften Stensen's scheiden sich in anatomische, eine geologische und theologische. Von letzteren sind einige bisher nicht veröffentlicht.

Das beigefügte Portrait stellt Stensen als Priester dar, das Bischofskreuz auf der Brust und ist nach einem auf der Kopenhagener Anatomie befindlichen Oelgemälde angefertigt.

Plenkers nennt den berühmten Anatomen und späteren Bischof „Stensen", weil, wie er sagt, dies der eigentliche Dänische Name war. Häufiger als unter diesem Namen findet man ihn unter folgenden Namen: Stenonius, Stenonis (so unterschrieb Stensen seine Briefe), Steno, Sténon, Stenono.

Kleinwächter.

2. *Die städtischen Medicinaleinrichtungen Breslau's bis zum Beginne unseres Jahrhunderts.* Von Stadtarchivar Dr. H. Markgraf. Separatabdruck aus „Daniel Gohl und Christian Kundmann" von Dr. J. Grätzer, Königl. Geh. Sanitätsrath und dirigirender Hospitalsarzt. Breslau. Druck und Verlag von S. Schottländer. 1884. Gr. 8°. 75 Seiten.

Vorliegendes Schriftchen, eine fleissig gearbeitete Studie, behandelt die Geschichte der medicinischen Armenpflege Breslau's vom Anfange des 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Da aus der mittelalterlichen medicinischen Armenpflege die Hospitäler,

die Vorgänger unserer moderner Krankenhäuser sowie das Institut der Stadtärzte hervorgingen, so wird die historische Entwickelung dieser beiden Institutionen, wie sie sich in Breslau gestaltete, in kurzen Zügen skizzirt. Dabei wird auch der Pestärzte gedacht. Dem Schriftchen sind mehrere Beilagen beigefügt, das Verzeichniss der Stadtphysici, der Pest- und Stadtärzte, die Bestallungen dieser verschiedenen Aerzte, die Instructionen für dieselben aus den Jahren 1745, 1785 und 1786, der Inhalt der Todtenbücher vom Jahre 1633 und schliesslich das Verzeichniss der bei Pestepidemien in Breslau erschienenen medicinischen Verordnungen und Schriften von 1555—1738. Hat das Schriftchen wohl auch vorzugsweise nur ein localhistorisches Interesse, so ist es deshalb doch nicht zu unterschätzen, da gerade solche kleine Publicationen zuweilen die Bausteine für grössere medicinisch-historische Arbeiten darstellen.

Kleinwächter.

3. *Die Medicin der Talmudisten.* Nebst einem Anhange: Die Anthropologie der alten Hebräer. Von Dr. Joseph Bergel. Leipzig und Berlin. Verlag von Wilhelm Friedrich, königl. Hofbuchhandlung. 1855. Klein 8°. VIII und 88 Seiten.

Vorliegende Arbeit ist ein Sammelwerk. Verfasser stellt alles auf die Aerzte, die Medicin und die Hygiene sich Beziehendes, das sich im Talmud befindet, zusammen, um ein Bild zu liefern, wie es zur Zeit des alten Judenthums mit der Medicin und den Aerzten stand. Zuerst führt er die talmudischen Aerzte an und giebt von jedem derselben einen kurzen Abriss seiner medicinischen Anschauungen. Darauf folgt die Besprechung der Anatomie und Physiologie, der Pathologie und Aetiologie, der Hygiene, der Heilmethoden, der speciellen Pathologie und schliesslich der Pharmakologie. In einem Anhange versucht Verfasser eine kurze Anthropologie der alten Juden zu liefern, in der er namentlich das auf die Geschlechtssphäre bezügliche abhandelt. Die Publication hat einen culturhistorischen Werth, einen medicinischen entschieden nicht, denn nach dem Mitgetheilten zu schliessen, muss die altjüdische Medicin auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden haben. Von der hippokratischen Medicin wird sie himmelhoch überragt. Merkwürdiger Weise bemerkt man nirgends einen Einfluss der griechischen Medicin auf die altjüdische. Es ist dies um so auffallender, als die talmudische Medicin bis in das 5. Jahrh. n. Chr.

hineinreicht. Ebenso wenig kann man bemerken, dass bezüglich der früheren Jahrhunderte Anklänge an die altegyptische Medicin zu finden wären. Schwer zu sagen ist es, was in den medicinischen Ansichten der alten Juden überwiegt, ob der crasseste Aberglaube oder der wüste Unsinn. Sehr selten, man kann wohl sagen nur vereinzelt, stösst man auf einen spärlichen Lichtblick einer naturgemässen, vernünftigen Ansicht und da zumeist nur, wo es sich um die Hygiene — die Speisegesetze — handelt. Wenn Verfasser für die Medicin der alten Juden, respective des Talmuds, das gleiche Interesse verlangt, wie für die die Medicin und Hygiene betreffenden Aphorismen in Plinius' „Historia naturalis", so befindet er sich, unserer Ansicht nach, im Irrthume, denn die Culturzustände und Ansichten des classischen Alterthums besitzen für uns, deren Gesammtbildung auf dem classischen Alterthume ruht, denn doch bedeutend mehr Interesse als jene der alten Juden. Störend wirkt es, wenn man auf Worte stösst, wie „Tanponiren", „Aetiologie", „Quotédiana", die sich nicht einmal als Druckfehler beschönigen lassen. Mejer.

4. *Jewish hygiene and diet, the Talmud and various other jewish writings, heretofore untranslated.* Carl H. von Klein, A. M., M. D. Delivered before the Annual Meeting of the American Medical Association, at Washington, D. C. May, 1884. Kl. 8°, 22 Seiten.

Der Titel dieser Schrift verspricht mehr, als in den 22 Seiten Text geboten wird, denn der Inhalt beschränkt sich auf eine Aufzählung der Capitel des Talmud mit einer Wiedergabe der rituellen Waschungs- und Speisegesetze der Juden. Die „other jewish writings" des Titelblattes sucht man vergebens in dem Heftchen. Die ganze Abhandlung stellt, streng genommen, nichts Anderes als eine Apotheose des Judenthums dar, in der die Person des Verfassers in recht unangenehmer, man kann wohl sagen, in agressiver Weise hervortritt. Verfasser begreift es nicht und ist darüber entrüstet, dass die jüdischen Aerzte der Gegenwart uns das grosse und hervorragende Werk des Talmud nicht mittels einer Uebersetzung zugänglich machen, denn dann erhielten wir einen wissenschaftlichen Born, aus dem wir zum Wohle der Menschheit reichlich schöpfen könnten. Dieser Vorwurf wird speciell gegen Wien geschleudert, dessen medicinische Lehrer und Schriftsteller, nach Klein, nahezu ohnehin lauter Juden sind, „in a city like Vienna, for instance, where

in fact the greater part of the medical faculty of the University of that city is composed of Jewish writers and teachers, who are second to none, why they should be silent on the writings and teaching of this great work, which has been suppressed for so many generations“ (pag. 8). Wenn es nach dem Verfasser ginge, so müssten wir sofort alle Juden werden, uns beschneiden lassen und den Talmud als Gesetzescodex einführen, denn er sagt: „Humanity might be proud if every man in the world was circumcised“ und „if it is not best for us to adopte some of their codes in life (p. 11 und 22). Ebenso dürften wir kein Schweinefleisch mehr berühren (pag. 17). Der Verfasser erinnert uns in seiner Bescheidenheit an den Deutsch-israelitischen Gemeindebund, der vor einigen Jahren den Reichskanzler Bismarck aufforderte, den jüdischen Versöhnungstag als staatlichen Feiertag anzuerkennen und an den Stabsarzt Rosenzweig, der in einer 1878 zu Schweidnitz erschienenen Schrift ein Staatsgesetz forderte, das aus Gesundheitsrücksichten die Beschneidung der Christen beim Militär vorschreibe. Damit dieser Apotheose des Judenthums nicht auch die komische Seite fehle, hebt Klein bei Besprechung der rituellen Waschungen die erstaunliche Reinlichkeit der orthodoxen Juden hervor: „These questions arise very frequently, especially among the Orthodox Jews, as their cleanliness is amazingly great“ (pag. 15). — Risum teneatis amici! — Dem Verfasser muss das Aussehen seiner orthodoxen Glaubensgenossen in Polen, Russland und Rumänien wahrscheinlich schon aus dem Gedächtnisse entschwunden sein. Doch genug dieser Stichproben, wer seine Zeit vergeuden will, der mag den Klein'schen Vortrag selbst durchlesen.

Mejer.

Medicinische Geographie.

5. *Die Cholera.* Von Max Pettenkofer. Deutsche Bücherei. Nr. 36. Verlag von S. Schottländer. Breslau und Berlin, ohne Jahreszahl. Preis 1 Mark.

Das neuerliche Auftreten der Cholera in Aegypten und im Süden Europa's im Verlaufe der letzten zwei Jahre hat ebenso wie die bekannten Arbeiten Koch's selbst im Laienpublicum das Interesse für die Aetiologie dieses Krankheitsprocesses erweckt. Gesteigert wurde noch dieses Interesse, als die Enunciationen Pettenkofer's über die Koch'sche Theorie durch die Tagesblätter weit über die Gelehrtenkreise hinaus drangen. Vorliegende Schrift

bildet quasi eine Fortsetzung dieser Enunciationen, denn Pettenkofer wendet sich in ihr geradezu an das Laienpublicum und theilt demselben in leicht fasslicher Weise seine Ansichten über die Entstehung und Verbreitung der Cholera mit. Der Fachmann, der mit der Pettenkofer'schen Theorie längst bekannt ist, wird hier wohl nicht viel Neues finden, immerhin aber wird er das Schriftchen mit Interesse lesen, da es anregend geschrieben und mit einigen treffenden Bemerkungen über die Koch'sche Theorie gewürzt ist. Dass Pettenkofer ein Meister seines Stoffes, ist längst bekannt und wird dieser Umstand gewiss zur weiten Verbreitung vorliegender Schrift im Laienpublicum beitragen.

Kleinwächter.

6. *Die Krankheiten im südlichen Chile.* Von Dr. C. Martin. Mit einer Karte von Süd-Chile. Berlin 1855. Verlag von August Hirschwald. Gr. 8°. VI und 85 Seiten.

Der Umstand, dass Deutschland bisher keine Colonien besass, machte seine Consequenzen, so paradox dies auch klingen mag, sogar in der medicinischen Literatur geltend. Die medicinische Literatur Englands, Frankreichs, ja selbst der kleinen Niederlande ist reich an geographisch-pathologischen Arbeiten und Werken, namentlich an solchen, welche nosologische Processe der Tropen behandeln, während jene Deutschlands nach dieser Richtung hin recht arm genannt werden kann. Das einzige einschlägige grössere Werk dieser Art, welches Deutschland sein eigen nennt, ist Hirsch's historisch-geographische Pathologie. So ausgezeichnet dieses Werk auch ist, so besitzt es doch in Bezug auf die geographische Pathologie blos einen compilatorischen Werth, da es nur auf den Anschauungen und Erfahrungen Anderer aufgebaut erscheint. Jetzt, wo Deutschland im Begriffe steht, in die Reihe der Colonien besitzenden Staaten zu treten, dürfte die geographische Pathologie mehr cultivirt werden, als es früher geschah. Dadurch, dass Deutschland nun aussereuropäische und noch dazu tropische Länderstrecken sein eigen nennt, wird er gezwungen sein, den nosologischen Vorgängen dieser Gegenden seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wodurch jene erwähnte Lücke in der medicinischen Literatur mit der Zeit ausgefüllt werden wird. So lange dies noch nicht geschehen, müssen wir jede einschlägige Arbeit, die von einem Deutschen ver-

fasst ist und auf selbstgewonnenen Erfahrungen basirt, als eine doppelt werthvolle Gabe begrüssen.

Als eine solche sehen wir die eben erschienene Schrift C. Martin's „Die Krankheiten des südlichen Chile" an. Da Verfasser früher 2 Jahre in Brasilien und 5 Jahre in Deutschland practicirte, so war ihm nach einem 7jährigen Aufenthalte als Regierungsarzt in einer der südlichsten Stationen der Erde, in den chilenischen Provinzen Llanquihue und Chiloe die Möglichkeit geboten, ein richtiges nosologisches Bild Süd-Chile's zu entwerfen. Dasselbe ist um so werthvoller, als gerade die Veröffentlichungen über diese Gegenden, verglichen mit der Literatur über die tropischen und warmen Landstriche der südlichen Hemisphäre äusserst spärlich sind.

Das Klima dieser Gegenden ist in Folge ihrer oceanischen Lage und des kalten antarktischen Stromes ein auffallend feuchtes mit relativ hoher Winter- und niedriger Sommertemperatur. Letztere ist so niedrig, dass häufig nicht einmal der Weizen reift und von einer Weincultur keine Rede mehr ist, trotzdem der Breitegrad unter dem diese Gegenden liegen, jenem Italiens entspricht. Mit diesen climatischen Verhältnissen eng zusammenhängend ist die Art der dort am häufigsten vorkommenden Krankheitsprocesse und deren Verlauf. Darmaffectionen sowohl als Katarrhe und Dysenterien sind häufig, verlaufen ungemein protrahirt und enden nicht selten letal. Eben so häufig sind Typhen; Typhoide, der Intestinaltyphus, sowie die exanthematische Form. Von letzterem Processe beschreibt C. Martin sehr eingehend den Verlauf und die Verbreitung einer Epidemie, die sich auf der Insel Huar abspielte und bezieht sich auf diese eine Kartenskizze der genannten Insel. Nicht minder häufig sind Katarrhe und tuberculöse Processe der Lungen. Auch Nierenkrankheiten sind nicht selten, ebenso wie Gelenkrheumatismen und in Folge dessen auch Klappenfehler des Herzens. Tropenkrankheiten fehlen dagegen, wenn sie nicht, wie die Leberabscesse, direct importirt werden, zur Gänze. Trotz des hohen Feuchtigkeitsgrades der Luft und der Erde treten in Folge der niederen Temperatur nicht einmal leichte Formen von Malariaprocessen auf. Exantheme sah wohl C. Martin, doch waren sie meist nur eingeschleppt. Die Cholera kommt nicht vor. Von endemischen Processen, die von den bei uns anzutreffenden vollkom-

men verschieden wären, berichtet C. Martin nichts. Nicht mit Unrecht weist er darauf hin, dass die Immunität gegen so viele Krankheiten, deren sich diese Gegenden bis jetzt noch erfreuen, bald verschwinden dürfte, wenn es zum Baue der projectirten Anden-Bahnen kommen und sich der Verkehr heben wird. Beigefügt sind der Schrift zur Veranschaulichung des Mitgetheilten eine Reihe statistischer Krankheitstabellen, auf denen stets die Inder, die spanischen Chilenen und die Fremden separat rubricirt sind, um eine bessere Uebersicht zu ermöglichen.

Wir zweifeln nicht daran, dass C. Martin's Schrift ihre zahlreichen Leser finden wird. Wünschenswerth wäre, dass sie die zahlreichen deutschen Aerzte, die in aussereuropäischen Gegenden ihren Beruf ausüben oder ausübten, bewegen würde, ihre Erfahrungen in ähnlicher Weise zu publiciren.

Kleinwächter.

Allgemeine Medicin.

7. *Die Karyomitosis und das Princip der biologisch-medicinischen Therapie.* Vortrag, gehalten in der biologischen Gesellschaft Ungarns von Dr. Theodor von Bakody, Professor der vergleichenden Pathologie und medicinischen Klinik in Budapest. Berlin. Verlag von Otto Janke. 1884.

Bakody's Vortrag ist in zwei nur sehr lose zusammenhängende Theile getheilt. Im ersten Theile führt der Autor die durch die fundamentalen Arbeiten Flemming's, Pfitzner's und Schleicher's bekannt gewordenen Thatsachen über die Karyomitosis seinen Hörern zu Gemüthe. Auf der breiten Basis des durch die genannten Forscher zu Tage geförderten Materials bewegt sich Bakody mit vielem Behagen 48 Seiten lang.

Der zweite, kleinere Theil, ist eine Lobeshymne auf die biologisch-medicinische Therapie und eine scharfe Philippica auf die „Schulmedicin". Letztere giebt Bakody viel zu schaffen und er ermüdet nicht, selbe jedweder Exactheit baar und der gröbsten Versündigungen gegen die Grundprincipien der Biologie zu zeihen. Dass die Vertreter der „Schulmedicin" dabei sehr schlecht davon kommen, versteht sich von selbst. „Von der heiklen Stellung der bereits zu klinischen Autoritäten sich empor geschwungenen Individuen der Schulmedicin ist nicht zu sprechen. — Der Lehrapparat ihrer gewohnten Schulanschauungen hindert die Meisten, Wahrheiten nachzuforschen, die mit den systematisch aufgenommenen

Doctrinen in einem so grellen Widerspruche stehen". Nur zwei Männer finden sich in Sodom, die Gnade finden vor seinen Augen, das ist: Brücke und Rokitansky, und er bedauert es unendlich, dass selbe durch ihr passives Verhalten der biologisch-medicinischen Therapie gegenüber ihn zu der Bemerkung nöthigen: „Sie wollen und wollten sich jedoch nie mit Entschiedenheit für dieselben (Hahnemann's Principien) aussprechen, da sie die Grösse in ihrem Fache und der Glanz in ihrer wissenschaftlichen Stellung hinderte, sich ohne exact wissenschaftliches Beweismaterial einer vermutheten Wahrheit anzunehmen." — Stellenweise schlägt man unwillkürlich das Büchlein um, um nach der Jahreszahl der Drucklegung zu sehen, denn Alles, was Bakody so sehnlich wünscht und dessen völligen Mangel er im Interesse der „Schulmedicin" so sehr beklagt, ist seit 10—15 Jahren bereits realisirt; sogar sein Studienplan (pag. 65), den er zum Zwecke der Heranbildung biologisch richtig denkender Aerzte vorschlägt, ist seit 12 Jahren bereits durchgeführt. Ref. wundert sich nur darüber, wie dem Autor alle diese Fortschritte ein Geheimniss bleiben konnten und sucht dies durch die Annahme zu erklären, dass sich Bakody dem glänzenden Aufschwunge der modernen klinischen Medicin geflissentlich verschliesst. Stockloew.

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Grundzüge der Pathologie und Therapie der Nasen-, Mund-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten.* Für Aerzte und Studirende von Dr. Maxm. Bresgen. Wien und Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die strebsame Verlagsbuchhandlung, welcher die medicinische Literatur bereits so manche bleibende Bereicherung verdankt, hat sich abermals das weitere und engere ärztliche Publicum durch die Herausgabe des Bresgen'schen Werkes zu Danke verpflichtet. Wenn auch die Literatur über Laryngoscopie seit den bahnbrechenden Arbeiten Czermak's und Türk's zahlreiche Bearbeiter fand und in ausführlichen Lehr- und Handbüchern bearbeitet wurde, so fehlte es in der letzten Zeit gerade an einem concis gefassten, auch für Nicht-Specialisten geschriebenen Buche, welches mit Berücksichtigung des neuesten Standpunktes das besprochene Gebiet umfasst hätte. Den Specialisten wurde freilich durch das Werk Morel Mackenzie's (in neuerer Zeit trefflich übersetzt von Semon)

ein Buch in die Hand gegeben, welches in ausführlicher Weise, die neuesten Erfahrungen berücksichtigend, den heutigen Standpunkt der Laryngoscopie und der verwandten Wissenschaften vorstellt. Jedoch an kürzer gefassten Werken mit Berücksichtigung des weiteren ärztlichen Publicums hat es seit der letzten Ausgabe des Tobold'schen Werkes wenigstens in der deutschen Literatur gefehlt. Voltolini's Arbeit behandelt blos die Laryngo- und Pharyngoscopie und das Störck'sche, im Jahre 1880 vollendete Buch, war in erster Reihe bei all seiner Vortrefflichkeit doch auch mehr für den Fachmann geschrieben als für Nicht-Fachmänner. Es entsprach deshalb einem Zeitbedürfnisse, an die Herausgabe eines Werkes zu gehen, welches, auf den neuesten Erfahrungen der speciellen Wissenschaft fussend, dieselben in geeigneter Form dem weiteren Publicum und auch den Studirenden zugänglich machte, welche Letzteren gewiss heutzutage der Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht entrathen können. Diese Aufgabe hat Bresgen, welcher durch eine Reihe anderer Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohl accreditirten Namen besitzt, glücklich gelöst und uns in seinen Grundzügen ein Werk geliefert, welches, sowohl was die Technik als auch was die Pathologie der Larynx- und verwandten Krankheiten anbelangt, auf dem modernsten Standpunkte steht, ohne jedoch zugleich den selbstständigen Standpunkt des Verfassers zu beeinträchtigen. Die trefflichen Abbildungen, der klare concise Stil, die besonders in technischer Beziehung schätzenswerthen Winke und eine ausgedehnte Berücksichtigung der Therapie sind Vorzüge, welche das Werk seinem Zwecke vollkommen entsprechen lassen. Auch eignet sich dasselbe sehr gut als Nachschlagsbuch für den praktischen Arzt und als Hülfsbuch für akademische Vorlesungen. Als ein Vorzug des Buches muss ferner der Umstand hervorgehoben werden, dass es den Leser mit den neuesten Ergebnissen der anatomischen Forschung bekannt macht, welche besonders seit den bahnbrechenden Arbeiten Zuckerkandl's einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Indem wir die Leser auf das Werk selbst verweisen, wollen wir in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhalts geben. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung über die Nasen- und Mundhöhle, in welcher besonders die Nasendeformitäten eine eingehende anatomische Beleuchtung erfahren, wendet sich der Ver-

fasser zur Anatomie des Kehlkopfes und der Luftröhre und illustrirt die Beschreibungen mit zahlreichen meist dem Luschka'schen und Störck'schen Werke entnommenen Abbildungen. Anschliessend hieran erörtert er die Tonerzeugung und geht hierauf zur Technik der Laryngo- und Rhinoscopie über. Die in neuerer Zeit mannigfach construirten laryngoscopischen Beleuchtungsapparate werden hier kurz berührt; die Anwendung der Solarbrenner, welche nach den Erfahrungen des Referenten ein ausgezeichnetes Licht geben, ist nicht erwähnt. Sehr gut ist die auf S. 47 f. gegebene Anleitung zur Technik der Untersuchung, namentlich beherzigenswerth diejenige Regel, welche der Verfasser für die Haltung des Patienten aufstellt. Der Anwendung des Türck'schen Zungenspatels zur Rhinoscopia posterior kann Ref. nur beistimmen. Er erleichtert das Einführen des Nasenspiegels bedeutend besser als andere Fixationsmittel. Das neuere Nasenspeculum nach Fränkel, wo nämlich die Blätter nicht aus Draht bestehen, sondern solide construirt sind, und mit welchem man einen tiefen Einblick in die Nase bekommt, erscheint nicht erwähnt. Die Vorzüge der Zoufal'schen Nasen-Rachen-Trichter scheinen dem Referenten doch grösser zu sein, als sie Bresgen veranschlagt.

Die Modificationen Bresgen's am Duplay'schen Nasenspiegel erscheinen besonders für die spätere Untersuchung der Nase höchst beachtenswerth; die dilatirende Schraube ist entschieden praktischer als Voltolini's Sperrhaken.

Der dritte Theil behandelt in ausführlicher Weise die letale Therapie. Man findet hier sehr sorgfältig zusammengestellt die allerneuesten Errungenschaften auf diesem Gebiete und besonders die Instrumente zu blutigen Operationen, sowie ihre Technik erfreuen sich einer eingehenden Berücksichtigung. Mit der Verurtheilung der warmen Inhalationsapparate stimmen wohl alle Diejenigen überein, welche Gelegenheit haben, sich mit Kehlkopferkrankungen zu beschäftigen. Auch Ref. kann versichern, dass er stets ohne denselben auskam und für diejenigen Fälle, wo es sich darum handelt, zerstäubte Medicamente auf die Rachen- oder Kehlkopfschleimhaut zu bringen, mit einem Spray-Apparate mit doppeltem Gebläse, etwa in der Art des Schnitzler'schen Zerstäubers construirt, stets sein Auskommen fand.

Im vierten Theile beginnt die specielle Pathologie und Therapie

mit der Besprechung der Erkrankungen der Nasenhöhle. Ein ausführliches Capitel widmet Bresgen der Rhinitis, namentlich der Rhinitis chronica, wo derselbe, wie bekannt, seinen eigenen Standpunkt einnimmt. Zahlreiche Illustrationen, Zuckerkandl's Werke entnommen, illustriren das pathologische Bild. Bezüglich der Diagnose einer chronischen Rhinitis sagt Bresgen ganz treffend (S. 102), dass „die Diagnose auf Rhinitis chronica stets gestellt werden muss, sobald die Schleimhaut der Nasenhöhle auch nur stellenweise jene weiche, teigige Schwellung zeigt, welche dem ausgebildeten Schwellgewebe eigenthümlich ist". — Bezüglich der Therapie betont der Verf. mit Recht eine gehörige Rücksicht auf etwa vorhandene constitutionelle Anomalien, wendet sich gegen die Verallgemeinerung der Ausspritzungen der Nasenhöhle und will dieselben blos bei hochgradigen Fällen oder bei einer foetiden Rhinitis gelten lassen. Einblasungen von Argentum nitricum 5 ctg. auf 10 Amylum oder mehr, je nach dem Alter, Einblasungen von Borsäure, eventuelles Touschiren mit Jodglycerin, bilden die Hauptmomente der Therapie des Verf. — Ausführlich verbreitet sich derselbe auch über die galvanokaustische Therapie dieses Leidens. — Den auf S. 112 aufgestellten Satz, dass bei Syphilis der Nase man stets allgemeine chronische Rhinitis finde, könnte der Ref. auf Grundlage des zahlreichen ihm gerade auf der Klinik für Syphilis zu Gebote stehenden Materials nicht in der allgemeinen Fassung acceptiren; auch in Fällen, wo sich Papeln an der Nasenschleimhaut localisirten, namentlich dann, wenn dieselben von der äusseren Bedeckung übergriffen, findet man, namentlich vor dem ulcerösen Stadium, oft keinen oder doch einen ziemlich beschränkten Nasenkatarrh.

Was die Therapie dieser Affection anbelangt, so sind Borsäureausspülungen wohl gleichwerthig mit Ausspritzungen von chlorsaurem Kali.

Unter den Erkrankungen der Rachenhöhle widmet der Verf. der Pharyngitis acuta eine eingehende Besprechung. Auch die Pharyngitis herpetica, deren Schilderung wir besonders französischen Autoren verdanken, hat hier ihren Platz gefunden. Bei diesem Thema erlaubt sich der Ref. mit Bezug auf einer seiner früheren Arbeiten darauf hinzuweisen, dass Herpes-Eruptionen im Pharynx oft als Theilerscheinungen jenes Leidens auftreten, welches wir als herpetisches Fieber resp. einen auch anderweitig localisirten Herpes

betrachten müssen und welches das typische Bild einer acuten Infectionskrankheit darbietet. — In sehr ausführlicher Weise wird auch die chronische Pharyngitis abgehandelt, auf die Zusammengehörigkeit der Nasenerkrankung mit diesem Leiden hingewiesen, in der Therapie besonders Jodglycerin verwendet und auch der Galvanotherapie eingehender Platz eingeräumt. Ref. erlaubt sich hier darauf hinzuweisen, dass bezüglich der Diagnose der beginnenden Pharyngitis chron. gerade die Zoufal'schen Tuben demselben die besten Dienste leisteten.

Nachdem der Autor in einem Anhange zu diesem Theile die Erkrankungen der Mundhöhle abgehandelt, wendet sich derselbe auf S. 171 zum Kehlkopfe und der Luftröhre, behandelt die Laryngitis acuta und L. chronica, in welcher er besonders der localen Therapie vollkommen gerechtfertigt das Wort redet. Die günstige Wirkung des Apomorphins als Expectorans kann Ref. nur bestätigen. Im Anfange wendet Bresgen Zinksulphat-Sprays an (5 : 150 Aq. destill.); sollte man damit keine Resultate erzielen, werden Insufflationen von Alaun und Tannin angerathen. Bresgen steht in dieser Beziehung auf Seite Störck's, welcher, wie bekannt, dem Tannin einen besonders günstigen Einfluss auf die Schleimhaut, dem Alaun auf die Stimmbänder zuschrieb. Auch die Störck'schen Dilatatorien erfahren eine eingehende Besprechung.

Der Verf. bespricht hierauf ausführlich die Tuberkulose des Kehlkopfes, ferner sehr eingehend und, wie es scheint, auf Grundlage einer zahlreichen Erfahrung die Syphilis. Was die Empfehlung der Lewin'schen forcirten Sublimat-Injectionscur anbelangt, so könnte sich Ref. in Fällen von drohender Larynxsyphilis nicht davon überzeugen, dass sie vor der Sigmund'schen Schmiercur einen bedeutenden Vortheil hätte. Bisher wird wohl die Schmiercur immer diejenige sein, welche für rasch einhergehende und bedrohende Syphilis-Erscheinungen die grösste Gewähr einer raschen Heilung bietet.

Die weiteren Capitel sind den Tumoren, Sensibilitäts- und Motilitäts-Neurosen gewidmet, wo besonders die Lähmungen eine eingehende Besprechung erfahren. Janovský.

9. *Ueber die medicinische Bedeutung des Medinawurmes (Filaria medinensis).* Von Dr. Friedrich Mosler, ord. Professor und Director der

medicin. Klinik in Greifswald. Wien und Leipzig, Urban u. Schwarzenberg 1884.

Die Herrn Dr. Karl Dornseiff gewidmete Gratulationsschrift des wohlbekannten Autors behandelt in übersichtlicher Zusammenstellung eines der bisher dunkelsten Capitel der Dermatologie der Tropen, nämlich die durch den Medinawurm hervorgerufene Erkrankung (Dracontiasis der Autoren). — An einem Nubier der Hagenbeck'schen Karavane, welchem von Küchenmeister die Filaria entfernt wurde, hatte Mosler Gelegenheit, die Erkrankung, welche sich, wie bekannt, aus furunkelähnlichen, meist an den unteren Extremitäten situirten Anschwellungen, welche in ihrem Innern den Wurm bergen, zusammensetzt, zu beobachten.

Nach einer kurzen Beschreibung des Falles bespricht Mosler sehr eingehend und kritisch die bisher noch in Vielem dunkle Pathogenese der ganzen Affection; die Kenntnisse über dieselbe sowie über die Entwickelungsstadien des Parasiten weisen noch vielfache Lücken auf. Mosler giebt eine sehr eingehende geschichtliche Zusammenstellung der Ansichten, wie der Medinawurm in den Körper komme, verbreitet sich dann über die Frage, ob derselbe direct einwandert oder im embryonalen Stadium oder endlich durch den Magen in den Körper gebracht werde, welche Frage er offen lässt. Auf S. 11 f. findet man eine sehr genaue Zusammenstellung der Ansichten der Aerzte über das Uebel von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit. So citirt Mosler aus Plutarch eine Stelle, welche darauf Bezug hat, ferner macht er auf die Beschreibungen von Leonidas und Aëtius von Amida aufmerksam, streift die Ansichten der arabischen Aerzte und weist auf die Verdienste von Kämpfer's Amoenitates exoticae und auf Linné's Arbeit hin. Er schildert hierauf an der Hand des berühmten Leukart'schen Werkes die Anatomie der Filaria und erwähnt hierauf die verschiedenen Ansichten derjenigen Aerzte, welche über Krankheiten des Orients schrieben. — Auch nach der Ansicht des Verfassers gilt das Abreissen des Wurmes beim Herausziehen als ein unangenehmes, „selbst gefährliches Ereigniss." Davaine erklärte sich dies so, dass die Embryonen, welche massenweise aus der Rissstelle des Wurmes in das umliegende kranke Gewebe sich verbreiten, Steigerung der Entzündung hervorrufen und fand eine Stütze in den Untersuchungen Bötcher's, welcher auch factisch

die Umgebung des Wurmes mit zahlreichen Embryonen durchsetzt sah. Mosler's Bemühen, bei seinem Kranken sich darüber Gewissheit zu verschaffen, scheiterte an dem Widerstande des Patienten.

Was die Therapie der Dracontiasis anbelangt, so trachtet man, den Abscess zur Maturation zu bringen, eröffnet denselben und wickelt den Wurm auf. Mosler erblickt in der Anwendung des streng Lister'schen Verfahrens für die Zukunft eine bessere Aussicht auf eine erfolgreiche Therapie. Janovský.

Gynäkologie.

10. *The American Journal of Obstetrics and Diseases of Women and Children.* New-York. William Wood and Comp.

Das in New-York erscheinende Fachorgan der Gynäkologen „The American Journal of Obstetrics and Diseases of Women and Children", seit einer Reihe von Jahren schon redigirt von einem ehemaligen Assistenten Scanzoni's Professor Paul Munde in New-York, unterscheidet sich in ganz wesentlicher Weise von unseren gynäkologischen Journalen. Abgesehen von der äusseren Ausstattung, die, was die Eleganz anbelangt, von keinem deutschen medicinischen Journale erreicht wird, stellt das Blatt thatsächlich das dar, was sein Titel anzeigt. Nicht nur, dass es factisch das Organ der amerikanischen Gynäkologen ist, denn andere medicinische Blätter Nordamerikas bringen ausnahmsweise nur Abhandlungen gynäkologischen Inhalts, bringt es gleichzeitig die Berichte nahezu sämmtlicher gynäkologischer Gesellschaften, so dass wir durch dasselbe stets vollkommen über die laufenden Verhältnisse der Gynäkologie jenseits des Oceans instruirt werden. Gleichzeitig verabsäumt dieses Journal nicht, die Biographie zu cultiviren. So bringt z. B. Jahrgang 1884 die Biographie des berühmten Verfassers der Gebärmutterchirurgie James Marion Sims, dessen Werk vor mehreren Jahren eine grosse Bewegung unter den deutschen Gynäkologen hervorbrachte. Bei dem bedeutenden Umfange des Jahrganges, über 1300 Seiten, ist der Preis von 5 Dollars pro Jahr nicht nur ein relativ, sondern auch absolut ein niedriger. Das Journal cultivirt gleichzeitig im bescheideneren Umfange die Pädiatrik und wird dieser Theil von Dr. George B. Fowler in New-York redigirt.

VIII.

Miscellen.

a) Die naturgemässe Erklärung des Währwolf-Aberglaubens.

Eines der ausgezeichnetsten deutschen Werke über Thiermedicin ist die leider unvollendet gebliebene „Zoologische Klinik“ von Maximilian Schmidt[1]), früher Director des Zoologischen Gartens in Frankfurt a. M., nun in gleicher Stellung in Berlin. Dieses Werk, von dem nur der erste Band (die Krankheiten der Affen und der Raubthiere) erschien, sollte ein Handbuch der vergleichenden Pathologie und pathologischen Anatomie der Säugethiere und Vögel werden und auf den Erfahrungen fussen, die sich Verfasser in seiner Stellung als Director eines der bestgeleiteten zoologischen Gärten erworben. Dass dieses Werk nur ein Torso[2]) blieb, ist um so mehr zu bedauern, als es gerade die pathologischen Processe der Inwohner zoologischer Gärten behandelte, Thiere, die, weil sie nicht zu den Hausgenossen des Menschen zählen, in den thierärztlichen Publicationen gewöhnlich nicht berücksichtigt werden.

Im Abschnitte IX der Krankheiten der Raubthiere bespricht Schmidt in sehr ausführlicher Weise die bei den wilden Raubthieren — dem Wolf, Fuchs, Dachs, Schakal und der Hyäne — vorkommende Wuth und giebt ausserdem ein, so weit ich es zu beurtheilen vermag, vollständiges einschlägiges Literaturverzeichniss

1) Zoologische Klinik. Berlin 1870 und 1872.

2) Als Fortsetzung der „Zoologischen Klinik“ erschienen einige Arbeiten aus der Feder Schmidt's in dem Journale „Der zoologische Garten“. Ob die „Zoologische Klinik“ in dem genannten Journale beendet wurde, ist mir unbekannt.

und in einem Anhange (XXII) eine chronologisch geordnete Zusammenstellung der Beobachtungen über die Wuthkrankheit der Wölfe, die bis zum Schlusse des Jahres 1869 reicht.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist der einzelne Wolf ein scheues, feiges Thier, welches den Menschen flieht und seiner Nahrung nur bei Nacht und mit Vorsicht nachgeht. Gefährlich wird er bekanntlich dann, wenn er bei grossen Frösten, von starkem Hunger getrieben, rudelweise Nahrung suchend, herumschweift. Wie mir vertrauenswerthe Gewährsmänner in der Bukowina, einem Lande, in dem der Wolf noch immer zum ständigen Bewohner gehört, mittheilen, soll der einzelne Wolf und zwar das Männchen zur Brunstzeit sehr gefährlich sein und namentlich für ein menstruirendes Weib. Während der einzelne Wolf sonst vor dem Menschen, selbst vor einem Weibe die Flucht ergreift, soll das Männchen zur Brunstzeit das menstruirende Weib anfallen und sich hierbei selbst durch die Gegenwart anderer Menschen nicht abhalten lassen. Am gefährlichsten aber wird der Wolf, wenn er wuthkrank ist. In dem Falle verliert er seine angeborene Scheu zur Gänze, greift das Vieh sowie den Menschen an und dringt in Gehöfte und Dörfer ein, ja scheut sich sogar nicht, den Menschen in dessen Wohnung aufzusuchen. Er fällt nicht etwa nur jene kleineren Thiere an, die in der Regel seine Nahrung bilden, wie etwa Schafe, Kälber, Esel u. dgl. m., sondern selbst grosse, die er voraussichtlich nicht allein zu bewältigen vermag. Vorzugsweise geht er aber dem Menschen an den Leib. Mit Vorliebe springt er dem Menschen in das Gesicht und zerfleischt ihm dieses. Fällt der Angegriffene zu Boden und kommt ihm keine Hülfe, so ist er gewöhnlich rettungslos verloren, denn das Thier rastet nicht früher, als bis der Mensch zur Unkenntlichkeit verstümmelt, getödtet oder zerrissen ist. Sind mehrere Menschen dicht beisammen oder stehen sie nur in geringer Entfernung von einander, so hält sich der wüthende Wolf nicht bei einem auf, sondern springt von einem zum anderen und verletzt mehrere. Das Gleiche thut er, wenn er in eine Viehherde einspringt, mögen die Thiere zum Klein- oder Grossvieh gehören. Die Zahl der von einem wüthenden Wolfe auf diese Weise Verletzten ist zuweilen eine recht beträchtliche und beläuft sich in manchen Fällen auf 20 bis 30 und selbst mehr. Da von den Gebissenen ein Theil an Lyssa erkrankt,

so liegt der überzeugende Beweis vor, dass das Thier thatsächlich wuthkrank war. Schmidt zählt eine Reihe solcher Wuth-Epizootien auf. Wie er sagt, sind sie selbst in diesem Jahrhundert in Europa nicht selten gewesen, so 1811 in Finnland, 1814 und 1815 am Fusse der Eifel, 1819 in Russland, 1823 ebendaselbst und in Lappland sowie in Norwegen, 1826 in Polen, 1829 und 1830 bis 1834 in Ungarn. Wie mir von vertrauungswürdigen Gewährsmännern mitgetheilt wurde, kam eine derartige Epizootie vor wenigen Jahren in der Bukowina vor und fiel derselben unter anderen auch ein Pfarrer zum Opfer. Nach Aussagen von mir befreundeten Gutsbesitzern, die an der russischen und rumänischen Grenze begütert sind, soll die Wolfswuth auch jetzt noch in Bessarabien und Rumänien nicht selten sein. Schmidt meint, dass, nachdem für das spontane Entstehen der Wuth noch kein Beweis erbracht sei, man das Leiden als eine Infectionskrankheit auffassen müsse, ohne näher auf die Art und Weise der Uebertragung des Wuthgiftes auf den Wolf einzugehen. Sachverständige nach dieser Richtung hin, die in der Bukowina leben, versichern mir, die Uebertragung erfolge auf dem Wege der zahlreichen halbwilden Hunde, die in den russischen und rumänischen Steppen vorkommen und mit denen sich die Wölfe häufig paaren. Die Wölfe dieser Gegenden sollen als Steppenwölfe viel wilder und verwegener sein als die in der Bukowina und in Polen in den Wäldern hausenden.

Schmidt[1]) bringt die Wolfswuth mit dem Währwolfs-Aberglauben in directe Beziehung. Er meint, die ganz ungewöhnliche Erscheinung, dass ein sonst so scheues und feiges Thier, wie es der Wolf ist, plötzlich seinen Charakter ändert und wüthend, ohne dass es früher gereizt wurde, Menschen anfällt und zerreisst, müsse bei einem auf einer niederen Culturstufe stehenden Volke den Aberglauben erwecken, dass dies nicht wirkliche Wölfe sein könnten, sondern, je nach den religiösen Anschauungen der Zeit, böse Dämonen, der Teufel selbst oder auch Zauberer und Hexen, welche diese Gestalten angenommen, um ihren Bosheiten freien Lauf zu lassen. Er glaubt, das Befremdliche dieses ganzen Vorganges werde noch dadurch wesentlich gesteigert, dass ein Theil der Gebissenen,

1) „Die Währwölfe". Beilage zu Nr. 36 der Allgemeinen Zeitung". 1882.

Menschen sowie Vieh, nach längerer oder kürzerer Zeit die Wasserscheu mit ihren beängstigenden Erscheinungen zeige und in wenigen Tagen nach heftigem Rasen und Toben zu Grunde gehe. Als Beweis dessen führt er einen Bericht des Kreisphysikus und Inquisitionsarztes Dr. Karl Müller in Wrazlaweck an, der in Hufeland's Journal (Bd. VII. 1802. III. St. pag. 69—87) veröffentlicht wurde. Dieser Bericht betrifft die Verletzungen, die ein wüthender Wolf am 8. October 1799 Menschen und Thieren in der Nähe des Dorfes Grabkowo in der Nähe der Kreisstadt Kowall in Südpreussen beibrachte. Gebissen wurden 11 Menschen und 10 Thiere. Am Schlusse seiner Mittheilung erwähnt der Verfasser noch, dass alsbald unter den Bauern die Vermuthung laut wurde, der Wolf sei der Teufel selbst gewesen, der von einer Hexe aufgefordert worden sei, das Dorf mit seinen höllischen Plagen heimzusuchen und bezeichnete man eine Frau als Urheberin. Der Verdacht musste dadurch sehr bestärkt werden, dass die wasserscheu gewordenen Personen in ihren Delirien diese Frau als die Urheberin ihres Unglücks bezeichneten, indem sie nur das wiederholten, was sie oft genug gehört oder selbst geglaubt haben mochten. Die Frau bekam von Allen, selbst von ihrem Manne, die grössten Vorwürfe und machte aus Verdruss darüber den Versuch, sich mit einer Hacke [!] den Hals abzuschneiden; doch fügte sie sich nur eine unschädliche Verletzung bei, welche bald geheilt wurde. Jetzt sagten die Bauern erst recht, dass sie eine Hexe sei, denn ohnedies hätte sie gewiss an der Wunde sterben müssen. „Hier haben wir also", sagt Schmidt, „einen bestimmten Fall von Währwolfs-Aberglauben aus verhältnissmässig sehr neuer Zeit."

Ich stimme Schmidt bei, wenn er den Währwolfs-Aberglauben mit der Lyssa des Wolfes in Connex bringt, doch glaube ich, dass derselbe auch auf andere Weise entstehen konnte. Wenn der brünstige Wolf, der läufigen Wölfin nachjagend und sie suchend, einen ihm in den Weg kommenden Menschen, insbesondere ein menstruirendes Weib, ohne gereizt zu werden, anfällt und zerfleischt, so muss dies, namentlich wenn es des Nachts geschieht, auf das in der Cultur zurückgebliebene Landvolk einen ebenso erschreckenden Eindruck gemacht haben, so dass auch hier sich der Aberglaube sofort des aussergewöhnlichen Ereignisses bemächtigte und in dem Wolfe nur einen gespenstigen Unhold sah, da es sonst

nicht zu erklären, wie ein sonst scheues, feiges Thier plötzlich ohne alle Veranlassung sein Wesen geändert haben konnte.

Kleinwächter.

---

b) Entdeckung der Bacterien vor 200 Jahren.

Am 14. September 1683 berichtet Antony van Leeuwenhoek aus Delft an Francis Aston, Mitglied der königlichen Gesellschaft in London, dass er in der zwischen seinen Zähnen haftenden weissen Materie mittels des Mikroskopes lebendige Thierchen von anmuthigster Bewegung entdeckt habe: „animalcula admodum exigua jucundissimo modo sese moventia.“ („Arcana naturae detecta“. Delft 1685. Experimenta et Contemplationes pag. 42.) Leeuwenhoek unterscheidet mehrere Arten, welche er so correct beschreibt und abbildet, dass selbe ohne Schwierigkeiten wieder erkannt werden können. Die stabförmige Art, die sich oft nur spärlich vorfand, ist ein Baccillus, die andere, kreiselförmig sich drehende, ein Bacterium, eine dritte Art, die sich schlängelt, ist Vibrio Rugula, die kleinste, oblong oder kugelig, die in ungeheuerer Menge, wie scheinbar ein Mückenschwarm, durcheinander wimmelt, müssen wir für Mikrococcus und ihre nur unklar gesehene Bewegung für eine Täuschung halten. Die Hauptmasse besteht aus parallelen, gleich dicken Fäden von verschiedener Länge, die unbeweglich bleiben. Wahrscheinlich ist dies der Lepthotrix buccalis. Leeuwenhoek wundert sich, dass trotz der grossen Sorgfalt, mit der er sein Gebiss rein hielt, doch in seinem Munde mehr Thierchen leben als in den Niederlanden Menschen. Seine Forschungen weisen dieselbe Menge in dem Munde von Frauen, Kindern und Greisen nach. Einige Jahre später fand er die beweglichen Lebewesen des Zahnfleisches nicht vor und spricht die Vermuthung aus, dieselben seien durch den Genuss heissen Kaffees getödtet worden, den er sich angewöhnte. Allein kurze Zeit darauf beobachtet er wieder die alten Formen. Neun Jahre später, 1692, Mitte September, sendete er neue Abbildungen an die königliche Gesellschaft in London, die zum Theil noch genauer waren.

F. Cohn in Breslau veröffentlichte dieses jedenfalls sehr interessante Factum in dem Amsterdamer Allgemeinen Handelsblad, wonach bis vor wenig Jahren die Kenntniss dieser kleinsten Lebe-

wesen seit nahezu 200 Jahren fast gar keine Fortschritte gemacht hatte, bis es endlich unseren Tagen gelang, den Schleier auch hierin etwas zu lüften. Zu bewundern aber bleibt es, dass mit den damals noch so unvollkommenen Instrumenten dennoch eine ziemlich genaue Beobachtung dieser uns für gewöhnlich unsichtbaren Wesen ermöglicht ward.

Congress für innere Medicin.

Der vierte Congress für innere Medicin findet vom 8. bis 11. April 1885 zu Wiesbaden statt. Das Präsidium desselben übernimmt Herr von Frerichs (Berlin). Folgende Themata sollen zur Verhandlung kommen: Am ersten Sitzungstage, Mittwoch den 8. April: Ueber die Behandlung der Fettleibigkeit (Corpulenz); Referent: Herr Ebstein (Göttingen); Correferent: Herr Henneberg (Göttingen). Am zweiten Sitzungstage, Donnerstag den 9. April: Ueber Bronchialasthma; Referenten: Herr Curschmann (Hamburg) und Herr Riegel (Giessen). Am dritten Sitzungstage, Freitag den 10. April: Ueber Antipyrese; Referenten: Herr Filehne (Erlangen) und Herr Liebermeister (Tübingen). Folgende Vorträge sind bereits angemeldet: Herr Liebreich (Berlin): Ueber Schlafmittel. Herr Binz (Bonn): Ueber neuere Arzneimittel. Herr Hack (Freiburg): Ueber chirurgische Behandlung asthmatischer Zustände. Herr Edlefsen (Kiel): Zur Statistik und Aetiologie des acuten Gelenkrheumatismus. Herr Rossbach (Jena): Ueber die Bewegungen des Magens, des Pylorus und des Duodenums. Herr Fleischer (Erlangen): Ueber Urämie. In Aussicht gestellt haben ausserdem Vorträge: Herr Heidenhain (Breslau): Ueber pseudomotorische Nervenwirkungen. Herr Knoll (Prag): Thema unbestimmt. Herr Edlefsen (Kiel): Ueber das Verhalten der chlorsauren Salze im Organismus. Herr Schultze (Heidelberg): Thema unbestimmt. Ausserdem ist eine Ausstellung von Fleischconserven, Peptonen u. s. w. durch Herrn Kochs (Bonn) und verschiedene Demonstrationen vorgesehen.

BOSTON MEDICAL
JUL 1912
LIBRARY.

IX.

Soden's Schriftenschatz.

Von

Dr. **Otto Volger** gen. Senckenberg in Frankfurt a. M.

Die Betrachtung der Vergangenheit ist ein Spiegel der Erkenntniss. Daher ist es vortheilhaft, die eigene Geschichte zu kennen. Weist diese uns höchst einfache und geringe Anfänge nach, wo wir jetzt manches Schöne und Bedeutende erblicken, so wirkt ein solcher Vergleich beruhigend und ermuthigend.

Soden[1]) ist von niedrigem Herkommen — denn es war einst ein gar urwüchsiges Dörfchen. Ja, es ist sogar noch nicht lange, dass es begonnen hat, sich zu einem besseren Dasein zu entwickeln. Um so erfreulicher ist es, dass schon so viel Wichtiges gelungen ist. Man braucht gerade kein allzu kühner Wahrsager zu sein, um vertrauensvoll zu verkündigen, dass die Zukunft noch weit Grösseres wird gelingen lassen. Die ersten Schritte sind gewiss die schwierigsten gewesen, und eine Bürgerschaft, welcher es vergönnt war, für die eigene Thatkraft auch noch die nöthige Hülfe von Aussen heranzuziehen, um sich aus den rein-dörflichen (vielleicht sollten wir bezeichnender sagen: aus den „schmutzig-dörflichen") Verhältnissen herauszuarbeiten und zu der jetzigen beneidenswerthen Grundlage einer höheren Entwickelung empor zu schwingen, wird sicherlich keine Rückschritte machen wollen, son-

1) Es giebt mehrere Orte des Namens Soden, nämlich ausser dem bekanntesten, hier in Rede stehenden „Bad Soden am Taunus", wie die postamtliche Bezeichnung lautet, welches von Höchst zwischen Frankfurt a. M. und Mainz in kaum viertelstündiger Eisenbahnfahrt erreicht wird, noch Soden bei Allendorf an der Werra; ferner Soden im Sodenthale oberhalb Aschaffenburg und Soden am Stolzenberg bei Saalmünster; alle haben Soolquellen.

dern alleweil rüstig vorwärts streben. Das hat auch gerade die jüngste Zeit in anerkennenswerthestem Maasse bewiesen.

Demnach kann es für den Arzt, der Sinn für die Geschichte seines Berufes besitzt, nicht ohne Werth sein, einen Blick auf die Geschichte dieses Ortes zu werfen. Wir fassen den letzteren dabei ausschliesslich als Kurort ins Auge. Unsere Uralten — deren noch einige in gesegneten Jahren unter uns leben, welchen wir auch ferner Gesundheit und Zufriedenheit auf Gottes Erde wünschen! — könnten uns wohl Vieles erzählen. Aber gar Manches vergisst sich. Die bessere Gegenwart verwischt die Erinnerung der minder schönen Vergangenheit. Nur was geschrieben und hauptsächlich was gedruckt zu lesen ist, gewährt uns sicheren Anhalt.

Früher gab man allerlei unverbürgte Sagen, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, dabei aber vielfach in Unbestimmtheit verloren, verwirrt und getrübt hatten, für „Geschichte“ aus. In neuerer Zeit geht die wissenschaftliche Geschichtsforschung strenger zu Werke. Man sucht die Quellen aller Nachrichten auf, prüft diese zunächst auf ihre Glaubwürdigkeit, stellt die einzelnen sicheren Thatsachen fest und lässt die nicht zu verbürgenden Sagen nur so weit, als sie mit diesen verträglich sind, als ein schmückendes Rankenwerk etwa sich einflechten und durch die Erzählung der Thatsachen-Reihenfolge sich hindurchschlingen. Man kommt allein auf diesem Wege zu wirklich werthvollen Ergebnissen.

Als man noch nicht druckte, da wurden nur spärlich die geschichtlichen Ereignisse in geschriebenen Urkunden niedergelegt, welche in der Regel nur einzelne Rechtsverhältnisse feststellen. So bieten sich vereinzelte Lichtpunkte, welche aber nicht genügen, um die im Uebrigen dunkel bleibenden Zeiträume zu beleuchten. Auch sie sind in neuerer Zeit grösstentheils, um sie vor der Gefahr völligen Verlorengehens zu schützen, gedruckt worden, ebenso wie die aus älteren Zeiten erhalten gebliebenen handschriftlichen Bücher. Ihre Andeutungen sind aber grossentheils so unbestimmt, dass wir, was Soden anbetrifft, wirklich recht wenig daraus erfahren. Daher wollen wir „Soden's Schriftenschatz“ einer Durchmusterung unterziehen und zunächst auf die Bücher des Alterthums sowie auf die Urkunden des Mittelalters nicht Rücksicht nehmen, sondern uns nur an die gedruckten Werke der Neuzeit halten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ja die Neuzeit geschaffen.

Wir wollen hier also nicht erörtern, was uns der römische Schriftsteller Tacitus in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt von der Lage und den Völkerschaften Deutschlands erzählt, wobei wir kaum im Stande sind, die Beziehungen auf die einzelnen Landschaften recht festzustellen; auch nicht, was er über die Anlage des über das Taunusgebirge noch jetzt erkennbar sich dahin ziehenden „Pfahlgrabens“ berichtet Wir lassen des Florus — eines Geschichtschreibers aus dem II. Jahrhunderte — schwülstige und geschmacklose Römergeschichten, welche an Zeitverstössen und geschichtlichen Unrichtigkeiten reich sind und dabei für unsere Gegend gar wenig Brauchbares ergeben, für jetzt ungelesen. Wir wollen uns nicht aufhalten mit der eben so alten unsicheren Erdbeschreibung des griechischen Gelehrten Claudius Ptolomaeus, dessen in Alexandrien geschriebenes Werk freilich bis zur Erfindung des Buchdrucks noch ganz allgemein als gültigste Quelle der Erdkunde betrachtet wurde. Wir versagen uns auch die Wiedergabe der immerhin unsere Taunusgegend deutlich berührenden Erzählung des Ammianus Marcellinus aus dem IV. Jahrhunderte. Nach diesen Schriftstellern folgt eine ganze Reihe von Jahrhunderten, welche unsere Geschichte in stockfinsterer Nacht lassen. Später im Mittelalter bieten einige Kaiser-Urkunden wenigstens Spuren von Licht. Im XV. Jahrhunderte verleihen die Kaiser Sigismund (im Jahre 1437) und Friedrich III. (1483) der Stadt Frankfurt Benutzungsrechte auch in Betreff eines Gesundbrunnens in Soden. So wissen wir wenigstens, dass schon damals der Heilquell erkannt war, welcher am Frühesten in Benutzung gezogen sein mag. Vermuthlich war es der Milchbrunnen, welchen man jetzt nach der in Soden üblichen Bezifferung mit Nr. 1 bezeichnet. Alle übrigen Quellen mochten wohl in den fast unzugänglichen Sumpflöchern der Wiesengründe stocken, welche den breiten Fuss des Dachberges umzogen und welche erst durch Fassung und Leitung der Quellen allmählich trocken gelegt und nun in den grossen und kleinen Kurpark verwandelt sind. Ein solcher Zustand hat ja zu Kronthal noch im Anfange dieses Jahrhunderts stattgefunden, wo man oft die Schöpflöcher im Sumpfe nicht ohne Gefahr des Versinkens erreichen konnte. Und doch war der „Kronenberger Sauerbrunnen“ — eben die damals benutzte Quelle im Kronthal — schon im

XVI. Jahrhunderte zu einem gewissen Rufe gelangt, während Sodens Gesundbrunnen sich, wie es scheint, noch gar keiner auswärtigen Beachtung zu erfreuen hatte. Das erste gedruckte Buch, in welchem wir hoffen durften, den Sodener warmen Milchbrunnen erwähnt zu finden, nennt ihn ganz und gar nicht, wohl aber den „Kronenburger Sawerbrunnen“. Dieses Buch ist geschrieben von dem berühmten Arzte und Naturforscher Dr. med. Jakob Theodor von Berg-Zabern, daher genannt „Tabernaemontanus“, Arzt des Fürstbischofs von Speyer, des Kurfürsten von der Pfalz und „der freyen Reichs-Stadt Worms“. Er starb im Jahre 1580. Sein Werk heisst: *„Thesaurus Aquarum. Neuw Wasserschatz*, das ist, von Allen heylsamen Metallischen Minerischen Bädern vnd Wassern“ u. s. w. Es erschien erst nach des Verfassers Tode „Gedruckt zu Franckfurt am Mayn. MDLXXXI“ (1581) und später in mehreren Auflagen 1583, 1584, 1608.

Das freilich steht fest, dass gewisse Quellen (Nr. 6 und 7) in Soden schon früh zur Salzgewinnung benutzt wurden. Salzige Wasser findet schon das Wild auf. Der Mensch betrachtete sie gewiss zu allen Zeiten als werthvollen Schatz. Der Name des Sulzbaches und des nach diesem benannten Nachbardorfes, dessen Schicksale mit denen Soden's Jahrhunderte lang so innig verbunden waren, deutet nur auf die Beachtung des Salzgehaltes in dem Thalgewässer hin. Aber der Name Soden's knüpft sich unverkennbar schon an die Salzgewinnung durch Abkochung oder Siedung des Salzwassers — wie denn auch urkundlich im Jahre 1437 Frankfurt ausdrücklich mit der Salzsude in Soden belehnt worden ist. Wir wollen aber auf diese urkundlichen Nachrichten und auf die Geschichte des Sodener Salzwerkes, welches bis zum Jahre 1831 bestanden hat, hier einstweilen nicht eingehen, sondern wenden uns sofort zu der ersten Druckschrift, welche sich mit einer Heilquelle Soden's beschäftigt.

Erst im Jahre 1701 erschien die früheste Sodener Brunnenschrift, ein recht bescheidenes Büchlein, mit einer kleinen Frauenhand zu verdecken, nämlich nur 13 Cm. hoch, 8 Cm. breit, blos 61 winzige Druckseiten enthaltend:

> Neue Untersuchung des vor 300 Jahren Kayserlich herrlich privilegirten, vor vielen Jahren verdeckten, nun wieder aufgesuchten Soder warmen Gesundbrunnens.

Wie derselbe in vielen Krankheiten heylsam befunden worden und noch zu vielen anderen Gebrechen trinken und baden mit Nutzen könne gebraucht werden, untersucht von Johann Bernhard Gladbach, M. D. und Phys. zu Franckfurt am Mayn. Franckfurt, zu finden bei G. H. Walther [1]).

In dieser Schrift, welche Soden als ein Dorf „Churfürstlich Maynzischen und Stadt Frankfurter gemeinschaftlichen Gebiets", und „ohngefehr eine Meil Weges von Frankfurt und etwa eine halbe von Höchst" gelegen, bezeichnet, wird berichtet, dass der fragliche Brunnen, auf welchen sich schon die (oben erwähnten) Verleihungen der Kaiser Sigismund und Friedrich III. zu Gunsten der Stadt Frankfurt bezogen, „von Menschen Gedenken her zugeworfen und der Ort der Quelle aus aller Andenken gewesen; da „vor etlichen Jahren als dieses Wasser einen Ausfluss gesucht, und „allenthalben in den umliegenden Wiesen hervorgebrottelt, der „Eigenthumsherr genöthiget worden, dieses Wasser abzuleiten, und „den Quellen nachzusuchen; und endlich auf einen Ort, da niemals, auch im kältesten Winter der Schnee lang liegen geblieben, „gerathen, und einen ordentlich eingefassten und eingemauerten „Brunnen 9 Schuh tief mit einem Mühlstein beleget, dazu man „etliche Stiegen absteigen müssen, wieder entdecket." Der Brunnen liege „auf einem kleinen Hügel in einer sehr lustigen Gegend."

Diese Andeutungen weisen uns unzweifelhaft auf den „Milchbrunnen" Nr. 1 hin, welcher auf dem erhöhten Rücken hinter der neuen Trinkhalle im Hofe des dermaligen Rathhauses (früher ältesten Gasthauses von Soden, des s. g. Nassauer Hofes) noch jetzt in einer Vertiefung entspringt. Der fragliche Rücken mochte sich in jener Zeit, zwischen den Riedwiesen südlich vom jetzigen Wiesenwege und den vollends sumpfigen Wiesen in der Gegend des nunmehrigen kleinen Kurparkes, wohl als ein kleiner Hügel darstellen.

Gladbach berichtet weiter: „Aus was Ursachen aber dieser „Brunnen zugeworfen und aller Menschen Andenken und Nutzen

1) So führt Dr. Schweinsberg, der Verfasser einer später zu besprechenden Schrift, die Aufschrift dieses Büchleins an, dessen erste Ausgabe wir selbst in Frankfurt nicht mehr auffinden konnten. Die zweite ist hier benutzt.

„entzogen worden, will ein uralter Mann in selbigem Dorfe aus-
„sagen, wie er gehöret, dass derselbe vor diesem von vielen hohen
„und niedern Standespersonen seye besucht worden; in den un-
„glücklichen Kriegs-Zeiten aber, da die Marchen sich deshalben
„dahin zugezogen, und dem Landmann viele Beschwerung verur-
„sachet haben, zugedeckt worden; da indessen die Einwohner von
„Haus und Hof ausgewichen sind, und nach der Zeit der Ort der
„Quelle nicht mehr hat können ausgefunden werden."

Er fügt hinzu: „Ob nun zwar die Alten in ihren Erzehlungen
„oftmalen gar unglücklich sind, so geben doch die oben angezogene
„Kaiserl. Privilegia, das Einfassen und sorgfältiges Zudecken mit
„einem grossen Mühlstein, dass man denselben gänzlich zu stopfen
„nicht gemeinet gewesen, gnugsam zu argwohnen Anlass, dass
„dieser Gesundbrunnen vormals in grosser Achtung müsse ge-
„wesen seyn; und leider bekannt ist, dass durch die trübselige,
„verderbliche, langwierige Kriegszeiten viele nützliche Dinge in
„Abgang gerathen sind, davon uns manchmal nichts als das blosse
„Andenken in Schriften übrig geblieben ist: wiewohl man auch
„meinem Wissen nach nichts davon in Druck aufgezeichnet findet,
„mag aber auch verlohren gangen seyn."

Da die Wiederauffindung des Brunnens am Ende des 17. Jahr-
hunderts geschah und der „uralte Mann" seine Nachrichten noch
von Augenzeugen der Zudeckung der Quelle und der Kriegszeiten
vernommen zu haben scheint, so bleibt wohl kein Zweifel, dass
es sich hier um ein Jammerbild aus dem Unglücke des 30jährigen
Krieges handelt, welcher bald dieser, bald jener Gegend jahrelanges
Verderben brachte. Der südliche Taunus hatte besonders im Jahre
1622 zu leiden, wo bei Höchst oder vielmehr zunächst bei Sossen-
heim das Heer Tilly's am 10. Juni in blutiger Schlacht einen
grossen Sieg gewann über die Streitmacht des Herzogs Christian
von Braunschweig. Dann wieder 1631, wo der König Gustav
Adolph von Schweden am 3. April Frankfurt einnahm und später
in Höchst sein Hauptquartier hatte, wo er in dem noch vorhan-
denen Thurme der alten Churerzbischöflich-Mainzischen Burg wohnte,
und nochmals 1635, wo die Frankfurter letztere Burg zerstörten,
so dass nur jener hochragende Thurm allein übrig blieb.

Gladbach beklagt, dass durch die lange Unterbrechung in
der Benutzung des Brunnens der Schatz alter Erfahrungen („so

unsere Voreltern vielleicht davon gehabt haben") über dessen Vortheile verloren gegangen sei. Er beschreibt dann die Eigenschaften des Wassers, welches „Milchwarm" sei, nach Aussehen, Geschmack und natürlichem Verhalten und erörtert, nach dem damaligen Stande der Stoffkunde, dessen Bestandtheile.

Obwohl die damalige Sprache der Wissenschaft von der jetzigen sehr verschieden ist, so erkennt man aus den einzelnen Angaben doch sehr wohl, dass die Beschaffenheit des Milchbrunnenwassers zu Gladbach's Zeit bereits wesentlich die nämliche war, als gegenwärtig. Auch die nahe Verwandtschaft desselben mit demjenigen „der Salzsud, woraus ein gutes Küchensalz bereitet wird", bleibt nicht unbeachtet; jedoch kann sich Gladbach nicht entschliessen, zuzugeben, dass in der That auch im Milchbrunnen gutes Küchensalz enthalten sei, wie es doch in Wirklichkeit der Fall ist. Nach seinen Mittheilungen über die Entwickelung eines starken „schwefelhaften Gestankes", welchen das Milchbrunnenwasser unter gewissen Umständen von sich gebe, könnte man vermuthen, dass der Gehalt an schwefelsaurer Kalkerde, aus deren Zersetzung mittelst der Vermoderung abgestorbener Lebenswesen, besonders Pflanzen, Schwefelwasserstoffgas hervorgeht, damals ein grösserer gewesen sei, als er gegenwärtig befunden wird. — Auch über den Ursprung der Wärme des Milchbrunnens spricht sich Gladbach, abgesehen von der Eigenthümlichkeit der damaligen wissenschaftlichen Ausdrucksweise, sehr vernünftig aus. Mit Recht schreibt er auch dieser Wärme einen wesentlichen Theil der heilsamen Wirkung zu. „Ob nun auch noch andere Mineralien als Eisen, Vitriol „(welches die etwas schwarz gefärbte Excrementa darthun wollen), „Alaun, Salpeter, Eisen, Gold, Silber und dergleichen, wie andere „in ihren Beschreibungen von dergleichen Mineral-Wassern dar„thun wollen, darinnen enthalten seye, lassen wir dahin gestellt „seyn, mir ist dergleichen nichts vorkommen."

Gladbach erörtert eingehend die Krankheitszustände, in welchen der Gebrauch des Sodener Milchbrunnens dienlich sei, und man erkennt bald, dass schon damals der Ruf jenes Wassers ganz auf die nämlichen Wirkungen hinwies, welche noch jetzt demselben zugeschrieben werden. Insbesondere waren es, ausser den Leiden der Verdauungswerkzeuge, auch diejenigen der Athmungswerkzeuge, bei welchen man von der oft wunderbaren Heilkraft die

besten Hoffnungen hegte. Auch das Asthma wird schon als ein Uebel erwähnt, gegen welches der Sodener Gesundbrunnen glänzende Hülfe zu gewähren vermöge. Nach den Andeutungen Gladbach's scheint das Wasser bereits zu jener Zeit von den trefflichsten Aerzten Frankfurts empfohlen zu sein. Insbesondere beruft er sich auf „Herrn D. Johann Hartmann Senckenberg Physicum ordinarium und berühmten glücklichen Practicum", einen Mann[1]), welcher bemerkenswerth ist als der Vater jenes grossen Wohlthäters seiner Vaterstadt und man darf sagen der ganzen Menschheit: des edlen Johann Christian Senckenberg, des Stifters der Senckenbergischen Anstalt für Heilkunde und Krankenpflege[2]). Gerade der ältere Senckenberg darf als ein Hauptbeförderer der Anerkennung Sodens gerühmt werden und wird uns noch anderweitig als solcher genannt. Er war es, welchem Gladbach die Mittheilung der Beobachtung verdankte „von einem Pfarrherrn in selbiger „Gegend", welcher, „da derselbe wegen kurzen Athems kaum vier „Schritt fortgehen, vielweniger seine Canzel besteigen und predigen „können, durch Gebrauch dieses Brunnens von seiner Bangigkeit „und kurzen Athem befreiet worden: anderer Observationen so „von demselben und anderen erhalten, Kürze halber nicht zu „gedenken." Da es hier nicht unsere Absicht sein kann, Krankheitsverhältnisse zu erörtern, so übergehen wir Gladbach's Betrachtungen über alle Siechthümer, gegen welche das Sodener Wasser gute Dienste verheisse. Er beruft sich für dieselben theilweise auf künftig zu machende Erfahrungen und schliesst tröstlich mit den Worten: „Solte aber in obbemelden Krankheiten wovon „die Erfahrung uns noch keine Proben dargelegt, der verhoffte „Effect nicht erfolgen wollen, so bin ich doch versichert, dass man „sich keines Schadens noch Gefahrs dabey zu besorgen habe, wird „es nicht helfen, so wird es auch nicht schaden, dann wie nicht „alle Knoten auffgelöset werden, können auch nicht alle Kranck„heiten curiret werden."

So ungefähr sagt das mein Doctor auch
Wenngleich mit etwas andern Worten —

und diese Wahrheit wird bestehen, so lange die Heilquellen fliessen. Für uns ist beachtenswerther, was Gladbach über die damalige

1) Derselbe starb im Jahre 1730.
2) Dieser starb im Jahre 1772.

Art des Gebrauches des Sodener Wassers mittheilt. Schon damals galt „vom May an den ganzen Sommer durch biss in Herbst-„Monat, doch viel eher bey hellem schönem, als feuchtem und „kaltem Wetter“ als „die bequemste Zeit zu unserer Brunnen-„und Bad-Cur.“ Man trank, mit einem halben Schoppen beginnend und allmählich bis zu drei Mass steigend bis fünf Wochen lang, um dann allmählich wieder abzusteigen. Die Morgenzeit ward als die günstigste betrachtet. Die Nachmittagskur wurde nicht empfohlen. Nach dem Trinken zögerte man einige Zeit, ins Bad zu gehen, mochte dann aber „darinnen so tieff als nöthig ist, biss „gar an Hals eine halbe zu 2 Stunden lang sitzen: dann dasselbe „kein erhitzendes, sondern temperirtes und gelindes Bad ist.“ Auch auf die richtige Lebensweise wurde schon damals ernstlich Werth gelegt. Der gelehrte Verfasser schliesst sein Werklein mit dem Vertrauen, dass dessen Heilsamkeit „mit der Zeit nächst Göttlichem Segen die Erfahrung ferner bekräftigen wird“ — und in diesem Vertrauen ist er nicht getäuscht worden!

Sein Büchlein wurde fleissig begehrt, und da die damalige Zeit, der unserigen, täglich das Neueste fordernden, völlig unähnlich, sich gern am Altbewährten hielt, so kann es uns nicht wundern, dass sein Enkel sich volle 66 Jahre später entschloss, „dasselbe „zum andernmal zum Druck zu befördern.“ Die „zweyte Auflage“, „welche mit der erstern vollkommen übereinkommt“, erschien nur mit veränderter Aufschrift, welche nun lautete:

Johann Bernhard Gladbach gewesenen Medicinae Doctoris, Churfürstl. Maynzischen Hofrathes und Leib Medici, Comitis Palatini Caesarei wie auch Physici ordinarii zu Frankfurt am Mayn. Neue Untersuchung Des vor 300 Jahren Kaiserl. herrlich-Privilegirten, vor vielen Jahren verdeckten nun wieder aufgesuchten Soder-Warmen Gesund-Brunnens, Wie derselbe in vielen Krankheiten heilsam befunden worden, und noch zu vielen andern Gebrechen im trinken und baden mit Nutzen könne gebraucht werden, nunmehro auf vieles Nachfragen von neuem herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Georg Jacob Gladbach, Medicinae Doctore und Practico ordinario zu Frankfurt am Mayn. Zweyte Auflage. Frankfurt am Mayn, zu finden bei Fried. Christ. Kochendörffer. Im Jahr 1767.

Dieser, mit der Vorrede 69 Seiten enthaltende Druck liegt uns vor. Aus der Vorrede entnehmen wir in Betreff des Sodener Milchbrunnens nur noch, dass damals bereits „sowohl von weit „als auch nah gelegenen Orten, und besonders aus unserer Stadt „Frankfurt, allwo viele denselben das ganze Jahr durch in ihrem „Hause unter dem Wein bey dem Essen trinken, hohe und niedrige

„Standespersonen in nicht geringer Anzahl jährlich sich zu dem-„selben verfügen, um entweder allda ihre vorige Gesundheit wieder „zu erlangen, oder ihre gegenwärtige theuer geschätzte, zu erhalten."

Da die zweite Auflage des Gladbach'schen Schriftchens den Inhalt der ersten ganz unverändert wiedergeben soll, so durften wir derselben schon vorgreifend erwähnen, ohne dadurch die Zeitfolge zu stören. Nach letzterer schliesst sich an jenes zunächst eine weitere Abhandlung, deren Einsicht wir bislang uns nicht verschaffen konnten. Mit der Angabe: Wahrhaftige Nachricht u. s. w. 1725 wird dieselbe, ohne Nennung des Verfassers, sowohl von Dr. F. Küster (1820), dem ersten ärztlichen Beförderer Sodens in unserm gegenwärtigen Jahrhunderte, und von Dr. Schweinsberg (1831), als auch von Dr. Stiebel (1840) angeführt. In Frankfurt ist sie nicht auftreiben. Ebenso fehlt sie auf der K. Landesbücherei zu Wiesbaden.

Wir hatten einstweilen entsagungsvoll schon weiter geschrieben, aber der Druck dieses Abschnittes war noch in Vorbereitung, als Herr Alexander Himmelreich, Postmeister a. D. in Soden, ein vortrefflicher Kenner der Geschichte seines Wohnortes und selber Besitzer mancher werthvollen Schriften über dieselbe, uns zufällig in Kenntniss setzte, dass die von uns vergeblich gesuchte Seltenheit sich seines Wissens in dem Besitze eines der älteren Aerzte Sodens befinde. So kamen wir denn rasch vor die richtige Schmiede: Herr Sanitätsrath Dr. Köhler ist der glückliche Inhaber dieses Schatzes, und derselbe gewährte uns mit grösster Freundlichkeit die mussevollste Benutzung des merkwürdigen Büchleins. Was aber dem köstlichen Funde noch einen ganz besonderen Werth verlieh, ist der Umstand, dass hier die kleine Perle von 1725 sich buchbinderisch angehängt fand an ein nicht minder schätzbares Juwel, nämlich an den bislang ebenfalls vergeblich gesuchten ersten Druck der Gladbach'schen Schrift von 1701 (vgl. S. 142), mit welchem sie in Druck und Grösse ganz genau zusammenpasst. Nun können wir uns nicht versagen, auch die echte Aufschrift jener ersten Ausgabe hier buchstabengetreu nachzubringen; sie lautet:

> Neue Untersuchung| Des vor 300 Jahren Käyserl. herrlich-| Privilegirten, von vielen Jahren verdeck-|ten nun wieder auffgesuchten| Soder-Warmen| Gesund-Brunnens

Wie derselbe in vielen Kranck-|heiten heyl so[1]) befunden worden, und| noch zu vielen anderen Gebrechen[2]) trincken und | baden mit Nutzen könne gebraucht wer-| den, untersuchet| von| Johann Bernhard Gladbach| M. D. und Phys. zu Franckfurt| am Mayn| Frankfurt| zu finden bey Georg Heinr. Walther| den Laden auff dem Pfarr-Eysen.

Das Büchlein ist genau so gross, oder vielmehr so klein, als die von uns beschriebene zweite Auflage, und umfasst zuvörderst mit dem Aufschriftsblatte nur 48 Seiten, auf deren letzter, nach einer Anrufung des göttlichen Segens, ausdrücklich das ENDE der Abhandlung in damals üblicher Weise angezeigt steht — bringt dann aber noch einen „Anhang" von besonders gezählten 12 Seiten, welcher abermals mit der Berufung auf „Göttlichen Seegen" schliesst und dann noch die Zeitangabe „Im Jahr 1701." aufweist. Dieser Anhang deutet darauf hin, dass die Abhandlung selbst schon vor demselben irgendwie veröffentlicht und mit Ungläubigkeit aufgenommen sein muss; denn er beginnt mit den Worten: „Als das „Tractätlein vom Soder-warmen-Brunnen bekannt worden, sind „einige gewesen, welche dessen beschriebenen Halt haben in Zweiffel „ziehen und denen daraus deducirten Würkungen ohne fundament „widersprechen wollen." Deshalb legt nun der Verfasser nachträglich die von ihm angestellten Versuche ausführlich dar.

Wir wenden uns nun zu der nächsten Schrift, welche dem im Besitze des Herrn Sanitätsrathes Dr. Köhler befindlichen Büchlein beigebunden und 24 Jahre später erschienen ist. Welch' wunderliche, unsern Begriffen kaum mehr verständliche Zeit. Nach vollen 25 Jahren beschäftigt man sich noch mit jener kleinen Gladbach'schen Abhandlung, setzt man noch das Gerede für und wider deren Inhalt und das darin verkündete Lob des Sodener Milchbrunnens fort und findet sich daher endlich eine Anzahl von Frankfurtischen Aerzten veranlasst, Alles selber zu prüfen und auf

1) „heyl so" ist wohl ohne Zweifel ein Druckfehler für „heylsam" — der Umstand, dass keiner der späteren Schriftsteller, bei Anführung der Gladbach'schen Abhandlung desselben erwähnt, beweist ohne Zweifel, dass keiner derselben diese echte erste Ausgabe gekannt hat.

2) Hier ist offenbar ein Wörtlein, etwa „im" oder „mittelst" ausgefallen — ein Fehler, welcher auch in der a. a. O. mitgetheilten Aufschrift der 66 Jahre später veranstalteten zweiten Ausgabe unverbessert geblieben ist, während das Wörtchen „heylsam" sich daselbst richtig gestellt findet.

Grund eigener Wahrnehmungen Zeugniss vor der Oeffentlichkeit abzulegen. So erschien denn die:

Wahrhafftige Nachricht | Von | Dem Halt und denen heilsamen | Würckungen | Des Soder | Milch-Brunnens | Und | Bades | In mancherley Krankheiten, | auffgesetzet | von einigen unpartheyischen Me- | dicis, welche dieses gesunde Was- | ser untersuchet, und dessen grosse Krafft an sich und vielen andern | wahrgenommen haben. | Anno 1725.

Dieses Schriftchen besteht, mit dem Vorblatte, aus 48 der kleinen Seiten. Da Druckort und Verlag gar nicht besonders angegeben worden, so ist es vermuthlich gar nicht zu selbstständiger Ausgabe bestimmt gewesen, sondern wohl nur als Anfügung an die noch auf Lager befindlichen Abzüge der Gladbach'schen Schrift, so, wie es hier vorliegt, hinausgegeben worden. Ausdrücklich wird darin erwähnt, dass das „von Alters her sehr be„rühmte und von verschiedenen Römischen Kaysern privilegirte, „hernach aber durch die verderbliche Kriege in Abgang gekom„mene, heimlich verdeckte und fast gar vergessene heilsahme warme „Wasser zu Soden vor ungefähr 25. Jahren wiederum glück„lich entdecket und gefunden, auch nach und nach von vielen „gegen mancherley menschliche Gebrechen abermals theils Cur„mässig getrunken, theils zum Baden nützlich gebrauchet „worden.“ Wir erfahren, dass „dessen gute Wirkung alle Jahr „mehrere Patienten herbey gebracht, also dass einige, „welche durch den Gebrauch dieses Gesund-Brunnens von ver„schiedenen schweren Kranckheiten, vermittelst göttlichen Segens, „befreyet worden, oder den nützlichen Gebrauch dieses warmen „Wassers bey andern vielfältig gesehen und observiret haben, „dardurch bewogen worden, zu bessern Logirung und „Verpflegung der ankommenden Cur-Gästen, auch beque„meren Gebrauch des Gesund-Brunnens zu Soden nahe bei der „Quelle ein schönes und commodes Haus von 3. Stock„Wercken mit grossen Kosten bauen zu lassen, darinnen nicht „allein viele schöne Zimmer, Spatzier-Gänge, Küchen und Keller, „sodann andere nöthige Gelegenheiten vor die Frembde befindlich, „sondern auch vier wohl aptirte Bäder, in denen das kalte „und warme Bad-Wasser nach eines jeden Belieben und Nothdurfft „aus besonderen Kranen kan ausgelassen werden, zu der Cur-

„Gästen Gebrauch verfertiget worden, wodurch die Anzahl der an„kommenden Patienten von zweyen Jahren her mercklich zuge„nommen, und die heilsame Würckung dieses Soder-Wassers je „mehr und mehr erschollen."

Hier haben wir also eine kurze Geschichte des ersten neuzeitlichen Aufschwunges des Bades zu Soden. Trinkkur, Badekur, Kurgäste und ein Kurhaus. Dieses letztere ist der noch jetzt vorhandene Gasthof, welcher seit 1813 der „Frankfurter Hof" genannt wird. Er wurde auf gemeinsame Kosten von sechs Frankfurtischen Häusern erbauet und später an eine Einwohnerin von Soden zu einem sehr billigen Preise verkauft. Der Milchbrunnen (Nr. 1) ward damals von dreien Sodener Bauern, deren Gehöfte demselben zunächst lagen, als Eigenthum in Anspruch genommen. Er wurde auch vorzugsweise der „Kurbrunnen" genannt.

Die „unpartheyischen Medici" von 1725 berichten uns nun weiter, dass „einige aus verschiedenem Absehen, welches wir an„jetzo nicht untersuchen, noch melden mögen[1]), den guten Effect „dieses Gesund-Brunnens zweiffelhaftig machen, ja gar ihn vor sehr „schädlich halten wollen und dessen Gebrauch gäntzlich und un„verantwortlich widerrathen." Deshalb habe „man vor nöthig be„funden, sothanes warmes Wasser genau zu untersuchen und was „es eigentlich in sich halte, wohl zu erforschen, auch wem und in „welchen Kranckheiten es bisher gute Würckung gethan, fleissig „zu beobachten." Zu solchem Ende seien „im verwichenen 1724sten „Jahre einige Doctores Medicinae, die damahls den Gesund-Brun„nen cur-mässig zu gebrauchen nach Soden gekommen, daselbst „zusammen getretten." Dieselben hätten dann „nicht allein das„jenige Milch-warme Wasser, welches aus dem dahero so genannten „Milch-Brunnen ordentlich getruncken wird" . . . „behörig „untersuchet", . . . „sondern auch das stärkere Soder-Wasser, „welches daselbst, unter dem Nahmen des Saur-Brunnens, fast „mitten in dem gemeinen Fahrweg, der durch das Dorff gehet, „unter der Erden entspringet und durch einen höltzernen Canal . . .

1) So lange es Kurorte gegeben hat, wird sich ohne Zweifel auch Eifersucht unter den Befürwortern und Nutzniessern derselben geregt haben, und ein neuer Kurort, wie damals das wieder auftauchende Soden, wurde sicherlich von vielen Seiten mit Abgunst und Neid betrachtet.

„bis zu dem neuerbauten obgedachten Hauss zum gemeinen Ge-„brauch geleitet wird.“ Wir erfahren nebenbei, dass damals auch schon eine Zuleitung des Milchbrunnens zu demselben Kurhause angelegt war.

Die angestellten Untersuchungen werden ausführlich mitgetheilt. Wir begegnen auch hier wieder den im damaligen unvollkommenen Zustande der Stoffkunde beruhenden Unklarheiten, insbesondere der Verwechslung eisenhaltiger Abscheidungen mit schwefeligen und ebenso der Deutung der kohlensauren Gase als „schweffeligter Dämpffe“. „Dass aber ein Spiritus mineralis acidus et „sulphureus in dem Soderwasser sei, bezeuget nicht allein „dessen durchdringender schweffelhaffter Geruch, der sich bey dem „Ausschöpffen des Wassers zu Reinigung des Brunnens also ver-„merken lässet, dass diejenige, welche das Wasser ausschöpffen, „kaum eine halb viertel Stunde lang solches verrichten können, „weilen ihnen sonsten von denen schweffeligten Dämpffen des „Wassers der Athem benommen wird, sondern auch das Auffsteigen „der vielen Blässlein in dem hervor-quellenden Wasser, welches im „Trinken einen säuerlichen Geruch und piquanten Geschmack „von sich giebet.“ Das „zu Soden bereitete Kuchen-Saltz“ wird mit dem „Soder Milch-Saltz“ seinem Verhalten nach verglichen und letzteres als von ersterem wesentlich verschieden befunden. Die Schwere des „Soder Milch-Wassers“ wurde genau bestimmt, und es ergab sich, dass ein Schoppen, welcher von Regenwasser 1 Pfund = 24 Loth oder 5760 Gran wog, von jenem 26 und $^{2}/_{443}$ Gran mehr, also etwas über 5786 Gran wiege. Der Unterschied rühre von den im Soder Wasser enthaltenen „contentis medicamentosis“ her. Ein beträchtlicher Theil dieser Stoffe wurde als „flüchtig“ nachgewiesen und für den durchdringenderen, also wirksameren erklärt. Zugleich macht die Schrift bereits auf den Umstand aufmerksam, dass durch den Verlust der flüchtigen Bestandtheile die beste Kraft dieses Wassers verloren gehen müsse, dass daher die wahre und volle Wirksamkeit des letzteren nur beim Genusse an der Quelle selbst erwartet werden dürfe. Die Wirkungsweise des Milchbrunnens wird erörtert. Es wird eine ganze Reihe von Krankheitsfällen angeführt, bei welchen sich das „Soder-Brünngen“ als wesentliches Heilmittel erwiesen habe, darunter recht merkwürdige Beispiele, deren Mittheilung wir jedoch unterlassen.

Genug, dass schon zu jener Zeit so manche erstaunliche Heilungen durch unsere Kurmittel erfahrungsmässig festgestellt worden sind, welche seitdem weitere Erfahrung tausendfältig bestätigt hat. Die Berichterstatter schliessen mit dem Ausdrucke gerechter Verwunderung, dass den vorliegenden Thatsachen gegenüber die günstige Wirksamkeit des Soder Wassers habe bezweifelt, ja sein Genuss habe, als schädlich, widerrathen werden können und obendrein, wie mit einem kräftigen Seitenhiebe bemerkt wird, von „einigen", die „doch dasselbe fast das gantze Jahr durch „in ihrem Hausse unter dem Wein bei dem Essen trinken, und „sich keiner Gefahr desswegen besorgen." Dieselben erklären, sie wollen zwar „dieses Wasser vor keine panacaea, oder solches Mittel, „welches alle Kranckheiten curieret, halten und recommendieren, „weilen man wohl weiss, dass es nicht allen wohl zuschlagen könne", man habe aber „vor nöthig befunden seine gute Wirckungen umb „desswegen mehreres kund zu machen damit die mit obgedachten „Kranckheiten behaffte Patienten sich dieser Gabe Gottes mit Nutzen „gebrauchen können." Und damit erreicht auch diese für die Geschichte der Heilkunde recht merkwürdige, für die Geschichte des Kurortes Soden äusserst lehrreiche Schrift ihr „ENDE".

Jetzt müssen wir, als weiteren Nachfolger von Dr. Gladbach, den Urheber des, gleichfalls ohne Verfassersnamen erschienenen, Büchleins betrachten, welches heisst:

> Gründliche Abhandlung von dem Gehalt und denen Eigenschaften der Gemeinen Wassern überhaupt, ins besondere aber derer fürnehmsten in der Stadt Franckfurt am Mayn befindlichen Röhr- und Brunnen-Wassern, Welcher in einem Anhang beygefüget eine gleichmässige Untersuchung und Beurtheilung 1. Des neuentdeckten Fächinger- oder Dietzer- ingleichen 2. Des Schwalbacher- 3. Seltzer-[1]) 4. Wissbader- 5. Schlangenbader- 6. Carber-[2]) 7. Soder- und des 8. Faul-Brunnen-[3]) Wassers.

---

1) Dieser Name bezeichnet das Wasser von Selters (Niederselters), welches zuerst von allen Taunuswassern über die ganze Erde versandt wurde.

2) Das Carberwasser kommt vom „Selserbrunnen" bei Grosskarben in der Wetterau.

3) Das Faulwasser entspringt in Frankfurt selber, an der Schippengasse; die sogenannte Faulpumpe, welche dasselbe lieferte, hat in neuerer

Franckfurt am Mayn, bey Johann Friedrich Fleischer MDCCXLVIII. (1748). — (8) und 136 Seiten, klein 8°.

Der Verfasser war der Frankfurtische Arzt Dr. med. Peter Pasquay. Seine Abhandlung zeigt, wie sehr man schon damals sich bewusst war, dass nicht allein die Beschaffenheit der sogenannten Gesundbrunnen, sondern auch die des gemeinen Alltagsgetränkes einer genauen Untersuchung bedürfe. Einer solchen hat sich nun jener tüchtige Arzt mit grossem Fleisse gewidmet, und seine Darstellung hat auch noch heute einen unvergänglichen Werth behalten. Zuvörderst handelt er von den gemeinen Wassern überhaupt und deren Nutzen und billigt den Ausspruch eines Vorgängers, des Dr. F. Hofmann in Halle, welcher den Ausspruch gethan hatte, dass, wenn man überhaupt von einem „allgemeinen Genefs-Mittel (oder einer Panacée)“ reden könne, diesen Ehrennamen vor allen anderen Dingen das Wasser verdiene. Ihm ist recht wohl bekannt, dass es sehr wirksame berühmte Heilwasser gebe, in welchen es nicht gelungen sei, irgend wie eigenthümliche Bestandtheile (ausser den einfachen Grundbestandtheilen des Wassers selber) zu entdecken. Er nennt in diesem Sinne nicht blos das Wasser von Pfäffers im Schweizerischen Kanton Graubündten, sondern auch das von Schlangenbad und anderen Kurorten. Auf richtigen Gebrauch und Vermeidung von Missbrauch legt er gebührenden Werth. Alles nützt oder schadet je nach rechtzeitiger oder unzeitiger Anwendung, wie schon der alte römische Dichter Ovidius hervorgehoben hat, indem er sang:

Temporibus medicina valet, data tempore prosunt
Et data non apto tempore, vina nocent.

Aber Wasser und Wasser sind gar verschiedene Sachen. Man sollte jedes Wasser vor dem Genusse erst kennen lernen. „Es fehlet „nicht an Nachrichten, daraus wir ersehen können, dass öfters „nichts anderes als das gemeine Wasser die Ursache gewesen, „warum gantze Städte von ihren Einwohnern verlassen worden.“ Nach der Beschaffenheit des Wassers richte sich selbst die Gefühls- und Denkweise der Menschen, wie die Eigenthümlichkeit und Güte der mit dem Wasser zubereiteten künstlichen Getränke.

Zeit ihren Ruf eingebüsst, indem der Schwefelwasserstoffgehalt des Wassers bedeutend abgenommen zu haben scheint. Bemerkenswerth ist, dass in obiger Schrift der noch jetzt sehr beliebte Grindbrunnen, am Main unterhalb Frankfurts gelegen, noch gar nicht erwähnt wird.

Abgesehen von den eigentlichen Mineralwassern, sind auch die gemeinen Wasser nicht leicht völlig frei von aufgelösten fremden Stoffen. Ja, jedes Wasser hat dreierlei Bestandtheile, nämlich 1. das eigentliche Wasser, 2. darin aufgelöste Luftarten, die man auch als „Geist“ bezeichnet, 3. aufgelöste Erden, Salze und Metalle. Es werden nun Regenwasser, Flusswasser, Röhrenwasser und Brunnenwasser einer sehr eingehenden und viele, auch für unsere Zeit zutreffende Bemerkungen veranlassenden Erörterung unterzogen. Ein Hauptwerth wird auf die eigenthümliche Schwere des Wassers gelegt. Der Verfasser erfindet sogar, um diese genau bestimmen zu können, eine neue sinnreiche Wage. Dann untersucht und vergleicht er alle Quell-, Röhren- und Brunnenwasser der Stadt Frankfurt zuvörderst in Bezug auf diese Schwere, ferner aber, durch die damals üblichen Mittel, in Bezug auf ihre Bestandtheile. Den Anlass zur Veröffentlichung der ganzen Untersuchungen gab der Umstand, dass damals, durch die Entdeckung der Heilquelle zu Fachingen bei Dietz an der Lahn, die allgemeine Aufmerksamkeit sich der Bedeutung der Wasser für die menschliche Gesundheit mit neuer Lebhaftigkeit zugewandt hatte. Daher blieb denn der Verfasser auch nicht bei der Betrachtung der Frankfurtischen Wasser stehen, sondern erstreckte seine Untersuchungen auch auf diejenigen Mineralwasser, deren man sich in der Mainstadt damals mit Vorliebe bediente. Diesen ist ein besonderer Anhang des inhaltreichen Werkchens gewidmet, um die Bestandtheile eines jeden derselben und deren Verschiedenheiten so gründlich als möglich nachzuweisen.

Das Soderwasser, welches in Frage kommt, ist nur dasjenige aus dem Milchbrunnen (Nr. 1). Dass es „laulecht und milch-warm“ sei, wird ausdrücklich erwähnt; auch wird bemerkt, dass es von jenem flüchtigen Geiste erfüllt sei, welchem die grösste und heilsamste Macht der sogenannten Sauerbrunnen zugeschrieben werde: somit von „Kohlensäure“, deren Wesen damals noch wenig bekannt und welcher der jetzt übliche Name noch nicht gegeben war. Ausdrücklich wird betont, aber auch schmerzlich bedauert, dass man noch kein Mittel kannte, um die Menge dieses „mineralischen Geistes“ zu bestimmen. Der letztere verflüchtigt sich beim Soder-, wie bei den übrigen in frischem Zustande prickelnd schmeckenden Wassern, bei längerem Stehen. Nach einer Woche

hatten sie jenen Geschmack völlig verloren „und gaben nicht mehr Bläschen von sich als gemeine Wasser.“ Von dem Soderwasser „hatte sich an das Glas was angesetzt, welches dasselbe in etwas „trüb machte. Auf dem Wasser lag oben ein Häutlein, und auf „dem Boden fand sich ebenfalls etwas weniges von einem gelben „Wesen“. — Solch ein Häutlein zeigt auch das Wasser unseres Sprudels, wenn dasselbe im Sprudelbecken einige Tage ruhig gestanden hat. — Ein Frankfurter Schoppen Wassers, welcher vom reinsten Wasser des Königsbrünnchens im Frankfurter Walde 6895 Gran wog, ergab mit Soderwasser 6923 Gran Gewicht[1]). Die Erscheinungen und Niederschläge, welche durch verschiedene Zusätze in letzterem bewirkt wurden, deuten durchaus auf den nämlichen Gehalt hin, welchen das Milchbrunnenwasser noch heutigen Tages hat. Der gesammte Rückstand, welcher nach der Verdunstung von zwei Schoppen, somit von 13,846 Gran dieser Flüssigkeit übrig blieb, wog 44 Gran und bestand zu 32 Gran aus Salzen, welche in Wasser wieder aufgelöst werden konnten, während 11 Gran als unlösliche Erde gefunden wurden. „Die Erde vom Soderwasser „war aschfärbig, dabei etwas weniges gelblich, von Geschmack nicht „gar zart, und mit den Krebsaugen von gleicher Schwere.“ Eine sehr merkwürdige Untersuchung nahm der Verfasser mit den Rückständen der von ihm untersuchten Wasser vor, um festzustellen, ob dieselben etwa Eisentheilchen mit sich führten. Er bediente sich dazu eines Magneten und prüfte sowohl die Verdampfungsrückstände als auch die Ockerabsätze derselben. In dem Fachinger- und Seltzer-, dem Schlangenbader- und Carber-, sowie in dem Frankfurter Faulwasser wurde „nichts von Eisentheilchen gefunden.“ Dagegen „von der Ochra des Soderwassers setzten sich, ohne dass solche ins Feuer gekommen, einige Theilchen an den Magnet.“ Bei dem Rückstande des Wiesbadener Wassers war dies nicht eher der Fall, „als bis seine Ochra lange Zeit im Schmelzfeuer gestanden.“ Sehr eigenthümlich war das Verhalten des Schwalbacher Wassers. In dem Verdunstungsrückstande fanden sich kleine Theilchen, welche vom Magnete angezogen wurden und welche bei

1) Bemerkenswerth ist der grosse Unterschied dieser Gewichtsangaben gegenüber denjenigen, welche uns in dem Schriftchen der „unpartheyischen Aerzte“ vom Jahre 1725 begegneten! Doch ist derselbe wohl nur auf die Unvollkommenheit der damaligen Hülfsmittel der Untersuchung zu schieben.

8000facher Vergrösserung (ohne Zweifel Flächenvergrösserung, also 90facher Durchmesservergrösserung entsprechend) sich schwärzlich und in Gestalt drahtförmiger Gruppen, „krummen Näh-Nadlen gantz gleich“ nur „wegen den anhangenden Erd- und Saltztheilchen öfters ziemlich unförmlich“ zeigten. Dieselben verloren ihre magnetische Eigenschaft, als der Rückstand durch Auslaugung seines Salzgehaltes beraubt wurde, bekamen dieselbe jedoch von Neuem durch Behandlung der Masse im Schmelzfeuer, nach welcher aber die vom Magnete angezogenen Theilchen nicht mehr ihre frühere Form, „sondern eine runde Gestalt erlanget“ hatten. Das Alles ist uns sehr verständlich. — So weit von Pasquai's Büchlein!

Schon nach drei Jahren folgte ihm eine schwerwichtige, in lateinischer Sprache verfasste Abhandlung eines anderen gelehrten Frankfurter Arztes:

> Joannis Philippi Burggravii D. de Aere Aquis et Locis Urbis Francofurtanae ad Moenum commentatio. (Accedit disquisitio de origine et indole animalculorum spermaticorum.) Francofurti ad Moenum, Sumptibus Joan. Benjam. Andreae, 1751.

Diese Schrift gedenkt des Sodener Wassers zunächst nur beiläufig (S. 22), indem sie berichtet:

Tribus ab urbe nostra horis Occidentem versus, prope pagum Soden, non solum aquae tepidae subsalsae, et levi fugacique acore praeditae, nec non tenuem subpinguem bolarem cremorem emittentes, scaturiunt, medicis externis pariter et internis usibus insignes, sed et salinae ibi coluntur satis divites.

Bemerkenswerth ist die Mehrzahl von warmen Quellen, auf welche hier hingewiesen wird, während die früheren Schriften (mit Ausnahme der Abhandlung von 1725, worin der Sauerborn erwähnt ist) nur eines Brunnens gedenken; jedoch lässt der lateinische Sprachgebrauch einigen Zweifel, ob wirklich mehrere Quellen oder nur die aus einer solchen sich ergiessenden Wassermassen gemeint seien. Was den Gebrauch anbetrifft, so wird von Dr. Burggrav bereits auf die wohlthätige Wirkung hingewiesen, welche das Sodener Wasser auf die Heilung von Lungengeschwüren ausübe. Er beschreibt der Wasser blos lauwarme Beschaffenheit und ihren zarten gelbröthlichen Schmand und erwähnt auch den „leichten

schwefelhaften Geruch“, den salzigen und flüchtig säuerlichen Geschmack, welcher dem der Säuerlinge verwandt sei. In 100 Unzen Wasser seien ungefähr 104 Gran fester Stoffe enthalten, von welchen etwa 70 bis 80 Gran reines Alkalisalz. — Zu empfehlen sei besonders die Trinkkur, durch welche die zarten Hautschläuche der Lungengeschwüre in sanftester Weise erweicht und zu freiwilliger Entleerung veranlasst werden.

Anmerkung. Der vorstehende Aufsatz ist in einem wissenschaftlichen Unterhaltungsblatte erschienen, welches der Verfasser desselben im Jahre 1884 unter der Aufschrift „*Der Kurgast am Taunus*“ als solcher während eines Badeaufenthaltes in Bad Soden am Taunus herausgab. Da der hier mit geringen Abänderungen abgedruckte Abschnitt den Gegenstand nicht erledigt hat, so wird die Fortsetzung nun demnächst in diesem Archive erfolgen. V.

X.

Johann Friedrich August Esmarch.

(Schluss.)

Chirurgische Statistik.

Auch zum Ausbau dieser Disciplin trug Esmarch bei. Aus dem Bericht über die wichtigeren chirurgischen Operationen, welche vom 24. März 1854 bis zum 30. August 1857 in der chirurgisch-ophthalmiatrischen Klinik zu Kiel vorgekommen sind von Professor Dr. Esmarch, (Deutsche Klinik, Jahrg. 1858, Bd. X, S. 235) heben wir Folgendes hervor:

Die Gesammtzahl der Operationen beträgt 522, von denen 23 einen lethalen Ausgang hatten.

	Gesammtzahl	Davon starben
1. Amputationen und Exarticulationen	36	8
2. Resectionen	25	2
3. Operationen der Nekrose und des Knochenabscesses	34	4
4. Exstirpationen von Geschwülsten	102	2
5. Plastische Operationen	50	—
6. Herniotomien	8	3
7. Tenotomien	38	—
8. Unterbindungen grösserer Gefässstämme	5	—
9. Tracheotomie	1	1
10. Operation der Phimose und Paraphimose	10	—
11. Operation der Mastdarmfistel	7	—
12. Operation der Hydrocele durch Schnitt	2	1
13. Operation der Hydrocele durch Injection	7	—
14. Application des Glüheisens bei grossen Hämorrhoidalknoten	3	—
15. Application des Glüheisens bei Blasenscheidenfisteln	6	—
16. Punction des Hydrops ovarii und anderer Cysten	4	—
17. Dieselbe Operation mit nachfolgender Injection von Jodtinctur	3	1
18. Gewaltsame Streckungen in der Chloroformnarkose	4	—
19. Reposition veralteter Luxationen	2	—
20. Subcutane Discisionen verschiedener Cysten	3	—
21. Extractionen des grauen Staares	40	1
22. Reclinationen	16	—
23. Discisionen	9	—
24. Koremorphosis	49	—
25. Schieloperationen	26	—
26. Radirungen und Circumcisionen der Hornhaut, Abtragung des Staphyloms	29	—
27. Verödung des Thränensacks wegen Thränenfistel	3	—
Summa	522	23

Verf. specialisirt dann dort die hier angegebenen einzelnen Rubriken und schildert seine Grundsätze bei Behandlung der Wunden. Die Bekämpfung der Pyämie halte er für eine der wichtigsten Aufgaben des Hospitalwesens, ebenso die Ergreifung von geeigneten Massregeln, der Entwickelung von Contagien und Miasmen vorzubeugen. Der Inhalt sämmtlicher Krankenzimmer betrug im Kieler Hospital 35,800 Kubikfuss. In früherer Zeit verweilten zugleich 70 Kranke dort. Esmarch erniedrigte die Zahl auf 1000, so dass auf jeden Kranken 1000 Kubikfuss Luft kamen. An diese Zahl hat er sich auf das Strengste gehalten. Stark eiternde Wunden sucht er wenigstens in der ersten Zeit zu isoliren. Ebenso wichtig ist die Sorge für frische und reine Luft. Aus den Fenstern liess er die obersten Scheiben herausnehmen und durch eine hölzerne Jalousie ersetzen und in jede Thür ein quadratisches Loch mit einem Schieber schneiden. Die stinkenden Nachtstühle wurden durch geruchlose ersetzt, und schaffte er die Federbettdecken ab. Bei der Nachbehandlung sahe er auf die grösste Reinlichkeit und Einfachheit. Mag auch die Frage, ob der pyämische Krankheitsprocess ein Contagium erzeuge, noch unentschieden sein, im Interesse der Kranken ist es, die Contagiosität als eine ausgemachte Sache anzusehen. Ein Tropfen faulen Eiters ruft die furchtbarsten Entzündungssymptome in einer kleinen Wunde hervor. In vielen Hospitälern hat er gesehen, wie man sich bei allen Wunden desselben Schwammes bediente und die Wundspritze immer mit demselben Wasser füllte, in welches das in die Wunden eingespritzte Wasser ablief. Esmarch reinigt dieselben deshalb mittelst des Irrigators. Die Wunden werden nur mit einem einfachen Ceratläppchen bedeckt, das durchlöchert ist, um das Ankleben zu verhindern, und darüber lockere Charpie geklebt. Sobald Eiterung eingetreten, lässt er Umschläge von warmem Wasser machen, welche mit Krankenleder bedeckt sind und sich mehrere Stunden feucht und warm erhalten; durch ihre öftere Erneuerung wird jedesmal der ausgeflossene Eiter entfernt. In solchen Fällen, wo derselbe einen starken, üblen Geruch annimmt, z. B. bei complicirten Fracturen, lässt E. alle Verbandstücke reichlich mit der Burow'schen Lösung von essigsaurer Thonerde besprengen, wodurch die übelriechenden Gase grösstentheils gebunden werden. Bei Abnahme der Eiterung wird wieder zur Ceratsalbe übergegangen; wenn die Granulationen zu üppig wuchern, diese mit einem Läppchen bedeckt, welches in eine Lösung von schwefelsaurem Zink (gr. 11 auf ℥ 1 Wasser) getaucht ist; sie machen die schmerzhaftere und kostspieligere Anwendung des Höllensteins unnöthig. Bei allen complicirten Entzündungen, wo Verjauchung zu fürchten, stellt er das Eis an die Spitze der Antiphlogistica. Es ist deshalb das wichtigste Vorbeugemittel gegen Pyämie. Ist letztere da, so helfen weder Eis noch Wärme, weder Chinin noch Aconit.

Ueber die chirurgische Klinik berichtet (die chirurgische Klinik des Herrn Geh.-Rath Prof. Dr. Esmarch an der Königl. Universität zu Kiel 1875 — Langenbeck's Archiv 21. Bd. 1877) Dr. Waitz:

Es ist das erste Jahr, dass der Lister'sche Verband auf der Klinik zur Anwendung kam. In der grössten Zahl der Fälle wurde der Lister'sche Carbolgazeverband in Gebrauch gezogen. Der grossen Kosten wegen wurde die antiseptische Gaze selbst hergestellt. Charakteristisch für den Verband mag sein, dass Esmarch sich nicht mit der achtfachen Schicht des Gazeverbandes begnügte. Die Gaze wird meist in der Form von ein bis zwei handbreiten Streifen angelegt und erst, wenn auf diese Weise eine oft acht- und zwölffache Gazeschicht als Unterpolsterung die Wunden von allen Seiten eingehüllt hat, kommt darüber der sogenannte grosse Verband, eine achtfache Gazeschicht mit einem wasserdichten Stoff zwischen der siebenten und achten. Statt des Macintosh wird gewöhnlich das, seit Jahren auf der Klinik eingeführte, Firnisspapier, gewöhnliches Seidenpapier, das mit Leinölfirniss, dem

etwas Siccativ zugesetzt ist, auf einer Seite bestrichen wird. Neben dem Carbolgazeverband wurde besonders bei Wunden im Gesichte, am Halse, Rücken, bei Fingerverletzungen und bei vielen kleinen Operationen Salicylwatte und Salicyljute zur Anwendung gebracht bei gleichzeitigem Gebrauche des Carbolsprays. Es gewährte dieselbe Sicherheit in der Antiseptik; nur mussten die Salicylverbände in kürzerer Zeit erneuert werden.

Die Gesammtzahl der Kranken betrug 536, 372 Männer und 164 Frauen, davon starben 42.

Verletzungen	des Kopfes	16	4	Todesfälle
„	des Gesichts, Nasen- und Mundhöhle	4	—	„
„	des Halses und Nackens	1	1	„
„	der Wirbelsäule	1	1	„
„	der Brust und des Rückens	11	—	„
„	männlicher Geschlechtsorgane . . .	2	1	„
„	des Beckens und der Beutelgegend .	1	1	„
„	oberer Extremität	44	1	„
„	unterer Extremität	55	1	„
		Verletzungen 135	10	Todesfälle

Unter den 209 Entzündungen 18 Todesfälle, unter den 122 Neubildungen 8 Todesfälle, an verschiedenen Krankheiten 70, darunter 8 Todesfälle.

Amputationen und Exarticulationen wurden wegen Verletzungen 6, wegen Caries und Gelenkentzündungen 15, wegen Geschwülsten 9, wegen Gangrän 1, wegen Geschwür 2 gemacht. Davon starben respective 0, 2, 1, 1, 1. Also auf der Gesammtsumme von 32 5 Todesfälle.

Resectionen wegen chronischer Gelenkentzündung 16, wegen Knochenabscess 1. Von ersteren starben 6. Auf 17 Operationen kommen also 5 Todesfälle.

Populäre Medicin.

Man kann darüber streiten, ob es zweckmässig und statthaft sei, den Laien es zu erlauben, uneingeschränkt und straflos die Medicin ausüben zu dürfen.

Die Geschichte lehrt, dass, so lange Staaten sich in den primitiven Anfängen der Cultur befanden, diese Verhältnisse Statt hatten, sobald aber ein Staat anfing, sich zu einem Rechtsstaate auszubilden, derselbe denen, welche die Medicin ausüben wollten, gewisse Pflichten auferlegte und zugleich ihnen gewisse Rechte ertheilte.

Wenn die Ansicht die richtige ist, dass Gesetze nicht a priori gemacht werden, wie wir es leider seit 1867 in Deutschland sehen, sondern nur codificirt werden sollen, nachdem sie sich von selbst entwickelt haben, und gewissermassen ein Product des inneren Volkslebens sind, dann dürfte es nicht schwer sein, dies Dilemma zu lösen.

Schon im 18. Jahrhundert, wo sehr strenge Gesetze gegen die Pfuscherei existirten, hat man den Predigern und anderen,

welche, ohne Geld dafür zu empfangen, practicirten, dieses ruhig gestattet, ohne sie zu bestrafen.

Das Richtige dürfte daher sein, die ärztliche Praxis Allen freizugeben, jedoch nur Denen zu erlauben Geld zu nehmen, welche den gesetzlichen Vorschriften genügen, dagegen Solchen, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, die Annahme von Geld oder dem gleich stehenden Geschenken bei schwerer Geldstrafe zu verbieten.

Durch ein solches Gesetz wäre den Ansprüchen der Humanität, der Gerechtigkeit und der Cultur Genüge geleistet.

Leider hat man in Deutschland die Sache über's Knie gebrochen und wenn der verstorbene Geh. Obermedicinalrath v. Horn, Director der Charité, als er mich in Bremen besuchte, mir die Versicherung gab, mein Buch *„die Emancipation der Medicin“* sei die Veranlassung zu dem neuen Medicinaledicte gewesen, so lag mir selbst nichts ferner, als die Freiheit der Praxis sans façon zu befürworten, sondern nur mit den oben gemachten Einschränkungen. Ein solcher Zustand hatte sich auch in Deutschland praktisch ausgebildet. Denn die Schiffsoffiziere wurden niemals von Seiten des Staates daran gehindert, die Behandlung des Schiffsvolks zu übernehmen. Nur thaten sie dies stets unentgeltlich.

Da nun einmal aber die Praxis ohne Einschränkungen freigegeben war, empfahl es sich auf jeden Fall, den Laien einen Schritt entgegen zu kommen. In diesem Sinne muss man es auffassen, wenn auch Esmarch sich der populären Medicin zuwandte und, mehr denn einer vor ihm, sich um sie verdient machte und dadurch wesentlich beitrug, ihre Ausschreitungen und Excesse zu verhüten.

So veröffentlichte er denn bereits im Jahre 1869 seinen *„ersten Verband auf dem Schlachtfelde“*, der es jedem Soldaten, bei nicht gar zu schweren Verletzungen und bei ungetrübtem Bewusstsein, ermöglichte, sich den Verband selbst anzulegen.

Im Jahre 1875 erschien seine Schrift *„Die erste Hülfe bei Verletzungen“*, in der er in höchst klarer und anschaulicher Weise Alles vorträgt, was dem Laien in dieser Beziehung wissenswerth erscheint. Den Gypsverband, zu dessen guter Anlegung eine tüchtige Schulung gehört, hätte er besser weggelassen.

Im Jahre 1882 erschien Esmarch's: *„Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen“*. Ein Leitfaden für Samariterschulen in fünf

Vorträgen. Vierte unveränderte Auflage. Leipzig. F. C. W. Vogel. 1884 veröffentlichte Esmarch: *„Zur Belehrung über das Sitzen der Schulkinder“*. Für Lehrer und Eltern schief und kurzsichtig werdender Kinder. Kiel. Lipsius & Fischer, und *„Ueber Samariterschulen“*. Ein Vortrag gehalten im Kaufmännischen Verein zu Hamburg am 30. Januar 1884. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Wenn man von diesem Standpunkte aus die von Esmarch gegründeten Samariterschulen betrachtet, so wird man nicht in das harte Urtheil einstimmen, welches die Berliner Aerzte gegen dieselben erhoben haben.

Gerade die Berliner Aerzte waren es, welche veranlassten, dass das neue Medicinaledict, welches die Medicin zum Handwerke und Gewerbe degradirte, ohne Einschränkungen erlassen und die rein beschränkenden Paragraphen, welche ich vorgeschlagen, nicht berücksichtigt wurden.

Wenn sie nachher einsahen, dass sie selbst am meisten geschädigt waren und, wie männiglich bekannt, sogar reiche Patienten ins Heerlager der sogenannten „Naturärzte“ und Homöopathen übergingen und die Homöopathie, die vor dem Edicte dem Aussterben nahe zu sein schien, zu einer kaum geahnten Blüthe sich erhob, so dürfte dies kein Grund sein, eine solche Sprache, wie sie thaten, gegen Esmarch zu führen.

Ihr Verhalten entzieht sich daher jeder Beurtheilung. Nur die traurigen socialen Zustände der dortigen Aerzte können es entschuldigen, dass von einer ganzen Körperschaft Esmarch in einer so brüsken Weise entgegengetreten wurde.

Anders zeigten sich die Amerikaner, welche im Besitz der ganzen und nicht, wie die unglücklichen Deutschen, einer viertel Freiheit sind.

In demselben Jahre, als Esmarch die Samariterschulen gründete, hatte er in höchst scharfer, aber durchaus gerechter Weise die Behandlung Garfield's von Seiten der amerikanischen Aerzte getadelt. Trotzdem sie sich hätten beleidigt fühlen können und einige sich auch beleidigt fühlten, trug man der Gründung der Samaritervereine die wärmsten Sympathien entgegen.

Alle zweitausend Beamte der pensylvanischen Eisenbahnen machten sich mit den Esmarch'schen Vorschlägen bekannt; ja,

es erging sogar an ihn eine Einladung, selbst nach Amerika zu kommen, um dort einen Cursus zu halten.

In Deutschland dagegen stiess er mit seinen Reformen auf vielfachen Widerstand.

Das Vorgehen der Reichshauptstadt, welche diesmal den Ton angab, hatte gewirkt.

Man hatte genug an den Naturärzten und den Homöopathen und wollte nicht dazu behülflich sein, als dritten Concurrenten die Samariter selbst ins Leben zu rufen.

Hiermit schliessen wir die Biographie Esmarch's, des ersten der jetzt wirkenden Chirurgen, des letzten der noch lebenden chirurgischen Classiker ab und glauben ein hinreichend klares Bild seines bisherigen Lebens sowie seiner eminenten Bedeutung als praktischer Chirurg, chirurgischer Lehrer und Schriftsteller geliefert zu haben.

XI.

Sexuelle Verirrungen als Folgen religiös-socialer Experimente.

Von

Professor Dr. **Ludwig Kleinwächter.**

(Fortsetzung und Schluss.)

Das sexuelle Leben der Secte ist ein ziemlich complicirtes. Der geschlechtliche Umgang ist ein freier, kein Mitglied der Gemeinde darf jedoch zu demselben gezwungen werden. Streng verpönt ist es, den geschlechtlichen Umgang auf dem Wege der privaten Unterredung oder gar einer Liebeserklärung einzuleiten. Hierzu sind Mittelspersonen bestellt, an die sich der oder die Betreffende im concreten Falle zu wenden hat. Der sexuelle Umgang wird streng in zwei Arten geschieden, in die blosse Befriedigung der sinnlichen Lust und in die Cohabitation zum Zwecke der Fortpflanzung. Diesen beiden Arten des sexuellen Umganges widmete Noyes zwei eingehende Publicationen („Male Continence" Die männliche Enthaltsamkeit By John Humphrey Noyes. Oneida, und „Essay on Scientific Propagation", Studien über die auf wissenschaftlichen Grundsätzen fussende Fortpflanzung. By John Humphrey Noyes. Oneida, N. Y.). Die ersterwähnte Art des sexuellen Umganges besteht in der Immissio penis sine ejaculatione seminis, die zweite ist der naturgemässe Coitus. In einer „Gynecological Study of the Oneida Community" betitelten Arbeit aus der Feder Ely van de Warker's in New-York (veröffentlicht in „The American Journal of Obstetrics and Diseases of Women and Children", Jahrgang 1884, pag. 785) erwähnt Verfasser, dass ihm bezüglich des sexuellen Umganges, speciell der oben erwähnten ersten Art derselben, von einer Dame, die früher Mitglied der Secte

war, später aber aus derselben austrat, Folgendes mitgetheilt wurde. Die Gemeinde, oder besser gesagt Noyes, ist der Ansicht, dass die Mädchen, wenn sie in das geschlechtliche Alter treten, sexuelle Erregungen fühlen, die, wenn sie nicht befriedigt werden, leicht zu Abwegen führen. Aus dem Grunde ist es zweckmässiger, denselben die Befriedigung der sinnlichen Lust zu gestatten. Nach den Mittheilungen dieser Gewährsmännin scheint aber Noyes nicht zu warten, bis die Mädchen das entsprechende Alter erreichen, sondern lässt dieselben noch als Kinder im Alter von 10 oder selbst von nur 9 Jahren in das sexuelle Leben einführen. Das Gleiche findet mit den Knaben statt im Alter von 14—15 Jahren. Um aber die Jugend zur „männlichen Enthaltsamkeit“ zu erziehen, werden Knaben mit alten Weibern, die bereits die Climax hinter sich haben, gepaart, und junge Mädchen mit alten, 50jährigen und noch älteren Männern. An Aufmunterungen zum sexuellen Umgange wird nicht gespart und speciell den jungen Mädchen wird die Lehre eingeimpft, dass, je weniger sie sich sträuben, sich den Männern hinzugeben, sie ein desto Gott gefälligeres Werk verrichten, weil sie ihre Selbstsucht vollständig unterdrücken. Der geschlechtliche Umgang wird heimlich geübt, jedoch frei eingestanden.

Anders verhält es sich mit dem geschlechtlichen Umgange behufs der Fortpflanzung. Letzterer wird nach Noyes' Grundsätzen und Ideen wissenschaftlich geübt. Seine sogenannte „Stirpicultur“ ist nichts Anderes als die Zucht, wie sie der Landwirth an seinem Hornvieh, seinen Pferden, Schafen u. dgl. m. cultivirt. Sie steht unter der Pflege und Aufsicht eines Comités von 24 Männern und 20 Weibern. Nach den geistigen und körperlichen Eigenschaften werden die betreffenden jungen Männer und Weiber mit einander gepaart, um ein nach allen Richtungen hin vollkommenes Menschenproduct zu erhalten. Ob und wann gezüchtet wird, hängt von den verschiedensten Verhältnissen ab. Vor allem spielen hier die finanziellen Verhältnisse eine massgebende Rolle. Als die ökonomischen Verhältnisse der Secte im Beginne der Siebenziger Jahre ungünstig waren, wurde die Zucht eine Zeit hindurch ausgesetzt. Das Gleiche geschieht, wenn nicht das entsprechende Zuchtmaterial vorhanden ist.

Da sich der menschliche Geist nicht unterdrücken lässt und

derselbe, auch wenn er von frühester Jugend an absichtlich auf Irrwege geleitet wird, immer noch zeitweise edlerer Regungen fähig ist, die selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen durchbrechen, so geschieht es auch unter den Mitgliedern der Perfectionisten, dass zuweilen die wahre Liebe durchbricht und solche Individuen, gegenseitig aneinander hängend, sich gegen die religiös-sexuellen Satzungen sträuben. Zur Bestrafung solcher Widersetzlicher ist der sogenannte „Criticismus“ eingeführt. Am Sonntag Nachmittag wird das Individuum, welches sich nach der ebenerwähnten Richtung hin den Gemeindegesetzen nicht fügen will oder bei dem Zeichen der Selbstsucht anderer Art, wie Stolz, Habsucht, Eigennutz u. dgl. m. beobachtet werden, der Kritik unterzögen. In einem Gemache versammeln sich 15 Mitglieder der Gemeinde, Männer und Weiber Ausser ihnen ist, nebst der betreffenden zu kritisirenden Person, Noyes anwesend. Nachdem sich der Angeklagte niedergesetzt, wird er von Noyes aufgefordert, mitzutheilen, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen habe. Hierauf werden ihm alle seine begangenen Fehler ungeschminkt vorgehalten. Zum Schlusse fügt noch Noyes seine Ermahnungen und Lehren bei. Merkwürdiger Weise wird dieser „Criticismus“ nicht blos begangener Fehler wegen geübt, sondern auch als Heilmittel bei Krankheiten benutzt und soll er hier infolge der grossen Aufregung, in welche das Individuum geräth, sehr wohlthätig einwirken. Kann die aufkeimende oder bestehende gegenseitige Liebe durch den „Criticismus“ nicht unterdrückt werden, so separirt man die zwei Personen. Die eine wird nach der Filiale der Gemeinde, nach Wallingford, geschickt und jede gegenseitige Correspondenz streng verhindert. Gleichzeitig wird das betreffende weibliche Individuum zur Zucht mit einem anderen Manne benutzt. Anlass zur Unterwerfung unter den „Criticismus“ giebt aber nicht allein die Liebe zu einem bestimmten Individuum anderen Geschlechtes, sondern auch die Liebe zum eigenen Kinde, denn nach den religiösen Grundsätzen der Perfectionisten ist auch die Kindesliebe nichts Anderes als der Ausfluss der sündlichen Selbstsucht.

Die Kinder bleiben bei der Mutter so lange sie gestillt werden, nach dieser Zeit werden sie jenem Comité zugewiesen, welches die Pflege und Erziehung der Kinder zu seinem Ressort hat.

Eine sehr anziehende Schilderung des Lebens und Treibens

in der Perfectionisten-Gemeinde liefert Charles Nordhoff in seinem Werke „The Communistic Societies of the United States etc.“ (New-York 1875, pag. 259). Er schildert die Mitglieder dieser communistisch-religiösen Secte als sehr fleissige, anscheinend wohlerzogene, gebildetere Leute, die in geregelten, materiellen Verhältnissen leben, mit Arbeiten nicht überbürdet sind und in ihren freien Stunden hinlängliche Zerstreuungen in unschuldigen Unterhaltungen, wie in Musik, theatralischen Aufführungen, Gesellschaftsspielen, Lectüre u. dgl. m. finden. Der gesellschaftliche Ton zwischen den Gemeindemitgliedern ist ein anständiger, gesitteter. Sie nennen sich gegenseitig Mr. und Miss, ausser wenn das Weib früher verheirathet war. Die Männer kleiden sich einfach, jeder, wie er will. Die Weiber tragen eine Schnürbrust, lose Beinkleider und einen kurzen bis zu den Knien reichenden Rock. Die Haare sind kurz geschnitten. Diese Kleidung ist zwar nicht schön, sieht aber anständig aus. Die jedem einzelnen angewiesene Beschäftigung ist nicht zu schwer. Sie wohnen in einem Hause. Die Schlafstellen der Männer sind von jenen der Weiber getrennt, je ein Zimmer enthält zwei Schlafstellen. Die Mahlzeiten sind gemeinschaftlich, die Kost ist gut. Streng verpönt sind geistige Getränke sowie das Tabakrauchen. Jeden Sonntag wird ein Meeting gehalten, in dem die für die kommende Woche vorzunehmenden Geschäfte bestimmt und an die Einzelnen vertheilt werden. Jedes Frühjahr findet eine Jahresversammlung statt, in dem der jährliche Rechenschaftsbericht abgelegt wird. Am Jahresschlusse erfolgt die Inventarsaufnahme. Um diese Zeit giebt jedes der Mitglieder an, wie viel Kleider es für das nächste Jahr bedarf.

Es besteht eine Schule für die Kinder, in der namentlich der Cultus der Bibel gepflegt wird, doch wird die Erziehung in den anderen Lehrfächern nicht vernachlässigt. Der Unterricht erstreckt sich bis auf die classischen Sprachen. Zur weiteren Fachausbildung werden die jungen Leute nach New-York gesendet, wo sie den Beruf des Technikers, Arztes u. dgl. m. ergreifen. Dabei achte die Gemeinde darauf, dass jeder dieser jungen Leute sich in zwei Berufszweigen ausbilde.

Nordhoff erwähnt, die Weiber ständen intelectuell tiefer als die Männer und mache die ganze Gemeinde den Eindruck auf ihn, dass die Leute gut genährt seien und keine Sorge hätten, in Folge

dessen aber ihre individuelle Eigenthümlichkeit verlieren und etwas theilnahmslos werden. Bezüglich der Kinder meint er, sie seien wohlgenährt und gesund, doch fehle ihnen die eigentliche kindliche Heiterkeit und sähen sie gedrückt aus, was er darauf zurückführen will, dass ihnen die Eltern fehlen.

Nach dem Mitgetheilten ist zu entnehmen, dass Noyes zwei Probleme lösen wollte, das sociale und das sexuelle. Das letztere in der Weise, dass er die Lehre der Thierzucht auf den Menschen übertrug, um ein möglichst gutes Menschenmaterial zu gewinnen. Zur Erreichung seiner Zwecke sollte die Religion dienen, sie hatte die Individualität jedes Einzelnen herabzudrücken, wo möglich zu vernichten und die Gemeinde geradezu in eine Menschenherde umzuwandeln. Durch 40 Jahre hindurch arbeitete Noyes an der Lösung seiner Aufgabe, um endlich mit derselben schliesslich dennoch Schiffbruch zu leiden.

Der sittliche Kern in der Brust des Einzelnen dieser Menschenherde sträubte sich schliesslich doch gegen diese Erniedrigung, die ihm aufgedrungen wurde und die Secte löste sich einfach dadurch auf, dass die Mitglieder, nachdem früher Auflehnungen und Widersetzlichkeiten gegen die sexuellen Gesetze vorausgegangen, die Communität verliessen.

Der Plan der Menschenzucht misslang zur Gänze. Wie leicht begreiflich, war es unmöglich, die beiden erwähnten Arten des sexuellen Umganges zu controliren. Gar häufig wurden die Weiber trotz der „sogenannten männlichen Enthaltsamkeit“ schwanger und da diese Art des sexuellen Umganges frei war, wusste man nicht einmal, wer der Vater des Kindes sei. Die Producte der anderen Art des sexuellen Umganges, der sogenannten „Stirpicultur“ blieben entweder trotz aller Erwartung aus oder entsprachen sie in den meisten Fällen nicht den Anforderungen, auf die mit aller Sicherheit gerechnet wurde.

Schon im Jahre 1867 begannen sich die ersten Widersetzlichkeiten gegen die Gesetze des sexuellen Verkehres zu regen. Sie gingen von eben Jenen aus, denen zu Liebe sie Noyes erlassen hatte, nämlich von den jungen Mädchen. Damals aber gelang es noch die Widersetzlichkeit mittels der religiösen Fratze des Perfectionismus, die den sich Sträubenden als Drohung vorgehalten wurde, zu unterdrücken. 10 Jahre später war der Widerstand schon

so gewachsen, dass Noyes bereits mit demselben rechnen musste. Die Mädchen klagten, dass ihre Gesundheit durch den zu häufigen geschlechtlichen Umgang leide und weigerten sich ganz entschieden, sich jedem, der es verlange, hinzugeben. Auf dies hin wandte sich Noyes an den bekannten Gynäkologen Van de Warker in New-York mit dem Ersuchen, er möge nach Oneida kommen, um den Gesundheitszustand der weiblichen Mitglieder der Gemeinde zu prüfen.

Ely van de Warker traf im Frühlinge 1877 in Oneida ein und nahm daselbst eine gynäkologische Untersuchung an 42 Weibern der Communität vor. Er erwähnt, dass, nachdem er über ein Viertel der weiblichen Mitglieder untersucht hatte, die Untersuchung plötzlich, ohne dass ihm die Gründe davon bekannt wurden, abgebrochen werden musste. Die Weiber gehörten den verschiedensten Altersclassen an, das jüngste zählte 15, das älteste 80 Jahre. 15—19 Jahre alt waren 6, 20—24 Jahre 7, 25—29 Jahre 4, 30—34 Jahre 6, 35—39 Jahre 5, 40—44 Jahre 3, 45—49 Jahre 1, 50—54 Jahre 1, 55—59 Jahre 3, 60—64 Jahre 2, 70—74 Jahre 2, 75—79 Jahre 1 und 80—84 Jahre alt war 1. Die Hälfte der Weiber gehörte ursprünglich der Landbevölkerung an. Auffallend war ihm, dass von jenen Weibern, die in der Communität aufgewachsen waren, 57% um zwei Jahre früher zum ersten Male menstruirt hatten, als die Menstruation sonst zum ersten Male einzutreten pflegt. 12 hatten zum ersten Male mit 13, 11 zum ersten Male mit 12 Jahren, 1 sogar zum ersten Male mit 10 Jahren menstruirt. In 16 Fällen war der erste Coïtus im Alter von 10—14 Jahren ausgeübt worden. Das Gewicht der Weiber war im Mittel ein normales. Der Umfang des Thorax sowie seine Expansionsfähigkeit war normal, ja selbst über die Norm gross. Warker will daraus entnehmen, dass ein frühzeitiger geschlechtlicher Umgang, ohne stattfindende Geburten, die körperliche Entwickelung nicht behindert. Die klimakterischen Jahre werden auffallend gut überstanden und treten dieselben um einige Jahre später ein als sonst. Die Menstruation dauert bis zum 48. bis 49. Jahre, während sie (nach Tilt) sonst in den Vereinigten Staaten im Mittel nach 45,7 Jahren cessirt. Er schreibt dies dem Umstande zu, dass die älteren Weiber den Coïtus noch in einem Alter ausüben, in dem dies sonst nicht mehr der Fall ist. Die Weiber üben nämlich den

Coïtus bis zum 45. bis 52. (im Mittel bis zum 48. Jahre) aus und werden diese alten Weiber, wie bereits oben erwähnt wurde, zur sexuellen Abrichtung der Knaben benutzt. Ausserdem werden sie jenen jungen Männern zugewiesen, welche die s. g. männliche Enthaltsamkeit nicht zu erlernen vermögen. Interessant ist es, dass gerade diese alten Weiber die eifrigsten Anhängerinnen der Noyes'schen Lehren sind und den jungen in ihren Bestrebungen gegen die allgemeine sexuelle Mischung die allerheftigste Opposition machten. Weiterhin fand Warker, dass die Fertilität der Weiber vermindert ist und im Mittel mehr Kinder aus früheren (ausserhalb der Communität geschlossenen) Ehen eingeführt, als in der Communität geboren werden. Der Abortus ist relativ häufig, doch wird er nicht künstlich eingeleitet. Hysterie sah Warker nicht, dagegen sehr häufig, in 55,81% der Fälle, von den Sexualorganen ausgehende Neuralgien, wie Sacralalgien, Uterinalalgien, Ovarialalgien u. dgl. m. Die Menstruation tritt durchschnittlich in ihren normalen Intervallen auf und verläuft regelmässig. Die Temperatur der Vagina fand er um 1° F. (= 0,81° C.) erhöht. Auffallend waren ihm die vielen Leukorrhöen. Der Uterus und die Blase verhielten sich nur in 15% der Fälle ganz normal. In 50% der Fälle waren Neigungen des Uterus da, in 33% Abnormitäten der Cervix. Die Vaginalportion erschien nämlich succulenter, weicher, hyperämischer. Diese Abnormitäten ebenso wie die erwähnten Neuralgien des Sexualsystems leitet Warker ganz richtig auf eine chronische Hyperämie der Beckenorgane zurück, die erzeugt und unterhalten wird durch den widernatürlichen so häufig ausgeübten Coïtus incompletus. Die Uteruslänge fand Warker im Durchschnitt normal. Zum Schlusse spricht sich Warker dahin aus, dass sich die Weiber der Perfectionistensecte in ähnlicher, wenn auch nicht gleicher Weise (da die Syphilis hier nicht in Betracht kommt, wohl aber dafür der Coïtus incompletus) verhalten, wie die Weiber der Halbwelt; beide Gruppen leben in polyandrischer Ehe und bringt dies nothwendiger Weise Reizerscheinungen des Genitalsystemes mit den sich daraus ergebenden Folgeprocessen hervor. Wenn die üblen Folgen eines derartigen gegen alle Sitte und Moral sowie gegen die Gesundheit verstossenden sexuellen Lebens bei den Weibern der Perfectionistensecte sich nicht in noch auffälligerer Weise geltend machen, so ist dies nach

Warker nur dem Umstande zuzuschreiben, dass die Kost in der Gemeinde eine ausgezeichnete ist, die Individuen von keinen materiellen und anderweitigen Sorgen gedrückt sind, in guten Verhältnissen leben, keine schweren, anstrengenden Arbeiten verrichten und sofort die entsprechende Behandlung in Erkrankungsfällen finden.

Ob die Perfectionistengemeinde sich zur Gänze aufgelöst oder ein Splitter derselben sich unter Noyes' Dictatur erhalten hat, ist mir unbekannt.

Mag auch das Leben der Perfectionisten, sowohl in socialer als in sexueller Beziehung, von wissenschaftlicher Seite aus betrachtet, ein nicht geringes Interesse erwecken, von ethischer Seite aus kann es nur einen widrigen Eindruck machen; das Christenthum zu einer Fratze verzerrt, der Mensch zum willenlosen Individuum herabgewürdigt, das geheiligte Institut der Ehe vernichtet und statt desselben die künstliche Steigerung des sexuellen Triebes mit nur seltener Befriedigung desselben, die Lösung aller natürlichen Bande zwischen Eltern und Kindern, die Erniedrigung des Mannes und Weibes zum blossen Zuchtmateriale. Unter allen Ausgeburten religiöser Secten des Christenthums nimmt der Perfectionismus entschieden die sittlich tiefste Stufe ein. Selbst das Mormonenthum überragt ihn, denn dieses behält zu mindest die natürlichen zarten Bande zwischen Eltern und Kindern bei. Eine Genugthuung nur hat das moralische Princip und zwar die, dass sich ein derartiges religiös-sociales Experiment binnen kurzer Zeit den Boden unter den eigenen Füssen untergräbt und in sich selbst zusammenstürzt.

XII.

Ueber die Stellung des ärztlichen Standes im Alterthum.

Kulturhistorische Skizze

von

Dr. **Moriz Wertner** in Wartberg[1]) (Ungarn).

Obzwar Geschichte der Medicin und Geschichte der Aerzte zwei grundverschiedene Begriffe sind, lassen sich dennoch die ersten Anklänge ihres Uranfanges auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückführen. Conform dem bei allen Völkern gleichmässig anzutreffenden Glauben an den göttlichen Ursprung der Heilkunde, finden wir auch die ersten Andeutungen eines heilenden Standes enge verknüpft mit jenen Personen, die wir als Vertreter, Hüter und gewissermassen Bevollmächtigte der Religion, mit einem Worte als Priester zu kennen gewohnt sind.

Die einfache Zurkenntnissnahme dieses Umstandes ist allerdings schon genügend, um uns einen Begriff über die Stellung des ärztlichen Standes im Alterthum zu machen; da aber die Priester bei manchen Völkern des Alterthums verschiedene Stellungen einnahmen und in mannigfachen Sphären gewirkt haben, und da es ferner hier und da auch zur Entwicklung eines selbstständigen ärztlichen Standes gekommen ist, kann es nicht ohne Interesse sein, Etwas über die seitens des ärztlichen Standes bei manchen Völkern des Alterthums eingenommene sociale Stellung zu erfahren,

1) Vorliegende Abhandlung wurde in der am 2. April 1884 abgehaltenen Sitzung der Budapester philologischen Gesellschaft in ungarischer Sprache vorgelesen und ist vom Autor speciell für das „Archiv für Geschichte der Medicin" bearbeitet worden. Der Verfasser behält sich alle Rechte vor.

so weit uns die in dieser Beziehung allerdings nur spärlich fliessenden geschichtlichen Quellen es erlauben.

In Egypten, in jenem Lande, wo uns die ersten historisch bekannten Menschen entgegentreten, die den beschränkten Kreis des Urzustandes überspringend, sich zur Höhe geistig befähigter und geistig wirkender Wesen erhoben, stossen wir auch auf die ersten Nachrichten eines ärztlichen Standes.

Schon aus der Zeit der fast in das 5. Jahrtausend v. Christus zu setzenden ersten Dynastie trifft uns die überraschende Kunde, dass Teta (bei Manetho: Athotis), der zweite Herrscher dieser Dynastie, ein chirurgisches Werk geschrieben haben soll.

Ebenso hören wir, dass Tseshortsa (Manetho: Thosorthros), der zweite Herrscher der dritten Dynastie, sich neben der Schriftkunde und der Steinmetzkunst besonders mit der Heilwissenschaft beschäftigt habe (4450 v. Chr.).

Das uns hier an zwei Herrschern gegebene Beispiel weist mit Bestimmtheit darauf hin, dass die Kenntniss der Heilkunde und die Ausübung des ärztlichen Berufes schon in Egyptens Urzeiten daselbst eine so hervorragende Rolle gespielt hatten, dass selbst die Vertreter der hervorragendsten Gesellschaftsklasse es nicht unter ihrer Würde gehalten, dem heilenden Stande anzugehören. Allerdings lässt sich aus dieser so frühen Periode nicht der bestimmte Nachweis liefern, ob wir es hier ausschliesslich nur mit Aerzten zu thun haben oder mit Männern, die im Besitze von noch anderen Wissenschaften die Heilkunde nur so nebensächlich betrieben. Das Beispiel des Königs Tseshortsa spricht mehr für letztere Annahme, jedoch erlauben uns die aus späteren Zeiten Egyptens stammenden Nachrichten doch die Annahme, dass Egypten bereits in den allerältesten Perioden seines Bestandes einen ärztlichen Stand besessen habe.

Wir wissen z. B. aus einer in Theben gefundenen und nach Paris gebrachten Stele, dass zur Zeit des der 20. Dynastie angehörenden Königs Ramses XII. (um 1150) ein mesopotamischer Fürst einen Gesandten an den König von Egypten abgeschickt mit der Bitte, dass Letzterer einen egyptischen Arzt nach Mesopotamien sende, der des Fürsten Tochter, die an einer unbekannten Krankheit leide, heile. Als es aber dem mit der Gesandtschaft ab-

gegangenen egyptischen Arzte nicht gelang, die Prinzessin von ihrem Uebel zu befreien, erschien 11 Jahre später abermals ein Gesandter am Hofe Egyptens, um zur Heilung der Prinzessin eine der egyptischen Gottheiten zu erbitten.

Die aus ausländischen, namentlich griechischen Quellen fliessenden Berichte über den ärztlichen Stand in Altegypten stimmen in ihrem Wesen mit den einheimischen Angaben zumeist überein.

Nach griechischer Tradition stossen wir auf keine geringere erste Vertreterin des heilenden Standes als auf die Göttin Isis. Isis ist ausgerüstet mit der Kunst des Heilens, die von ihr ihr Sohn Horos erlernt. Während Isis den Kranken im Traume erscheint und sie durch Traumbilder heilt, wendet Horos schon wirkliche Arzneikörper an.

Neben diesen Zweien figurirt noch eine Thaut (Thot) genannte ärztliche Gottheit. In Thaut's Büchern finden sich medicinische Grundsätze, auf deren Grundlagen den Priestern, den Vertretern des ärztlichen Standes, die Attribute der Wunderthäter verliehen wurden.

Die directe Ableitung sanitärer Rathschläge von göttlicher Quelle und der Nimbus, von dem die Aerzte als gottbegnadete Wesen umstrahlt waren, mussten im Vereine mit dem bei den Egyptern auch in anderen Beziehungen in den Vordergrund getretenen Beständigkeitsprincipe — wie sie dies in ihren der Ewigkeit trotzenden Bauwerken, in ihrer Lehre von der Seelenwanderung und in ihrem Bestreben zeigten, den menschlichen Leib durch Einbalsamiren vor Fäulniss zu schützen — jene weittragende, sociale Bedeutung nach sich gezogen haben, auf deren Grundlage der Egypter die Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit als höchste Pflicht ansah und zur Ueberzeugung dessen gelangte, dass in der besonderen Pflege seines Leibes der zur Erfüllung seiner höchsten Pflicht führende erste Schritt zu suchen sei.

Der seitens der Gesammtheit der Bevölkerung anerkannte Werth der Gesundheit und der Leibespflege musste aber auch von besonderer Wirkung hinsichtlich der Priesterärzte gewesen sein. Den im Staate eine Führerrolle gespielt habenden Priestern musste es daran gelegen sein, den ärztlichen Stand im Interesse ihrer herrschsüchtigen Ziele auszubeuten. Daher kam es, dass der ärztliche Stand, ein natürlicher Beförderer des mächtigen nationalen Lebens-

grundsatzes, sich zur vorwiegenden Stütze der die politische Macht, die theokratische Herrschaft anstrebenden Priesterkaste und somit des bestehenden Staatslebens emporgeschwungen. Ebers schildert in seinem altegyptischen Romane „Uarda“ folgendermassen den damaligen ärztlichen Stand: „Wenn Jemand einen Arzt brauchte, pflegte er nicht in des Letzteren Wohnung, sondern in einen Tempel zu schicken. Hier musste man angeben, woran der Kranke leide, worauf es dem Chef der Tempelärzte freigestellt war, denjenigen Arzt zu bezeichnen, den er zur Heilung des vorliegenden Falles am besten geeignet hielt. Sowie die übrigen Priester lebten auch die Aerzte von dem Einkommen, welches sie ausserhalb ihres Grundbesitzes aus den Geschenken der Könige, den Steuern der Laien und aus dem Staatssäckel zogen. Von den durch sie behandelten Kranken durften sie keine Bezahlung verlangen; — aber die Genesenen unterliessen es niemals, jenem Tempel, der ihnen einen Arzt zugeschickt, irgend ein Geschenk zukommen zu lassen und es war kein seltener Fall, dass die Priesterärzte die Heilung des Kranken an gewisse, ihren Heiligthümern darzubringende Geschenke knüpften.“

Der Umstand, dass die Auswahl der Clientel der priesterlichen Hierarchie überlassen wurde und dass die Aerzte ihr Auskommen von der „todten Hand“ — Kirchenvermögen — hatten, musste zur angenehmen Folge haben, dass die altegyptischen Aerzte ihren Patienten gegenüber materiell vollständig unabhängig waren, welcher Umstand schon in damaliger Zeit sicherlich viel zur Hebung des Nimbus des ärztlichen Standes beigetragen; — es gesellte sich aber hierzu noch ein zweiter Factor, der die Suprematie des ärztlichen Standes gegen alle seitens des Publikums ihm gegenüber aufgetauchten Angriffe und Verringerungen vertheidigte. Dieser Factor war einerseits in dem schon damals hoch in die Halme geschossenen Specialismus gelegen, andererseits in dem durch starre Religionsgesetze sanctionirten ärztlichen Conservatismus, d. h. in der durch kirchliche Suprematie vorgeschriebenen Art und Weise des ärztlichen Wirkens.

Herodot sagt: „Die Heilkunde ist bei ihnen derart vertheilt, dass jeder Arzt blos eine einzelne Krankheit, nicht aber alle heilt; Alles ist bei ihnen voll mit Aerzten; der Eine heilt die Augen, Andere den Kopf, Andere die Zähne, den Unterleib oder die

unsichtbaren (= inneren) Krankheiten". Diodor berichtet: „Die Heilung bewirken sie nach vorgeschriebenem Gesetze, welches viele berühmte Aerzte verfasst haben. Wenn sie die in den heiligen Büchern vorgeschriebenen Regeln befolgen und sie trotzdem den Kranken nicht zu heilen vermögen, werden sie von jeder diesbezüglich gegen sie erhobenen Anklage freigesprochen; wenn sie aber etwas Regelwidriges begehen, werden sie angeklagt, weil der Gesetzgeber von der Meinung ausging, dass die Weisheit von nur sehr wenig Männern weiter gehen könne als die durch lange Zeit und durch die geschicktesten Aerzte approbirte Behandlungsweise."

Wir wollen es dem guten Diodor nachsehen, wenn er der Meinung ist, dass die durch bestimmte Vorschriften eingeschränkte ärztliche Behandlungsweise der Ansicht des Gesetzgebers zuzuschreiben war; wir sind anderer Meinung.

Der Specialismus diente zur möglichst vollkommensten Ausbildung der Aerzte in der Kenntniss einzelner Krankheiten; dass man aber die Art der Behandlung an heilige Dogmen band, hatte keinen anderen Zweck, als die Schwächen und Gebrechen der Heilkunde zu bemänteln; denn starb der Kranke, konnte das Odium nicht auf den Arzt übertragen werden, da er doch nur die in den heiligen Büchern vorgeschriebene Behandlung eingeleitet und die er um keinen Preis umgehen durfte; genas der Kranke, konnte man hinwieder dem Arzte nicht die höchste Anerkennung dessen entziehen, dass er die göttlichen Vorschriften gründlich und praktisch aufgefasst und durchgeführt habe. Es ist allerdings wahr, dass diese Art des ärztlichen Wirkens nicht geeignet war, den egyptischen Arzt den Regungen seines forschenden Geistes zugänglich zu machen oder dass er gar die Lust bekommen hätte, auf dem Wege selbstständigen Strebens sowohl durch Behandlungsweise als durch Versuche seine Wissenschaft zu bereichern und zu vervollkommnen; sie war auch nicht zur Hebung der öffentlichen Gesundheitspflege geeignet; sie hatte blos für den ärztlichen Stand jenen unschätzbaren Vortheil, dass der Arzt seitens des Publikums niemals skeptischen und verdächtigenden Anspielungen ausgesetzt war und dass der Glaube an den behandelnden Arzt und das Vertrauen in seine Schritte mit dem den Geboten der Gottheit entgegengebrachten Vertrauen identisch waren.

Wenn wir aus dem bisher Vorgeführten uns auch einen genug-

klaren Begriff von der hohen socialen Stellung und der politisch weittragenden Rolle des altegyptischen ärztlichen Standes machen können, ist es doch nicht unangezeigt, dies durch specielle Beispiele zu illustriren.

Nachdem bei den meisten Völkern des Alterthums das religiöse Moment eine dominirende Rolle gespielt, darf es uns nicht Wunder nehmen, dass der Ruf der egyptischen Aerzte sich ausserhalb der Grenzen ihrer Heimath verbreitete und dass man im Auslande sich oft genug um den Rath egyptischer Aerzte bewarb. Der ärztliche Stand konnte demgemäss in damaliger Zeit sich zum eigentlichen Vermittler des diplomatischen Verkehrs gestalten.

Durch Herodot kennen wir ein die politische Rolle der altegyptischen Aerzte am besten kennzeichnendes Beispiel: König Kurus II. (Kyros) von Persien († 529 v. Chr.) wandte sich an König Ahmes II. (Amasis) von Egypten († 526) mit der Bitte, ihm einen der egyptischen Augenärzte zu senden, weil diese die besten seien. Ahmes erfüllte die Bitte des Perserkönigs und sandte ihm einen Arzt, jedoch erlaubte er Letzterem nicht, dass er seine Familie nach Persien mit sich führe; warum? Darüber schweigt Herodot. Der Arzt nahm dieses Verbot sehr übel und war auch darüber aufgebracht, dass Ahmes ihn unter allen anderen Aerzten zu dieser Mission erwählt habe; er rächte sich. — Als nach dem Tode des Kurus dessen Sohn und Nachfolger Kambuyija II. den Thron bestiegen, rieth unser Arzt dem neuen Herrscher, sich um die Hand der Tochter des Königs Ahmes zu bewerben, da er wohl wusste, dass dieser Heirathsantrag dem Egypterkönige durchaus nicht behagen und Kambuyija im Falle eines abweislichen Bescheides sich rächen werde. Alles geschah nach unseres Mannes Berechnung. Ahmes versuchte den Perserkönig dadurch zu täuschen, dass er statt seiner eigenen Tochter jene seines gestorbenen Vorgängers unterschob, wodurch Kambuyija so sehr in Wuth gerieth, dass er gegen Egypten zu Felde zog und es unter persische Gewalt brachte. Das Jahrtausende hindurch bestandene Egypterreich hatte also durch das Wort eines Arztes seine Selbstständigkeit eingebüsst.

Wenn auch einzelne Momente dieser aus persischen Quellen an den griechischen Chronisten überkommenen Nachricht unrichtig sein dürften, bürgt sie doch im Grossen und Ganzen für eine sociale

und politische Suprematie des ärztlichen Standes, wie wir sie seitdem weder in Egypten noch in einem anderen Lande in solchem Grade antreffen.

Auch aus den Zeiten des Perserkönigs Daryavus I. († 485) wissen wir, dass sich egyptische Aerzte am persischen Königshofe aufgehalten.

Es versteht sich von selbst, dass sich der altegyptische ärztliche Stand auch am heimischen Königshofe zu einer hervorragenden und massgebenden Stellung aufgeschwungen. Directe Anführung königlicher Leibärzte ist uns zwar nicht bekannt, aber wir dürfen es als sicher annehmen, dass die egyptischen Pharaonen, die sich selbst für Götter hielten, bestrebt waren, ihre irdische Götterlaufbahn nach Möglichkeit auszudehnen und sie gegen die Unbilden krankmachender Einflüsse nach Kräften zu schützen. Vom König Menefta (bei Herodot: Pheron) wissen wir bestimmt, dass er eines chronischen Augenübels halber sich durch Aerzte behandeln liess, die in Folge der ungünstigen Resultate ihrer Behandlungsweise den König an das Orakel der Stadt Buto adressirten[1]).

Von einem Arzte, Jachen, wird erzählt, dass er seiner grossen Beliebtheit halber unter grosser Prachtentfaltung bestattet wurde.

Wie lange sich der ärztliche Stand ausschliesslich aus den Reihen der Priesterkaste ergänzt und ob es überhaupt auch Aerzte gegeben, die dem Verbande der Priester nicht angehört haben, lässt sich nicht apodiktisch behaupten. Es ist wahrscheinlich, dass die Priesterkaste bis zu den Zeiten der Ptolemäer sich im ungestörten Besitze der ärztlichen Praxis befunden und dass erst zur Zeit der genannten Dynastie mit dem Hellenismus zugleich griechische Medicin und griechische Nichtpriester-Aerzte ihren Einzug ins Pharaonenland gehalten haben.

Dass die Ptolemäer es verstanden, ärztliche Verdienste zu honoriren, dies bezeugt jene allerdings nicht genug verbürgte Angabe, nach welcher Ptolemäos II. einen Arzt (es ist nicht festgestellt, ob Erasistratos oder Kleombrotos von Keos), der den Syrerkönig Antiochos II. von einer gefährlichen Krankheit befreit, mit hundert Talenten honorirt habe.

1) Siehe meinen Aufsatz „eine egyptische Augenentzündung“ in der „Pester med.-chir. Presse“ 1885“, Nr. 8 und 9.

Bei den Juden finden wir die ersten Andeutungen eines ärztlichen Standes gleichfalls mit dem Dunkel der beginnenden Priesterperiode verhüllt.

Sowie die theokratische Organisation des jüdischen Staates viel ausgeprägter war als die des Egypterlandes, finden wir auch die altjüdische Heilkunde in grösserem Maasse durchweht von dem Hauche der göttlichen Inspiration.

Der Kern der einem gemeinsamen Gesetzgeber — Moses — zugeschriebenen Sanitätsgesetzgebung liegt darin, dass der Herr Leben und Tod giebt und über Beide entscheidet, er ist also der oberste Arzt. Demzufolge müssen wir es als natürlichen Ausfluss der Gesetzgebung betrachten, dass die Ausübung der ärztlichen Praxis sich in den Händen des mit der Regelung des zwischen der Nation und dem unsichtbaren Oberhaupte existirenden Verhältnisses betrauten Priesterstandes befunden. Obwohl die menschliche Vermittelung der im Besitze des obersten Arztes befindlichen Heilkraft nur durch Gebet und gottgefälligen Lebenswandel erreichbar und die Heilung selbst ausschliesslich auf des Herrn Willen und Wunderthat beruht, haben wir dennoch in den Priestern die ersten altjüdischen Aerzte zu suchen.

Allmählich dehnte sich der Wirkungskreis des ärztlichen Standes aus, insofern man anerkannte, dass der Herr zwar noch immer die Krankheit als Strafe für irgend ein Vergehen sende und dass man nur durch Gebet und Opfer Gottes Zorn versöhnen könne: dass er aber schon ärztlich-naturwissenschaftliche Kenntnisse dem Geiste seiner Diener einflösse.

Weil aber die Vermittelung zwischen dem Nationalgotte und der Nation einerseits sich im ausschliesslichen Besitze einer erblichen, im Mannesstamme Levi sich fortpflanzenden Kaste befand, andererseits aber die Heilung der Kranken nur auf göttlichem Wege erreichbar war, hierzu jedoch nur levitische Abstammung oder mindestens ein mit levitischer Reinheit versehener und demzufolge mit göttlicher Inspiration begnadeter Vermittler tauglich befunden wurde, gelangte es während der Blüthe der Priesterzeit bis zu der nach König Salomo's Tode eingetretenen Doppeltheilung des Reiches dahin, dass ein Nicht-Priester sich speciell und ausschliesslich dem ärztlichen Berufe nicht widmen konnte.

Mit der Zeit gelang es indessen jenen Männern, die im Be-

sitze reicheren Wissens und weiteren Gesichtskreises ihre ungebildete Umgebung überflügelt, dass sie der Priesterkaste die Universalität ihrer Wirkungssphäre entzogen und sie mehr oder weniger auf die reine Ausübung des Gottesdienstes beschränkten. Nach der Doppeltheilung des Reiches finden wir daher, dass ausser dem laueren Anschmiegen an den alten Nationalgott auch die Monopolisirung der ärztlichen Praxis aus den Händen der Priester in jene der „Propheten" übergeht, die im Besitze ärztlichen, juridischen, politischen u. s. f. Wissens sich zu Führern und Rathgebern der Massen emporgeschwungen.

Einmal den Händen der Priester entrissen, konnte es zur Entfaltung eines speciellen ärztlichen Standes leichter kommen und obzwar die diesbezüglichen Quellen auch nicht den Namen eines einzigen Arztes erwähnen, deuten sie doch mit aller Bestimmtheit die Existenz eines ärztlichen Standes an, der nicht immer mit Priesterthum und Prophetenwürde einhergegangen.

Was die gesellschaftliche Stellung der Aerzte betrifft, stossen wir auf Verhältnisse, die einigermassen den egyptischen entsprechen. Nachdem die Priester auch bei den Juden theils aus Staatsdonationen, theils aus Opfergaben ihr Auskommen deckten und nachdem ihr Wirken mit dem Nimbus der göttlichen Inspiration umgeben war, musste die sociale Stellung des ärztlichen Standes um diese Zeit eine glänzende gewesen sein.

Nicht weniger glänzend mag sie auch damals gewesen sein, als die Ausübung der ärztlichen Praxis in die Hände der „Propheten" überging. Waren die Priester geborene Gottesdiener, waren die Propheten hinwieder Männer, die sich der Nation als von göttlichem Geiste beseelte Sterbliche präsentirten und da jeder Prophet ausser seinen leiblichen und geistigen Vorzügen auch ein reicher Mann sein musste, ist es begreiflich, dass die Propheten-Aerzte die eigentlichen Grossen der Nation geworden.

Ihr Ruf erstreckte sich über die Grenzen ihrer Heimath, wie dies das Beispiel des syrischen Feldherrn Naamon beweist, der aus Damaskus nach Samaria zog, um sich durch den Propheten-Arzt Elischa von einem hartnäckigen äusserlichen Uebel befreien zu lassen. Elischa's dem vornehmen fremden Patienten gegenüber an den Tag gelegtes Benehmen, sowie jenes Naamon's,

illustriren zur Genüge die seitens der Propheten-Aerzte inne gehabte vornehme und mächtige Stellung[1]).

Aber auch solche Aerzte, von denen wir nicht bestimmen können, ob sie Priester oder Propheten gewesen, mussten in grossem Ansehen gestanden sein. Der Sirachide verherrlicht z. B. folgendermassen den ärztlichen Stand: „Erweise dem Arzte die ihm schuldige Achtung, dass Du im Falle der Noth über ihn verfügen könnest. Die Wissenschaft des Arztes erhebt und verherrlicht ihn vor Fürsten und Herren. Wenn Du krank bist, bete zu Gott und rufe die Hülfe des Arztes an, weil der vernünftige Mensch die Heilmittel der Erde nicht verschmäht."

War das Zeitalter der strengen Theokratie geeignet, den Aerzten eine so günstige Stellung zu bieten, insofern es dieselben — die Gottesdiener — mit der durch eigenes Zuthun bewirkten Milderung und Beseitigung der vom Herrn gesandten Strafe — der Krankheit — betraute, so waren auch die späteren Perioden diesbezüglich nicht zurückgeblieben, jene Zeiten nämlich, als die Aerzte im Doppelreiche schon zu handgreiflichen Manipulationen und wirklichen Arzneimitteln ihre Zuflucht nahmen.

Die Autorschaft eines medicinischen Werkes — allerdings wurde dieses Werk, weil von wirklichen Arzneikörpern handelnd, seitens der zelotischen Priesterschaft mit dem Fluche der Ketzerei belegt — wurde keinem Geringeren als dem Könige Salomo, dem dritten Herrscher der ungetheilten Monarchie, zugeschrieben, und Assa, König von Juda († um 914), der in hohem Lebensalter an der Gicht erkrankte, suchte die Heilung seines Leidens nicht so sehr in göttlicher Hülfe als in dem Rathe der Aerzte. Sein Enkel Joram († um 844) consultirte wegen eines schweren Darmleidens den Propheten Elia. Chiskia († 698) verfiel in ein schweres Drüsenleiden (Pest?), wovon ihn der Prophet Jesaia durch äusserliche Applizirung warmer Feigen befreite. — Unter den Königen des Nachbarstaates Israel litt Jerobeam I. an Lähmung, aus der ihn ein sicherer Edo kurirte, während seinen Sohn, den Prinzen Abia, der Prophet Ahia behandelte u. s. w.

1) Siehe meinen Aufsatz: „Altorientalische Curgeschichten I." in der „Cursaison" 1883, Nr. 6.

Ueber die Stellung des ärztlichen Standes in Persien liefert uns der „Wendidad“ genannte Theil des Zend-Avesta betitelten Gesetzbuches manche Daten. Zend-Avesta ist eine dem Reformator Zarathustra (Zoroaster) zugeschriebene Religionsgesetzsammlung.

Das Religionssystem Zarathustra's, der Mazdäismus, regelt das Verfahren der Aerzte durch Ahuramazda (Ormuzd), den Herrn der Sonnenwelt; es spricht aber nicht von Priestern, sondern direct von Aerzten, die es hier und dort mit selbstständigem Wirken auch ausrüstet.

Die diesbezüglichen Satzungen des Gesetzbuches sind von so eingreifender ärztlich-culturhistorischer Bedeutung, dass wir Etwas ihnen Aehnliches aus dem orientalischen Alterthume nicht anzuführen wissen; bevor wir aber die Bestimmungen dieses Gesetzbuches analysiren, müssen wir darauf aufmerksam machen, dass das Gesetz Unterschied macht zwischen Mazdäern (= Gläubige) und Daivajasna's (= Ungläubige).

Das Gesetz schreibt den Candidaten der Medicin vor, dass sie ihr Wissen erst an den Ungläubigen erproben sollen, nicht an den Gläubigen. Wenn der Candidat an drei Ungläubigen schneidet und diese drei ungläubige Patienten sterben, dann ist der Candidat zur Ausübung der Heilkunde für immer unfähig; er mache in diesem Falle keine ferneren Schritte zur Aneignung der Heilkunde, er schneide nicht an Gläubigen und verletze sie nicht während des Schneidens; wenn er trotzdem an Mazdäern Versuche macht, wenn er sie schneidet und schneidend sie verletzt, dann soll der Candidat die Verwundung des Verletzten mit der Strafe des absichtlich begangenen Verbrechens büssen.

Wenn aber die mit Schneiden verbundene Behandlung sich an drei Ungläubigen nach einander bewährt hat, dann ist der Candidat zur Ausübung der Heilkunde für immer befähigt, dann darf er nach Belieben auch an Mazdäern Versuche anstellen, er darf sie nach Belieben schneiden und durch Schneiden heilen. So spricht Ahuramazda.

Die an Ungläubigen dreimal vollzogene Heilung wurde also mit dem von Ahuramazda ausgestellten ärztlichen Diplome identifizirt. Ahuramazda hat übrigens im Wendidad selbst die Honorirung der Aerzte folgendermassen geregelt: „Einen Priester heile der Arzt für den Preis eines frommen Gebetes; den Herrn des

Hauses für den Preis eines kleinen Zugthieres; den Herrn des Geschlechtes für den Preis eines mittleren Zugthieres, den Herrn des Stammes für den Preis eines vorzüglichen Zugthieres; den Herrn der Provinz heile er für den Preis eines vierspännigen Wagens; — wenn er zum ersten Mal die Frau des Hauses heilt, so ist eine Eselin sein Lohn; wenn er die Frau des Herrn des Geschlechtes heilt, so ist eine Kuh sein Lohn; wenn er die Frau des Herrn des Stammes heilt, so ist eine Stute sein Lohn; wenn er die Frau des Herrn der Provinz heilt, so ist eine Kameelin sein Lohn; — einen Knaben aus dem Geschlechte heile er für den Preis eines grossen Zugthieres; ein grosses Zugthier heile er für den Preis eines mittleren Zugthieres; ein mittleres Zugthier heile er für den Preis eines kleinen Zugthieres; ein kleines Zugthier heile er für den Preis eines Stücks Kleinvieh; ein Stück Kleinvieh um den Preis von Futter."

Aus diesem Passus des Wendidad lernen wir jenes culturhistorische unschätzbare Factum kennen, dass ein altorientalischer Gesetzgeber, ein Religionsstifter par excellence es für gut gefunden hat, ärztliche Honorare in seine Satzungen aufzunehmen, die wir mit Recht als die ältesten Sanitätsgesetze der Welt bezeichnen dürfen. Wie beneidenswerth musste doch die Stellung der altpersischen Aerzte gewesen sein, wenn die Höhe ihres Honorars selbst durch die Religion sanctionirt war!

Aus diesem Passus lernen wir ferner die Existenz eines rein ärztlichen Standes kennen, da das Gesetz anordnet, dass der Priester durch den Arzt geheilt werde, und schliesslich finden wir in dem Gesetze noch Honorare, die für thierärztliche Leistungen festgestellt sind.

Man sollte meinen, dass nach dem Texte des Wendidad — da er immer bisher nur von schneidenden Aerzten gesprochen — das gesammte Wissen der damaligen Aerzte sich blos auf das Schneiden beschränkt habe; aber die Sache steht nicht so, das Gesetz kennt noch andere Aerzte und sanctionirt den medicinischen Specialismus. Zum Schlusse sagt nämlich der Wendidad: „Wenn viele Aerzte concurriren, o reiner Zarathustra, Messer-Aerzte (= Chirurgen), Kräuter-Aerzte und Wort-Aerzte (= welche durch Recitation des Avesta heilen), so möge man zu dem gehen, welcher mit dem heiligen Worte heilt, denn der mit dem heiligen Worte heilende

ist der Aerzte bester Arzt, weil er zum Wachsthume des reinen Menschen heilt (— auch die Seele gesund macht)."

Der hier tangirte Specialismus ist der Specialismus in der Therapie.

Wenn wir die in dem Gesetze enthaltenen auf die Aerzte Bezug nehmenden Bestimmungen resumiren, müssen wir schliessen, dass das Gesetz bestrebt war, dem ärztlichen Stande in Altpersien eine glänzende Stellung zu schaffen. Indem das Gesetz dem durch seine Erfolge befähigten Arzte Clientel verschafft, huldigt es dem Principe der ärztlichen Verantwortlichkeit und regt hierdurch den Arzt an, seine Kenntnisse nach Thunlichkeit zu bereichern; — das Gesetz achtet die Freiheit des ärztlichen Handelns, bietet der von den religiösen Satzungen unberührten Therapie den weitesten Spielraum und krönt zuletzt seine Bestimmungen damit, dass es den Aerzten Honorare garantirt, welche auch seitens der heutigen Heilkünstler ohne Weiteres angenommen werden dürfen. Hier wird nicht nach der Anzahl der dem Patienten gemachten Besuche, sondern nach dem Ergebnisse der Gesammtcur honorirt und da man den Priester blos für den Preis eines frommen Gebetes behandeln muss, sorgt das Gesetz dafür, dass der Arzt im Verhältnisse zu den Vermögensumständen seiner Patienten höher und höher honorirt werde [1]).

---

1) Bei dem hohen Interesse, welches der Wendidad für die Geschichte des ärztlichen Standes bietet, versteht es sich von selbst, dass wir auch Etwas über das Alter dieses Gesetzbuches sagen müssen.

Dr. Ferdinand Justi, Professor in Marburg, äussert sich hierüber in seiner „Geschichte des alten Persiens" folgendermassen: „Die persische Ueberlieferung (bereits durch eine Notiz des Ammianus Marcellinus, der selbst im Orient war und 390 n. Chr. starb, beglaubigt) verlegt unter die Herrschaft des Darius auch die grosse religiöse Reform, mit welcher der Name Zarathustra (Zoroaster) verknüpft ist. Wir sahen schon bei der Erzählung der Geschichte Baktriens, dass Zarathustra nicht lange vor der Herrschaft der Achämeniden gelebt haben muss. Griechische Schriftsteller, und gerade solche, welche Zeitgenossen dieser Dynastie waren oder bald nachher lebten, setzen den Zoroaster weit früher, zum Theil mehrere Jahrhunderte vor ihrer Zeit; z. B. hält sich Ktesias, der lange Jahre am Hofe Artaxerxes' II. lebte, für 800 Jahre jünger als Zoroaster. Jedoch werden diese Angaben, auf den ersten Blick so wohl beglaubigt, doch einmal dadurch, dass sie durchaus nicht unter einander übereinstimmen, sodann auch dadurch an Beweiskraft verlieren, dass es eine gewöhnliche Erscheinung in der Religionsge-

Trotzdem das Gesetzbuch die Schaffung eines ärztlichen Standes anstrebt, finden wir dennoch, dass der persische Hof zu allen Zeiten fremde Aerzte den einheimischen vorzog. Ob die Ursache darin liegt, dass die ausländischen Aerzte für tüchtigere gehalten wurden als die inländischen oder ob es nur einzig und allein einer separatistischen Laune der persischen Herrscher zuzuschreiben sei? wer wollte dies heute mit Bestimmtheit entscheiden?!

Schon der erste Achämenide, der im Jahre 559 Persien seine Unabhängigkeit gab, Kurus II. (Kyros) — † 529 — schickte an Amasis von Egypten eine Botschaft, um von diesem Monarchen einen egyptischen Augenarzt sich zu erbitten, den er auch erhielt. Dieser Arzt spielte noch nach Kurus' Tode am Hofe dessen Nachfolgers Kambuyija II. eine Rolle; er war es, der nach Herodot den Perserkönig zum Kriege gegen Egypten aufreizte, nachdem er früher eine Heirath zwischen Kambuyija und einer egyptischen Königstochter vermittelte. Der Umstand, dass der Gebieter eines so mächtigen Reiches, wie es die durch Kyros gegründete persische Monarchie gewesen, in zwei so wichtigen Angelegenheiten,

---

schichte ist, den Stifter einer Lehre durch Einreihung in eine heilige Chronologie, welche sich nicht an geschichtliche Vorkommnisse bindet, so weit als möglich ins Alterthum zurückzuschieben, die Offenbarung, welche ihm geworden, in eine Urzeit zu verlegen, in welcher die Gottheiten mit beglückteren Sterblichen verkehrten; ist ja doch das Leben Zarathustra's, wie es die Schriften der Parsi beschreiben, von den Fäden der Legende so sehr umsponnen, dass man nur wenig historische Thatsachen festzuhalten vermag. Die gewichtigsten morgenländischen Schriftsteller verlegen die Geburt des Zoroaster nach Gezu (arab. Schiz), dem heutigen Tachti Suleiman in Atropatene, wo noch die Ruinen eines mächtigen Feuertempels stehen und ein See sich befindet, dessen Wasser im Bundehesch, der Kosmographie der Parsi, für heilig gilt. Gewiss ist und besonders aus inneren Gründen zu erweisen, dass die Schriften, welche den Namen Avesta führen, nicht früher als in der Zeit der Dynastie des Darius entstanden, vielleicht in den späteren Zeiten desselben in Ein Corpus gebracht und noch weit später zu ihrem dermaligen Umfange vermehrt worden sind."

Justi's Bemerkungen möchte ich noch dahin ergänzen, dass die Dynastie des Darius in der ersten Periode ihres Bestehens, unter medischer Oberherrschaft, mit Achämenes, ihrem ersten bekannten Stammvater um 650 v. Chr. begonnen und dass sie nach Abschütteln des medischen Joches 559 zur Selbstständigkeit gelangte. Die Regierung des von Justi erwähnten Darius fällt in die Zeit von 521 bis 485, die Herrschaft der Achämeniden dauerte bis 331/30.

wie es die Auswahl einer Gattin und die Kriegserklärung an eine fremde Grossmacht sind, sich dem Rathe und den Einflüsterungen seines Arztes zugänglich zeigte, deutet darauf hin, dass Persiens Könige bei all' ihrer Autokratie und bei all' ihren sultanischen Regungen dennoch den Arzt zu schätzen wussten.

Das Beispiel des egyptischen Arztes am Hofe des Kyros muss aufmunternd auch auf andere egyptische Aerzte gewirkt haben; es ist auch möglich, dass die besondere Zufriedenheit, die sich dieser Arzt bei seinen Gebietern zu verschaffen gewusst, dazu beigetragen, dass die folgenden Herrscher wieder egyptische Aerzte an ihren Hof beriefen. Es ist bekannt, dass Daryavus I. (Darius), der bald nach dem Tode Kambuyija's (dieser starb 522, worauf der Medier Gaumata bis 10. April 521 den Thron usurpirte) den Thron bestieg, egyptische Aerzte um sich hatte, die er erst entliess, als er sich in der Person des Demokedes aus Kroton einen griechischen Leibarzt erkor (siehe meinen Aufsatz: „Demokedes aus Kroton" im „Archiv für Geschichte der Medicin" 1882).

Auf welch' hohe Stufe der Macht und des Ansehens ein Arzt zur damaligen Zeit steigen konnte, dies zeigt das Beispiel dieses Demokedes am besten. Nicht nur dass er durch die Freigebigkeit des Monarchen ein enormes Vermögen erwarb und in der Residenzstadt Susa ein grosses Haus führte, nahm er an der grössten Auszeichnung Theil, die ein Perser geniessen konnte, er ward nämlich Tischgenosse des Königs. Zuletzt erreichte er einen solchen Einfluss am Hofe, dass er in das Geschick Persiens und Griechenlands entscheidend eingreifen durfte. Denn wenn auch Herodot's romantische Angabe, laut welcher unser Arzt die Königin Atossa, seine Patientin, bewog, ihren königlichen Gatten zum Kriege gegen Griechenland anzustacheln, in einzelnen Daten, vielleicht auch in der Grundidee, mangelhaft sein kann, steht es doch historisch fest, dass Darius den Arzt Demokedes um 514 an die Spitze einer aus den vornehmsten Persern bestehenden, die Erforschung der griechischen Küstengegend zu bewerkstelligenden militärischen Expedition stellte. Fügen wir noch hinzu, dass Demokedes seine Besuche und Ordinationen bei der Königin Atossa ohne Gegenwart eines Zeugen machte, so müssen wir zu dem Schlusse gelangen, dass, bei dem Umstande, dass man im damaligen Oriente die Königinnen sehr streng bewachte, wir, ohne der Ehre der

Achämenidentochter auch nur im Geringsten nahetreten zu wollen, kühn aussprechen dürfen, dass der ärztliche Stand in der Person des Demokedes sich solcher Macht und Ehre erfreute, wie wir ein zweites Beispiel höchstens in der Person Struensee's aus der neueren Zeit anzuführen im Stande sind.

Nicht minder wird das bisher Angeführte von dem bestätigt, was wir über die Erlebnisse eines späteren persischen Hofarztes, Apollonides aus Kos, wissen (siehe meinen Aufsatz: „Altorientalische Curgeschichten II" in der „Cursaison" 1883).

Wann Apollonides an den persischen Hof gelangt ist, lässt sich nicht bestimmt angeben; wir wissen nur, dass er unter Artaxerxes I. (465—425) die Prinzessin Amytis, des Königs allmächtige Schwester, behandelte und dass zwischen Arzt und Patientin das denkbar intimste Verhältniss sich entwickelt hat. Es hat dieses Verhältniss allerdings unserem Arzte das Leben gekostet —, wenn aber ein Arzt sich so sehr die Gunst einer mächtigen Königstochter, die in damaligen Zeiten von unsicherbarer Sonnenhöhe mit den Gefühlen einer unnahbaren Gottheit in der Brust auf ihre Umgebung niedergesehen, zu gewinnen verstand, dass er mit ihr öffentlich in illegitimer Ehe leben durfte, dürfte die Stellung eines damaligen persischen Hofarztes wohl zu den ersten gezählt worden sein und der eines Grossveziers nicht um Vieles nachgestanden haben.

BOSTON MEDICAL LIBRARY 1912

Als letzten Vertreter der griechischen Aerzte am Königshofe von Persien kennen wir Ktesias aus Knidos, von dem wir bestimmt wissen, dass er am Hofe Artaxerxes' II. (404—358) gelebt und dass er diesen Herrscher, als er gegen seinen Bruder, den Prinzen Kyros, zu Felde zog (401), begleitet. Bald nach dem Feldzuge kehrte Ktesias in seine Heimath zurück.

Diesem Arzte öffneten sich die Reichsarchive Persiens und durch deren Benützung ward Ktesias zum Historiographen Persiens. Ihm verdankt die Nachwelt manche leider! nur lückenhafte Berichte aus der Geschichte Persiens und Indiens, und der ärztliche Stand darf stolz darauf sein, wenn er sagen kann, dass zu den Quellen unserer allgemeinen Geschichtskenntnisse auch die Schriften eines Arztes beigetragen haben.

Aus der Vergangenheit der Babylonier, Assyrer, Phönicier und anderer altorientalischer Völker sind uns keine auf die Stellung des ärztlichen Standes Bezug nehmende Nachrichten überkommen,

weshalb wir nach Betrachtung der persischen Verhältnisse auf die in dieser Beziehung besser beleuchteten Zustände Altgriechenlands übergehen.

Die Anfänge der Medicin und des ärztlichen Standes in Griechenland stehen im engsten Connexe mit der Religion.

Wie das gesammte Leben der Griechen, so war auch der Anfang ihrer Heilkunde mit dem Gottheitsbegriffe eng verknüpft und da sie ihr Heil nur von göttlicher Seite erwarteten, darf es uns nicht Wunder nehmen, dass bei den Griechen auf Grundlage dessen, dass sie jede einzelne Regung der Aussenwelt und ihres eigenen Innern der Wirkung irgend einer Gottheit zuschrieben, der Wunderglaube sich auch auf die Medicin erstreckte.

Demzufolge begegnen wir in der Götterfamilie Griechenlands zahlreichen Vertretern der Heilkunde, die theils als einheimische Gottheiten figurirten, theils aus der Mythologie fremder Völker übernommen, zumeist unter neuem Namen in den heimischen Götterkreis eingereiht wurden; somit stossen wir ausser zahlreichen Hauptgottheiten auf unzählige Nebengottheiten, die mit den Attributen der einzelnen Lebensäusserungen und Lebensbedingungen ausgestattet waren.

Nach und nach musste es aber dahin kommen, dass auch Sterbliche in diesen Kreis von mit ärztlichen Attributen bekleideten Gottheiten aufgenommen wurden.

Die aus dieser Periode uns überlieferten Personen dürfen wir aber durchaus nicht als die Urbilder des griechischen ärztlichen Standes betrachten, weil sie uns zumeist als solche Personen vorgeführt werden, die man nur insofern als Vertreter der Heilkunde betrachten darf, als sie in ihrem dem Wohle der Gesammtheit gewidmeten Wirken mehr oder weniger auch in die Leitung des gesunden und kranken Menschenleibes eingegriffen. Unter ihnen finden wir die Zauberin Hekate mit ihren Töchtern Medea und Kirke, den Prinzen-Abenteurer Jason, den Hauptheros des Alterthums Herkules, den Sänger Orpheos, ferner Musaios, Melampos, den nordischen Bakis, Aristeas, Prokonesos, Abaris, Toxaris, Anacharsis, Zamolxis, Chiron u. s. f., Gestalten, die mehr oder weniger mit den Attributen des Zauberers, Wahrsagers, Künstlers, Dichters, Sängers u. dgl. ausgestattet sind.

Aus dem Dunkel dieser chaotischen Gestalten erhebt sich endlich der Träger eines Namens, der einem Leuchtthurme gleich auf dem unermesslichen Meere der Heilkunde, den ersten griechischen Arzt repräsentirt und an den die spätere griechische Medicin sammt dem ärztlichen Stande Jahrhunderte hindurch gebunden war.

Der Träger dieses Namens heisst Aeskulap, dessen Leben und Wirken in das Jahr 1200 v. Chr. gesetzt wird.

Das Leben dieses Mannes zu beschreiben, resp. die Aeskulapsage kritisch zu analysiren, war die Aufgabe meiner in der „Wiener medic. Presse" 1879 erschienenen Abhandlung „Aeskulap und seine Nachkommen". Hier sei nur Etwas über Aeskulap's Bedeutung gesagt.

Was die Alten über Aeskulap's Wirken erzählen, imponirt uns noch nicht genug, um uns jene grossartige Stufe erklärlich zu machen, auf welche er sich emporgeschwungen und die ihm ausser seiner Götterwürde noch die Unsterblichkeit gesichert hat. Aeskulap's Bedeutung liegt durchaus nicht in dem persönlichen Wirken des Einzelnen, denn dies ist uns viel zu dunkel; aber der Umstand, dass sein Name von späteren Generationen gleich einer Fahne entrollt wurde, unter der man Jahrhunderte hindurch fast in der gesammten gebildeten Welt ärztlichen Rath ertheilt hat und dass durch seinen Cultus sich eine Richtung entwickelt hat, die Jahrhunderte hindurch in der Medicin massgebend gewesen, eine Richtung, die dem ärztlichen Stande eine durch Staat und Kirche sanctionirte politische Macht verliehen: das sind die Factoren, denen Aeskulap so lange seine Unsterblichkeit verdankt, als Aerzte überhaupt existiren werden.

Mit den sogenannten Asklepiaden eröffnen wir die Reihe des altgriechischen ärztlichen Standes. Hier haben wir schon ausschliesslich mit Aerzten zu thun, die sich speciell mit der ärztlichen Praxis beschäftigen.

Es hiesse den Raum dieser Abhandlung um ein Bedeutendes überschreiten, wenn wir die Frage erörtern wollten, ob wir unter den Asklepiaden wohl die unmittelbaren Nachkommen Aeskulap's zu verstehen haben oder nicht? und wenn wir die geographische Ausbreitung des Aeskulapcultus und der ihm geweihten Heilig-

thümer beschreiben wollten. Die genealogische Seite der Sache habe ich mehr oder weniger in meiner oben citirten Abhandlung beleuchtet, hier sei nur von der gesellschaftlichen Stellung der Asklepiaden die Rede.

Das Wesen des ärztlichen Standes in der nachäskulapischen Zeit bestand darin, dass Griechenlands Aerzte ein organisches Ganzes, eine Corporation gebildet, die mit allen einem so grossen Apparate nothwendigen Hülfsmitteln versehen, die ärztliche Praxis unter Aeskulaps Flagge ausgeübt.

In welche Zeit diese Phase der griechischen Aerzte fällt, lässt sich nicht angeben. Clemens Alexandrinus, gestützt auf alte Autoren, giebt an, dass Aeskulap mit Herkules zugleich 63 Jahre vor dem Sturze Troja's in die Reihe der Götter versetzt worden; eine Feststellung, die in Betracht unserer heutigen Kenntnisse über die trojanische Expedition keinerlei Stützpunkt zu bieten im Stande ist; wir wollen nur erwähnen, dass das älteste Aeskulapheiligthum (= Asklepeion) jenes zu Trikka, das angesehenste und mächtigste jenes zu Epidauros gewesen.

Die Geschichte der Stellung der Asklepiaden ist durchaus nicht so klar gestellt, wie es auf den ersten Anschein zu vermuthen wäre.

Ritter in seinem „medicin. Aberglauben im Alterthum" bemerkt sehr richtig, dass man zuvörderst zwischen Asklepiaden und Aeskulappriestern (Tempelaufseher und Neokoren) unterscheiden muss, weil diese Beiden nicht einen und denselben Bepriff repräsentiren.

Es ist fast gewiss, dass die Asklepiaden schon von allem Anfange her wirkliche Aerzte gewesen, die als solche entweder ihre directe Abstammung von Aeskulap oder wenigstens irgend einen Grad von Zusammengehörigkeit mit ihm nachzuweisen strebten; sie bildeten Vereine, hier und dort auch Schulen. Nur dass die Schulen aller Wahrscheinlichkeit nach später aufgetaucht sind und dass mit deren Wachsen die Aeskulapheiligthümer zu verfallen begannen.

Die Asklepiaden bildeten also aus ärztlichen Zöglingen zusammengesetzte Vereine. Die Zöglinge wurden von aussen aufgenommen und verpflichtet, ihrem Lehrer gewisse Geschenke zu bringen; die Asklepiadenzunft ergänzte sich daher dadurch, dass sie Jünglinge aufnahm.

Die Asklepiaden standen als Aerzte schon deshalb im engsten Contacte mit den Asklepeien und in noch engerem mit den den Heiligthümern attachirt gewesenen Schulen, weil sich hier die beste Gelegenheit zur Beobachtung und Behandlung von Krankheiten darbot. Daher konnte es leicht geschehen, dass sie manchmal auch als Aeskulappriester betrachtet wurden, sei es, dass sie hier und da als solche mitwirkten; es steht aber fest, dass sie zur damaligen Zeit oder in einem solchen Falle einen ganz besonderen und hohen Rang einnehmenden Theil der Priester bildeten. Neben und ganz unabhängig von ihnen mussten wirkliche Aeskulappriester bestanden haben, denen die Ceremonien, die mit dem Cultus verbundenen Gebräuche, die Reinigungen, Opfer, die zum Tempelschlafe nöthigen Vorbereitungen u. s. w. anvertraut waren. Dies wird durch den Umstand bezeugt, dass auch Priesterinnen verwendet wurden, die z. B. die Schlangen fütterten, vor den Schlummernden und Schlafenden als Panakeia oder Hygeia erschienen, manche Kranke trösteten u. s. w., während die Asklepiaden niemals weibliche Zöglinge in ihre Reihen aufnahmen.

Der ganze Vorgang stimmt vollständig überein mit der Organisation einer grossen Heilanstalt der Jetztzeit. In einer solchen Anstalt versehen die Aerzte ausschliesslich die Behandlung der Kranken, während der nichtärztliche Director mit Hülfe eines zahlreichen, ihm untergeordneten, nichtärztlichen Beamtenkörpers und Wartepersonals die gesammte Administration der Anstalt leitet.

Zu Beginn des Aeskulapcultus mussten die Asklepeia und der Cultus im engsten Contacte zu den ärztlichen Schulen gestanden haben und es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Asklepiaden Jahrhunderte hindurch ihre Thätigkeit ausschliesslich in den Asklepeien ausgeübt; hieraus folgt aber die Würdigung ihrer Stellung.

Nachdem es unmöglich ist, dass das ärztliche Wirken innerhalb der Heiligthümer ohne Zuhülfenahme der gläubigen Pietät der Hülfesuchenden und des dem Institute innewohnenden Charakters der Heiligkeit ausgeübt worden, ist es handgreiflich, dass der Asklepiade trotz seines rein ärztlichen Wirkens, als ein der Gottheit nahestehendes und von ihr inspirirtes Wesen betrachtet wurde und dass das Wie der innerhalb der Heiligthümer geübten ärztlichen Praxis den Arzt der Kritik des Publikums entrückte. Das Wie des ärztlichen Wirkens

in den Asklepeien war nämlich Jahrhunderte hindurch die sogenannte Incubation (= Tempelschlaf), deren Wesen darin bestand, dass man die Gottheiten, die man für geneigt hielt, dass sie ohne Anrufung schlafenden Sterblichen erscheinen, ihnen Mittheilungen machen, Dinge erzählen u. s. w., in ihren eigenen Heiligthümern aufsuchte und durch grosse Opfer wie durch Gebete noch geneigter machte; dass man auf heiligem Orte schlief oder schlafen wollte, um im Traume die ersehnte Wirkung zu erzielen.

Die Anwendung dieser Auffassung zur Erreichung ärztlichen Rathes und Heilung aus Krankheit, ferner das Verfahren bei der Incubation selbst bilden einen Theil der Geschichte der Medicin und entfallen somit aus dem Rahmen vorliegender Abhandlung.

Wenn wir das bisher Gesagte resumiren, gelangen wir zu folgendem Resultate: Zu Ende der mythischen Periode bewegte sich der altgriechische ärztliche Stand noch lange innerhalb der Bahnen der Religion, insofern die Heilkenntnisse und die Ausübung der Praxis nicht freigegeben waren, sondern an bestimmte, den Namen des vergötterten ärztlichen Urbildes Aeskulap's führende Aerzte und an mit den Attributen von Heiligthümern und Tempeln versehene Oerter gebunden waren, in welchen die Aerzte, unterstützt durch Leitung und Dienstpersonal, ihre Kunst und ihr Wissen ausgeübt, was sie auf ihre im reiferen Alter aufgenommene Zöglinge übertrugen.

Allmählich musste aber eine Periode eintreten, wo die Zahl der Neophyten stellenweise so sehr anwuchs, dass es zur Bildung bleibender und hier und da mehr oder weniger Ruf gewinnender Schulen kam, deren berühmteste und älteste in Kyrene, Kroton, Rhodos, Knidos und Kos sich befanden.

Ebenso sicher ist es, dass die in den Schulen herangebildeten, durch den bekannten Eid feierlich promovirten und in den Aerzteverband aufgenommenen Asklepiaden lange Zeit nur ausschliesslich zu dem innerhalb der Asklepeia zu verrichtenden ärztlichen Dienste herangezogen wurden und dass diese Periode den Glanzpunkt der altgriechischen Aerzte bildete. Die Kirche sammt allen ihren Institutionen, sie haben es zu allen Zeiten meisterhaft verstanden, ihre Leute bequem zu versorgen, und im Innern des heiligen Institutes sah ja das Publikum, die profane Menge, in dem Arzte nur das gottbegnadete Wesen!

Ganz anders gestaltete sich die Sache, als in der darauf gefolgten zweiten Periode des Aeskulapcultus, wahrscheinlich durch Ueberfüllung der Schulen nur protegirte oder vielleicht nur die ausgezeichnetsten Zöglinge für den behaglichen ärztlichen Dienst innerhalb des Heiligthumes reservirt wurden und der Ueberschuss der aus den Schulen hervorgegangenen Aerzte sich ausserhalb der Tempelhallen sein Brod suchen musste.

Diese nicht mehr mit kirchlichem Charakter bekleideten Aerzte, aus denen sich die aus den Fesseln der Religion gänzlich befreiten Aerzte der späteren Perioden entwickelt haben, mussten jedenfalls einen gewaltigen Kampf gegen die privilegirten Aerzte des Heiligthums geführt haben und die Folgen dieser schweren Concurrenz zeigten sich darin, dass die Nichttempelärzte sich entweder in respectvoller Entfernung von der Schule und dem Heiligthume niederliessen oder dass sie sich ausserhalb Griechenlands in aller Herren Ländern zerstreuten; somit ist es erklärlich, dass wir schon frühzeitig auf Beispiele solcher ärztlicher Auswanderungen aus Griechenland stossen.

Seit jener Zeit, als das Verbleiben des jungen Arztes nach Beendigung seiner Studien in der Schule oder in den Tempeln nur mehr zur Sinecure protegirter Individuen geworden und der grösste Theil des ärztlichen Nachwuchses sich der Privatpraxis in die Arme warf, mussten sich die Verhältnisse des ärztlichen Standes derart gestalten, dass sich das grosse Publikum langsam daran gewöhnte, seinen ärztlichen Rath bei den nichtpriesterlichen Aerzten einzuholen und dass man nur in schwierigen oder dubiosen Fällen sich an die Schule resp. an das Heiligthum (Orakel) wandte. Die medicinischen Heiligthümer, die Orakel, waren daher mit einem consultativen Charakter bekleidet und mögen in gewissen Fällen das höchste Forum in Sanitätsangelegenheiten gebildet haben, ganz entsprechend dem Vorgange der Jetztzeit, wo sich der Kranke zwar vom Landarzte behandeln lässt, aber seinen Vermögensverhältnissen entsprechend sich gern an einen Universitätsprofessor oder mindestens an einen städtischen Arzt von Ruf wendet.

Wann diese in den Anschauungen des griechischen Publikums vor sich gegangene Aenderung eingetreten ist, lässt sich wohl nicht genau bestimmen; dass sie aber in ziemlich frühe Zeit zu versetzen ist, zeigt das Beispiel des uns schon bekannten Demokedes.

Dieser hatte — nach Herodot's Zeugniss — nach Beendigung seiner Studien an der Schule zu Kroton, sich in Aegina als praktischer Arzt niedergelassen, wo er auf eine beträchtliche Anzahl von Collegen stiess. Im zweiten Jahre seiner dortigen Praxis wurde er schon von den Aegineten zum städtischen (Amts)-Arzte mit dem Gehalte von einem Talente (ca. 1600 Thlr.) fürs Jahr ernannt, was sicherlich einer jener ältesten Fälle ist, wo ein Arzt im Alterthume zu einer öffentlichen ärztlichen Anstellung gelangte. Im dritten Jahre seines Aufenthaltes zu Aegina beriefen ihn die Athener zu ihrem Stadtarzte mit dem jährlichen Gehalte von 100 Minen (ca. 2600 Thlr.). Von hier gelangte er zum Fürsten Polykrates von Samos, dessen Leibarzt er mit dem jährlichen Gehalte von zwei Talenten (ca. 3200 Thlr.) wurde. Da aber Polykrates im Jahre 522 v. Chr. seinen Tod gefunden, lässt sich der Anfang der Praxis unseres Demokedes ins zweite Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts v. Chr. setzen und somit musste der ausserhalb der Asklepeia wirkende ärztliche Stand damals schon namhaft vertreten sein.

Schon vor der Betrachtung der griechischen Verhältnisse haben wir betont, dass z. B. Persiens Beherrscher die zu ihnen eingewanderten griechischen Aerzte zu hohen Ehren gelangen liessen. Hier müssen wir besonders jenes Verhältniss betonen, welches zwischen dem Arzte Demokedes und dem Fürsten Polykrates bestanden, und welches nach Herodot ein äusserst freundschaftliches gewesen; wir glauben dies um so eher, als ja auch Darius, der mächtige Autokrat, Demokedes mit den Zeichen seines Wohlwollens und den Gaben seines Vertrauens förmlich überschüttete.

Auch Apollonides aus Kos und Ktesias aus Knidos kennen wir als Vertreter der griechischen Aerzte, die in Persien sich zu hoher Rolle emporgeschwungen.

Der Umstand, dass man vom Urbeginne der Medicin bis zu unserem vergangenen Jahrhunderte sich die Heilkunde nicht als etwas Selbstständiges vorstellte, sondern dass man in einem tüchtigen Arzte zugleich den Philosophen, Philologen, Poeten, Mathematiker, Astronomen u. s. w. suchte, trug in Griechenland unendlich viel zur Hebung des ärztlichen Standes bei. In jenem Lande, dessen Bewohner, gesegnet mit allen Gaben des Himmels, die Idee

des Schönen und Tugendhaften im reinsten Lichte offenbarten, im Vaterlande der Aesthetik, wo die Denkart der Philosophie auf die Entwicklung der Heilkunde Einfluss geübt: dort konnte man nicht wie in unseren Tagen den Arzt auf ein seiner Wirkung vorgeschriebenes und geometrisch abgegrenztes Gebiet beschränken; dem Arzte musste als einem Universalgenie ein unbegrenztes Terrain seiner Wirksamkeit geboten werden und daher gipfelt die erhabene sociale Stellung der griechischen Aerzte darin, dass sie neben ihren rein ärztlichen Functionen auch in die Familien- und öffentlichen Verhältnisse ihrer Umgebung massgebend eingriffen, welches Eingreifen sich nicht selten zur Höhe der Leitung von Völkergeschicken erhob.

Hippokrates II. († 370) ist nicht nur der unsterbliche Arzt, dem die Athener in Anerkennung seiner prophylaktischen Massregeln die höchsten Ehrenbezeugungen zu Theil werden liessen, sondern er ist gleichzeitig ein glänzender Staatsmann, dessen politisches Wirken seinem Vaterlande Kos äusserst segensreich wurde, als die Athener dasselbe mit Krieg heimsuchen wollten; er wendete das Unheil von Kos ab. Seinem Sohne Thessalos gab er den Rath, das Studium der Heilkunde mit jenem der Arithmetik und Geometrie zu verbinden, und auf eigene Kosten rüstete er diesen Sohn aus, um sich der unter Alcibiades' Leitung (415—413) gen Sicilien gezogenen militärischen Schaar anzuschliessen und auf diesem Wege ausser der Erwerbung feldärztlicher Kenntnisse sein Wissen noch anderweitig zu bereichern.

Gleicher politischer Erfolge durfte sich der Arzt Dexippos aus Kos rühmen, der am Hofe des Fürsten Hekatomnos von Karien lebte und in Folge der Heilung der Prinzen Mausolos und Pixodaros aus gefährlicher Krankheit den Fürsten bewog, seine gegen Kos geplanten Feindseligkeiten einzustellen (um 370).

So gab Eudoxos aus Knidos (408—355) seinem Geburtsorte eine neue Verfassung; so erhielt er vom Spartanerkönige Agesilaos II. († 358) ein Empfehlungsschreiben nach Egypten u. s. f.

Nicht genug hervorzuheben ist schliesslich der enorme Einfluss, den die Aerzte auf die Fürsten und Grossen der hellenistischen Periode ausgeübt.

In dem kleinen Macedonien z. B. berief schon Perdikkas II († 413) den grossen Hippokrates an seinen Hof; wir wissen

ferner, dass Amyntas II. († 369) den Nikomachos aus Stagira, einen angeblichen Abkömmling Aeskulap's, zum Leibarzte hatte, einen Mann, den die alten Chronisten einen Freund des Königs nennen, was um so glaublicher klingt, als des Amyntas' Sohn Philipp II. († 336) den Sohn des Nikomachos, den berühmten Aristoteles, zum Erzieher seines Sohnes Alexander berufen. Wir wissen ferner aus der Zeit Philipp's II., dass dieser König bei der Belagerung von Methone durch einen Pfeilschuss eine Augenverletzung erlitt und dass er den ihn behandelnden Arzt Kritobulos, trotzdem das verletzte Auge seine Sehkraft einbüsste, für die Behandlung mit Schätzen überhäufte.

Die Anerkennung, deren sich die Aerzte bei den macedonischen Königen zu erfreuen hatten, findet ihren höchsten Ausdruck bei dem grössten Herrscher dieses Volkes, bei Alexander III., dem Grossen († 323). So grossartig jenes bekannte Vertrauen ist, welches er zu Beginn seiner Regierung seinem Leibarzte Philipp aus Akarnanien entgegenbrachte, ebenso lobenswerth ist sein Betragen dem Arzte Kritobulos gegenüber, als er (der König) in einer gegen die Oxydraker geführten Schlacht verwundet und durch den genannten Arzt operativ behandelt wurde (siehe meinen Aufsatz „Alexander der Grosse als Kranker" in der „Pester med. chir. Presse" 1883, Nr. 37).

Der Urenkel Hippokrates' des Grossen, Drako III., war Leibarzt der schönen Roxane, einer Gattin Alexander's des Grossen.

Der schon durch Philipp II. inaugurirte, durch seinen Sohn Alexander grossgezogene und nach dessen Tode vollständig zur Entwickelung gelangte Hellenismus brachte selbstverständlich griechische Heilkunde und griechische Aerzte ausserhalb der Grenzen Griechenlands in der gesammten hellenistischen Welt zur Geltung und wieder bietet sich uns Gelegenheit, jene mächtige Stellung zu bewundern, die die Aerzte an den Höfen eingenommen.

Der grosse Erasistratos, der Stifter einer neuen Schule, war ein intimer Freund Seleukos' I., des Gründers der Seleukidendynastie in Syrien. Auf den Rath des Arztes überliess der Monarch seinem Thronerben Antiochos im Jahre 293 seine eigene geliebte Gattin, die schöne Stratonike und dem ärztlichen Einflusse war es zuzuschreiben, dass der König noch während seines Lebens einen Theil seiner Macht auf den Prinzen übertrug (siehe meinen

Aufsatz: „eine Cur des Erasistratos“ in der „Pester med.-chir. Presse“ 1884, Nr. 17).

Es liegt auf der Hand, dass die Ptolemäer (Lagiden) in Egypten an ihrem Hofe, wo der Hellenismus in Gestalt des Alexandrinismus, unterstützt von der Freigebigkeit mächtiger Herrscher, seine Glanzperiode erlebte, wo die gelehrte Welt, aller materiellen Sorgen frei, in den Sälen der Museen sich ausschliesslich den Studien und wissenschaftlichen Discussionen widmete, auch den ärztlichen Stand zu ehren und zu heben wussten.

Ptolemäos II. († 247/6) honorirte einen Arzt (Erasistratos?) mit 100 Talent (ca. 160,000 Thlr.), weil er den Syrerkönig Antiochos von einem gefährlichen Leiden befreit hatte.

Chrysippos aus Rhodos, der Arzt der Arsinoë, der ersten Gattin Ptolemäos' II., war Theilnehmer der von Arsinoë gegen ihren königlichen Gemahl geplanten und entdeckt gewordenen Verschwörung, die den Arzt seinen Kopf kostete. Dies ist allerdings keine erbauliche Reminiscenz aus der Geschichte der alten Aerzte; aber für die Tragweite der altärztlichen Stellung bürgt der Umstand, dass eine Königin sich zum Genossen einer gegen das Leben ihres regierenden Gemahls gerichteten Verschwörung ihren Arzt erwählt.

Fast sollte man meinen, dass zu Zeiten, wo man — namentlich im Oriente — sich keine Gewissensbisse machte, um eine missliebige Person zu beseitigen, die Aerzte zumeist die Vermittler solcher Beseitigungen gewesen sein müssten; aber zur Ehre des altärztlichen Standes sei hier betont, dass dergleichen historisch beglaubigte Fälle zu den grossen Seltenheiten gehören und dass z. B. der dem Nikias (Leibarzt des Königs Pyrrhos II. von Epiros, † 271) imputirte Fall durch Nichts bewiesen ist, nachdem die hierüber vorhandenen Berichte von einander abweichen, ja sich sogar widersprechen.

Gelegentlich der nach dem Tode des Syrerkönigs Antiochos II. († 247/6) ausgebrochenen Palastrevolution stossen wir abermals auf einen activ auftretenden Arzt. Berenike von Egypten, die junge verwittwete Königin, zieht sich in ihr Castell nach Daphne zurück, um gegen die Nachstellungen Laodike's, des verstorbenen Königs erster Gemahlin, geschützt zu sein, vordem befolgt sie indessen den Rath ihres Arztes Aristarchos, mit der rachgierigen Laodike zu pactiren und ihren königlichen Rechten zu entsagen.

In dem kleinen Königreiche Pergamon, dessen Herrscher sich als eifrige Beschützer der Wissenschaften erwiesen und deren einer die berühmte pergamenische Bibliothek stiftete, stossen wir gleichfalls auf eine Angabe, welche die von den Aerzten inne gehabte vornehme Stellung illustrirt.

Prinz Attalos nämlich (der spätere König Attalos II., reg. bis 138), dem sich bereits öfter Gelegenheit geboten, seinen regierenden Bruder Eumenes II. der Krone zu berauben, lässt sich gelegentlich einer sich hierzu abermals darbietenden Gelegenheit durch seinen Arzt Stratios abreden, die Usurpation auszuführen und verspricht dem Arzte, dass er seinem regierenden Bruder treu bleiben wolle.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Stellung des ärztlichen Standes in Rom.

Bei keinem einzigen Volke des Alterthums finden wir die nach dem bisher Geschilderten uns ungewohnte Erscheinung, dass Heilkunde und heilender Stand so lange Zeit hindurch sich in so ungünstigen Verhältnissen befunden hätten als in Rom.

Abgehärtet am Leibe, kalt und nüchtern im Denken, sein Alles dem Dienste der Oeffentlichkeit opfernd, kennt der Römer vor der Cäsarenzeit weder Heilkunde noch Aerzte.

Es ist allerdings wahr, dass mit der Uebernahme der griechischen Götterwelt auch ärztliche Voll- und Halbgottheiten als vergötterte Begriffe menschlicher Gebrechen und menschlicher Schwächen ihren Einzug in Rom gehalten, gab es ja hier auch ärztliche Heiligthümer; aber zur Entwickelung eines ärztlichen Standes kam es lange nicht.

Die Römer verachteten die Heilkunde und die Folgen dieser nationalen Auffassung liessen sich darin an, dass es keinem einzigen römischen Bürger einfallen konnte, sich dem ärztlichen Berufe zu widmen und dass die ersten Vertreter des römischen ärztlichen Standes eingewanderte Fremde (zumeist Griechen) waren, die die Heilkunde in Buden gewerbsmässig ausübten und auf der niedrigsten Stufe der gesellschaftlichen Rangleiter standen, da sie höchstens Freigelassene waren. Selbst die Tüchtigkeit des vom Peloponnes nach Rom eingewanderten Archagathos (219), den der Senat anfangs ehrenvoll empfing, besserte Nichts an der Lage

und die Republik, die sonst die öffentliche Gesundheitspflege nicht vernachlässigte, sah in den Aerzten nichts Anderes als Sclaven und verachtete Freigelassene.

Erst Julius Cäsar gelang es, die an den Aerzten bisher begangene Unbill gut zu machen. Der geniale Mann sah den Schatten des Sittenverfalls voraus, er sah, dass im Gefolge der Macht und des Reichthums sich auch der Luxus eingeschmuggelt und dass infolge all' dieser zerstörender Factoren die Gesundheit des Leibes eines Wächters bedürfe: er gab daher den Aerzten das Bürgerrecht. Von hier datirt sich also das Entstehen eines ärztlichen Standes in Rom, von dem man sagen kann, er sei zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Die Verleihung des Bürgerrechtes war bei den darauf so stolzen und eifersüchtigen Römern eher im Stande, die den Aerzten bisher zu Theil gewordene Verachtung zu beseitigen als die glänzendsten Erfolge ärztlicher Tüchtigkeit.

Und merkwürdig! Während bei den übrigen Völkern des Alterthums die Aerzte schon von allem Anfange an sich einer äusserst günstigen Stellung erfreuten, aber nur in sehr seltenen Fällen mit dem Staate in Verbindung gebracht wurden, finden wir in Rom das Gegentheil.

Bald nach der ihnen durch Julius Cäsar zu Theil gewordenen gesellschaftlichen Emancipation stossen wir auf das Bestreben des Staates, die Aerzte in seinen Dienst zu nehmen und mit Beginn des kaiserlichen Zeitalters finden wir schon einen systematisch geordneten amtlichen, öffentlichen Sanitätsdienst, der so entwickelt ist, dass die Privatärzte und ihre Stellung gegenüber den „Archiatri" genannten öffentlichen Aerzten förmlich in den Berichten verschwinden.

Den Titel „Archiater" betreffend, weichen die Angaben der einzelnen Autoren von einander in hohem Grade ab. Salomon ist, gestützt auf die Forschungen Briau's, dahin gelangt, dass dieser Titel nur jenen Aerzten zukam, die einen mit bestimmten Agenden versehenen amtlichen Posten inne hatten. Dieser Titel bezeichnete kein bestimmtes Amt, er war kein Amts-, sondern ein Ehrentitel, in dessen Besitze der betreffende Inhaber sich über seine unbetitelten Collegen sowohl in Betreff seiner Stellung als seiner Würde erheben durfte. Die Archiatri bildeten also kein homogenes Ganzes, sondern sie bestanden aus einer solchen Summe

von Aerzten, die nur in Folge ihrer gemeinsamen Wissenschaft in einem quasi Verwandtschaftsverhältnisse zu einander standen und welche die zur Kaiserzeit existirende gesammte öffentliche (Staats)-Heilkunde ausübten, ausgenommen die einen speciellen und untergeordneteren Rang einnehmende Militärmedicin.

Dass mit der Emancipation des ärztlichen Standes — die demselben das Bürgerrecht gebracht — auch dessen Glanzperiode angebrochen, ist zweien in Rom gleichzeitig aufgetretenen Factoren zuzuschreiben: nämlich dem Sittenverfalle und der in Gestalt des Kaiserthums entstandenen Monarchie.

Wir wollen dies begründen.

Wenn es auch nicht zu leugnen ist, dass die nüchterne Lebensweise der kraftstrotzenden republikanischen Periode die Nothwendigkeit des Arztes nicht so sehr fühlen liess, lässt sich doch auch behaupten, dass die vor Julius Cäsar's Zeiten wahrhaft unwürdige Stellung des ärztlichen Standes zumeist dem Aberglauben der Römer und ihrem in die helfende Macht der Götter gesetzten Vertrauen zuzuschreiben war.

Die Republik hatte Jahrhunderte hindurch genug verwüstende und am Marke der Nation zehrende Aussen- und Innen-Kriege geführt, oft genug wurde sie von Seuchen und anderen verwüstenden Elementarereignissen heimgesucht, aber in allen diesen Fällen wendete sich Rom nicht an den Arzt, sondern es appellirte an die Hülfe seiner Götter; aus der mächtigen griechischen Erbschaft hatte Rom nur den Aberglauben übernommen, es importirte den Aeskulapcultus aus Epidauros und zur Beseitigung der Epidemien inscenirte es — Lectisternien.

Aber mit dem Auftreten des Sittenverfalles, als Roms Söhne und Töchter im Ausbeuten der den unterjochten Völkern abgenommenen und seit Jahrhunderten angesammelten Schätze diese und ihre eigene Kraft in der raffinirtesten Art leiblichen und geistigen Genusses vergeudeten, trat auch eine religiöse Katastrophe ein. Die Götterfamilie Griechenlands fand in Rom nur an der politischen und socialen Stärke ihrer Gläubigen eine Stütze; mit dem Wanken der sittlichen Basis des Völkerdaseins begann auch das treue und feste Anschmiegen an den Glauben zu wanken. Der durch den raffinirtesten Genuss geschwächte Geist und Körper

suchten ihr Heil nicht mehr bei den Göttern, sondern warfen sich vertrauensvoll in die Arme der Heilwissenschaft.

Und da der Sittenverfall mit der Kaiserzeit begonnen, musste die letztere gleichfalls einen mächtigen Hebel zur Förderung des Ansehens des ärztlichen Standes abgeben.

Die Heilung eines einzigen Kaisers musste den Nimbus des Arztes mehr heben als eine wie grosse Zahl immer von geheilten Republikanern und nachdem es im Interesse der römischen Imperatoren gelegen sein musste, ihr kaiserliches Dasein so sehr als möglich in ungestörter leiblicher Gesundheit zu geniessen und es zu verlängern, darf es uns nicht Wunder nehmen, dass bald nach Julius Cäsar die neuen Aerzte-Bürger als die vornehmsten Vertreter der Archiatri ihren Einzug in die Kaiserburg gehalten.

Briau will nachweisen, dass es unter dem römischen Kaiserthume fünferlei Archiatri gegeben habe. Mit Ausserachtlassung der über den Titel selbst geführten Discussion sei hier nur constatirt, dass nach dem genannten Forscher die kaiserlichen Leibärzte die erste Klasse der mit amtlichem Charakter bekleideten Aerzte gebildet haben.

Schon unter dem ersten Kaiser, Augustus († 14 n. Chr.), treffen wir eine beträchtliche Anzahl von Aerzten an, die am Hofe eine mehr oder weniger bedeutende Stellung eingenommen. Der vornehmste unter ihnen ist Antonius Musa, der nach der Heilung seines Gebieters in den Ritterstand erhoben wurde.

Eine ansehnliche Stellung nahm auch der Arzt Marcus Artorius ein, von dem eine griechische Inschrift angiebt, dass ihn Volk und Senat in Smyrna ob seiner grossen Gelehrsamkeit sehr geschätzt. Es ist dieser derselbe Arzt, der nach übereinstimmender Angabe vieler Autoren Octavian (Augustus) während der Schlacht bei Philippi (42 v. Chr.) bewog, sein Zelt zu verlassen, welches bald darauf durch Brutus erobert wurde.

Musa's Bruder war Euphorbus, Leibarzt des Königs Juba von Mauretanien und Entdecker der nach ihm genannten Pflanze euphorbium.

Aus Augustus' Zeit kennen wir noch Cajus Claudius Acron, Cajus Sterninius Xenophon, Tiberius Claudius Antus Sabinianus.

Des Tiberius († 37) Arzt war Menekrates, der Erfinder

des Diachylonpflasters; er war aber noch der Leibarzt Claudius I. (41—54).

An Tiberius' Hofe wirkten noch: Eudemos, Freund und Arzt der Livilla (Schwiegertochter des Kajsers, † 31). Leider müssen wir hier bemerken, dass in Folge des enormen Sittenverfalles der vornehmsten Stände auch der moralische Halt mancher Aerzte ins Wanken gerieth; denn dieser Eudemos vergiftete im Jahre 23 den Gatten Livilla's, den Prinzen Drusus. Ferner kennen wir noch aus dieser Zeit den Hofarzt Charikles.

Am Hofe Claudius' I. lebte ausser Menekrates noch Cajus Sterninius Xenophon aus Kos, der sich so sehr der Gunst des Kaisers erfreute, dass Claudius ihm zu Liebe die Insel Kos von allen Importzöllen befreite und den Arzt mit dem Gouvernement der heiligen und Aeskulap geweihten Insel betraute; leider war unser Arzt hierfür nicht dankbar, da er auf Wunsch der Kaiserin Agrippina den Kaiser vergiftete.

Der Arzt Messalina's, einer anderen Gattin Claudius', war Vectius Valens.

Die Aerzte Nero's († 68) waren: Thessalus und Andromachus.

Der des Domitian († 96) war: Lucius Arruntius Sempronianus Asclepiades, der nach Briau derselbe ist, den Pinius als den berühmtesten und reichsten Arzt seiner Zeit bezeichnet.

Unter Antonius († 161) kennen wir: Magnus; unter Marc Aurel († 180): Demetrius; unter Commodus († 192): den grossen Galen. Alexander Severus († 235) bestimmte die Zahl der Hofärzte, deren Agenden, Bezahlung, Rang u. s. f., was auch seine Nachfolger thaten.

Die unter Diokletian († 305) erfolgte, die gesammte römische Verfassung und Verwaltung berührt habende Reform tangirte auch den ärztlichen Stand und trug wesentlich zu dessen Hebung bei.

Diokletian hatte mit Beseitigung der republikanischen Formen und der Soldatenherrschaft die mit dem Nimbus der Göttlichkeit bekleidete unbeschränkte Selbstherrschaft eingeführt, mit welchem Nimbus sich selbstverständlich auch seine Nachfolger gern umhüllten. Folge dessen war, dass alle Personen, die mit der Person des geheiligten Herrschers in nähere Berührung geriethen, je nach

dem Grade der zwischen ihnen und dem Monarchen bestehenden Intimität, eine mächtige Stellung einnahmen; da aber der ganze Staat militärisch organisirt war, bildeten die Palastbeamten auch einen militärisch organisirten Status, zu dem auch die Palastärzte gehörten, die damals wahrscheinlich zum Zeichen ihres hohen Ranges den Archiatertitel erhalten haben dürften. Je nach dem Grade ihrer mit dem Kaiser genossenen Intimität nahmen die Hofärzte eine sehr maassgebende Stellung ein und wurden sie mit Würden und Privilegien überschüttet, wodurch ihr Ansehen natürlich in den Augen der Menge wuchs. Sie standen mit den ersten Hofwürdenträgern in gleichem Range und sie konnten sich überdies diesen gegenüber mit dem Plus ihres Wissens und ihrer durch ihren Beruf gegebenen Menschenkenntniss rühmen. Daher ist es erklärlich, dass sie die höchsten politischen und administrativen Würden erlangten und selbst Landeschefs wurden, wie z. B. Vindicianus, der Proconsul Afrika's. Das Gesetz bestimmte, dass diese Aerzte Ritter erster Klasse und den ersten Reichsgrossen ebenbürtig seien. In ihrem eigenen Schosse ausgebrochene Zwistigkeiten oder zwischen ihnen und ihrer Clientel aufgetauchte Differenzen wurden durch den aus ihrer Mitte erwählten Proesul archiatrorum geschlichtet, gegen dessen Urtheil man nicht appelliren durfte. Salomon bemerkt hier sehr richtig, dass jene Institution schon damals das noch heute so wichtige ärztliche Ehrengericht gebracht, welches, da der Proesul auch die Behandlungsweise der Aerzte beurtheilte, zwar die Freiheit des ärztlichen Handelns beschränkte und dem ärztlichen Forschen und Wissensbereichern hinderlich war, es ist uns aber kein beglaubigter Fall überliefert worden, dass dies jemals geschehen wäre. Uebrigens wurde das Amt des Proesul erst zu Zeiten des Gothenkönigs Theodorich (also zu Ende des 5. Jahrhunderts) eingeführt.

Die zweite Klasse der Archiatri bildeten die Amtsärzte der Provinzialstädte. Diese Aerzte bekamen von den Kaisern besondere Immunitäten, z. B. Befreiung von Bevormundung, Einquartierung u. dgl. Antonin († 161) hatte durch ein offenes Edict die Zahl der Aerzte (5 — 7 — 10) je nach der Grösse der Stadt festgesetzt und bestimmte auch die Art ihrer Immunität; sein Edict wurde mit manchen Veränderungen und Modificationen von seinen Nachfolgern bestätigt und in Ehren gehalten. Ob die Immunitäten

nur den Archiatri auch in Rom gegeben wurden, ist nicht sicher; es scheint, dass die Aerzte der Stadt Rom in dieser Beziehung den andern Aerzten gegenüber keinen Vorzug genossen.

Die Provinzial-Stadtärzte wurden von den Stadtrepräsentanten — zu denen sich wegen Unparteilichkeit die reichsten Bürger gesellten — gewählt. Man sorgte also für gerechte Wahl, die, weil die Regierung weder das Inspections- noch das Bestätigungsrecht ausübte, ein autonomes Recht der Stadtgemeinden bildete. Die Bezahlung dieser Aerzte wurde gleichfalls von der Bürgerschaft, ohne Zuthun der Provinzialchefs, bestimmt. Solche Stadtarztesstellen kamen durch Abdankung, Todesfall oder durch Enthebung des Betreffenden von seinem Dienste in Erledigung.

Die Agenden dieser Aerzte bestanden in der Armenbehandlung und in öffentlichen und privaten Vorträgen behufs Heranbildung von Schülern. Konstantin I. († 337) wendet zum ersten Male die Bezeichnung Archiater auf diese Provinzial-Stadtärzte an, doch erhielten sie diesen Titel wahrscheinlich schon von Diokletian.

Wir kennen mehrere auf diese Aerzte Bezug habende Inschriften, die in dem Jahrgange 1879 des „Archiv für Geschichte der Medicin“ zu lesen sind.

Die dritte Klasse der Amtsärzte bildeten jene der beiden Hauptstädte (Rom und Konstantinopel).

Damals als die Provinzen schon Amtsärzte gehabt, gab es in Rom noch keine öffentlich angestellten Aerzte und da das ganze Verwaltungssystem Roms sich von jenem der Provinzen unterschied, ist es nicht Wunder zu nehmen, dass auch zwischen den öffentlichen Aerzten der Provinzialstädte und jenen der Hauptstadt ein Unterschied gewesen.

Valentinian I. hatte über Vorschlag des Stadtpräfecten Praetextatus 368 das Institut der städtischen Aerzte in Rom eingeführt. Es wurden so viel Aerzte angestellt als es Stadttheile gab; eine Ausnahme bildeten blos der porticus Xystus und das Collegium der Vestajungfrauen, die ihre eigenen Aerzte hatten. Ihre Bezahlung bezogen die Aerzte von der Stadt, ihre Agenden bestanden zuvörderst in der Behandlung der Armen und ihre Ergänzung wurde nach einer Fähigkeitsprüfung durch freie Wahl des Collegiums und mittelst kaiserlicher Bestätigung vorgenommen. Die Privatpraxis wurde diesen Aerzten nicht verboten. 370 ordnete ein kaiserlicher

Befehl an, dass die Wahl mittelst einfacher Stimmenmehrheit geschehe und dass der Neugewählte auf der untersten Stufe der Rangleiter seiner Collegen stehe, damit die im Range höher stehenden Collegen im Verhältnisse zu ihren Verdiensten sowohl in ihrer Bezahlung als in ihrem Range vorrücken könnten. In Folge der mit dem Amte verbundenen weitreichenden Immunitäten muss man die Stellung eines damaligen hauptstädtischen Archiaters geradezu eine glänzende nennen.

Die vierte Klasse bildeten die Archiatri der ärztlichen Schulen.

Mit der Emancipation des ärztlichen Standes strömte eine grosse Zahl von Aerzten nach Rom, um hier durch Unterrichtertheilen in der Heilkunde ihr Fortkommen zu finden. Aus diesen Anfängen entwickelten sich die ärztlichen Schulen, die endlich in der am Esquilinus erbauten „schola medicorum" eine eigene Heimstätte gefunden. Seit Vespasian's Zeiten wurden die Aerzte der ärztlichen Schulen vom Staate bezahlt.

Wir haben schon oben angedeutet, dass zwei Regionen Roms ihre eigenen Aerzte gehabt; diese bildeten die fünfte Klasse, nämlich im Xystus und im Tempel der Vestalinnen.

Nachdem in Rom jede Behörde ihre Aerzte hatte, versteht es sich von selbst, dass die Gymnasien, Vereine u. s. w. auch ihre eigenen Aerzte zur Verfügung erhielten, nur dass die Aerzte des Xystus und der Vestalinnen eine vornehmere, eine exquisitere Stellung einnahmen.

Der Xystus war jener Theil des Gymnasiums, wo die Athleten im Winter ihre Uebungen abhielten und wo wegen etwaiger Unglücksfälle immer Amtsärzte angestellt waren. Hierdurch dass der Xystus für einen heiligen Ort gehalten wurde und dass die in ihm ausgeführten Uebungen mit einem religiösen Anstriche umgeben waren, erhielten die Institutsärzte durch den Archiatertitel eine gewisse Würde und nicht geringes Ansehen. Sie waren mit dem Director der Anstalt — Xystarchus — und mit dessen hoch im Range stehenden Priester — Archiereus — ebenbürtig. Uebrigens stehen uns keine näheren Daten über diese Xystus-Aerzte zur Verfügung.

Ebenso wenig wissen wir Näheres über die Aerzte des Vestatempels zu berichten; wenn wir aber erwägen, welche Stellung

im alten Rom die Vestalinnen eingenommen, müssen wir anerkennen, dass der in ihrem Tempel gewirkt habende Arzt — ganz abgesehen von seinem Archiatertitel — sicherlich zu den hervorragendsten Beamten Roms gehört haben musste.

Wir haben in den bisherigen Zeilen versucht, etwas über die gesellschaftliche Stellung des ärztlichen Standes im Alterthum mit kurzen Strichen zu zeichnen; wollten wir die Sache umständlich schildern, so könnten wir bei Berücksichtigung sämmtlicher culturhistorischer Momente damit Bände füllen; aber wenn wir unser Thema in noch so grossem Maassstabe bearbeiteten, wird doch nur immer eine kurze Lehre zur Darnachrichtung für die Jetztzeit daraus resultiren: dass nämlich die Jetztzeit, insofern es die Würdigung des ärztlichen Standes betrifft, kühn zu dem Alterthum in die Schule gehen darf!

XIII.

Ueber vermeintliche antike Seife.

Von

K. B. Hofmann,
Professor der medic. Chemie in Graz.

(Mit Bewilligung der Verlagshandlung C. Gerold Sohn abgedruckt aus den „Wiener Studien“ 1863.)

Schon im Jahre 1825, als die erste Fullonica in Pompeji aufgedeckt worden war, glaubte man auch in derselben Seife gefunden zu haben. Blümner spricht in seinem durch Reichhaltigkeit und Genauigkeit ausgezeichneten Werke [1]) das Bedauern aus, dass damals keine Analyse dieser Seife vorgenommen worden ist. In der ersten Hälfte der siebziger Jahre ist die zweite Fullonica blosgelegt worden, und wieder schien ein Fund dafür zu sprechen, dass man dieses uns zum wichtigen Bedürfniss gewordene Reinigungsmittel in der antiken Welt gekannt habe und dass diesmal eine grössere Menge desselben in unsere Hände gekommen sei. — Presuhn [2]) führt diese Seife unter den in der Walkerei gefundenen Gegenständen an und erwähnt, dieselbe sei in einem grossen irdenen Gefässe enthalten gewesen, zwischen dessen Scherben sie seither in einem Haufen auf dem Boden liege. — Ein Jahr, bevor ihn vorzeitiger Tod seiner Thätigkeit entriss, trat er mit mir wegen dieses Gegenstandes in brieflichen Verkehr und sandte mir eine Probe der fraglichen Seife zur Untersuchung. In einem die Sendung begleitenden Briefe (Pompeji, 20. August 1880) theilte er mir Folgendes mit: „Die Seife fand sich 1875 in grosser Quantität und blieb an Ort und Stelle unter freiem Himmel liegen. In der

1) Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern I, 174.

2) Pompeji. Abth. IV, S. 3.

ersten Zeit war die Substanz noch der Art, dass ich sie geradezu beim Waschen versucht habe. Ich habe die Probe, die ich Ihnen sende, mit dem Messer möglichst tief aus dem Haufen herausgegraben.“ Nach einer späteren Mittheilung hätte die Substanz einen leichten Schaum gegeben.

Die Untersuchung dieser Probe war für ein von Presuhn geplantes Nachtragsheft bestimmt, das der 2. Auflage seines Buches folgen sollte, an dessen Ausarbeitung ihn aber der Tod gehindert hat. Diese Bestimmung erklärt die Form und die verspätete Publication des mir nach Presuhn's Ableben zurückgestellten Aufsatzes.

Ueber unsern Gegenstand finden sich bei den alten Schriftstellern nur dürftige Andeutungen erhalten, und diese entbehren überdies der erwünschten Deutlichkeit. Am vollständigsten zusammengestellt findet man sie in Beckmann's „Beyträge zur Geschichte der Erfindungen“ Bd. IV, S. 1 u. ff. und in dem oben erwähnten Werke Blümner's Bd. I, S. 161 u. ff.

Das Wort „sapo“ findet sich bei Plinius nur einmal (XXVIII, 51) und bedeutet daselbst eine aus Fett und Asche (oder Kalk) hergestellte Pomade, deren sich die Gallier und Germanen zum Rothmachen der Haare bedienten, — die sonach mit unserer „Seife“ wenigstens ihrer Bestimmung nach nicht identisch war. Ueberhaupt ist Blümner nicht geneigt, bei den Alten Seife in unserm Sinne als Reinigungsmittel anzunehmen (l. c. S. 162, Note 2).

Für den uns vorliegenden Fall haben nur Angaben solcher Schriftsteller Bedeutung, die jener Katastrophe zeitlich nahe standen, durch welche den campanischen Städten der Untergang bereitet ward.

Dioskorides, der unter Nero lebte, erwähnt (de materia medica V, 134) eines Gemisches von Asche und Fett oder Oel, jedoch als eines Pflasters (*τέφρα κληματίνη, σὺν ὀξυγγίῳ δὲ ἢ ἐλαίῳ καταπλασθεῖσα*). An einer anderen Stelle (V, 131) bespricht er die Eigenschaften der aus Essighefe hergestellten Pottasche (*τρὺξ — ἥ ἀπὸ ὄξους καίεται*) und bemerkt: „zusammen mit Mastixöl eine ganze Nacht eingerieben, macht sie die Haare gelb“ (*μετὰ σχινίνου ἐλαίου συγχρισθεῖσα νύκτα ὅλην, ξανθὰς ποιεῖ τὰς τρίχας*). Diese Angabe stimmt gut zu der von Plinius über „sapo“ gemachten und zu einem Fragment von Cato's

Origenes (p. 89 Peter): mulieres nostrae capillum cinere unguitabant, ut rutilus esset. In sämmtlichen Stellen des Martial, in denen der Sache Erwähnung geschieht, — die caustica spuma (Epigr. XIV, 26), spuma Batava (VIII, 33) und die pilae Mattiacae — erscheint sie als Haarfärbemittel. Aus keiner der beiden Stellen des Dioskorides geht hervor, dass es sich um ein wirkliches Verseifen des Fettes und nicht vielmehr um einfaches salbenartiges Zusammenreiben der Bestandtheile handle. Die fahlmachende Einwirkung auf das Haar stimmt nicht gut zu dem Verhalten einer aus fettsauren Alkalien oder fettsaurem Kalk bestehenden Seife.

Uebrigens — und das scheint bisher nicht hervorgehoben worden zu sein — berechtigt auch die oben angeführte Stelle von Plinius nicht ohne weiteres zu der Annahme, dass der „sapo" durch einen Verseifungsprocess im chemischen Sinne hergestellt war. Nur wenn man sapo als unguentum auffasst, wie es in den Versen des im 3. Jahrhundert unter Severus und Caracalla lebenden Arztes und Gourmand's Serenus Sammonicus:

Ad rutilam speciem nigros flavescere crines
Unguento cineris praedixit Plinius autor,

geschieht, kann man an Verseifung denken; denn nach Plinius (XIII, 3) wurden die unguenta gekocht (coquuntur plumbeis vasis). Allein Plinius sagt in jener Stelle gar nichts von einem unguentum und gebraucht dieses Wort zumeist für wirkliche Bleipflaster, so dass jene Verse eine willkürliche Deutung der Stelle enthalten.

Endlich erwähnt Dioskorides (V, 132) auch eines Gemisches von gebranntem Kalk mit Fett und Oel.

In allen diesen Fällen bleibt es zweifelhaft, ob es sich um ein unserer Seife gleiches Präparat handelt; jedenfalls handelt es sich aber um kein Reinigungsmittel, sondern um Pomaden und Salben, bisweilen sogar um flüssige [1]).

Aretaeus von Kappadocien, der unter Trajan wirkte, spricht wohl von einem solchen Reinigungsmittel und gebraucht sogar den Ausdruck *σάπων*. Leider bleibt aber zweifelhaft, was damit gemeint ist. Hier ist die Stelle! Unter den zahlreichen Mitteln der Gallier gegen Elephantiasis seien auch „nitronartige künstliche (gemachte) Kugeln, mit denen man die Gewänder wäscht und welche Sapon heissen" (— *τὰς λιτρώδεις τὰς ποιητὰς σφαίρας, ἅς σι*

1) Plin. XXVIII, 51 führt zwei Arten von sapo an: spissus et liquidus.

ῥύπτουσι τὰς ὀθόνας, σάπων ἐπίκλην. De diuturnis morbis. II, 13 ed. Kühn; ed. Oxon. 150). Zunächst scheint die Stelle zu besagen, dass die Gallier damit ihre Kleider waschen, was noch keinen Schluss auf die gleiche Verwendung durch römische Fullonen gestatten würde. Dann bleibt zweifelhaft, ob die Kugeln lediglich aus λίτρον (νίτρον) bestehen, worunter man gewöhnlich Soda (kohlensaures Natron) oder Pottasche versteht. Dies könnte man mit Hinblick auf die Verwendung annehmen; denn noch heute werden bei manchen Hautkrankheiten mit wuchernder Epidermis Sodabäder zum Aufweichen der letzteren empfohlen. Andererseits könnte mit dem Ausdruck λιτρώδεις angedeutet sein, dass zu ihrer Herstellung λίτρον diente, ohne dass sie daraus ausschliesslich bestanden. Es konnte Fett mit Soda oder Pottasche abgerieben sein. Moschus freilich nimmt λίτρον und σάπων für identisch: νίτρον, τὸ κοινῶς σαπώνιον. Es bleibt also auch bei dieser Stelle zweifelhaft, ob wir bei dem Worte σάπων = sapo an etwas unserer Seife Gleiches denken dürfen.

Der von den Classikern bei Erwähnung von Bädern gebrauchte Ausdruck ῥύμμα darf nicht ohne weiteres für Seife genommen werden; er bedeutet nur ganz allgemein jedes Reinigungsmittel im Gegensatz zum λουτρόν, dem Badewasser[1]). ῥύμμα ist synonym mit σμῆγμα (Moeris p. 336: ῥύπτεσθαι, ῥύμμα Ἀττικοί· σμήχεσθαι, σμῆγμα Ἕλληνες). Nun ist σμῆγμα, wie besonders aus den medicinischen Schriftstellern hervorgeht, zunächst ein Pulver, mit dem man die Haut abrieb, wie man dies mit Reismehl noch heute thut. So war darunter einbegriffen: Nitron, Mauersalpeter (ἀφρόνιτρον), Bimssteinpulver, Kleie, Walkererde, die sogar σμηκτρὶς γῆ heisst. Man kannte bereits σμήγματα τῶν ὀδόντων „Zahnpulver". Später erst ist auch Seife unter die ῥύμματα gezählt worden. Oribasius (p. 69 ed. Mai): τῷ γερμανικῷ σμήγματι· καλεῖται δὲ σάπων; ferner die Scholien zu Lucians Lexiph. c. 2. ῥύμματα τὸν σάπωνα ἢ καὶ νίτρον· ἐχρῶντο γὰρ κἀι νίτρῳ οἱ παλαιοὶ ἐν τοῖς λουτροῖς; endlich Zonaras (p. 1660) σμῆγμα, τὸ καθάρισμα, σαπώνιον. (Vergl. damit Moschus: νίτρον, τὸ κοινῶς σαπώνιον). In den beiden letzten Stellen er-

1) Vergl. Aristoph. Lysistr. 377: εἰ ῥύμμα τυγχάνεις ἔχων, λουτρόν γε σοι παρέξω „wenn du etwa ein ῥύμμα bei dir hast, mit dem Badewasser werde ich dir aufwarten."

scheint σαπώνιον im allgemeineren Sinne nicht als das γερμανικὸν σμῆγμα, sondern als Waschmittel überhaupt gebraucht.

Die von Beckmann (l. c. S. 3) angeführten Stellen sprechen allerdings noch deutlicher über sapo als ein purgatorium: allein sie gehören viel späteren Schriftstellern an: Theodor Priscianus aus dem 4. Jahrhundert — nach älterer Annahme —, Paulus von Aegina gar aus dem 7.[1]). Aber auch nach Beckmann hätte man die Seife in einer Fullonica nicht zu suchen. „Das Waschen war das Geschäft der armseligen Fullonen, die sich wohl nicht um ausländische Waaren (er meint gallischen und germanischen Sapo) bekümmern konnten.“ Ob die Fullonen, welche uralte Sodalicien gebildet haben, wirklich so armselig waren, mag dahingestellt bleiben; auch brauchten sie den in Gallien erfundenen Sapo nicht von daher zu beziehen.

Unter den verschiedenen Reinigungsmitteln: Nitrum, Asche, Harn, Rindergalle, Schwefel, schäumende Wurzeln, Oel (oleum picem e pannis extrahit Plin. XXIV, 1) spielte bei den Fullonen die wichtigste Rolle die Walkererde, die creta fullonia des Plinius (XVII, 4), die γῆ πλυντρίς (Theophrast) und σμηκτρίς (Galen) der griechischen[2]) Schriftsteller.

Welcher Art diese Walkererden, deren es mehrere gab, waren, lässt sich aus den Schriften kaum mehr vermuthen.

Der Fund in der Fullonica liess hoffen, dass man über die Frage, ob die römischen Walker Seife anwendeten, Aufschluss erhalten werde. Als ich seinerzeit die Untersuchung vornahm, bestimmte mich nicht blos dieses culturhistorische Interesse, sondern ich hoffte, auch noch ein anderes, mir näheres zu befriedigen: die Frage zu beantworten, welche Veränderungen fettsaure Salze im Verlaufe so vieler Jahrhunderte erfahren haben können.

---

1) Nach gütiger Mittheilung meines geehrten Collegen, Prof. O. Keller, rührt die früher dem Theodorus zugesprochene Schrift „De crementis capillorum“ schwerlich von diesem her und dürfte wahrscheinlich einer viel späteren Zeit angehören. Zu den von Beckmann angeführten späteren Schriftstellern fügt Keller noch aus dem 5. Jahrhundert Cassius Felix c. 16 (p. 23, Rose) bei.

2) Im Original wird unter den Bezeichnungen für Walkerde noch λίθος μόροχθος und μόροξος angeführt. Da Prof. Hofmann seither den Nachweis geführt hat, dass Morockthos vielmehr Talk (Steatit) war, ist der bezügliche Absatz des Originals hier weggeblieben.

Meine Hoffnung ward durch die Analyse enttäuscht: die fettig anzufühlende Masse war eben keine Seife.

Presuhn hatte mir gelegentlich mitgetheilt, dass bald nach der Entdeckung der fraglichen Substanz diese von dem seither ebenfalls verstorbenen Chemiker de Luca in Neapel der Analyse unterzogen worden wäre. In den Berichten der Akademie von Neapel fand sich nur eine Publication (1877): „Sopra una materia grassa, ricavata de talune terre rinvenute a Pompeji", die auf diesen Fund bezogen werden könnte. Leider besteht sie nur in einer ganz oberflächlichen Notiz. Man erfährt nichts anderes, als dass die Masse beim Erhitzen auf Platinblech sich schwärzte und dass beim Anwärmen mit verdünnter Salzsäure eine „fettige Substanz von Butterconsistenz frei wurde". Es ist aber kein Versuch gemacht worden, die Natur dieses Fettes zu bestimmen; es wird nicht einmal die Menge desselben angegeben.

Im Laufe meiner Untersuchung kam mir der Zweifel, ob die von de Luca analysirte Substanz mit meinem Object identisch sei, und nun stehe ich nicht an, die Identität in Abrede zu stellen, will ich die Wahrheit der Angaben de Luca's nicht in Zweifel ziehen.

Die von mir untersuchte grauweisse, fettig anzufühlende Masse gab an Wasser wenig, an kochende Aether, Alkohol- und Petroleumäther nichts ab. Beim Erhitzen auf dem Platinblech bräunte sie sich nur sehr wenig, enthielt also kein Fett, keine Seife, überhaupt keine nennenswerthe Spur einer organischen Substanz. Mit verdünnter Salzsäure brauste die Masse stark; nur ein geringer Antheil ward gelöst, ohne dass eine fettige Substanz abgeschieden wurde. Der gelbe Auszug enthielt viel Kalk und Magnesia und ziemlich viel Eisen, die zum grössten Theile als Carbonate in der ursprünglichen Masse enthalten waren. Der Rest, welcher in Säuren unlöslich war, wurde aufgeschlossen und bestand aus kieselsaurer Thonerde, etwas Kalk, Schwefelsäure und Spuren von Kalium. Die quantitative Analyse konnte unterbleiben, da schon nach diesem Resultat der qualitativen Untersuchung der Körper mit Bestimmtheit als Thonerde sich ansprechen liess. — Wenn man ein Bruchstück desselben ins Wasser legt, zeigt es das für Walkerde charakteristische rasche Zerfallen. Das hierbei entstehende feine Pulver enthält nur geringe Mengen eines feinen,

farblosen Sandes und dunkle Schüppchen von Glimmer beigemengt. Der Zerfall ist ein vollständiger und geht ziemlich rasch von Statten. Mein verehrter College, Prof. Rumpf, dem ich die Walkerde zeigte, erklärte sie für eine mittelgute Qualität. Woher sie stammen mag, lässt sich aus ihrer Beschaffenheit nicht erschliessen. — Plinius nennt mehrere Arten von Walkerde, bringt aber ziemlich verworrene Daten über dieselben. Er spricht von der „cimolischen“ (est [cretae] Cimoliae usus in vestibus), von der „umbrischen“, die nur „poliendis vestibus“ gebraucht werde, von der „sardischen“ und derjenigen „quam vocant saxum“. Vielleicht gehört auch die „terra Selinusia“ (XXXV, 56) hierher. Da man unsere Walkerde in einem grossen Gefässe fand, und sie nicht zur besten Qualität gehört, könnte sie wohl eine „creta Sarda“ sein. Diese war nämlich die billigere, wurde darum im Verkaufe zugemessen, während man die feineren Sorten z. B. die steinartige Walkerde zuwog (pondere emitur, illa mensura). Die „Sarda“ wurde nur zum Reinigen weisser Stoffe angewendet (candidis tantum assumitur Plin. XXXV, 57).

Um den Unterschied zwischen meinen und de Luca's Resultaten mir zu deuten, dachte ich einen Augenblick an die Möglichkeit, die von mir untersuchte Erde sei einst mit Seife gemischt gewesen; in diesem Zustande hätte sie de Luca vorgelegen, während ich sie erst unter die Hände bekam, nachdem sie durch Jahre langes Liegen ausgelaugt worden war. Diese Vermuthung hatte aber an sich wenig Ansprechendes, da der Zweck einer solchen Mischung von Seife und Walkerde eigentlich nicht recht verständlich wäre; ja der Process der Auslaugung kann nicht einmal stattgefunden haben. Prof. Rumpf machte mich nämlich aufmerksam, dass einmal verwendet, d. h. von Wasser durchsetzt gewesene Walkerde, wenn sie getrocknet wird, nicht mehr die Fähigkeit zeigt, unter Wasser in jener charakteristischen Weise zu zerfallen, für welche Plinius (l. c.) den glücklichen Ausdruck gebraucht: „crescit in macerando“.

Die in der Fullonica gefundene, von mir geprüfte Masse ist also nichts als Walkerde. Was de Luca analysirt hat, weiss ich nicht — jedenfalls auch keine Seife; denn er giebt an, der unlösliche Antheil seien „thon- und kalkartige Stoffe“ gewesen.

So lange kein neuer Fund den gegentheiligen Beweis liefert,

muss man, glaube ich, annehmen, dass den Alten zur Zeit des Unterganges von Pompeji und noch geraume Zeit darnach, Seife in unserem Sinne unbekannt war. Jedenfalls kann sie kein Toilette-Artikel gewesen sein. In den Boudoiren der pompejanischen Damen fand man Schminken verschiedener Farben, auch Salben und smegmata, die Haut damit geschmeidig zu machen, nie aber Seife. — Das lebhafteste Bedürfniss nach gründlicher Säuberung mussten die vom Ringplatz Heimkehrenden empfinden. Wir finden zum Behuf der Reinigung das Schabeisen (*στλεγγίς, ξύστα*), die Lauge (*κονία*) u. s. w. erwähnt, nie aber, soviel mir erinnerlich, Seife. Anderseits fehlt aber auch unserer Seife die Eigenschaft, den Haaren eine rothe Färbung zu ertheilen, welche die Alten bei sapo so ausdrücklich hervorheben.

Bei dieser Untersuchung drängte sich mir die culturgeschichtlich interessante Bemerkung auf, dass der Mensch viel früher den Drang empfindet, seinen Leib zu schmücken, als ihm jene Sauberkeit angedeihen zu lassen, die den civilisirten Völkern ein Lebensbedürfniss ist. So diente den Galliern und Germanen ihr zum Exportartikel gewordener sapo als Haarfärbemittel zu einer Zeit, wo ihr Reinlichkeitsbedürfniss nur ein sehr mässiges war; denn Tacitus sagt um die gleiche Zeit bekanntlich von der germanischen Jugend: in omni domo nudi ac *sordidi* in hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt (Germ. 20). Wir haben uns also unsere Vorväter zwar ungewaschen, aber mit pomadisirten Köpfen zu denken; denn die Männer, wenn wir Plinius Glauben schenken wollen, waren hierin eitler als die Frauen[1]), oder es besassen letztere den richtigeren Geschmack, sich ihre Haare nicht zu beizen.

1) Plin. XXVIII, 51.

XIV.
Kritiken.

Geschichte der Medicin.

1. *Das Krankenmaterial des Spitales der Barmherzigen Brüder zu Prag vom Jahre* 1670 *bis auf unsere Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Variola.* Von Med. univers. Dr. Hermann Haas, Primararzt des Barmherzigen-Brüder-Spitales, emerit. Assistent der I. med. Klinik und Privatdocent an der deutschen k. k. Karl-Ferdinands-Universität. Prag. Verlag von H. Dominicus. 1885. Gr. 8°. 79 Seiten und 10 Tabellen.

Die Krankenhäuser des im Jahre 1538 zu Granada in Spanien gegründeten geistlichen Ordens der „Barmherzigen Brüder" bieten für die Geschichte der Medicin einen reichen bisher noch nicht gehobenen Schatz dar. Die Mitglieder dieses Ordens, gebildete Männer, der Schrift und des Lesens kundig, waren nicht nur zur Krankenpflege verpflichtet, sondern auch gehalten, Buch über die verpflegten Kranken und alle häuslichen Angelegenheiten zu führen, denn der provinciale Ordensvorstand, der statutengemäss seine periodischen Visitationen machte, forderte zu bestimmten Zeiten Rechenschaft über die Gebarung der ihm untergeordneten Heilanstalten, um nach der Centrale Rom Bericht erstatten zu können. Auf diese Weite entstanden die Krankenprotokollbücher, welche jedes im Connexe des Ordens befindliche Krankenhaus führen musste und auch führte. Die Buchführung leitete stets ein Ordensbruder, der zu diesem Zwecke eine eigene Kanzlei inne hatte. Diese Aufzeichnungen besitzen deshalb für die Geschichte der Medicin einen grossen Werth, weil im XVI. und XVII. Jahrhundert überhaupt nur wenige Krankenanstalten nach unserem heutigen Begriffe bestanden und zu dieser Zeit die medicinische Wissenschaft, ebenso wenig

wie die weltliche Behörde ein specielles Interesse an derlei schriftlichen Aufzeichnungen hatte. Die Bücher dieser Krankenanstalten sind daher die ältesten systematisch geführten Krankenprotokolle, die wir besitzen und verdienen deshalb schon ein hohes medicinisch-historisches Interesse.

Die Aufzeichnungen des Prager Barmherzigen Brüder-Krankenhauses beginnen mit dem Jahre 1670 und reichen bis in die jüngste Zeit hinein. Sie gestatten einen klaren Blick in das medicinische Denken und Handeln früherer Zeiten und sind durchaus nicht blos der Ausdruck medicinischer Laien, denn es standen, abgesehen davon, dass die Ordensbrüder zu allen Zeiten diplomirte Aerzte in ihrer Mitte hatten, die grösseren Heilanstalten des Ordens immer unter Leitung weltlicher Aerzte, welche die Eintragungen in die Bücher unmittelbar veranlassten.

Schon im Jahre 1823 wollte der damalige Krankenhausarzt, Dr. Johann Theobald Held, der von 1796—1827 an der Spitze des Spitales stand, den Inhalt dieser Bücher übersichtlich ordnen und in seiner Geschichte des Prager Krankenhauses der Barmherzigen Brüder entsprechend verwerthen, doch blieb dies nur bei einem unvollendeten Versuche. Der gegenwärtige Leiter des genannten Krankenhauses, der Verfasser vorliegender Schrift, nahm die von seinem Vorgänger unbeendigte Arbeit zum Zwecke des Studiums der Variola neuerdings auf und führte sie auch glücklich durch.

Die Aufzeichnungen in der ersten Zeit, in den Jahren 1670 bis 1719, sind sehr einfach gehalten. Jeder Kranke erscheint im Buche mit seinem Nationale, dem Eintritts-, sowie Austrittsdatum und der Diagnose. Bei einzelnen Kranken findet sich in unmittelbarer Fortsetzung dieser Daten ein kurzer Decursus morbi. Von 1720 an erweitern sich diese kurzen Skizzen, denn von nun an wird auch angegeben, aus welchem Stadtviertel der Kranke eingebracht ist. Von 1754 an wird auch die Hausnummer des Kranken eingetragen. Mit dem Jahre 1729 beginnen die Jahresrapporte, denn früher wurden die Zusammenstellungen nur alle 2 bis 3 Jahre, anlässlich der Visitation des Hauses durch den Ordens-Provincial, vorgenommen. Mit dem XIX. Jahrhundert enthalten die Rapporte die einzelnen Krankheitsformen. Die Aufzeichnungen erfolgen durchweg in deutscher Sprache. In der gleichen Sprache

findet man auch bis 1725 die Diagnosen. Von 1740—50 werden sie deutsch-lateinisch und von 1750 an durchgehends lateinisch. Die Diagnosen der chirurgischen Krankheiten sind die gleichen wie die heutigen, so ziemlich das Gleiche gilt auch von den Dermatosen. In den Diagnosen der internen Krankheiten dagegen spiegeln sich die einander ablösenden medicinischen Systeme getreulich ab. Autopsien waren nicht unbekannt, denn es wurde fleissig secirt. Bereits 1761 wurde ein kleiner Secirsaal neben der Leichenkammer eingerichtet. Ihre medicinische Glanzperiode erlebte die Krankenanstalt, als die 1769 gegründete medicinische Klinik im Herbste des Jahres 1778 in ihre Räume verlegt wurde. Hier wirkten nach einander von Plenciz und Anton Sebald als Vorstände der internen Klinik, ohne eine Beschränkung von Seite des Ordens zu finden. Der willfährige Orden stellte der Klinik sogar, statt der systemisirten 12 Krankenbetten, 20 derselben in liberalster Weise zur Verfügung. Leider dauerte diese Glanzperiode nicht lange, denn schon 1791 übersiedelte die Schule in jene Räume, die sie heute noch im allgemeinen Krankenhause inne hat.

Bis 1684 bestanden nur 12 Krankenbetten, 1684 waren deren schon 30, 1717 50, 1737 80, 1754 108, gegenwärtig sind 182 Krankenbetten. In der ersten Zeit wurden durchschnittlich pro Jahr 120 Kranke verpflegt, in den letzten Decennien des XVII. und den ersten des XVIII. Jahrhunderts durchschnittlich 300 pro anno. Im Jahre 1717 hob sich die jährliche Aufnahme auf 700 Kranke. 1735—1737 wurde der erste grössere Zubau aufgeführt, worauf die jährliche Anzahl der Kranken auf 1100 stieg. 1754 wurden 1400 Kranke aufgenommen. Im Ganzen wurden im Krankenhause bisher (von 1670—1884) 304,962 Kranke aufgenommen, von denen 269,314 genasen und 35,648 oder 11,6 % starben.

Die Zusammenstellungen der Krankheiten liefern ein treues Spiegelbild der Kriegsnöthen, des Hungers, der Verarmung und der Seuchen, unter denen die Hauptstadt Böhmens in den letzten zwei Jahrhunderten litt. Verwundete Soldaten lagen im Hause; Pest-, Typhus-, Cholera- und Variola-Kranke suchten und fanden zu Tausenden im Hause Hülfe und Rettung. Alle anderen Krankheitsprocesse, nur die Tuberculose noch ausgenommen, treten gegen die erwähnten Processe weit zurück.

Die zweite Hälfte des Buches behandelt die im Krankenhause zur Behandlung gekommenen Variola-Erkrankungen. Die Zahl der seit Gründung des Spitales vorgekommenen einschlägigen Krankheitsfälle beträgt 3253, mit 181 oder 5,56 % Todesfällen. An der Hand dieses Materials weist Verfasser schlagend nach, wie durch die aufgekommene Impfung die Frequenz und Intensität der Erkrankungen nachliessen, beide aber wieder im Verlaufe der letzten 15 Jahre, in denen die Impfung laxer gehandhabt wird, in gefahrdrohender Weise ansteigen.

Sehr interessante Mittheilungen macht Verfasser über die Erkrankungen der „Brüder". Dieselben erkranken, man kann wohl sagen, nie, denn bisher kam nur ein Fall leichter Erkrankung im Jahre 1858 vor. Von den Novizen erkranken nur wenige und auch von den Candidaten (die Candidatur ist die Vorstufe des Noviziates) nicht viele (1826—1884: 1 Ordensbruder, 5 Novizen, 14 Candidaten ohne einen einzigen Todesfall). Das Gleiche gilt so ziemlich auch von den Hausdienern. Auffallender Weise fallen die Erkrankungen dieser Personen zumeist in epidemiefreie Perioden, in denen nur vereinzelte Variolakranke im Hause liegen. Gerade umgekehrt verhält es sich mit den Gästen des Convents (Priestern und Clerikern) und den nosokomialen Fällen, d. h. Kranken, die sich eines anderen Leidens wegen in Verpflegung befinden. Bei diesen zwei Gruppen tritt der Einfluss der Epidemien ganz deutlich hervor.

Weiterhin liefert Verfasser einen werthvollen Beitrag zu der noch immer nicht oder viel zu wenig gewürdigten Frage der Immunität jener Individuen, die berufsmässig mit Variolakranken zu thun haben, wie Aerzte, Wärter, Hausdiener u. d. m. Ein Novize, der einen schwerkranken Variolösen pflegt, schneidet sich in den Finger, giebt aber deshalb die Pflege doch nicht auf. Der Variolaeiter gelangt ihm in die Schnittwunde, er acquirirt ein Panaritium, aber keine Variola.

Verfasser legt uns in seinem Werkchen nicht nur werthvolle Beiträge zur Lehre von der Variola vor, sondern gleichzeitig einen solchen zur Geschichte der Medicin in Böhmen, es sei daher die Lectüre des Werkchens namentlich Jenen empfohlen, die Sinn und Liebe für die Geschichte ihres Berufes besitzen.

Kleinwächter.

2. *Grundriss der Geschichte der Thierheilkunde.* Für Thierärzte und Studenten bearbeitet von Dr. Friedrich Eichbaum, a. o. Professor der Veterinärmedicin an der Universität Giessen. Berlin. Verlag von Paul Parey. 1885. Gr. 8°. VIII. und 328 Seiten.

Der deutschen thierärztlichen Literatur mangelte bisher ein Werk, welches die geschichtliche Entwickelung der Thierheilkunde behandelt. Dem Umstande, dass nach dem Prüfungsregulative vom 27. März 1878 die Geschichte der Thierheilkunde an den Deutschen thierärztlichen Lehranstalten zum obligatorischen Unterrichtsgegenstande wurde, wodurch sich die erwähnte literarische Lücke um so empfindlicher geltend machte, danken wir es, endlich eine Geschichte der Veterinärmedicin erhalten zu haben.

Wohl hatte der Verfasser derselben, Professor Eichbaum in Giessen, in erster Linie die Interessen und Bedürfnisse der Studenten im Auge, doch hinderte ihn dies durchaus nicht, den Stoff streng wissenschaftlich zu behandeln und die einschlägige Literatur nach allen Richtungen hin eingehendst zu berücksichtigen. Es erweist dies schon die Einleitung, in der er die historische Literatur der Veterinärmedicin giebt.

Den zu behandelnden Stoff theilt er naturgemäss in vier Perioden, die Periode des Alterthums, des Mittelalters, die Periode vom Beginne der Neuzeit bis zur Gründung von thierärztlichen Lehranstalten und die Periode seit der Errichtung dieser Lehrinstitute.

Die Periode des Alterthums ist zwar kurz gehalten, denn die einschlägigen Quellen fliessen ziemlich spärlich, bietet uns aber trotzdem ein anschauliches Bild von dem, was die Alten über die Thierkrankheiten wussten und wie sie ihr erkranktes Vieh behandelten. Den Schluss dieses Abschnitts bilden die Thierseuchen und der thierärztliche Stand im Alterthume.

Die Periode des Mittelalters beginnt mit den Arabern (476) und schliesst mit den ersten, allerdings meist verunglückten Bestrebungen, der Veterinärkunde eine wissenschaftliche Basis zu verschaffen, ab (1500), Bestrebungen, die sich zuerst in Italien bemerkbar machten. Auch die Thierseuchen dieser Periode behandelt Verfasser in einem eigenen Capitel.

Weit umfangreicher bereits, weil uns schon näher liegend, wird die dritte Periode. Jetzt scheidet sich schon die Entwickelung der Thierheilkunde nach den einzelnen Culturländern. Wir

erfahren nach einer ausführlichen Einleitung, welche hervorragende Veterinäre in Italien, Spanien, Deutschland, Frankreich und England lebten, was sie literarisch leisteten und wie sie wirkten, um ihr Fach zu fördern und zu heben. Abgeschlossen wird diese Periode durch die Besprechung der in ihr vorgekommenen Thierseuchen.

Wenn Verfasser die vierte und letzte Periode am ausführlichsten bespricht, so liegt dies in der Natur der Sache, denn erst mit der Errichtung thierärztlicher Lehranstalten entwindet sich die Veterinärmedicin der blossen Empirie und bekommt ein wissenschaftliches Gepräge, wodurch sie sich den übrigen Naturwissenschaften ebenbürtig zur Seite stellt. Verfasser beginnt diesen Abschnitt mit der Geschichte der thierärztlichen Lehranstalten und zwar aller, sowohl der bereits eingegangenen, als der noch bestehenden sämmtlicher civilisirter Länder. Hierauf erst übergeht er zur Besprechung des Einflusses, den diese Institute auf die Entwickelung der einzelnen Disciplinen der Veterinärmedicin ausübten. Er behandelt hier der Reihe nach die Anatomie und Physiologie, die Pathologie, Therapie und pathologische Anatomie, die Chirurgie, Akiurgie, Ophthalmologie, Geburtshülfe und den Hufbeschlag, die Arzneimittellehre, die Thierzucht und Gesundheitspflege, sowie schliesslich die Staatsthierheilkunde. Den Abschluss bilden die Thierseuchen der Neuzeit.

Nie versäumt Verfasser, die Quellen, aus denen er die Geschichte der Thierheilkunde schöpft, zu erwähnen und geht hierin so weit, dass er nicht nur die Werke der Schriftsteller citirt und deren Inhalt skizzirt, sondern auch kurze Biographien der hervorragenderen Thierärzte giebt. Dass hierdurch der wissenschaftliche Werth des Werkes steigt, braucht wohl nicht hervorgehoben werden zu müssen. Das Buch erhält dadurch einen dauernden Werth und wird zu einem sehr brauchbaren Nachschlagewerke.

Nur zum Vortheile für das Werk geht Verf. noch über seinen ursprünglichen Plan hinaus und fügt in einem Anhange das Veterinärwesen, die Standesverhältnisse und das Vereinswesen der einzelnen Länder Europa's bei. Wir können uns daraus genau über den früheren und gegenwärtigen Stand des Veterinärwesens in den einzelnen Ländern instruiren und erhalten in nuce eine Geschichte des Civil- und Militärveterinärwesens sowie der thierärztlichen Vereine.

Wohl ist das Werk in erster Linie nur für Thierärzte bestimmt, doch glauben wir, dass auch Aerzte dasselbe mit Interesse lesen werden. Ist doch die Veterinärkunde die Schwester der Medicin und spiegeln sich in ihr, wie dies Verfasser passenden Orts stets hervorhebt, alle Phasen und Schwankungen, alle Systeme, welche die Medicin durchzumachen hatte, bevor sie ihren heutigen hohen Standpunkt errang, getreulich ab. Ein wie enger historischer Zusammenhang zwischen der Veterinärkunde und Medicin besteht, lässt sich wohl schon daraus entnehmen, dass die medicinischen Historiker stets auch gleichzeitig auf die erstere hinweisen und einen kurzen Abriss ihrer Geschichte geben müssen, wenn sie ein vollständiges, gründliches Werk über Geschichte der Medicin liefern wollen.

Nach dem Mitgetheilten zweifeln wir daher nicht daran, dass Eichbaum's Werk seine ihm gebührende Verbreitung finden wird, sowohl im Kreise jener, für die es in erster Linie bestimmt ist, als auch ausserhalb desselben. Kleinwächter.

3. *Zur Geschichte der Cholera, speciell der Choleraepidemie in Breslau.* Nach einem im Humboldt-Vereine am 22. Juli 1884 gehaltenen Vortrage erweitert und vermehrt von Dr. R. Kayser in Breslau. 1884. Verlag von Reuss und Jänger.

Auf allen drei Heereszügen durch Europa hat die Cholera Breslau heimgesucht. Bei ihrem ersten Rundgang erschien sie am 20. September 1831 und verweilte drei Monate, während welcher Zeit von 90,000 Einwohnern 1347 erkrankten und 795 starben. Im darauf folgenden Jahre dauerte die Epidemie vom 13. Juni bis 14. October, von den 407 zur Zeit Erkrankten starben 242. Nun blieb die Stadt 5 Jahre lang verschont, um im Jahre 1837 durch ein letztes Aufflackern der ersten europäischen Epidemie 6 Monate lang heimgesucht und um 627 Einwohner ärmer gemacht zu werden. Die Epidemie der Jahre 1846—1861 machte sich in Breslau am meisten in den Wintermonaten 1848 und den Sommermonaten 1849 geltend, es wurden bei einer Einwohnerzahl von 100,000 5867 Erkrankungs- und 3056 Todesfälle notirt. Im Jahre 1855 hält die Krankheit noch eine erkleckliche Nachlese und fordert 873 Opfer. — Von der dritten Choleraepidemie wird Breslau erst im Jahre 1866 zum ersten Male tangirt. Bei einer Population von 160,000 6303 Kranke und 4455 Todte.

Eine tabellarische Zusammenstellung wird die Zahlen viel deutlicher hervortreten lassen.

Jahr	Einwohnerzahl	Erkrankt	Gestorben
1831	90,000	1347	795
1832	„	407	242
1837	„	1184	627
1848	100,000	2546	1370
1849	„	3321	1686
1855	„	1511	873
1866	160,000	6303	4455
1867	„	871	575
1873	„	59	39
1874	„	?	4

Die genauen Aufzeichnungen über die einzelnen Epidemien erlauben ein recht strictes Verfolgen der Ausbreitung der Krankheit entlang einzelner Strassen, ihr herdweises Auftreten in einzelnen Häusern, ihr mitunter genau auf einzelne wenige Häusergruppen beschränktes Grassiren. — In Breslau hat sich die allerorten gemachte Erfahrung bestätigt, dass die Cholera vorzüglich und insbesondere ein Würgengel der armen, in engen Quartieren dicht zusammengedrängt wohnenden, bei unzureichender Luft und mangelndem Licht auf unzulängliche oder schlechte Nahrung angewiesenen, der Reinlichkeit in weiterem Sinne gänzlich entbehrenden Bevölkerung — des Proletariats — ist. Daher auch die Thatsache, dass die Häufigkeit der Erkrankung und die Sterblichkeit bei Frauen eine durchweg grössere als bei Männern. Eine bemerkenswerthe Thatsache, für welche jedoch keine stichhaltige Erklärung erbracht werden kann, hat Autor ferner Gelegenheit zu machen, dass nämlich die jüdische Bevölkerung in viel geringerem Procentsatz der Seuche erliege. Im Jahre 1831 starben 0,5 % Juden, 0,9 % Christen, im Jahre 1866 1,03 % Juden und 2,60 % Christen.

Seit der letzten Choleraepidemie hat sich Breslau wesentlich verändert, es wurde für dessen Salubrität durch Anlegung eines ausreichenden Kanalnetzes und einer Wasserleitung in munificenter Weise Sorge getragen, so dass bei einer eventuellen zukünftigen Epidemie die Bedingungen für ein milderes weniger verheerendes Auftreten der Seuche bereits geschaffen sind.

Stockloew.

Anthropologie und Ethnologie.

3. *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.* Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) 1885. Gr. 8°. I. Band. VIII und 480 Seiten, II. Bd. IV und 598 Seiten.

Früher, als wir erwartet (vgl. Bd. VII, 1884, p. 465), liegt nun das vollendete Werk vor. Einzig in seiner Art, den Anforderungen des gebildeten Laien und jenen des kritischen Gelehrten nach allen Richtungen hin entsprechend, eine reiche Fundgrube werthvoller mit bienenartigem Fleisse gesammelter Daten für den Anthropologen, Ethnologen und Geographen, ist dieses Werk eine Zierde der deutschen wissenschaftlichen Literatur. Die Kritik hat sich allseitig in lobendster Weise über dieses Werk ausgesprochen und mit Recht, denn Ploss' „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" findet nicht seines Gleiches. Auch Ref. schliesst sich diesem allgemein gespendeten Lobe rückhaltslos an.

Kleinwächter.

Anatomie.

5. *Grundriss der normalen Histologie des Menschen für Aerzte und Studirende.* Von Dr. S. L. Schenk, a. o. Professor an der k. k. Universität Wien. Mit 178 Holzschnitten. Wien und Leipzig. Urban und Schwarzenberg. 1885. Gr. 8°. VIII und 308 Seiten.

Im Laufe des letzten Jahrzehntes hat die Lehre von den menschlichen Geweben einen Aufschwung genommen, den man früher nicht geahnt. Dem entsprechend stellte sich das Bedürfniss nach histologischen Handbüchern ein. Es verfloss auch keine lange Zeit und dem Bedürfnisse war von verschiedenen Seiten aus nachgekommen. Die deutsche medicinische Literatur verfügt in Folge dessen über eine Reihe ausgezeichneter histologischer Handbücher, die den Anforderungen der Gelehrten nach allen Richtungen hin entsprechen, wir brauchen beispielsweise nur auf die Werke von Köllicker, Stricker und Toldt hinzuweisen. Anders verhält es sich mit dem Studenten. Er steigt nicht in die wissenschaftliche Arena herab und betheiligt sich nicht an dem Kampfe, der sich in ihr abspielt. Er hat sich einfach jene Summe von Kenntnissen zu erwerben, die es ihm späterhin einmal ermöglicht, an dem wissenschaftlichen Wettstreite theilzunehmen. Die Anforderungen, die er an das Buch zu stellen hat, aus dem er lernt, sind ganz andere als jene, die der Gelehrte an das Handbuch als Nach-

schlagewerk stellt. Das Buch, welches ihm die Summe des für ihn nothwendigen Wissens zu liefern hat, muss Alles das, was er braucht, enthalten. Wissenschaftliche Discussionen, Erörterungen von Streitfragen, Hypothesen und deren Deutungen bedarf er nicht, sie sollen nicht einmal vor ihm aufgerollt werden, da sie sein Studium nur hemmen und nicht fördern. Ebenso sind für ihn weitschweifige literarische Angaben überflüssig, denn bevor er nicht gelernt hat, ist ja bei ihm ohnehin von einem selbstständigen Forschen keine Rede. Nicht viel anders verhält es sich mit dem practischen Arzte, denn auch dieser bedarf das Lehrbuch der Specialdisciplin nur zur Auffrischung des ihm Entfallenen, ohne in der Regel das Bedürfniss zu fühlen, sich um den momentanen Stand der Frage auf das Allergenaueste zu informiren. Diesen Beiden, dem Studenten wie dem practischen Arzte, wird der Schenk'sche Grundriss der Histologie ein erwünschtes Buch sein. In conciser und dabei gründlicher Weise, klar und leicht verständlich geschrieben, behandelt es den Lehrstoff seinem ganzen Umfange nach. Nahezu 200 sauber ausgeführte Holzschnitte erleichtern dem Anfänger ganz wesentlich das Verständniss des Gesagten. Ohne den für einen Grundriss auch überflüssigen Citaten-Ballast mitzuschleppen, unterlässt es Verfasser doch nicht, überall dort, wo es nöthig, die Namen der hervorragenden Histologen zu nennen. Wir zweifeln nicht daran, dass Schenk's Grundriss bald zu den beliebten Studentenbüchern gehören dürfte und wird dadurch der Verfasser gewiss das Ziel erreicht haben, welches er sich bei der Abfassung seines Buches gesteckt hat. Die Ausstattung des Buches macht der strebsamen bekannten Firma Urban und Schwarzenberg in Wien alle Ehre.

Kleinwächter.

Specielle Pathologie und Therapie.

6. *Ueber die sogenannte Vaccination und Variola.* Von MDr. Jos. Hamernik, Professor in Prag.

Die vorliegende Brochure, ein Separatabdruck aus einem in Prag erscheinenden politischen Tageblatte, entstand auf Grundlage der Aufforderung eines Herrn August Zöppritz, Secretärs des homöopathischen Vereins in Württemberg und bietet denjenigen, welche die früheren Publicationen des bekannten Impfgegners kennen, nichts Neues. Dieselben Vorwürfe, welche der Impfung gemacht wurden, werden hier wiederholt, ohne dafür neue Gründe

beizubringen. Die verschiedenartigsten neueren Ansichten, welche dem Verfasser nicht genehm sind, bekommen ihre Seitenhiebe, der Gebrauch des Leberthrans, die klimatischen südlichen Curorte werden als überflüssig erklärt, kurz gesagt, Verf. geht über die moderne Contagienlehre vollkommen zur Tagesordnung über und nach den darin entwickelten Grundsätzen, welche sich gegen die Contagiosität im Allgemeinen aussprechen, würde man nicht glauben, dass die bahnbrechenden Arbeiten von Pasteur, Koch und Anderen überhaupt existiren. Einige Stellen wie z. B. jene auf S. 19: „zu gewissen Zeiten bedingt die Impfung schwere Rothläufe, pyämische Zufälle und sind derselben sogar nicht unbedeutende Procente erlegen", bedürfen ja ohnehin keiner Widerlegung, da ihnen Verf. keine statistische Folie giebt und auch geben kann.

Auf S. 20 werden die Impfstatistiken als Mystificationen und Machinationen der Aerzte hingestellt. — Auf S. 21 werden den Anhängern der Impfung in Prag unredliche Absichten untergeschoben und das Beginnen derselben als „eine verhängnissvolle Lüge hingestellt, welche die Bevölkerung zu egoistischen Zwecken zu verdummen versucht."

Auf S. 21 wirft der Verf. nochmals den Fehdehandschuh der ganzen Contagienlehre mit folgenden Worten hin: „die Lehre, dass epidemische Krankheiten durch die s. g. Infection entstehen oder verbreitet werden, ist schon aus dem einfachen und unwiderlegbaren Grunde nicht zu halten, weil nach derselben weder der Anfang noch das Ende einer Epidemie möglich wäre. Solche Aerzte reden beständig von einer Desinfection, wiewohl dieselben die Desinfection weder erklären noch definiren können und von der Infection gar keine Kenntniss besitzen."

Auf S. 23 findet sich der classische Satz: „die Zellen der Cellularpathologie erscheinen erst zu Ende der Krankheiten."

In diesem Tone geht es fort, um zu dem Schlusse endlich zu gelangen, dass die Vaccination zu gar Nichts tauge.

Wie wir sehen, negirt Verf. Alles; für ihn existiren einfach die weittragenden Entdeckungen und wissenschaftlichen Arbeiten der letzten 30 Jahre nicht und ist es daher in diesem Falle schwer, eine Kritik auszuüben, da ja Verf. auf einem ganz anderen Boden steht als auf dem, auf welchem sich einzig ein wissenschaftlich denkender Arzt der Neuzeit bewegen kann. Prof. Janovský.

7. *Beobachtungen während einer gut abgegrenzten Scharlachfieberepidemie im Jahre* 1883—1884. Eine epidemiologische Studie von Dr. Axel Johannessen. Separatabdruck aus dem „Archiv für Kinderheilkunde." VI. Bd. Heft 2. Stuttgart, Enke.

Eine Scharlachfieberepidemie, welche im Herbst und Winter des Jahres 1883/84 in Lommedalen, zu Bärum in Norwegen, die Bevölkerung ergriffen hatte, ist der Gegenstand der sehr fleissigen und interessanten epidemiographischen Arbeit des Verfassers. Das Moment, dass das abgeschlossene Thal sehr wenig Verkehr mit der Aussenwelt hatte und dass es auch in socialer Beziehung so isolirt war, bot einen günstigen Boden zu den Beobachtungen. Bezüglich der einzelnen Details müssen wir auf das Original verweisen, welchem eine sehr instructiv ausgeführte Karte der ergriffenen Gegend mit epidemiographischer Einzeichnung des Ganges, sowie eine graphische Curventafel sich anschliesst, welche die Zahl der an Scarlatina Erkrankten in Vergleich bringt mit der Luftfeuchtigkeit, dem Temperaturmittel der Woche und der Barometerscala. Es wurden im Ganzen 12,8 % sämmtlicher Einwohner ergriffen, eine verhältnissmässig bedeutende Zahl; im Ganzen wurden mehr Erwachsene als Kinder ergriffen: 9,8 % beträgt die Zahl der Erwachsenen. Was die Kinder anbelangt, so wurden die Altersklassen vom 5. bis zum 10. Jahre am meisten ergriffen. Es erkrankten ferner mehr Weiber als Männer.

Eines der interessantesten Capitel in der ganzen Arbeit ist das auf S. 21 beginnende von dem Ansteckungsverhältnisse. Bei der Beschränktheit des Materials war es dem Verfasser möglich, einen grossen Fleiss auf die Art und Weise der Verbreitung des Scharlachs von Familie zu Familie zu verwenden. Er untersuchte nicht allein die angesteckten Familien, sondern auch zu wiederholten Malen sämmtliche Familien und sämmtliche Einwohner im Thale, um auch die leichten Fälle beobachten zu können. Die Epidemie wurde von Christiania eingeschleppt; eine Uebertragung geschah durch eine gesunde Mittelsperson. Aehnliche Fälle beschreibt, wie bekannt, Flint bei der Samsoe-Epidemie.

Verf. ist auf Grundlage seiner Erfahrungen in dieser Epidemie ein Anhänger der Theorie der kurzen Incubation, für welche er ein Mittel zwischen 2—4 Tagen annimmt.

Von S. 33 ab giebt Verf. noch einige Beobachtungen über Complicationen.

Wir können die äusserst fleissige, gewissenhafte und detaillirte Arbeit den Fachcollegen zu eingehendem Studium empfehlen.

Janovsky.

Chirurgie.

8. *Mittheilungen aus der chirurgischen Klinik in Greifswald.* Herausgegeben von Prof. Dr. P. Vogt, Director der chirurgischen Klinik und Poliklinik. Mit 28 Holzschnitten. Wien und Leipzig. Urban und Schwarzenberg. 1884.

Statt eines detaillirten Jahresberichtes, der bei einer Krankenbewegung von jährlich nur 800 Kranken für die Statistik keine verwerthbaren Zahlenreihen bieten könnte, und aus Rücksicht einer gewissenhaften Durchführung eines erschöpfenden Berichtes leicht einen schwülstigen Ballast mit auf den Weg bekömmt, hat Vogt nach Maassgabe des im Jahre 1882 und 1883 gebotenen Materials seiner Klinik einzelne in grösserer Zahl und Reichhaltigkeit vertretene Krankheitsgruppen in vorliegender Publication zur Besprechung und kritischen Verwerthung gelangen lassen.

Wir finden in vorliegender Arbeit nebst einer schwungvoll gehaltenen, allenthalben den streng objectiv denkenden Fachmann bezeugenden Einleitung, worin Vogt Gelegenheit findet, seinen Standpunkt bezüglich der modernen Wundbehandlung, der granulösen Entzündung der Weich- und Skeletttheile und der „modernen Operationen" zu kennzeichnen, einen werthvollen Beitrag zur Lehre von der Entstehung der completen Luxation des Talus, einen Beitrag zur Behandlung gewisser Luxationen und Fracturen des Capitulum radii durch Resection, drei Fälle von penetrirenden Thoraxverletzungen, einige Beobachtungen monströser Lipombildung, einen Fall symmetrischer Brachydaktylie, Beiträge zur Behandlung von Spina bifida und Cephalocele, zwei Fälle von Schulterresection und einen Beitrag zur Herniologie, bearbeitet von Dr. Löbker. Dr. Hoffmann berichtet über einige Fälle von Nervenlähmung und Nervennaht, über zwei Fälle von Ectopia vesicae, ferner — in Gemeinschaft mit Dr. Schmidt — in übersichtlicher Darstellung über die in den Jahren 1882 und 1883 auf der Klinik ausgeführten Amputationen, Resectionen und Exarticulationen. Schliesslich gelangt noch ein Fall von Kehlkopfexstirpation von Dr. Schmidt und die Behandlung des Pes varus und valgus mittelst Exstirpatio tali beim Neugeborenen, ferner die Behandlung der örtlichen Infectionskrankheiten durch Sublimatinjectionen und der malignen Ge-

schwülste durch Terpentin-Alcoholinjectionen von Vogt zur Besprechung.

Das vorliegende, 198 Seiten umfassende Bändchen enthält viel Anregendes und Belehrendes und bildet eine werthvolle und bleibende Bereicherung der chirurgischen Casuistik. Stockloew.

Zahnheilkunde.

9. *Zahnärztlicher Almanach* 1885. Ein alphabetisch geordnetes Namensverzeichniss der im Deutschen Reiche und in Oesterreich-Ungarn practicirenden Zahnärzte. Herausgegeben von Adolph Petermann. Mit zwei Porträts in Stahlstich. Sechster Jahrgang. Frankfurt a. M. In Commission bei Johannes Alt. 1885. 16°. 163 Seiten.

Schon in Band III (p. 136) und Band IV (p. 132) wurde des zahnärztlichen Almanachs lobend gedacht. Nicht anders auch kann die Kritik des diesjährigen Bandes dieses Jahrbuches ausfallen. Er bringt, wie alljährlich, die Namen sämmtlicher in Deutschland und Oesterreich-Ungarn practicirenden Zahnärzte mit Angabe des Jahres ihrer Graduirung resp. Approbation, deren Titel, Wohnorte u. d. m. Beigefügt diesem Verzeichnisse ist jenes der im Verlaufe der letzten zwei Jahre verstorbenen Zahnärzte mit Angabe des Geburts- und Sterbejahres. Diesen zwei Verzeichnissen folgt ein drittes, ebenfalls alphabetisch gehaltenes, welches alle grösseren Städte der zwei genannten Nachbarreiche mit Angabe deren Einwohnerzahl und der Namen der in ihnen practicirenden Zahnärzte enthält. Hieran schliesst sich eine statistische Uebersicht über die Zahnärzte Deutschlands und Oesterreich-Ungarns an.

Auch in diesem Bande vertritt Petermann in wärmster Weise die in Deutschland leider nicht geschützten Interessen der Zahnärzte gegenüber der üppig wuchernden dentistischen Curpfuscherei. Unter der Rubrik „Gerichtliches“ bringt er eine Reihe von Straferkenntnissen, erlassen von den verschiedensten Gerichten Deutschlands in Angelegenheit der Führung unberechtigter Doctortitel amerikanischen Ursprunges mit Nennung der Namen der Verurtheilten. Anschliessend daran folgt, als Fortsetzung aus dem vorjährigen Jahrgange, die Nennung jener Zahnärzte, die sich ungültige Doctortitel beilegen mit gleichzeitigem Nachweise, von welchem amerikanischen Schwindelinstitute diese angeblichen Graduirungen herrühren. In eingehender Weise bespricht hier Petermann das hervorragendste dieser Schwindelinstitute, das s. g. „Wisconsin-

Dental-College". In einem eigenen Capitel „Die Ausübung der Zahnheilkunde im Deutschen Reiche" (siehe die Besprechung desselben, welches als Artikel in der Kölnischen Zeitung vom 5. Nov. 1884 erschien, weiter unten) schildert Petermann in lebhaften Farben die wahrhaft traurigen Verhältnisse, in denen sich die Zahnheilkunde heute in Deutschland befindet und deren Besserung erst in der allerjüngsten Zeit angestrebt wird.

Professor Busch, Director des zahnärztlichen Institutes der Universität zu Berlin, theilt in extenso die in Preussen erlassenen Vorschriften zum Eintritt in das Studium der Zahnheilkunde und zur Zulassung zur zahnärztlichen Staatsprüfung im Deutschen Reiche mit. Den Schluss des Almanachs bildet ein Verzeichniss der im Jahre 1885 erscheinenden zahnärztlichen Zeitschriften und der zahnärztlichen Vereine sowie der Lager zahnärztlicher Geräthe in den verschiedenen Städten.

Der Anerkennung und Würdigung, die der zahnärztliche Almanach seit seinem Erscheinen allseitig gefunden, schliessen wir uns rückhaltslos an und wünschen wir demselben im Interesse des zahnärztlichen Standes noch ein langjähriges Bestehen.

Kleinwächter.

10. *Die Ausübung der Zahnheilkunde im Deutschen Reiche.* Von Hof-Zahnarzt Dr. Adolf Petermann. Kölnische Zeitung vom 5. November 1884.

Petermann wendet sich mit vielem Nachdruck und vollem Recht gegen die allenthalben üppig wuchernde Curpfuscherei, welche seit Einführung der Gewerbefreiheit, insbesondere in der Zahnheilkunde sich breit macht. Nach der Deutschen Gewerbeordnung vom Jahre 1869 ist die Ausübung der Heilkunde nicht mehr an die Erbringung eines Befähigungsnachweises gebunden, sondern es darf Jeder das ärztliche Gewerbe betreiben, nur die Führung des Titels „Arzt" ist von dem Besitz einer Approbation abhängig. Ausser der im Deutschen Reiche erworbenen berechtigt auch eine jede im Auslande erlangte Approbation zur Bezeichnung „Arzt", wenn nur im letzteren Falle der Zusatz „im Auslande approbirt" beigefügt wird.

Diese allzu liberale Bestimmung wird von Leuten, die jeder fachlich-wissenschaftlichen Ausbildung baar und mit keinen oder nur sehr unzureichenden practischen Kenntnissen ausgerüstet, zum Nachtheile der leidenden Menschheit und zum Schaden des ärzt-

lichen Ansehens in masslos unverschämter Weise ausgebeutet. Es genügt als Illustrationsprobe blos zu erwähnen, dass in Berlin derzeit 160 „Zahnheilkünstler“ und nur 60 in Deutschland approbirte Zahnärzte practiciren. Wie sehr das Ansehen berufener Aerzte und die gute Sache durch diese Gemeinschaft, zu der man sich durch das Gesetz condemnirt sieht, leidet, liegt auf der Hand und weckt seit langem Klagen, denen Petermann in seiner kleinen Publication in maassvoller und dabei eindringlicher Weise Ausdruck verliehen. Stockloew.

Geburtshülfe.

11. *The prevention of puerperal infection.* A study of antiseptic practice in the maternity hospitals of Paris, Prague, Berlin, Parma, Glasgow, Copenhagen and New-York. By Simon Baruch, M. D. Gynaegologist of the Northeastern Dispensary. New-York. D. Appleton and Company. 1884. 16°. 23 Seiten. Separatabdruck aus: „The New-York Medical Journal“ 22. März 1884.

Immer häufiger und energischer erheben sich die Stimmen gegen die übertriebene Antisepsis im Wochenbette, speciell gegen die Irrigationen der Vagina und Uterushöhle, wenn nicht besondere Indicationen dazu vorliegen. In Deutschland-Oesterreich sind es namentlich Breisky und Fritsch, die darauf hinweisen, dass durch eine übertriebene Antisepsis die Möglichkeit einer Infection geradezu befördert werde. Anders sind die Verhältnisse, wenn sich die ersten Zeichen einer stattfindenden Infection einstellen, da ist es an der Zeit, die schweren Geschosse der Antisepsis auffahren zu lassen, um den drohenden Feind zu bekämpfen. Diese richtigen Ansichten fassen auch in Frankreich Wurzel, denn Tarnier in Paris schliesst sich seit neuester Zeit in seinen Ansichten eng an Breisky und Fritsch an, von dem Grundsatze ausgehend, das Alles, was überflüssig, auch gefährlich ist. Jenseits des Oceans, in den Vereinigten Staaten, erfährt die übertriebene Antisepsis gleichfalls eine gesunde Gegenströmung und ist es Dr. Simon Baruch in New-York, der seine heimathlichen Collegen mit der richtigen Behandlung des Wochenbettes bekannt zu machen trachtet. Er steht auf dem vollkommen richtigen Standpunkte, wenn er bei der Leitung der Geburt und des Wochenbettes auf die scrupulöseste Reinlichkeit dringt und die Antisepsis des Puerperium namentlich in der Prophylaxis einer Infection sieht, die directe Desinfection

des Genitalschlauches, namentlich des Uterus, aber nur auf bestimmte Fälle beschränkt wissen will. Den besten Beweis für die Richtigkeit seiner Grundsätze erbringt er in einer Tabelle verschiedener Kliniken (von Berlin, Parma, Glasgow, Paris, Prag, New-York), aus der zu entnehmen, dass dort, wo die Vaginal- und Uterusinjectionen prophylaktischer Natur nicht vorgenommen werden, das Mortalitätsprocent ein bedeutend niederes ist, ja selbst bis auf 0 herabsinkt, während es dort, wo eine entgegengesetzte Behandlung des Wochenbettes eingeführt ist, das Mortalitätsprocent ein für unsere antiseptische Zeit ziemlich hohes ist (1,5—3,42% pro anno). Es wäre dringend zu wünschen, dass Baruch's Arbeit in ihrem Vaterlande die entsprechende Würdigung fände.

Kleinwächter.

Balneologie.

12. *Der dreizehnte schlesische Bädertag und seine Verhandlungen u. s. w. für die Saison* 1884. Bearbeitet und herausgegeben von dem Vorsitzenden P. Dengler, Bürgermeister in Reinerz. Reinerz 1885. Verlag des schlesischen Bädertages. 8°. 123 Seiten.

Bekanntlich bilden schon seit einer Reihe von Jahren die schlesischen Bäder Cudowa, Flinsberg, Görbersdorf, Königsdorf, Reinerz, Salzbrunn und Warmbrunn eine Association und wird als Ausdruck der letzteren alljährlich in Breslau der s. g. schlesische Bädertag abgehalten. Durch diese Vereinigung und dieses einheitliche Vorgehen werden die Interessen der genannten Bäder nicht wenig gefördert. Auch auf dem letzt abgehaltenen Bädertag im Jahre 1884 wurde eine Reihe von Fragen, die das Wohl der schlesischen Badeorte auf das Innigste berühren, eingehend berathen und Bericht über die jüngst errungenen Erfolge erstattet. Nach dem vorliegenden Berichte zu schliessen, kann der schlesische Bädertag mit Genugthuung auf die Aufgaben, die er gelöst, zurückschauen. Die Berathungen umfassten alle Fragen, welche Badeorte berühren, medicinische, balneologische, meteorologische, bautechnische, sociale u. d. m.

Kleinwächter.

Hygiene.

13. *Aerztliches Gutachten über das Elementarschulwesen Elsass-Lothringens.* Im Auftrage des Kaiserlichen Statthalters erstattet von einer medicinischen Sachverständigen-Commission. Strassburg. R. Schultz u. Comp. 1884.

Ueber Auftrag des Kais. Statthalters von Elsass-Lothringen trat eine Commission medicinischer Sachverständiger zusammen, welche

das Elementarschulwesen Elsass-Lothringens einer ärztlichen Prüfung zu unterziehen die Aufgabe hatte. Die Commission, bestehend aus: Dr. Böckel senior, Prof. Dr. Freund, Prof. Dr. Hoppe-Seyler, Prof. Dr. Jolly, Dr. Kestner, Prof. Dr. Kussmaul, Prof. Dr. Laqueur, Prof. Dr. Lücke, Dr. Neubauer, Dr. Buhlmann und Dr. Wasserfuhr, denen noch als schultechnische Auskunftspersonen Ministerialrath Richter und die Oberschulräthe Dr. Albrecht, Berlage und Schellenbruch beigegeben wurden, wurde beauftragt, insbesondere zu prüfen, ob die Volksschule auf die körperliche Entwickelung der Jugend — in weiterer Folge somit des ganzen Volkes — nachtheilig eingewirkt habe und welche Modalitäten behufs Erziehung eines kräftigen und wehrhaften Volkes nothwendiger Weise in den Elementarschulen beachtet werden müssen, von welchem Lebensjahre ferner und wie lange die Kinder in den Schulräumen verweilen dürfen, ohne in ihrer Entwickelung behindert zu werden; welche Einrichtung der Schulräume, welches Maass geistiger Anstrengung, welche compensatorische Menge körperlicher Uebungen den Kindern der betreffenden Altersklassen zuträglich und nothwendig seien. Die an die Commission gestellten Fragen umfassen das ganze Gebiet der Schulhygiene mit specieller Verwendung auf die Elementarschulen Elsass-Lothringens und mit der Drucklegung des sehr detaillirt und sorgfältig ausgearbeiteten Gutachtens, welches wegen seiner allgemein verständlichen Sprache und stricten Fassung auch in den weitesten Kreisen richtiges Verständniss finden muss, wurde dem Lehrerpublikum ein dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechender Leitfaden der Volksschulhygiene geboten.

Die Klage, dass die Nation im Niedergange begriffen und dass die Volksschule als ein die kräftige Entwickelung des Volkes beeinträchtigendes und den Keim zu manchem freilich erst im späteren Alter sich geltend machenden Uebel legendes Agens mit die Schuld an diesem Niedergange trage, ist eine so häufig wiederkehrende, dass ihre Discussion vollkommen berechtigt erscheint. Es unterliegt keinem Zweifel, dass unsere Vorfahren der heutigen Generation an Körperkraft weit überlegen waren. Es schwankte eben im Laufe der vielen Jahrhunderte die durchschnittliche Kraft des Volkes sehr wesentlich und oft in auf- und absteigender Linie in Folge von Seuchen, Kriegen und Hungersnöthen, doch ist auf Grund streng

wissenschaftlicher Erhebungen der Beweis unerbringbar, dass die Decadenz sich auch auf das laufende Jahrhundert erstrecke. Die Aushebungstabellen des Heeres sind weder im positiven noch negativen Sinne zu diesem Zwecke zu gebrauchen, da die Methode des Rekrutirungsgeschäftes das Ergebniss desselben mehr beeinflusse als die jeweilige Verschiedenheit der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung. „Der militärische Zweck dieser statistischen Censur der Bevölkerung hat die biostatischen Rücksichten ganz in den Hintergrund gedrängt.“ Der Aufschwung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der letzten Decennien, der stets wachsende Verbrauch an Nahrungs- und Genussmitteln (Bier, Wein), die besseren Wohnungs- und Bekleidungsverhältnisse sprechen entschieden für eine Hebung des Wohlstandes und des körperlichen Gedeihens des Volkes. Wenn man nun dessen ungeachtet doch an der gegentheiligen Anschauung festhalten wollte, so kann unmöglich zugegeben werden, dass an dem supponirten Niedergang in der Kraftentwickelung unseres Volkes die Volksschule die Schuld trage. Welches entschiedene Uebergewicht gebührt in dieser Beziehung einer unzureichenden Pflege und mangelhafter Ernährung des Kindes in den ersten Lebensjahren (Rachitis, Scrophulose), welche Tragweite muss nach dem Austritt aus der Schule der weiteren Beschäftigungsart des Kindes beigemessen werden (Landbau, Gewerbe, Fabrikwesen). Soll die Volksschule von jedem bislang gegen sie erhobenen Vorwurf völlig frei bleiben, so muss sie selbstredend allen Anforderungen der Gesundheitslehre nachkommen. Die Sachverständigen-Commission entwirft nun im zweiten Abschnitt ihres Gutachtens in einer sehr präcisen und gleichzeitig populär gehaltenen Weise diese Axiome der Schulhygiene, die Ref. wegen ihrer allgemein verbreiteten Kenntniss im ärztlichen Publikum einzeln aufzuzählen und zu besprechen, wohl unterlassen kann.

Stockloew.

XV.

Miscellen.

a) Die Geburtshülfe in Central-Afrika.

In der Sitzung der „Edinburgh Obstetrical Society“ vom 9. Januar 1884[1]) hielt W. Felkin, Mitglied des Anthropologischen Institutes von Grossbritannien und Irland einen sehr instructiven Vortrag über die Sitten und Gebräuche sowie über die Hülfeleistung bei der Geburt bei den verschiedenen Völkerschaften Central-Afrika's. Dieser Vortrag ist um so werthvoller, als Felkin's Mittheilungen auf eigener Anschauung fussen und er selbst medicinische Kenntnisse besitzt, die es ihm ermöglichen, auf seinen Reisen geburtshülfliche Hülfe zu leisten. Felkin unternahm zwei grosse Reisen nach Afrika, die erste, 1878—80, erstreckte sich nach dem centralen Theile des schwarzen Continents, die zweite, 1880—81, war namentlich nach der Ostküste Afrika's gerichtet.

Wir entnehmen seinem interessanten Vortrage Folgendes:

Nach einem beschwerlichen Tagesmarsche, der einige 25 Meilen durch Sümpfe und Dschungeln geführt hatte, gelangte Felkin Abends in die Nähe eines Dorfes in der Landschaft Bari[2]). Müde und erschöpft liess er das Nachtlager aufschlagen, als er im Dorfe den „Tom-tom“ rühren hörte. Auf seine Anfrage, was dieser Lärm zu bedeuten habe, stellte ihm sein Dolmetsch, der einen kleinen Rundgang durch das Dorf gemacht hatte, die Frage, ob er nicht

1) Das ausführliche Protokoll dieser Sitzung findet sich in: „The Transactions of the Edinburgh Obstetrical Society“. Vol. IX. 1884. pag. 28. Beigefügt sind demselben 22 Abbildungen auf 4 Tafeln.

2) Die Landschaft Bari befindet sich in Central-Afrika, etwa unter dem 5. nördlichen Breitegrade am weissen Nil, in der Nähe von Gondokoro.

zusehen wolle, wie einem Weibe der Leib aufgeschnitten werde. Felkin erhob sich sofort und ging mit seinem Dolmetsch, der ihm erzählte, ein Weib kreisse seit zwei Tagen schon vergebens und sei nun, nachdem sie von ihren Hülfe leistenden Genossinnen bereits aufgegeben, den Männern übergeben worden, welche im Begriffe seien, ihr das Kind aus dem Leibe heraus zu schneiden. Als Felkin die Hütte erreichte, in der die Kreissende lag, fand er vor derselben einen Haufen Männer und Weiber, die ersteren schlugen die Tom-toms, die letzteren schrien und jammerten laut. Auf die Fürsprache seines Dolmetschers gelang es ihm, in die kleine niedrige Hütte zu gelangen, in der sich die Kreissende befand. Bei dem trüben Lichte des Feuers sah er zwei nackte Weiber auf dem Boden sitzen, die Rücken gegen einander gekehrt, die entsprechenden Arme in einander geschlungen. Die Kreissende hatte die Beine angezogen und nach aussen gerollt. Sie sah ungemein erschöpft aus und aus dem seiner Schneidezähne beraubten Munde [1]) hing die Zunge weit heraus. Felkin war offenbar zur rechten Zeit angelangt, denn in der einen Ecke der Hütte war ein Lager aus Gras vorbereitet und daneben stand ein älterer Mann, seinem Aussehen und seiner Kleidung nach ein Magier, damit beschäftigt, ein nicht sehr reinlich aussehendes Messer zu schärfen. Felkin ersuchte um die Erlaubniss, die halb bewusstlose Kreissende zu untersuchen. Anfangs wurde ihm dies verweigert, späterhin aber auf das Versprechen, einige Glasperlen und Stücke Stoff zu geben, gestattet. Das Ergebniss der Untersuchung war eine Wehenschwäche, die unbedingt die Application des Forceps indicirte. Mit Mühe und Noth wurde Felkin gestattet, die indicirte Operation vorzunehmen. Während er um seinen Forceps schickte, wurde die Kreissende aus der Hütte herausgebracht und ein grosses Freudenfeuer angezündet. Operiren musste er im Freien, umgeben von einem Haufen Menschen, die des weissen Mannes Medicin sehen wollten. Er gesteht, dass ihm bei dieser Operation anfänglich recht ängstlich zu Muthe war, doch ging alles glücklich vor sich, denn das Kind kam lebend, worüber die Eingeborenen ungemein erstaunt waren. Sechs bis sieben Monate später hatte er die Ge-

1) In Central-Afrika herrscht bei manchen Völkern bekanntlich die Sitte, aus Schönheitsrücksichten die oberen und unteren Schneidezähne zu entfernen.

nugthuung, die Mutter sammt dem Kinde wieder zu sehen, beide befanden sich vortrefflich. Bei der Gelegenheit frug er die Mutter, ob die Stellung, in der er sie damals sah, jene sei, welche die Weiber ihres Volkes bei der Geburt einnähmen, was von derselben bejaht wurde.

Diese Episode, in der Felkin als geburtshülflicher Operateur auftrat, war die Veranlassung, dass er späterhin überall, wohin er kam, Nachforschungen über die Sitten und Gebräuche bei der Geburt anstellte. Das Ergebniss derselben ist in Kurzem folgendes:

Kinder dürfen in der Regel bei einer Geburt nicht anwesend sein. Bezüglich der Erwachsenen verhält es sich bei den einzelnen Völkerschaften verschieden. Bei manchen Stämmen sind Männer und Weiber beim Geburtsacte anwesend, bei anderen ist die Gegenwart von Männern während dieses Actes streng verpönt. Zumeist gebärt das Weib im Stillen. Je nackter das Volk, desto decenter ist es. Nirgends sah Felkin eine grössere Sittenlosigkeit als in Uganda[1]), wo es für den Erwachsenen den Tod bedeutet, wenn er sich nackt auf der Strasse sehen lässt. Dafür herrscht aber in den Hütten die grösste Sittenlosigkeit, indem die Weiber des Harems hier, vollkommen entblösst, die obscönsten Tänze und Evolutionen aufführen. Gar häufig wurde es Felkin verweigert, bei der Geburt anwesend zu sein und nicht selten schlich er sich in solchen Fällen im Geheimen heran, um dennoch seinen Zweck zu erreichen. Andere Male musste er seine Gegenwart durch Geschenke erkaufen oder half ihm sein Ruf als „Hakim“[2]), die Aversion gegen seine Anwesenheit niederzudrücken. Nie dagegen gelang es ihm, die Geburt einer Araberin zu beobachten. Er vermuthet, dass diese noch immer den alten Geburtsstuhl mit der abschüssigen Lehne benutzen.

Im Gebiete der Madi[3]) enthält sich das Weib, wenn die Zeit der Niederkunft heranrückt, des Fleisches, nimmt aber dagegen eine grosse Menge vegetabilischer Nahrung zu sich. Es sucht sich eine Nachbarin, die ihm die Hütte reinigen hilft und schickt

1) Uganda ist ein Landstrich der Nordwestküste des Nijansasees.

2) „Hakim“ heisst auf Arabisch so viel wie „Weisser“ und im übertragenen Sinne des Wortes „Arzt“.

3) Madi, westlich vom weissen Nil, etwa unter dem 5. nördlichen Breitegrade.

seine Kinder, wenn es welche hat, zu einer Freundin. Sobald die Wehen beginnen, geht die Kreissende um die Hütte herum, während dem die guten Freundinnen und Helferinnen in der Nähe einen Sandhaufen errichten, der das Geburtsbett darstellt. Zuweilen werden vor diesem Sandhaufen zwei Holzpflöcke in die Erde getrieben, die etwa $2^1/_2$ Fuss weit von einander stehen. Die Kreissende setzt sich dann auf ein über den Sandhaufen ausgebreitetes Fell, stemmt die Füsse auf die Holzpflöcke und fasst mit den Händen die Innenseite der Knie. Gleichzeitig setzt sich eine der Helferinnen hinter die Kreissende, so dass letztere mit dem Steisse zwischen den Schenkeln der Freundin sitzt. Die Aufgabe dieser Helferin ist, den Unterleib der Kreissenden von Zeit zu Zeit zu reiben und mit beiden Händen zu drücken. Eine andere Helferin kauert vor dem Schosse der Kreissenden, um die Frucht in Empfang zu nehmen. Der Steiss der Kreissenden sinkt so tief ein, dass der Sand eine gute Stütze für das Perineum abgiebt. Manchmal stützt sich die Kreissende nicht auf eine Helferin, sondern es wird ihr unter dem Rücken ein Sandhaufen zurecht gerichtet. In dieser Stellung gebären die Weiber in der Gegend von Kidji[1]). Wie das Weib zu gebären beginnt, wird in der Hütte ein Feuer angezündet und erhält die Gebärende eine dünne Suppe aus Hirsesamen in kurzen Intervallen. Während des Gebäractes muss sich das Weib vollkommen ruhig verhalten und darf seine Lage nicht ändern, bis die Frucht geboren ist. Die Hülfe leistenden anderen Weiber singen die ganze Zeit hindurch und thun alles Mögliche, um der Gebärenden Muth einzuflössen. In der Regel wird der Nabelstrang 4 Zoll weit vom Nabel mit einem Steinmesser durchtrennt, doch wird er auch zuweilen durchgebissen. Blutet die Frucht aus dem Nabelstrang, so nimmt eine der Helferinnen das blutende Ende zwischen die Zähne und kaut so lange daran, bis die Hämorrhagie cessirt. Bei keinem Volke sah Felkin, dass der Strang unterbunden wurde. Die Placenta wird ausserhalb der Hütte verbrannt, bei manchen Völkerschaften, wie z. B. in Uganda, geschieht dies bezüglich der Placenta der Knaben an einer Seite der Hütte, bezüglich der Placenta der Mädchen an der anderen Seite der Hütte. Nach Abgang der Nachgeburt wird die Entbun-

1) Kidji, am weissen Nil, etwa unter dem 7. nördlichen Breitegrade.

dene zum Feuer hingetragen, wo sich ein Lager aus Gras befindet, auf dieses wird sie gelegt und mit Fellen zugedeckt. Die Vernix caseosa wird mittelst vorsichtigen Reibens entfernt, dann wird das Kind eingeölt und in ein weiches Thierfell eingewickelt. Hierauf wird es dem Vater und dessen Freunden, die sich ausserhalb der Hütte befinden, gezeigt. Eine Stunde nach der Geburt wird es an die Brust angelegt. Bei nahezu allen Völkerschaften Afrika's herrscht die Sitte, der Schwangeren vor ihrer ersten Geburt die Warzen künstlich vorzuziehen. Drei bis vier Tage post partum steht die Entbundene auf und geht ihren Geschäften nach. Am ersten Tage, an dem sie das Wochenbettlager verlässt, setzt sie sich vor ihre Hütte und empfängt die Glückwünsche ihrer Nachbarschaft. Eine Woche nach der Entbindung hindurch oder noch länger darf sie kein Fleisch essen. Das Kind wird zwei Jahre gestillt. Die ersten sechs Monate nach der Entbindung dürfen die Gatten keine eheliche Gemeinschaft pflegen.

Manchen Ortes gebären die Weiber während des Marsches und gehen dann sofort mit der Sippe weiter, doch geschieht dies im Allgemeinen selten. In manchen Fällen hat diese Ausseracht-lassung jeder Rücksicht und Sorge für das Weib sehr traurige Folgen, denn Felkin erfuhr, dass es nicht selten sei, dass das Weib sich verblute, bevor es noch das Lager erreiche. Die Geburt geht bei den Wilden durchaus nicht leichter vor sich wie beim civilisirten Weibe. In manchen Gegenden, wie in Uganda z. B., wird die Kreissende, wenn die Hülfe der Weiber nicht ausreicht, dem Manne übergeben. Dieser trachtet nun, die Kreissende zu entbinden, ohne jedoch Instrumente zu gebrauchen. Nützt die männliche Hülfe auch nichts, was jedoch nur selten der Fall sein soll, so geht Mutter und Frucht zu Grunde, denn die Sectio caesarea wird nicht geübt. In welcher Weise der Mann die Entbindung zu beenden trachtet, konnte Felkin nicht immer erfahren.

In Kerrie[1]) geschieht dies in nachstehender Weise. Das Weib sitzt, knapp vor dem Eingange der Hütte, auf einem umgestürzten Becken und hält sich mit den Händen an den Eingangspfosten der Hütte, die Füsse gestemmt auf zwei in der Hütte in den Boden getriebene niedrige Holzpflöcke. Um den Leib der Kreissenden

1) Kerrie, am weissen Nil, etwa unter dem 4. nördlichen Breitegrade.

wird ein breites Tuch gelegt, welches den ganzen Uterus umfasst. Die Enden dieses Tuches zieht der Mann mit Gewalt nach rückwärts. Um eine möglichst bedeutende Kraft entwickeln zu können, liegt der Mann, die Tuchenden in den Händen haltend, hinter dem Weibe auf dem Rücken und stemmt die Füsse auf ihre Darmbeinkämme auf. Vor der Gebärenden hockt eine Helferin, welche die Frucht in Empfang nimmt. In dieser Gegend gebären die Weiber häufig in halb erigirter Position. Eine zweite Stellung, welche die Weiber zur Geburt einnehmen, ist folgende. Das Weib hockt über einem Loche in der Erde, in dem über Feuer ein mit Wasser gefülltes Gefäss steht, welches verschiedene Kräuter und Pflanzen enthält. Die aufsteigenden Dämpfe dieses Decocts sollen die Geburtswege erweichen und den Durchtritt der Frucht erleichtern, gleichzeitig sollen sie die Wehen verstärken. Dieses Mittel wird hoch in Ehren gehalten.

Aehnliches findet bei den Weibern der Araber statt, doch kommen diese Dämpfe hier nur bei Nichtschwangeren in Gebrauch. Sie sollen als Aphrodisiacum wirken und gleichzeitig die weichen Theile contrahiren. Angewendet werden sie knapp vor Ausübung des Coitus.

Im Moru-Districte ist die Darreichung von Stimulantien während der Geburt üblich. Das Weib gebärt im Liegen und ist das Lager recht zweckmässig hergerichtet. Es besteht aus zwei grossen Graspolstern, ähnlich den Matratzenpolstern, auf denen das Weib mit erhöhtem Oberleibe ruht. Die Füsse stemmt sie der Aussenwand der Hütte auf. Neben ihrem Kopfe steht ein Gefäss, welches ein berauschendes Getränk, eine Art Bier, enthält. Mittelst eines Trinkrohres kann sie während des Geburtsactes beliebig oft und lange trinken und wird ihr das Gefäss fleissig gefüllt. Wenn die Geburt beendet, ist das Weib in der Regel auch schon schwer berauscht.

Im Bongo-Districte[1]) herrschen andere Gebräuche. Zwischen zwei Aesten zweier nicht weit von einander stehender Bäume wird eine Querstange in etwa Mannshöhe befestigt (ebenso wie beim Reck eines Turnapparates). In den Wehenpausen geht die Gebärende langsam auf und ab, während der Wehe fasst sie die Quer-

1) Bongo, am weissen Nil, etwa unter dem 7. nördlichen Breitegrade.

stange mit den Händen, stemmt sich mit den Füssen an den Boden und verarbeitet die Wehen. In dieser Attitude gebärt sie auch, während vor ihr eine Freundin kauert, welche die Frucht in Empfang nimmt. Sofort nach der Geburt nimmt Mutter und Kind ein Bad im Flusse. Begleitet von einer Schaar singender und jauchzender Freundinnen begiebt sich die Frischentbundene zum Flusse. An der Spitze des Zuges tanzt ein Weib, welches die Placenta trägt und selbe dann möglichst weit in das Wasser hinein wirft.

Eine ähnliche Stellung nimmt die Gebärende in Longo ein. Hier hält sich die Gebärende, die in den Wehenpausen nicht herumgeht, an einer Stange, die oben auf einem Aste, unten auf dem Boden ruht. Die Gebärende steht schief, mit dem Rücken an den Baumstamm gelehnt, mit den Händen die schräg stehende Stange fassend. Die Frucht nimmt eine Genossin in Empfang. Bei Retentio placentae legt sich die Entbundene horizontal auf den Boden, neben sie kniet sich die Helferin und beginnt den Unterleib zu kneten. In Unyoro[1]) und Uganda gelang es Felkin nur schwer, Geburten zu beobachten, gar häufig vermochten selbst angebotene Geschenke nicht, die Scheu gegen die Anwesenheit eines Mannes zu überwinden.

In Unyoro gebären die Weiber in kauernder Stellung und halten sich hierbei mit den Händen an einen senkrecht in den Boden getriebenen Pflock. Auch hier gehen sie in den Wehenpausen herum und halten sich nur während der Wehen an. Geht die Placenta nicht sofort ab, so steht das Weib auf, nimmt einen ihr bis zum Unterleibe reichenden Pflock, spreizt die Beine aus einander, neigt sich stehend nach vorn über, wobei der Unterleib auf das obere Ende des Pflockes zu liegen kommt. Reicht dies nicht aus, so macht sie in dieser Stellung schwingende Bewegungen mit dem Rumpfe nach vorn und rückwärts, wobei das obere Ende des Pflockes den fundus uteri drückt.

In den Schuli[2])-Dörfern kommt eine Art von Geburtsstuhl in Anwendung. Ein grosser niedriger Holzklotz wird knapp an einem dicken Baume in die Erde eingerammt, wodurch ein Sitz mit einer

---

1)) Unyoro, am östlichen Ufer des See's Muta Nsige.

2) Schuli, Landschaft in Ost-Afrika.

Lehne gebildet wird. Nicht weit vor diesem Sitze werden zwei hölzerne starke Stäbe neben einander in die Erde gesteckt. Diese Holzstäbe, aus Baumästen gemacht, tragen etwa 1½ Schuh oberhalb der Erde einen seitlich abgehenden Zweig, der kurz abgeschnitten wird, so dass jeder Holzstab wie eine Gabel mit einer langen und kurzen Zinke aussieht. Das Weib setzt sich auf den Holzklotz und der Baum dient ihr zur beliebigen Lehne. Die oberen Enden der zwei hölzernen Stäbe nimmt sie in die Hände und die Füsse legt sie in die zwei Gabeln. Dadurch hat sie für jeden Fuss und jede Hand eine entsprechende Stütze. Dieser improvisirte Geburtsstuhl wird von der Kreissenden so lange eingenommen, bis die Frucht geboren ist.

Verzögert sich die Geburt, so nimmt die Frau folgende Lage ein. Sie kniet sich nieder, die Knie auseinandergespreizt, der Rumpf liegt ausgestreckt auf dem Boden. Unter dem Thorax liegt ein grosser walzenförmiger Holzklotz, den die Kreissende mit den Armen umfasst und auf dem das Kinn ruht. Unterhalb der Genitalien ist ein Loch in der Erde, in dem ein Feuer brennt, auf welches frische Kräuter und Pflanzen geworfen werden. Die dicht aufsteigenden Dämpfe sollen die äusseren Geburtswege erweichen und dadurch den Geburtsact erleichtern.

In der Gegend von Wakamba[1]) nimmt die Gebärende eine halbsitzende Stellung ein, indem sie die Arme um die Hälse zweier neben ihr stehender Helferinnen legt. Gleichzeitig stützt sie sich mit dem Steisse auf die Oberschenkel der beiden rechts und links neben ihr stehenden Helferinnen. Eine dritte hockt vor ihren Genitalien und übernimmt die hervortretende Frucht. In Wakamba sowie in Waniki[2]) werden die Kreissenden zuweilen geschröpft. Hierzu werden roh gearbeitete Messer und Schröpfköpfe, aus Kuhhorn verfertigt, benutzt.

An der Ostküste, ebenso wie in Dar For[3]), gebärt das Weib im Stehen, indem es sich an die Wand der Hütte anlehnt. Da die Hütten meist niedrig sind, so gebärt das Weib ausserhalb der-

1) Wakamba, Landschaft in Ost-Afrika.

2) Waniki, Landschaft an der Ostküste von Afrika, in der Nähe des Küstenortes Mombas, etwa unter der Breite des 4. südlichen Grades.

3) Dar For, bekanntlich eine Landschaft im egyptischen Süden.

selben. Bei sehr niedrigen Hütten dient ein Baumstamm zur Unterstützung.

In Uganda besitzen die Eingeborenen Betten aus Holz, die mit Kuhhäuten überzogen werden. Das Weib liegt hier beim Gebären auf dem Rücken im Bette. Das Bett wird so zur Wand der Hütte gestellt, dass sich die Kreissende an die letztere mit den Füssen anstemmen kann. Uganda ist, wie Felkin meint, die einzige Gegend Central-Afrika's, in der der Kaiserschnitt mit günstigem Erfolge für Mutter und Frucht vorgenommen wird. Diese Operation wird von Männern ausgeführt. Einer solchen, die für beide Betheiligten günstig ausging, wohnte Felkin 1879 in Kahura bei. Die Patientin war ein hübsches junges Weib, nur wenig älter als 20 Jahre, das zum ersten Male schwanger war. Er kam in die Hütte, als die Operation eben beginnen sollte. Die Vornahme einer Untersuchung der Leidenden wurde ihm nicht gestattet. Das Weib lag auf einem abschüssigen Bette, der erhöhte Kopf gegen die Wand der Hütte gekehrt. Vor der Operation gab man der Kreissenden reichlich Bananenwein zu trinken, so dass sie halb bewusstlos war. Mittelst eines um den Thorax geschlungenen Tuches aus Bast, welches am Bette befestigt war, wurde der Rumpf fixirt. Ebenso waren die Oberschenkel fixirt. Die Füsse wurden von einem Manne festgehalten. Zur rechten Seite des nackt da liegenden Weibes stand ein zweiter Mann, der den Uterus mit den aufgelegten Händen von aussen fixirte. Der Operateur, mit einem sichelförmigen Messer in der Hand, stand, Gebete oder Zauberformeln murmelnd, an der linken Bettseite. Dann wusch er sich die Hände mit Bananenwein und mit derselben Flüssigkeit den Unterleib der Kranken. Nachdem er einen gellenden Schrei ausgestossen, der von den vor der Hütte Versammelten erwiedert wurde, machte er einen raschen Schnitt in der Mitte des Unterleibes, etwas oberhalb der Symphyse beginnend, bis zum Nabel. Mittelst dieses Schnittes wurden die Bauchdecken zur Gänze durchtrennt und der Uterus angeschnitten, so dass letzterer theilweise eröffnet war und der Liquor Amnii abfloss. Einige stark blutende Stellen an den durchschnittenen Bauchdecken wurden von dem Assistenten mit einem rothglühenden Eisen betupft. Der Operateur eröffnete den Uterus zur Gänze und extrahirte rasch die Frucht, nachdem er den Nabelstrang durchschnitten. Während der Zeit fasste der Assistent bei-

derseits die durchschnittenen Bauchdecken und hob sie empor, um einem Vorfalle der Eingeweide vorzubeugen, was ihm aber nicht vollständig gelang. Der Operateur fasste den noch die Placenta enthaltenden Uterus mit beiden Händen und knetete ihn einige Male. Dann führte er die rechte Hand in das Cavum uteri und dilatirte mit zwei bis drei Fingern den Cervicalcanal von oben her recht kräftig. Hierauf entfernte er aus dem Uterus die Nachgeburtstheile und die Blutklumpen. Nach Entleerung des Uterus wandte der Assistent nochmals aber nur spärlich das Glüheisen an, um die Blutung aus den Bauchdecken zu stillen. Während der Zeit comprimirte der Operateur den Uterus fort, um ihn zur Contraction zu bringen. Der Assistent legte nun die durchschnittenen Bauchdecken an einander und auf diese ein Bündel eines porösen Grases, welches er befestigte. Die Bänder, mittelst welcher die Operirte an das Bett befestigt war, wurden gelöst und letztere sorgsam auf die Seite an den Rand des Bettes und dann in die Arme des Assistenten gelegt, um dem in der Bauchhöhle befindlichen Blute einen leichten Abfluss zu ermöglichen. Wieder auf den Rücken gelegt wurde ihr der Verband angelegt. Den Uterus nähte der Operateur nicht. Zur Vereinigung der Bauchdecken, wobei er das Peritoneum mitfasste, bediente sich der Operateur sieben eiserner, wohl geglätteter Nägel, die er wie die Acupressurnadeln einführte und um welche er zur Fixirung des Wundverschlusses Bastfäden in Achtertouren führte. Auf die verschlossene Wunde wurde eine Paste gelegt. Diese Paste, die sich vorbereitet in einem Becken befand, war mittelst Kanen zweier Arten von Pflanzenwurzeln dargestellt worden. Auf diese Paste kam ein am Feuer gewärmtes Bananenblatt und darüber wurde eine fest anliegende Binde geschlungen, die aus einem Mbugu-Stoffe bereitet war.

Bis zur Anlegung der Wundnadeln liess die Operirte nicht einen Laut von sich hören. Eine Stunde nach der Operation schien sich die Kranke ganz wohl zu befinden. Nur in der zweiten Nacht nach der Operation erhob sich die Temperatur bis auf 101 ° F. (= 38,3° C.) und der Puls auf 108, sonst verharrte die Temperatur auf einer Höhe von 99,6 F. (= 37° C.).

Bei dieser Gelegenheit hob Felkin eine wichtige Erscheinung hervor, die den Wenigsten bekannt sein dürfte. Die Körpertemperatur der Europäer im äquatorialen Afrika ist durchschnittlich

um 0,81° C. höher als in Europa. Die Körpertemperatur der Eingeborenen dagegen ist niedriger, als jene der Europäer [1]).

Zwei Stunden nach der Operation wurde der Kranken das Kind an die Brust gelegt. Da sie aber die ersten 10 Tage nur sehr wenig Milch hatte, so übernahm inzwischen eine Freundin die Ernährung des Kindes. Am dritten Morgen wurde der Verband zum ersten Male gewechselt und eine Nadel entfernt. Drei weitere Nadeln wurden am fünften Tage weggenommen, die letzten endlich am sechsten Tage. Bei jedesmaligem Verbandwechsel wurde wieder frische Paste aufgelegt. Ebenso wurde jedesmal ein frischer, festanliegender Verband angelegt. Die Wunde eiterte nur ganz unbedeutend. Am 11. Tage war die Wunde vollständig verheilt und das Weib schien vollkommen genesen zu sein. Der Lochialfluss war die ganze Zeit hindurch normal. Das Kind trug von der Operation eine kleine Schnittwunde an der rechten Schulter davon, die, ebenfalls mit der Paste behandelt, am vierten Tage verheilt war.

Bei den Wanika's sind folgende zwei Behandlungsmethoden bei Retentio placentae üblich. Das Weib legt sich gerade auf den Rücken hin und wird ihr von einer bedeutenden Höhe herab ein Strom kalten Wassers auf den Unterleib gegossen. Reicht dies nicht aus, so kniet sie sich mit aus einander gespreizten Knieen nieder, mit der Brust und dem Kinne auf einem grossen runden Holzklotze ruhend, den sie mit den Armen umfasst. Um den Unterleib hat sie ein breites Tuch geschlungen, dessen Enden um einen auf dem Rücken liegenden Stock festgewunden sind, so dass der Unterleib möglichst fest eingeschnürt wird.

Etwas Aehnliches findet in Dar For statt. Hier liegt die Entbundene, der die Placenta nicht abgehen will, gerade gestreckt auf dem Rücken. Ueber den Unterleib kommt, ihn ganz umfassend, ein breites langes Tuch. Rechts und links neben der Entbundenen sitzt je eine Helferin, welche das eine Ende des Tuches anzieht und, um eine gehörige Compression des Uterus zu erzielen, mit einem Fusse, knapp an der Entbundenen, auf das Tuch tritt, es gleichzeitig möglichst stark anziehend.

1) Das Nähere darüber zu finden in Felkin's Werk: „Uganda and the Egyptian Soudan". Vol. II, pag. 340. Daselbst sind 59 einschlägige Körpertemperaturmessungen verzeichnet.

Bei den Niam-Niam's[1]), die bekanntlich Kannibalen sind, gebären die Weiber mit Vorliebe am Stromufer. Die Gebärende begiebt sich mit ihren Freundinnen und Helferinnen an eine abseits gelegene Stelle am Stromufer und setzt sich auf einen Holzklotz, während die Genossinnen den Tom-Tom schlagen oder in ein Horn stossen. Sobald die Frucht geboren, wird der Nabelstrang durchgebissen. Das Neugeborene wird sofort darauf im Strome gewaschen. Sobald die Placenta abgegangen, nimmt auch die Mutter ein Flussbad.

Im Verlaufe seines Vortrages legte Felkin der Versammlung verschiedene Instrumente und Geräthschaften der Afrikanischen Wilden vor, darunter auch die erwähnten Schröpfmesser und Schröpfköpfe. Letztere gleichen, wie dies Professor Simpson hervorhob, nahezu völlig den vor 40—50 Jahren auf den Shetland-Inseln gebräuchlich gewesenen Schröpfköpfen, die ebenfalls aus Horn verfertigt waren. Die Pflanzen und Kräuter, von denen Felkin Erwähnung thut, dass sie entweder auf das Feuer geworfen oder im Wasser gekockt und deren Dämpfe dann als wehenbefördernde Mittel benutzt werden, konnten leider nicht botanisch bestimmt werden, da ihm die gesammelten Exemplare derselben auf der Reise verdarben.

In der diesem Vortrage folgenden Discussion verlas Mr. Bonnar einige Mittheilungen geburtshülflichen Inhalts aus Süd-Afrika, entnommen einigen Briefen seines Bruders, der in diesen Gegenden seine ärztliche Praxis ausübt. Dieselben lauten:

„Sehr selten hat ein Weisser die Gelegenheit, dem Geburtsacte eines Kaffernweibes beizuwohnen. Oft schon war ich begierig zu erfahren, welcher Art die Hülfe sei, welche die eingeborenen Hebammen leisten, namentlich während der dritten Geburtsperiode. Einmal sollte doch meine Neugierde befriedigt werden. Ich wurde eines Tages von der Behörde der Grafschaft Umvoti[2]) beauftragt, ein eingeborenes Weib zu besuchen, die schon seit vier Tagen kreisse. Ich fand eine junge, dicke, sonst gesunde Primipara. Die Fruchtlage war normal, doch reichten die Naturkräfte nicht aus,

---

1) Niam-Niam, bekanntlich ein grosses centralafrikanisches Volk unter dem 5. nördlichen Breitegrade.

2) Umvoti, eine Grafschaft in Britisch-Kaffraria.

die Geburt spontan zu beenden, denn der Kopf steckte unbeweglich im Beckenausgange. Ich legte die kurze Zange an und entband die Kreissende. Nun wartete ich darauf, auf welche Weise die eingeborene Hebamme die Placenta zum Abgang bringen werde. Die Hebamme fasste die Entbundene unter den Achseln, schleppte sie bis in die Mitte der Hütte, wo sich letztere halb aufgerichtet hinsetzen musste, die Beine ausgestreckt und abducirt. Die Hebamme postirte sich nun hinter die Entbundene, ballte ihre Fäuste, umfasste die Entbundene mit ihren Armen und bearbeitete den Unterleib des Weibes unbarmherzig mit ihren Fäusten, indem sie den Uterus vom Grunde gegen die Symphyse knetete.' Nach dreimaligem Kneten trat die Nachgeburt hervor. Nachblutung trat keine ein, auch sonst keine weitere Störung. Den nächsten Tag schon verliess die Entbundene ihr Lager."

Hierauf theilte Dr. Arnott Folgendes mit:

Die Tänze, die er zu Zulla[1]) aufführen sah, sind immer sehr lasciver Natur. Die Syphilis ist in vielen Districten Abyssiniens stark verbreitet. Er selbst sah eine Prinzessin, die sich in das Lager von Antalo[2]) begab, um sich dort von ihrer Syphilis curiren zu lassen. Es wurde ihm in Abyssinien mitgetheilt, dass die Genitalien der jungen Mädchen vernäht werden. Sein College, Militärarzt Dr. Blanc, der eine Zeit lang dort als Gefangener zurückgehalten wurde, erzählte ihm, dass der Ehegatte diese Vernähung in der Hochzeitsnacht mit einem scharfen Ringe wieder auftrenne, denn ohne diesen operativen Eingriff sei die Ausübung des Coïtus unmöglich. Eine Reihe von Sitten und Gebräuchen, die Felkin in seinem Vortrage mittheilte, könne man auch in Indien finden, was davon herrühre, dass sie auf religiösen oder sanitären Volksgesetzen fussen. Fängt ein Parsi-Weib zu kreissen an und hat sie eine eingeborene Hebamme, so schleppt die letztere Steine herbei, die sie im Zimmer in Form eines Halbkreises dicht an einander reiht. In diesen Halbkreis wird ein eisernes Bett für die Mutter und ein zweites für das Kind gestellt. Ausser der Hebamme darf Niemand in diesen Halbkreis treten. Die Mutter muss vierzig Tage in demselben verweilen, dann nimmt sie ein Bad und kann wieder

1) Zulla, ein Ort in Abyssinien.
2) Antalo, ein Ort in Abyssinien.

ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen. Bei schwierigen Geburtsfällen wird zuweilen ein Magier zu Hülfe gerufen, der letztere damit zu bringen beginnt, dass er den Unterleib der Kreissenden mit einem Stecken bearbeitet, um den Teufel auszutreiben. Bei unausgiebiger Wehenthätigkeit wenden die Indierinnen scharfe, stimulirende Mittel an, so z. B. den Pfeffer. Letzterer wird sogar in die Vagina eingeführt. In jüngster Zeit sucht man den eingeborenen Hebammen eine bessere Bildung beizubringen. Um die Menstruation künstlich herbeizuführen, werden die verschiedensten Mittel angewendet. Er fand einmal einige Kupfermünzen in der Vagina, die zu diesem Zwecke eingeführt worden waren. Die ungebildeten einheimischen Hebammen wenden bei der Geburt die roheste Gewalt an. Nichts Seltenes ist es, dass sie bei Beckenendlagen so heftig ziehen, dass sie den Hals durchreissen, ihnen der Rumpf in den Händen und der Fruchtkopf im Uterus bleibt. Der Schröpfkopf wird in Indien bei der Geburt häufig in Gebrauch gezogen. Eigenthümlicher Weise gilt das Oleum Castorei in Indien als ein Mittel, welches die Milchsecretion behebt und nicht befördert. In Indien wird die Entbundene ängstlich vor jedem Luftzuge geschützt, sorgsam werden alle Thüren und Fenster des Wochenbettzimmers geschlossen. Diese Sorge hängt mit der Angst vor dem Eintreten des Starrkrampfes zusammen. Der Tetanus soll nämlich zu gewissen Jahreszeiten, in denen heftige Winde herrschen, sehr häufig vorkommen. Kleinwächter.

---

b) Zur Geschichte des Cocaïnes als locales Anaestheticum.

Bekanntlich macht jetzt das Cocaïn die Runde durch alle medicinischen Blätter und häufen sich die Mittheilungen über die Verwendung dieses Mittels zur Anästhesirung der Schleimhäute der verschiedensten Körpergegenden. Wirft man einen Blick nach rückwärts, so erhält man einen neuerlichen Beweis, wie die Geschichte der Medicin vernachlässigt wird und erfährt, dass die Entdeckung des Cocaïnes als locales Anaestheticum durchaus nicht so recenten Datums ist, als allgemein angenommen wird.

Längst bekannt ist es, dass die Blätter dieser Pflanze in ihrer Heimath Bolivia, Peru und Columbien als Genuss- und Reizmittel gebraucht werden und dieselben die Wirkung besitzen, bei sonst

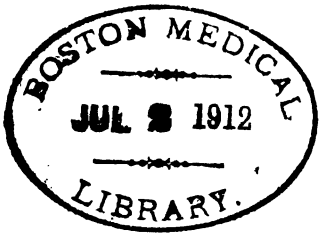
schlechter Nahrung in sehr verdünnter Luft schwere körperliche Anstrengungen ausdauernd verrichten zu können. Ebenso weiss man schon seit langem, dass die Eingeborenen dieser Länder die Coca gegen die verschiedensten schmerzhaften Empfindungen im Magen, bei einfacher Enteralgie, bei Blähkolik, mit Nutzen verwenden.

Die erste ausführliche Monographie über die Coca lieferte 1858 Mantegazza und bestätigt er in dieser nicht nur die Angaben der Eingeborenen der Heimath dieser Pflanze über die wohlthätige Wirkung derselben bei schmerzhaften Empfindungen im Magen, sondern hebt ausdrücklich auch die lindernde Wirkung der Blätter bei Berührung mit Schleimhäuten hervor. Die erste chemische Analyse der Bestandtheile nahm 1859 Niemann in Wöhler's Laboratorium vor, welcher ein Alcaloid darstellte, dass er „Cocaïn" benannte. Niemann fand damals schon, dass dieses Präparat die Zunge vorübergehend fast empfindungslos mache, eine Beobachtung, die wenige Jahre später, 1864, Professor Julius Clarus bestätigte, indem er erwähnte, die Betäubung an der Berührungsstelle auf der Zunge und beim Verschlucken auch im Rachen an sich selbst erprobt zu haben. Im Jahre 1860 veröffentlichte Schroff die Resultate seiner mit dem Cocaïne angestellten Experimente. Er erwähnt direct die anästhesirende Wirkung dieses Mittels auf die Schleimhäute und prognosticirt demselben eine bedeutende Zukunft. 1868 publicirte Th. Morénoy Maiz eine Monographie „Recherches cliniques et physiologiques sur l'Erythroxylum Coca et la Cocaïne". Er sagt in derselben, dass er zu seinen Experimenten das essigsaure Cocaïn benutzte und bei Injection desselben in einen Froschschenkel Verlust der Empfindung in einem bestimmten Bezirke beobachtete. 1877 benutzte Ch. Fauvel das Cocaïn als Anaestheticum bei schmerzhaften Anginen und vor einigen Jahren wurde in New-York die subcutane Injection des Cocaïnes behufs schmerzloser Entfernung von Geschwülsten in der Hospitalpraxis mit Erfolg geübt. Im Jahre 1880 führte von Anrep eine Reihe von Versuchen mit Cocaïn an kalt- und warmblütigen Thieren aus, wobei er unter Anderem die Wirkung desselben auf die Pupille studirte. Gleichzeitig erwähnt er die Unempfindlichkeit der Haut nach subcutaner Injection mit diesem Mittel und den Verlust des Gefühles sowie des Geschmackes nach Bepinselung der Zunge mit

einer Cocaïnlösung. 1881 veröffentlichte Coupard eine Mittheilung, dass er ein spirituöses Extract der Cocablätter benutze, um den Schlund bei chronischen und subacuten schmerzhaften Affectionen einzupinseln und in gleicher Weise auch die phthisischen Larynxgeschwülste behandele.

Nach dem Mitgetheilten kann man geradezu sagen, das Geheimniss der localen Anästhesie durch Cocaïn lag schon seit Jahren auf der Strasse und wartete nur darauf, aufgehoben und verwerthet zu werden. Derjenige, der dies ausführte, war der Secundararzt am Wiener Allgemeinen Krankenhause Dr. Carl Koller. Er war der Erste, der das Cocaïn als Anaestheticum für das Auge anwandte. Die erste vorläufige Mittheilung über diese Anwendung des Cocaïnes liess er durch Brettauer in der letzten Ophthalmologenversammlung zu Heidelberg machen, worauf er diese Frage in den Nummern 43 und 44 der Wiener Medicinischen Wochenschrift, Jahrgang 1884, eingehender erörterte. Nicht lange darauf wurde das Cocaïn zur Anästhesirung anderer Schleimhäute benutzt, so zu jener des Ohres, der Athmungsorgane, der Genitalien u. s. w.

Kleinwächter.



XVI.

Culturhistorische Einleitung in die Geschichte der deutschen Medicin im XVIII. Jahrhundert oder der Geist des XVIII. Jahrhunderts.

Literatur.

Wir bringen hier nur die hervorragende und von uns hauptsächlich benutzte: Adelung, *Versuch einer Cultur des menschlichen Geschlechts.* Leipzig, bei Christian Gottlieb Härtel 1782. — Biedermann, *Deutschland im XVIII. Jahrhundert.* Leipzig 1858. — Hettner, *Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts.* 1862. — Julian Schmidt, *Geschichte des geistigen Lebens von Leibnitz bis auf Lessing's Tod* 1681—1781. Erster Band. *Von Leibnitz bis auf Klopstock* 1681—1750. Leipzig bei Friedrich Wilhelm Grunow 1862. Zweiter Band. *Von Klopstock bis auf Lessing's Tod.* Leipzig bei Friedrich Wilhelm Grunow 1862. — *Grundstein einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit* von J. J. Honegger. Erster Band. *Die Zeit des ersten Kaiserreichs.* Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1868. Zweiter Band. *Die Zeit der Restauration.* 1869. Dritter Band. *Das Julikönigthum und die Bourgeoisie.* 1870. Vierter Band. Die Literatur. 1871. Fünfter Band. *Dialektik des Culturgangs und seine Endresultate.* Lpz. 1874. — Vehse, *Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation.* 48 Bände. Hamburg 1851—1858. — Danzel, *Gottsched und seine Zeit.* Leipzig. Verlag der Dyk'schen Buchhandlung 1855. — Arnold Lindwurm, *die Handelsbetriebslehre und die Entwickelung des Welthandels.* Stuttgart u. Leipzig. Verlag von Wilhelm Nübling. 1869. — Hegel, *Philosophie der Geschichte.* Berlin 1840. — Hegel, *Geschichte der Philosophie.* 3 Theile. 1841—1844. — Bauer, *Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts.* 4 Bände. Charlottenburg 1843—1844. — *Geschichte der inductiven Wissenschaften* von Whewell. 3 Bände übersetzt von v. Littrow. Stuttg. 1840. — Friedrich Kolb, *Culturgeschichte der Menschheit.* 2 Bände. Leipzig 1869. — Thomas Buckle's *Geschichte der Civilisation in England,* Zweite Ausgabe, deutsch von Ruge. 2 Bände. Leipzig 1864—1865. — Gervinus, *Geschichte der deutschen Dichtkunst.* 5. Auflage. 1873. — *Geschichte der Musik* von Ambros. Breslau 1862—1882. 5 Bde. — Friedrich von Hellwald, *Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.* Augsburg, Lamport 1875. — *Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart* von Dr. E. Dühring. Dritte, theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig. Fue's Verlag 1878. — *Deutschland im XVIII. Jahrhundert* von Karl Biedermann. Erster Band. *Politische, materielle und sociale Zustände.* Leipzig. Verlagsbuchhdlg. von J. J. Weber 1885.

Indem wir es jetzt unternehmen, den Entwickelungsgang nachzuweisen, den die deutsche Medicin im XVIII. Jahrhundert nahm, erübrigt es zuvor, den Versuch zu machen, ein culturhistorisches Bild dieses Jahrhunderts zu entwerfen.

Dasselbe kann natürlich nur in seinen äusseren Umrissen dargestellt werden und zwar um zu zeigen, dass die Medicin selbst einen Theil desselben bildet, in der nämlichen Weise, wie sie mit der Culturgeschichte selbst aufs Innigste verwebt ist, wie sie ferner den Einflüssen derselben fortwährend ausgesetzt und selbst hinwiederum auf sie zurückwirkt.

Man kann daher weder vollständig die Culturhistorie jenes wichtigen Jahrhunderts begreifen, wenn man nicht das Wesen und den Charakter der damaligen Medicin erforscht hat, noch kann man zu einem vollen Verständniss derselben gelangen, wenn man nicht die sämmtlichen culturhistorischen Momente, welche ihren Einfluss auf die Medicin, entweder direct oder indirect geltend machten, zu begreifen und zu würdigen versucht.

Bereits im Jahre 1876 [1]) hoben wir hervor, dass in neuerer Zeit mit dem Namen „culturhistorisch“ viel Missbrauch getrieben worden und dies Wort oft in Beziehungen gebraucht werde, die ihm gar nicht zukommen, ja, dass man ganz falsche Bedeutungen demselben untergeschoben habe.

Dass es inzwischen besser geworden und die Begriffe und Ansichten sich geklärt hätten, können wir nicht einräumen.

Wir schwärmen nicht wie jener Wiener Lehrer in der citirten Schrift, der er das Epitheton ornans „eine culturhistorische Studie“ gegeben hat, für Epidemien und Kriege und erklären uns dem Kampfe für Gesundheitspflege, welcher gerade das ehrenhafteste Zeugniss für die Uneigennützigkeit und Resignation der ihn führenden Aerzte ist, nicht wie jener, gegenüber für myopisch.

Wir müssen uns ferner dagegen verwahren, dass wir das Wort „culturhistorisch“ im Sinne der modernen materialistischen Naturforscher auffassen.

Wir sind nicht der Ansicht, dass man bei der Culturgeschichte

1) Historisch-kritische Bemerkungen über: Dr. Th. Billroth's Culturhistorische Studie „Das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation“ von Dr. Heinrich Rohlfs. Wien 1876.

„die naturwissenschaftlichen Gesetze“ zu seinem Führer nehmen darf.

Was sind „naturwissenschaftliche Gesetze?“ Doch wohl keine anderen als die physikalischen? Also die der Attraction, Cohäsion, Adhäsion, Affinität, Schwere u. s. w. Waren ihre Wirkungen nicht zu allen Zeiten dieselben? Kann man dies von der Cultur des Menschengeschlechts sagen? Können sie allein also die Geschicke des Menschen bestimmen. Warum haben sich denn die Völker fortwährend verändert und verändern sich unausgesetzt, wenn die „naturwissenschaftlichen Gesetze“ allein die Ursache wären. Beweist nicht die Culturgeschichte durch ihren eigenen Entwickelungsgang selbst, dass sie, wenn sie auch unter dem Einflusse von kosmischen und tellurischen Kräften steht, in vielen Beziehungen durchaus unabhängig von letzteren ist, und die Geistesgesetze einen weit grösseren Einfluss auf sie ausüben als die Naturgesetze.

Wie aber die gesammte Cultur in ihrer natürlichen Entwickelung in völliger Uebereinstimmung mit der Darwin'schen Descendenztheorie stehen soll und kann, ist uns vollends ein Räthsel. Ist denn die Descendenztheorie etwas mehr als eine nicht erwiesene und niemals erweisbare Hypothese? Wird jemals Einer im Stande sein, einen mathematischen Beweis dafür beibringen zu können? Ist es nicht rationeller, an dem Glauben an den biblischen Erdenklotz, unter dem man sich wenigstens ein Ei, also einen für den Menschen nothwendigen Entwickelungskeim, vorstellen kann, festzuhalten?

Man kann es am Ende den Darwinisten und Hyperdarwinisten unbenommen lassen, die Abstammung des Menschen entweder vom Affen oder vom Bathybius Haeckelii abzuleiten. Nur müssen sie sich nicht unterfangen, dies für Naturwissenschaft auszugeben; denn nichts gehört zu dem Ressort derselben als solches, das man nicht durchs Experiment, durch die Geschichte oder auf mathematischem Wege beweisen kann. Alles Andere ist blosse Hypothese oder moderne Theologie. Selbst gegen den euphemistischen Namen „moderne Naturphilosophie“ müssen wir protestiren, wenn man eine blosse Hypothese als Naturwissenschaft, ja sogar als mathematisches Wissen verkaufen will.

Was soll man dazu sagen, wenn die Anhänger dieser Secte

in der Thatsache, dass das Ei des Menschen weiter nichts als eine Zelle ist, den unumstösslichen Beweis erblicken, dass solche einzellige Urthiere die Vorfahren des Menschen gewesen seien? Was soll man ferner dazu sagen, wenn diese Naturwissenschaften Thomas Münzer und Carlstadt lehren, dass zwischen den geistigen Fähigkeiten des Menschen und des Thieres kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied bestehe? Wollen sie nicht nächstens tradiren, dass die Thiere ebenso gut als die Menschen Begriffe von Religion und Geschichte haben? Für den modernen Culturhistoriker sind daher die Begriffe von „gut" und „besser", „schlecht und schlechter" äusserst schwankend. Das Wort „Fortschritt" wird daher nach ihnen stets ein streitiges bleiben. Die Redensart der „sittlichen Weltordnung" muss fallen gelassen werden. *„Dichtkunst und schöne Künste sind die Aeusserungen jugendlicher Phantasie bei Völkern, wie bei Menschen." „Die Kunstperiode der Hellenen ist für die Wissenschaft ein taubes Gestein." „Wir haben kein Beispiel, dass je ein Volk Kunst und Wissenschaft gleichzeitig und gleichmässig ausgebildet hätte." „Die Kunst sprosst in den Tagen der Jugend, die Wissenschaft ist die Frucht der Reife auch bei den Völkern." „Die Sitte des Tabakrauchens ist ein abermaliger Beweis, dass der Culturmensch beim Contacte mit roheren Völkern die Gewohnheiten der letzteren annimmt." „Ideale" sind den modernen Culturhistorikern gleichbedeutend mit „nothwendigen Irrthümern." „Alle Ideale sind dem Menschen gleich werthvoll und werthlos." „Alle Culturentwickelung ist ein Naturprocess, den auch keine anderen als die Naturgesetze beherrschen."* Endlich ist das, was man unter Cultur versteht nichts anderes als eine erhöhte Betriebsamkeit in der Geschicklichkeit und Ausnutzung der Natur zum Vortheil des Menschen, in der Organisation der Gesellschaft, in der Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch neue Erfindungen, kurz, in der Verbesserung der äusseren Lebensstellung. Dazu kommen dann noch die obligaten Phrasen und Dogmen, welche die sich selbst beräuchernde Presse gestellt hat: *„Die Presse heilt die Wunden, welche sie schlägt"* und *„die Presse kann nicht für die Verirrungen der öffentlichen Meinung verantwortlich gemacht werden, sie bringt nur zu Tage, was dieselbe in sich trägt."*

Der Versuch eines deutschen Professors, der Culturgeschichte eine besondere Richtung in der wissenschaftlichen Gesammtbildung

zu geben, indem er sie zu einer Geschichte der Naturwissenschaften und der Entdeckung einschränkt, trägt so sehr das einseitige akademische Gepräge, dass es einer Widerlegung überhaupt nicht bedarf und es schon hinreichend ist, denselben als eine deutsche Curiosität und Excentricität erwähnt zu haben.

Wenn dagegen ein anderer deutscher Culturhistoriker sein culturhistorisches Glaubensbekenntniss folgendermassen definirt: „In der Dichtkunst wie im öffentlichen Leben, im Reiche des Gedankens wie in der engen sittlichen Welt sind die Hauptfeinde aller Freiheit und alles Fortschritts spiessbürgerliche Engherzigkeit und verschwommener Idealismus. Doch ist das zweite das Schlimmere, und von allen schlechten Neigungen der Poesie, der Philosophie und der Politik ist die schlechteste und gefährlichste, Mollusken ohne Knochen zu schaffen und sich an ihnen zu befriedigen.“ Oder statt Mollusken verstatte man mir einmal den deutschen Ausdruck „Waschlappen“, so möchten wir den verschwommenen Idealismus nicht als den schlimmsten Feind aller Cultur betrachten, sondern vielmehr als die Hauptfeinde crassen Egoismus, wilden Fanatismus, starren Autoritätenglauben und feigen Sklavensinn. Denn diese vier waren von jeher die Hauptstützen des Despotismus und der Pfaffenwirthschaft. Mollusken mit Knochen dürften aber doch wohl nur in der Phantasie dieses Culturhistorikers existiren!

Ebenso einseitig sind die Ansichten eines bekannten englischen Culturhistorikers und haben selbe sehr dazu beigetragen, die Begriffe über „culturhistorisch“ zu verwirren.

Wenn wir auch gern zugestehen, dass in dem Satze

„das Abschlachten in Masse, das Einsperren der Denker, das Drohnenwesen in der Verehrung und die Arbeitsbienen in der Verachtung, das Papst- und Königsspielen wird aufhören, wenn man erst wirklich die Entdeckung gemacht hat, dass der wahre und einzig richtige König der Wissende sei“, manches richtig ist, so können wir doch unmöglich zugeben, dass der wahre und einzig richtige König der Wissende sei. Dies heisst an die Stelle eines alten Aberglaubens einen neuen Aberglauben, nämlich an die Stelle des „Glaubens“ das „Wissen“ setzen und ist für uns weiter nichts als eine exorbitante Apotheose des Verstandes, die, wie schon die Gegenwart zeigt, noch weit schlimmere Wirkungen hervorbringt als die Hegemonie des Glaubens es je vermochte.

Ebenso einseitig und mit der realen Geschichte im Widerspruch stehend ist das, von ihm ausgesprochene Axiom, dass „der Geist der Zeiten nur ihre Wissenschaft und die Richtung, welche diese Wissenschaft nimmt", sei. Dies ist weiter nichts als eine Paraphrase des Hegel'schen Dictums, dass der Zeitgeist im Ganzen der Ausdruck der herrschenden Philosophie sei. Es heisst dies den Einfluss der Philosophie einmal sehr überschätzen, da die Geschichte lehrt, dass es Systeme von Philosophie oder herrschende Philosophie gegeben hat, die auf den Zeitgeist gar keinen Einfluss ausübten, wie z. B. die Leibnitz'sche Philosophie, anderntheils heisst es, blind sein gegen die wahre Sachlage. Denn niemals wird der jedesmalige Zeitgeist von einer Disciplin bestimmt, sondern es sind eine Menge Factoren, die mitwirkend sind, das zu bestimmen, was wir „Zeitgeist" zu nennen gewohnt sind.

Wenn wir ferner auch gern einräumen, dass Klima, Nahrung, Boden und Naturerscheinungen einen mächtigen Einfluss auf das Menschengeschlecht äussern, so leugnen wir doch, dass von Allem, was für ein Volk aus seinem Klima, seiner Nahrung und seinem Boden folgt, die Anhäufung von Reichthum das Erste und Wichtigste und dass Reichthum sich anhäufen muss, ehe die Wissenschaft beginnt und beginnen kann. Die Geschichte der Völker und des Einzelnen lehrt gerade das Gegentheil. Die meisten Völker leisteten in der Wissenschaft gerade dann am meisten, wenn sie noch nicht reich waren. Wissenschaft bedarf zu ihrer Blüthe keines Reichthums, nicht einmal Wohlhabenheit. Die Antriebe zur Wissenschaft sind aber ebenso verschieden, wie die Wissenschaften selbst. Der Hauptsporn ist aber der, dem Menschen, freilich nicht in gleicher Weise angeborene, Vervollkommnungstrieb und der Ehrgeiz. Trifft dieser sogar mit Armuth zusammen, so wird er selbst durch diese nicht mal in Fesseln geschlagen, sondern sie dient ihm dann sogar zum Sporn. Und in diesem Sinne nannten die Alten die Armuth die zehnte Muse! Holland leistete am meisten auf dem Gebiete der Kunst, als es noch in der Entwickelung begriffen war und auch nicht reich war. Das 18. Jahrhundert zeigt Deutschlands wissenschaftliche Blüthe, damals war es gegen jetzt ein armes Land zu nennen. Reichthum ist für die Völker wie für den Einzelnen, wie die Geschichte lehrt, noch eine gefährlichere Klippe als die Armuth. Mustert man die Zahl der Männer der

Wissenschaften, welche aus den Palästen hervorgingen, so ist die Zahl verschwindend klein gegen die, welche in den Hütten der Armuth geboren wurden. Die meisten grossen Männer der Wissenschaften gingen entweder aus dem Bauernstande oder den unteren und mittleren Ständen hervor, welche fortwährend den Kampf ums Dasein kämpften. Wenn Armuth an und für sich als ein Unglück zu betrachten ist, so ist sie doch für das Genie zugleich die Triebfeder, dieselbe abzuschütteln und alle angeborenen Talente zur Entwickelung zu bringen, indem sie es zum Kampfe zwingt. Umgekehrt führt Reichthum zur Trägheit und Indolenz. Man braucht nur die Metropolen der Handelsstädte anzusehen, um sich davon zu überzeugen, dass Reichthum selten in drei Generationen sich vererbt, denn häufig vergeuden die Kinder schon, was der Vater mit grosser Mühe und Arbeit erworben, öfterer noch die Enkel.

Noch immer, wenn auch nur im tropischen Sinne, gilt das Wort der Bibel: „es ist leichter, dass ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Himmelreich komme."

Es streitet also gegen alle Erfahrung, dass Wissenschaft erst entsteht, nachdem Reichthum vorhanden ist.

Ebenso wenig erwiesen und mit der wirklichen Geschichte im Einklange ist die Behauptung jenes Culturhistorikers, dass die Cultur nur durch zwei Factoren, den sittlichen und den intellectuellen, bedingt sei. Ersteren bezeichnet er als den stationären Factor und behauptet, dass nichts so wenig Veränderung erlitten hat, als die Grundsätze, welche die Moralsysteme ausmachen. Die moralischen Wahrheiten befänden sich daher fortwährend in einem stationären Zustande, dagegen die intellectuellen in einem fortschreitenden. Das intellectuelle Princip sei nicht blos progressiver, sondern bringe auch viel dauernde Resultate hervor. Auch würden die Erwerbungen der Intelligenz leicht von einer Generation der anderen überliefert und übten oft auf die entfernteste Nachkommenschaft ihren Einfluss aus, sie würden die Erbschaft der Menschheit, der unsterbliche Nachlass des Genies, dem sie ihr Dasein verdanken.

Dagegen seien die guten Thaten weniger zu vererben, Jeder müsse sie selbst hervorbringen und Jeder müsse sie von Neuem beginnen. Da nun die Civilisation oder Cultur das Ergebniss sittlicher oder intellectueller Factoren sei und dies Ergebniss in fort-

dauernder Veränderung begriffen ist, so könne sie offenbar nicht von dem stationären Factor geregelt werden, weil in unveränderter Umgebung ein stationärer Factor nur eine stationäre Wirkung haben könne. Der intellectuelle Factor sei also der eigentliche wirkende Theil.

So blendend diese Argumentation, welche ja weiter nichts als eine Apotheose des Verstandes ist, sich ausnimmt, so sehr steht sie im Widerspruch mit der Geschichte und der Logik.

Nicht blos geistige Factoren kommen bei der Culturentwickelung in Betracht. Der Mensch besteht aus Körper und Geist; wir müssen daher auch einen somatischen Factor annehmen. Letzteren hat der englische Culturhistoriker vollständig vergessen.

Gänzlich unstatthaft aber ist es, überhaupt einen moralischen Factor zu statuiren und von diesem auszusagen, dass er stets stabil sei.

Das Moralische oder Sittliche ist ein durchaus schwankender Begriff. Die Geschichte zeigt nichts weniger als seine Stabilität, sondern eine grosse Verschiedenheit.

Die Cannibalen halten es für sittlich, Menschenfleisch zu essen, während wir es für höchst unsittlich halten. Der Islam gestattet die Polygamie, die Mormonen halten sie sogar für ein gutes Werk; bei den christlichen Völkern wird sie als ein Verbrechen bestraft.

Statt des moralischen Factors kommt bei der Cultur vielmehr ein religiöser und ethischer Factor in Betracht. Beide haben ihre Wurzel im Gemüthe oder im Herzen. Wir betonen absichtlich den Dualismus. Wenn auch das Wesen der Religion das ethische Princip ist, so sehen wir doch factisch, dass das dogmatische meistens über das letztere gestellt wird. Das dogmatische Princip ist aber durchaus nicht als stationärer Factor zu betrachten. Einmal bilden sich stets neue Religionssecten und das Unterscheidende derselben ist meistens das Dogma. Anderntheils verändert sich das Dogma in ein und derselben Religion fortwährend. Man betrachte nur die Religion Christi, wie Christus sie selbst lehrte, als er als Grundprincip derselben, die Liebe, feststellte und das 1870 proklamirte Unfehlbarkeitsprincip des Papstes.

Wenn bei jeder Cultur also ein religiöser Factor in Betracht kommt, so liegt doch auch auf der Hand, dass nur auf der Höhe und Blüthe der Cultur derselbe ein rationeller sein kann, d. h. ein solcher, bei dem das Dogma entweder gegen das Ethische ganz in

den Hintergrund tritt und die vollste Toleranz hält oder dasselbe mit der Wissenschaft nicht im Widerspruch steht.

Ist dieses nicht der Fall, wird das Dogma nur von dem Geiste des Fanatismus beseelt, dann treten Zustände ein, wie sie uns die Inquisition und der dreissigjährige Krieg zeigen, welche zum Grabe jeder Cultur führen.

Stationär allein ist daher der ethische Factor. Denn die meisten, nur einigermassen cultivirten Völker stimmen in den ethischen Principien überein. Andern Gutes zu thun, unsere eigenen Wünsche zu ihren Gunsten zu opfern, unsere Nächsten zu lieben wie uns selbst, unseren Feinden zu verzeihen, unsere Leidenschaften im Zaume zu halten, unsere Eltern zu ehren, die Obrigkeit zu achten, sind uns daher nicht Hauptsätze der Moral, sondern der Ethik.

Der englische Culturhistoriker hat also darin gefehlt, dass er den religiösen, moralischen und ethischen Factor zu Einem verschmolzen hat und ihm nur einen stationären Charakter beilegte, was, wie wir gesehen, total falsch ist. Daraus ergiebt sich schon von selbst, dass dem intellectuellen Factor allein die Entscheidung bei der Entwickelung der Cultur zukommt. Man braucht nur den einzelnen Menschen zu betrachten, um sich von der Haltlosigkeit dieser Hypothese zu überzeugen. Darnach müsste der, dessen Intelligenz am meisten entwickelt wäre, die meisten Kenntnisse haben, auf der höchsten Stufe der Cultur stehen, was aber sehr selten der Fall ist. Bei keinem Volke ist die Kenntniss des Lesens und Schreibens so allgemein verbreitet als bei den Chinesen, bei keinem Volke ist ein so gleichmässiges Maass intellectueller Bildung als bei ihnen und trotzdem ist die Cultur dort keine fortschreitende.

Man braucht nur die gegenwärtige Generation der Deutschen sich zu betrachten. Die moderne Erziehungsmethode hat ja darin gefehlt, dass auf die blosse Ausbildung des Verstandes und Erwerbung von Kenntnissen ein zu grosses Gewicht gelegt wird. Nun was war die Folge davon? Die Criminalstatistik, die durchschnittlich im neuen deutschen Reiche um 70 Proc. gestiegen ist, giebt die beste Antwort darauf. Zu einer solchen Cultur gelangen wir, wenn wir, nach dem Rathe des englischen Culturhistorikers, dem intellectuellen Princip die Prärogative und das Primat einräumen.

Dies beweist am besten, dass der intellectuelle Factor bei der Cultur durchaus nicht die Entscheidung abgiebt.

Ueberdies lassen sich die Behauptungen des Engländers über das intellectuelle Princip nicht beweisen. So ist es durchaus nicht richtig, dass intellectuelle Wahrheiten vererbt werden; höchstens die Anlage dazu, sie zu erwerben, kann vererbt werden; die Wahrheiten selbst müssen von jedem Einzelnen erworben werden. Es ist ferner nicht wahr, dass intellectuelle Wahrheiten nicht verloren gehen. Die Geschichte lehrt gerade das Gegentheil. Die grössten Erfindungen wurden erdacht, um wieder verloren zu gehen und dann aufs Neue erdacht zu werden.

Ich will nur an die Glasmalerei des Mittelalters erinnern, die wir bis jetzt noch nicht wieder erfunden haben. Die künstliche Nasenbildung, die von den Indern und Tagliacozzi geübt wurde, galt den ersten Chirurgen am Ausgange des vorigen Jahrhunderts als arabisches Märchen und es bedurfte erst des Auftretens von Gräfe und Dieffenbach, um sie zu einem bleibenden Schatze der Chirurgie zu erheben. Ausserdem giebt es intellectuelle Wahrheiten, denen wir geradezu jeden Einfluss auf die Cultur absprechen müssen, so dass es durchaus nicht gestattet ist, ihr die Hegemonie hierbei einzuräumen.

Da aber der Mensch nicht blos Geist ist, sondern aus Körper und Geist besteht, so ist es unbegreiflich, wie der englische Culturhistoriker den somatischen Factor ganz mit Stillschweigen übergehen konnte.

Derselbe spielt eine durchaus nicht zu unterschätzende Rolle.

Die Geschichte lehrt, dass, wenn derselbe das Uebergewicht über den intellectuellen, religiösen und ethischen Begriff hat, von Cultur überhaupt gar keine Rede sein kann.

Sehr richtig hat der Begründer der Culturgeschichte und Verfasser des ersten „*Versuchs einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts*“ dies herausgefühlt, denn er bemerkt sehr wahr:

„Cultur ist nur der Uebergang aus dem mehr sinnlichen und thierischen Zustande in enge verschlungene Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens. Der ganz sinnliche, folglich ganz thierische Zustand, der wahre Stand der Natur ist Abwesenheit aller Cultur und je mehr sich die gesellschaftliche Verbindung diesem Stande nähert, desto geringer und schwächer ist auch die Cultur. Zur Cultur gehören namentlich fünf Stücke: 1) Abnahme der Leibesstärke und Verfeinerung des thierischen Körpers. In den untersten Graden der Cultur ist Leibesstärke das einzige, in den mittleren das vorzüglichste und in den höheren das geringste Verdienst, bis sie in den überspannten Graden gar ein Vorwurf, ein Makel wird. 2) Allmähliche Abnahme der sinnlichen oder dunkeln Begriffe und ihrer Herrschaft und 3) ebenso allmähliche Zunahme der deutlichen Begriffe oder der vernünftigen Erkenntniss und ihrer

Herrschaft über die vorigen. 4) Verfeinerung und Milderung der Sitten und 5) in dem höheren Grade Bildung des Geschmacks."

Wie Jeder leicht einzusehen vermag, irrt Adelung darin, dass er unter 4. und 5. Gegenstände zu Factoren der Cultur erhebt, welche Folgen derselben sind, den religiösen und ethischen Factor aber ganz ausser Acht lässt.

Um so höher aber ist es ihm anzurechnen, dass er die Wichtigkeit des somatischen Factors richtig erkannt hat.

An einer anderen Stelle drückt er sich noch klarer und bestimmter aus:

„Der Mensch ist halb Körper und halb Geist; beide müssen in gleichem Maasse verfeinert und ausgebildet werden. Ganz Körper ist Wildheit und Rohheit und ganz Geist sein wollen ist weichliche und übertriebene Cultur."

Hieraus ergiebt sich, dass von einer ausgebildeten Cultur nicht die Rede sein kann, wenn dem somatischen Factor nicht dieselbe Sorgfalt zugewendet wird als den übrigen.

Wird jener Factor allein ausgebildet, so befindet sich das Volk im Zustande der Barbarei, wie wir dies bei Nomaden, Fischer- und Jägervölkern antreffen.

Wird der somatische Factor wesentlich bevorzugt und die übrigen nur nebenbei berücksichtigt, so bilden sich die kriegerischen Nationen, bei denen stets das Princip galt: Macht geht vor Recht.

Wenn dagegen blos der religiöse oder der intellectuelle Factor cultivirt wird und der somatische Factor in den Hintergrund tritt, so bilden sich die sogenannten theokratischen Völker, wie wir dies bei den alten Israeliten oder den reinen Buddhisten beobachten oder bei den Handelsnationen, den Phöniziern, Carthagoniensern und modernen Engländern, Amerikanern und Chinesen.

Wird dagegen der somatische Factor ganz vernachlässigt, dann tritt der Zustand ein, den wir mit dem Worte Uebercultur bezeichnen, es kommt zum allgemeinen Luxus, zur Verweichlichung des Körpers und Geistes, an der alle alten Culturvölker schliesslich zu Grunde gingen.

Wahre Cultur entwickelt sich nur dann, wenn alle Factoren derselben in harmonischer und rationeller Weise berücksichtigt werden. Denn die Cultur erstreckt sich ja auf den ganzen Menschen, umfasst das ganze Menschthum. Die ganze Menschheit in ihrem somatischen und physischen Thun und Lassen, in ihrem sittlichen, ethischen, wissenschaftlichen, politischen, religiösen, nationalöko-

nomischen, künstlerischen Leben; wahre Cultur ist ausgebildete Humanität, Erhebung und Potenzirung des Wahren und Guten zum Schönen und Heiligen, sowohl in den Gesinnungen wie in den Handlungen. *Jede Einseitigkeit führt hier zu einer einseitigen Cultur.*

Höchst bedenklich ist es daher, irgend einem Factor ein Vorrecht oder den Primat einräumen zu wollen, wie der englische Culturhistoriker es in Bezug auf den intellectuellen Factor vorschlug.

Noch falscher ist die Ansicht, zu wähnen, die Cultur zu einer stetigen zu machen dadurch, dass der intellectuelle Factor noch mehr als bisher begünstigt werde. Dies würde uns direct zum Chinesenthum führen. Eine längere Dauer der Cultur kann nur dadurch bewerkstelligt werden, dass durch Hebung sämmtlicher Factoren eine allgemeine Verlängerung des Durchschnittsalters des Menschen erzielt wird. Eine Unterscheidung zwischen stationären und nichtstationären Factoren trägt nichts hierzu bei.

Denn jedes neue Menschengeschlecht müsste stets wieder von vorn anfangen, und dadurch, dass die Cultur, die während einer Periode bestanden, bei einem neuen Menschengeschlechte wieder von vorn anfangen muss, ohne dass man eine Garantie hat, dass die Qualität dieselbe sei, bedingt es, dass die Cultur nur im Zickzack sich bewegt.

Wenn durch eine rationelle Hygiene des Körpers und Geistes das Durchschnittsalter des Menschen statt jetzt auf 30, auf 40 oder 50 gebracht werde, so ist dies die beste Garantie, dass eine rationelle Culturperiode in Zukunft eine längere Dauer haben müsse als bisher.

Umgekehrt bringt aber jede einseitige Bevorzugung irgend eines Factors die Gefahr, dass die Cultur auszuarten anfängt.

Wird aber der somatische Factor auf Kosten aller übrigen und dazu noch auf eine einseitige Weise cultivirt, fährt man fort, wie es in Deutschland jetzt geschieht, durch das einseitige deutsche, blos empirische Turnen allein die Muskeln zu stärken, anstatt den ganzen menschlichen Körper und dessen innere Organe zu kräftigen, wie es durch das rationellere schwedische Turnen und die natürlichen Bewegungen Schwimmen, Reiten, Gehen, Laufen geschieht, so werden wir nicht blos den deutschen Michel niemals ablegen, sondern ihn zur vollen Blüthe bringen.

Denn das deutsche Turnen, das sich wohl zur Ausbildung von Athleten, Kraftmenschen und Militairs empfiehlt, hemmt die harmonische Ausbildung des Körpers und damit des Geistes.

Es ist die beste Vorschule und Basis des Militarismus und wird daher jetzt ebenso fleissig von den Fürsten, die ehemals Turnen und Freiheit ganz mit Unrecht identificirten, begünstigt, als es früher verfolgt wurde.

Hier heisst es timeo Danaos et dona ferrentes.

Wahre Cultur ist daher ebenso weit entfernt von Uncultur wie von Uebercultur.

Uncultur bezeichnet den Frühling, Cultur den Sommer und Herbst und Uebercultur den Winter eines Volkes. Und die Geschichte lehrt, dass, wenn ein Volk der Uebercultur verfallen war, es nur dadurch wieder zur Cultur zurückkehren kann, dass es vorher der Uncultur anheim gefallen. Um ernten zu können, muss man vorher gesäet haben!

So viel über Cultur und culturhistorisch!

Kehren wir jetzt zurück zum XVIII. Jahrhundert.

Zunächst müssen wir daran erinnern, dass der Geist des XVIII. Jahrhunderts durchaus nicht an das arithmetische XVIII. Jahrhundert gebunden ist. Das XVII. und XVIII. Jahrhundert werden ebenso wenig durch das Jahr 1700 von einander getrennt, wie das XVIII. und XIX. durch das Jahr 1800.

Nicht die Zahlen machen hier die Grenze. Vielmehr ist die Grenze eine rein geistige und wird gebildet durch die Verschiedenheit der geistigen Culturströmung.

Wenn wir diesen Maassstab anlegen, so ergiebt sich, dass jedes Jahrhundert ein Uebergangsstadium hat.

Das Charakteristische desselben bildet die Verquickung und Verschmelzung des Charakters des scheidenden und beginnenden Jahrhunderts. Beider culturhistorische Strömungen fliessen in einander über.

Wie man es bei dem Zusammenfluss von zwei Flüssen oft beobachten kann, dass man ihre verschiedenen Wässer noch neben einander eine Strecke lang zu unterscheiden vermag, ohne dass sie sich zu einer Masse verschmelzen, ebenso ist es mit den Jahrhunderten.

Das XVIII. Jahrhundert fällt geistig schon in manchen Punkten

in den Ausgang des XVII.; ebenso setzt es sich, wie wir sehen werden, noch bis in das erste Viertel des XVIII. Jahrhunderts fort. Ja, man ist sogar genöthigt zu sagen, dass sich eine arithmetische Grenze nicht angeben lässt. Ebenso wenig wie mit dem Jahre 1700 das XVIII. Jahrhundert anfängt, endigt es mit dem Jahre 1800.

Und noch eins müssen wir hervorheben.

Wenn wir für gewisse Wissenschaften und Künste genau bestimmen können, ob sie unter dem Genius des scheidenden oder des beginnenden Jahrhunderts stehen, so ist es bei anderen oft sehr schwer oder fast unmöglich.

Fest steht jedoch, dass wir bei jedem Jahrhundert ein Uebergangsstadium annehmen müssen. Die zwischen dem Uebergangs- und Endstadium liegende Mitte zeigt am ausgeprägtesten und markantesten den charakteristischen Zeitgeist des Jahrhunderts.

Im Endstadium finden wir dann zugleich schon die Keime der neuen beginnenden Aera.

Beim XVIII. Jahrhundert lassen sich diese drei Perioden deutlich nachweisen.

Arithmetisch beginnt die erste Periode mit dem letzten Decennium des XVII. Jahrhunderts und geht bis ungefähr zur Mitte des XVIII.

Die zweite Periode umfasst den Zeitraum von der Mitte des XVIII. bis zum Tode Goethe's.

Das Endstadium geht bis zum Jahre 1818 und ist eben dadurch charakteristisch, dass es sich zugleich als Uebergangsstadium zum XIX. Jahrhundert charakterisirt.

Wir haben es für nothwendig gefunden, diesen Unterschied besonders hervorzuheben und für das Verständniss eines Zeitalters aufmerksam zu machen, dass die Dauer eines Jahrhunderts, seinem geistigen Inhalte nach, nicht durch bestimmte Zahlen bezeichnet werden kann.

Die Uebergänge finden vielmehr in Wirklichkeit ebenso langsam und allmählich statt, wie wir es in der Natur bei den Jahreszeiten sehen.

Auch hier zeigt sich wieder die Congruenz der geistigen und der Naturgesetze.

Forschen wir nun nach den charakteristischen Eigenschaften des XVIII. Jahrhunderts, so sind es folgende:

Wie der Polyhistorismus dem XVII. Jahrhundert die Signatur giebt, so drückt der Universalismus dem XVIII. sein Gepräge auf.

Die Einsicht hatte sich allmählich Bahn gebrochen, dass die Wissenschaften und Künste, so nothwendig es sei, ihren geistigen Zusammenhang stets im Auge zu behalten, nicht im Wesen gefördert werden können, wenn Einer sich dieser Aufgabe unterziehen wolle.

Die Erkenntniss brach sich Bahn, dass Jemand wohl zugleich philosophische, theologische, juridische und medicinische Kenntnisse sich erwerben könne, aber nur in den seltensten Fällen vermögend sei, positiv die einzelnen Disciplinen zu fördern.

Man erkannte, dass man, um in einer Hauptdisciplin Hervorragendes zu leisten, man sich dieser ganz hingeben müsse.

So vollzog sich denn ganz allmählich an der Wende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts der Uebergang der Polyhistorie zum Universalismus.

Dieser Universalismus ging aber durchaus naturwüchsig aus dem Polyhistorismus hervor.

Später wurde er jedoch mit Bewusstsein von den Gelehrten cultivirt, weil sie die Bedeutung und Tragweite desselben erkannten.

An zahlreichen Beweisen dafür in der Literatur mangelt es nicht.

Sehr schön findet sich dieses Streben ausgedrückt im XII. Bande der „*Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis*“ in der Biographie des verstorbenen Professors Zinn.

Dort heisst es: „Sed cum nulla pars in se utilis est, omnes autem necessario vinculo sic contineantur, ut altera sine altera vel esse non possit, vel ne vim quidem exserere, tamen in finem ad universam summam redeundum est, ut tandem cognoscatur, unde quidque profectum sit, qua re debeat praeferri. *Quidam enim, etsi res singulares intelligant, tamen, quia nec cum reliquis nectere ac comparare, nec subtiliter explicare aut in usum aliorum convertere didicerunt, docti non appellantur.*“

Diese Worte bezeichnen den Geist jener Zeit. Aus ihnen geht hervor, dass die damaligen Gelehrten, welche sich bloss mit Detailforschungen abgaben, ohne sie in Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen, nicht als Gelehrte angesehen wurden.

Damals waren solche gelehrte Handwerker aber nur vereinzelte Erscheinungen, während sie in der Aera des Specialismus die grosse Menge bildeten.

Ebenso kennzeichnen diese Worte die Ansicht, nur das für wissenschaftlich anzusehen, das wirklich Nutzen schafft, und dies ist das Ganze, nicht das Einzelne.

Auch in den Titeln von Abhandlungen finden wir dies Streben ausgedrückt. Die Mainzer Akademie in Erfurt gab deshalb: „acta scientiarum utilium“ heraus.

Ein anderes unterscheidendes Moment, das charakteristisch ist für das XVIII. Jahrhundert, ist der Idealismus. Auch hier heisst es wieder: les extrèmes se touchent.

Das XVII. Jahrhundert zeigte im Wesentlichen eine materialistische und realistische Tendenz. Wie konnte es anders in einer Aera, in der der Militarismus und die absolute Fürstengewalt zur Herrschaft gelangten und die ultima ratio, die Kanonen, schliesslich den Ausschlag gaben.

Im Gegensatz dazu erwacht im XVIII. Jahrhundert der der deutschen Nation eigne Idealismus und gedieh auf allen geistigen Gebieten zur schönsten Blüthe.

Dieser Idealismus war aber nicht blos jener wesenlose Idealismus, der gleichbedeutend ist mit Träumen und Schwärmen, den Napoleon I. mit dem Namen der Ideologie belegte und welcher nebenbei stets die Deutschen charakterisirte und obgleich im Grunde, weil rein negativer Natur, doch ungefährlich, die Furcht jenes Despoten erregte.

Nein, es war vielmehr jener praktische Idealismus, wie er das XVI. Jahrhundert kennzeichnete, jener unwiderstehliche Drang, die Wahrheit auf allen Gebieten zu erforschen; jene, auch den Griechen angeborene Kalokapathie, jene thatkräftige Begeisterung für alles Gute und Schöne.

Dieser praktische Idealismus, welcher sich in der Wissenschaft als Teleologie manifestirte und in den Künsten das „cui bono“ accentuirte, war himmelweit verschieden von dem, das XIX. Jahrhundert charakterisirenden, Utilitätsprincipe, wie von dem Dogma „der Wissenschaft um sich selbst willen“.

Denn letztere beide verfolgen im Grunde nur subjective Zwecke, sie sind gleichbedeutend mit Individualismus.

Hingegen ist der praktische Idealismus des XVIII. Jahrhunderts identisch mit Universalismus, ja mit Kosmopolitismus.

Nicht dem Egoismus, sondern dem allgemeinen Besten werden

durch ihn Altäre gebaut, Weihrauch geräuchert und Opfer gebracht.

Eine andere Eigenschaft, welche das XVIII. Jahrhundert auszeichnet, ist der, in ihm zur Blüthe gelangte, Humanismus, welcher sich in seiner höchsten Entwickelung zum Kosmopolitismus steigerte.

Die Anfänge des Humanismus erblicken wir im XVI. Jahrhundert, wie wir denn überhaupt das XVIII. Jahrhundert als eine Fortsetzung des XVI. betrachten müssen, in dem die damaligen Keime zur Blüthe gelangten.

Auch hier zeigt sich wieder die Aehnlichkeit, man könnte fast sagen, die Congruenz der Geistes- und Naturgesetze.

Man kann es als ein historisches Gesetz bezeichnen, dass unsere ganze Cultur sich nicht in einer geraden Linie, sondern im Zickzack oder, um einen Naturvorgang heranzuziehen, wie Ebbe und Fluth sich bewegt.

Der fortschrittlichen Fluth des XVI. Jahrhunderts folgte die rückschreitende Ebbe des XVII.

Die unterbrochene Fluth des XVI. wurde vom XVIII. mit einer weit mächtigeren Welle wieder aufgenommen.

Und die Ebbe des XIX.? Hat sie nicht schon begonnen?

Der Humanismus des XVIII. Jahrhunderts zeigt sich am kräftigsten in dessen Mitte. Dass im Anfange und am Ende desselben Zelotismus und Fanatismus wieder ihr Haupt erhoben, nimmt ihm nichts von seiner Bedeutung. Waren Einzelne nicht hiervon durchdrungen, die grössere Menge war von demselben beseelt und huldigte ihm.

Der Humanismus durchzog alle Wissenschaften und Künste.

Auf religiösem und socialem Gebiete äusserte er sich als Toleranz und Philanthropie, in der Wissenschaft und Kunst insofern, als er zu den höchsten Schöpfungen führte, welcher der menschliche Geist überhaupt fähig ist.

Der Humanismus des XVIII. Jahrhunderts war weit entfernt vom modernen Humanitätsdusel oder Hyperhumanismus, welcher in der Agitation gegen Vivisectionen, einem zu gelinden Strafgesetzbuche und in der Abschaffung der Todesstrafe seinen Ausdruck findet.

Er war in der That praktisches Christenthum.

Wir kommen jetzt zu dem charakteristischen Factor, welcher dem XVIII. Jahrhundert den Namen des der „Aufklärung“ verschaffte.

In der That verdient es diesen Namen in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Denn Finsterniss lag auf allen Gebieten. Der unselige dreissigjährige Krieg hatte beinahe alle Keime zerstört, welche das XVI. Jahrhundert geschaffen.

Die Finsterniss zu verscheuchen, überall Licht und Leben zu verbreiten und jenen, noch nicht gänzlich untergegangenen, Keimen neues Leben einzuhauchen, war die Hauptaufgabe des XVIII. Jahrhunderts.

Humanismus und Aufklärung führen aber in der Literatur nothwendig zur Classicität. Das XVIII. Jahrhundert war die Blüthezeit des Classicismus.

Alle jene, oben erwähnten Factoren trugen dazu bei, diesen zu zeitigen.

Das vorhergehende XVII. Jahrhundert konnte nur Scholastik und Schulen erzeugen. Beide bewegen sich in den Extremen, entweder blos die Form, was das Häufigere, oder blos den Inhalt zu cultiviren. In der Dichtkunst führt dies zu den Meistersängern und den Schulen, in der Medicin zu dem System.

Das Wesen des Classicismus aber besteht in der Vollendung der Form wie des Inhalts und in der gleichwerthigen Harmonie beider.

Hatte Luther die deutsche Prosa geschaffen, so war in dem unglücklichen XVII. Jahrhundert, in dem Alles eine rückläufige Bewegung annahm, eine beklagenswerthe Reaction eingetreten. Wie Deutschland in politischer Beziehung ein Spielball des Auslandes war, einen ebenso traurigen Anblick gewährte die Sprache.

Sie war bombastisch, schwülstig und angefüllt mit Gallicismen und Latinismen.

Lessing wurde der Reformator der deutschen Literatur und vollendete das Werk Luther's.

In seine Fussstapfen traten Wieland, Herder, Schiller und Goethe.

Durch sie und anderer Geistesheroen Streben wurde das goldene Zeitalter der Literatur erreicht. Der deutsche Classicismus kann sich nicht nur dreist dem antiken, wie dem der anderen Culturvölker zur Seite stellen, sondern übertrifft ihn sogar in manchen Punkten.

Sprache und Vaterlandsliebe hängen so innig mit einander zusammen und bedingen sich so gegenseitig wie Körper und Geist.

Wie aber im XVII. Jahrhundert die deutsche Sprache corrumpirt und degenerirt war, ebenso entartet, ja fast könnte man sagen, erstorben, war auch der Patriotismus.

Wie weit diese Entartung ging, davon hat man heute, wo jeder kleine Mann sogar sich fürs Vaterland interessirt, keinen Begriff. Es waren nicht blos die unteren und mittleren Classen, denen die Vaterlandsliebe abging, sondern, von den Fürsten wollen wir gar nicht reden, welche in ihrer grossen Mehrzahl sich nicht schämten, sich zu Schleppenträgern und Affen der französischen Könige zu erniedrigen, nein, die Elite der geistigen Aristokratie. Selbst sie schämten sich nicht, in den Sold des feindlichen Auslandes zu treten und Judasgelder von ihm zu beziehen.

Heutzutage würden sie sicher nach dem Strafgesetzbuche dieserhalb des Landesverraths angeschuldigt werden.

Die Zeit war aber so entartet, dass man damals in ihrem Betragen nichts Ausserordentliches fand. Um ein paar Beispiele anzuführen, wollen wir nur an Leibnitz und Conring erinnern.

Erst im XVIII. Jahrhundert begann das Deutschthum d. h. das Wesen des deutschen Volkes wieder zu keimen und sich zu entwickeln.

Im XVII. war dasselbe fast ganz zu Grunde gegangen. Einiger Samen war zurückgeblieben. Ein Wunder war es fast zu nennen, dass das Deutschthum nicht ganz erstickte.

Charakteristisch für den deutschen Idealismus aber war, dass der Deutsche damit begann, sein Deutschthum durch Schaffung einer nationalen Literatur zu begründen und politisch sich nur insofern äusserte, als die Thaten Friedrichs des Grossen die lebhaftesten Sympathien bei allen Stämmen erweckte und die Siege Preussens über die Coalition der damaligen Grossmächte als Siege Deutschlands, das im Grunde gar nicht existirte, gefeiert wurden.

Die Schlagwörter der französischen Revolution „liberté, égalité, fraternité“ verfingen im grossen Ganzen bei der deutschen Nation gar nicht. Waren sie doch in der That weiter nichts als Masken, um die wahre Bedeutung zu verbergen. Denn Jeder verlangte die liberté, égalité und fraternité nur ganz subjectiv für sich und nicht objectiv für Andere. Es war eigentlich weiter nichts als politisches Manchesterthum.

Mit diesen Phrasen hat man lange die Menschheit getäuscht

und beinahe ein Jahrhundert verstrich, bis der Liberalismus eine Revision seiner Begriffe vornahm.

Erst Taine, durch und durch wahrheitsliebend, entkleidete die französische Revolution ihres Zaubers und legte die gefährlichen Seiten seiner Landsleute, ihre Eitelkeit, ihren Egoismus, das Komödienartige ihrer Actionen bloss.

Freilich hatte schon Mirabeau das geflügelte Wort gesprochen: „notre nation de singes a larynx de perroquets", der Engländer Burke sagte 1790 den absolutesten Despotismus als Reaction voraus, wie er unter Napoleon I. denn auch inaugurirt wurde, und der Amerikaner Morris hatte sehr wahr geäussert: „Ja, so sind unsere Franzosen, einen Monat lang streiten sie über Sitten und in einer einzigen Nacht stürzen sie die ganze Rechtsgrundlage ihrer alten Monarchie um."

Die volle Wahrheit und den Sturz der Thiers-Legenden hinsichtlich des Cultus der ersten Revolution und des ersten Napoleon aber sprach erst Taine, als er nachwies, dass es derselbe Pöbel war, der 1793 „an die Guillotine" und 1870 „nach Berlin" rief, dass Frankreich vor 30 Parteiführern verstummte und so die Franzosen die Freiheit überwanden.

Ganz anders war es in Deutschland. Das sich entwickelnde Deutschthum war ohne Egoismus; es verlangte nichts für sich. Sein Ziel war vielmehr die Erstrebung und Erweckung der alten deutschen Herrlichkeit, welche der Welt gebot. Dies führte zum Patriotismus, zur Vaterlandsliebe.

Und so erwachte denn im XVIII. Jahrhundert nicht blos die fast erstorbene oder schlummernde Vaterlandsliebe wieder, sondern sie trieb die schönsten Blüthen und erreichte ihren höchsten Ausdruck in den Befreiungskriegen.

Denn die Befreiungs- und Völkerschlacht bei Leipzig war ein würdiges Gegenstück zur Schlacht im Teutoburger Walde, in dem der Cheruskerfürst Hermann das römische Joch abschüttelte, und bei Leipzig zeigten sich die Nachkommen ihrer Väter in jeder Beziehung würdig.

Haben wir jetzt kurz die Lichtseiten des XVIII. Jahrhunderts, welche demselben die eigentliche und unterscheidende Signatur geben, hervorgehoben, so brauchen wir wohl kaum daran zu erinnern, dass die Schattenseiten aus ihnen von selbst ersichtbar sind.

Denn das Licht entwickelte sich ja gerade aus seinem Gegentheile, aus der Finsterniss.

Also letztere war und musste auf allen Gebieten vorhanden sein.

Diejenigen, welche das XVIII. Jahrhundert blos nach dem Namen der Aufklärung, den es führte, beurtheilen wollen, irren sehr.

Wohl verdiente es in den meisten Hinsichten diesen Namen, aber es zeigt, genauer betrachtet, so viele dunkle Punkte und Schattenseiten, dass man erstaunen muss, wie damals so viel Licht und Schatten unmittelbar neben einander sich befinden konnten.

Man bedenke immer, dass das XVIII. Jahrhundert die Tochter des XVII. war.

Und wie nun letztere meist Aehnlichkeit mit der Mutter hat, so lässt sich auch nicht verkennen, dass man in vielen Punkten beim XVIII. Jahrhundert immer wieder ans XVII. erinnert wird. Diese Aehnlichkeiten sind grösstentheils freilich äusserlich und rein formell.

Denn während der Geist des XVIII. Jahrhunderts sich total verschieden von dem des XVII. entwickelt und einen ganz anderen Charakter, ganz andere Aspirationen, Bestrebungen, Tendenzen zeigt, trägt er im Aeussern noch oft das Kleid des XVII. Jahrhunderts.

Es ist, als wenn es selbst Mühe hat, die Windeln des XVII. Jahrhunderts wegzuwerfen und sich ein Kleid anzuschaffen, welches dem neuen Körper und dem neuen Geiste entspricht und auf diesen zugeschnitten ist.

Und wenn trotzdem das XVIII. Jahrhundert den Namen des der „Aufklärung" erhielt, so geschah es nur darum, weil diese über die Finsterniss den Sieg davon trug, nicht als ob man berechtigt wäre zu glauben, im XVIII. Jahrhundert habe überall nur Aufklärung und Licht geherrscht.

Doch treten wir jetzt unserem Gegenstande näher und untersuchen die damaligen Zustände etwas genauer.

In geographischer Beziehung zunächst zeigte Deutschland ein ganz anderes Bild als heutzutage.

Dem Namen nach war es freilich ein Reich, das von einem Könige resp. Kaiser beherrscht wurde, in der That aber war es nicht mehr denn ein blosser geographischer Begriff.

Im Umfange war es damals weit grösser als jetzt, obgleich viel verloren war, wie Elsass, Lothringen, Livland, Curland, die Schweiz, die Niederlande, das Herzogthum Preussen.

Trotzdem lag noch viel deutsches Eigenthum auf französischem Gebiete.

Mömpelgard z. B. gehörte zu Württemberg. Cuvier ist daher kein geborener Franzose, sondern ein Württemberger, wie er ja auch auf der Karlsschule seine Bildung erhielt.

Das ganze jetzige Königreich Belgien und das Bisthum Lüttich gehörten damals zum deutschen Reiche und bildeten den burgundischen Kreis. Ueberdies übte das deutsche Reich zu der Zeit noch seine Hoheitsrechte über Norditalien und Savoyen aus.

Freilich pflegte bei den Abstimmungen auf dem Reichstage der Herzog von Savoyen regelmässig zu fehlen.

Auch liess man es ruhig gewähren, dass ganze Länderstrecken, die immer zum deutschen Reiche gehört hatten, sich der Hoheit entzogen und eine Sonderstellung einnahmen.

Schlesien war kein Reichsland, trotzdem die deutsche Dichtkunst im 17. Jahrhundert daselbst ihre Incunabeln entwickelte. Böhmen und Mähren wurden auch nicht mehr als Reichsländer betrachtet.

Sie hatten beide kein Stimmrecht auf den Reichstagen, übten dasselbe aber bei der Kaiserwahl aus.

Kurz, es fehlte Deutschland die geographische Grenze im eigentlichen Sinne des Wortes.

Schwankend sind die Angaben über die damalige Bevölkerung. Nach Einigen soll dieselbe auf 26, nach Anderen auf 29—30 Millionen sich belaufen haben.

Der Umfang betrug 12,000 Quadratmeilen. Es gab 2300 Städte, 3000 Marktflecken, 100,000 Dörfer, 30—40,000 Rittergüter.

Die Menge der einzelnen souveränen Territorien betrug 300, während wir jetzt bis auf 100 herunter gekommen sind.

Es gab viele Staaten, deren Gebiet noch nicht einmal eine Viertelquadratmeile gross war.

Die Farben würden selbstredend nicht ausgereicht haben, wenn man auf der Landkarte jeden selbstständigen deutschen Staat mit einer besonderen Farbe hätte bezeichnen wollen.

Der Südwesten zeigte das Bild der grössten Zerrissenheit, nämlich das alte Franken und Schwaben. Sonst bestand noch die Eintheilung in Kreise. Zu dem österreichischen Kreise gehörten, ausser den, eine Sonderstellung einnehmenden, Böhmen und Mähren,

alle deutschen Länder des Hauses Habsburg, ausserdem noch die Bischöfe von Trient, Brixen und Chur, sowie der Fürst von Dietrichstein, dann der burgundische Kreis, der obersächsische und niedersächsische, der westphälische, der kurrheinische, oberrheinische, schwäbische, fränkische und bayerische Kreis.

Es gab Reichsstädte, deren Grösse an Dörfer erinnerte. Buchau hatte 1000, Isny 1300, Bopfingen 1600 Einwohner. Der Stadtschreiber von Bopfingen nannte sich Kanzler. Ueber den öffentlichen Gebäuden von Nördlingen stand die stolze Inschrift: Senatus populusque Nordlingensis.

Zu diesen Staaten, welche, als wirkliche Reichsstände bezeichnet, sich im Genusse der vollen Landeshoheit befanden, kamen jene, welche nicht im Besitze der vollständigen Souveränetät waren, trotzdem aber die Rechte derselben beinahe unbeschränkt ausübten wie die Stände des Reichs, denn sie erhoben Zölle, erliessen Handwerksverbote und Gewerbsmonopole, von ihren Landesunterthanen verlangten sie Gehorsam und hatten das Recht über Leben und Tod.

Sie standen ausserhalb der Reichskreise oder durchbrachen dieselben vielfach; sie bestanden aus 1500 reichsritterschaftlichen Gütern, fünf freien Reichsdörfern u. s. w.

Im Ganzen gab es in Deutschland damals also 2000 selbstständige Territorien. Factisch zeigt es die Gestalt beinahe, welche die Commune 1871 für Frankreich erstrebte. In den übrigen Culturstaaten hatte das Königthum gesiegt. In Deutschland war es unterlegen. Der dreissigjährige Krieg besiegelte den Kampf. Die Vasallen wurden unabhängig. Der westphälische Frieden erhob „der Stände Libertät“ zum Princip.

Friedrich der Grosse bezeichnete mit Recht Deutschland als eine „Republik von Fürsten mit einem Oberhaupt an der Spitze.“ „Mehrer des Reichs“ und „Herr der Christenheit“ aber war ein blosser Titel. Denn längst war die Zeit vorbei, wo vor dem deutschen Kaiser sich alle christlichen Herrscher beugten und ihre Kronen von ihm z Lehen erbaten, sowie an seinen Schiedsspruch appellirten.

Ritter Lang, der dieselbe Kaiserkrönung, nicht wie Goethe vom poetischen, sondern vom politischen Standpunkte aufgefasst hatte, sagte von derselben in seinen „Memoiren“: „Nichts konnte

ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen, alten deutschen Reichsverfassung geben, als das Fastnachtsspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung."

Denn dem Kaiser, den die Erzämter des Reiches dienend umstanden und bei dem 44 regierende Grafen die Speisen auftrugen, kamen damals keine anderen Rechte zu als die Ertheilung von Adelsbriefen, die Ertheilung von Panisbriefen und das Recht der ersten Bitte (Anwartschaft auf eine Pfründe). Der Kaiser hatte kein anderes Einkommen als das Judenschutzgeld, einige Beisteuern von Reichsstädten und circa 8000 Thaler. Friedrich Barbarossa bezog dagegen aus Regalien und Reichsländern 60 Tonnen Gold.

Seit dem Frieden von Osnabrück und Münster musste der neuerwählte Kaiser die, von den Kurfürsten stets neu revidirten „Wahlcapitulationen" unterschreiben. Dieselben gaben das Bild des immer mehr vor sich gehenden Zerfalls des deutschen Reichs, der zunehmenden Macht der Fürsten.

Der Kaiser musste sich zu zwei Eiden verstehen, einmal der Erblichmachung der Krone in seinem Hause zu ensagen, dann dem Papste sich zu unterwerfen.

Das war in Folge des Beschlusses der deutschen Fürsten unter Heinrich IV.

Damals war der Grund gelegt zur Ohnmacht des deutschen Reiches und zum Siege des Particularismus. Der Kaiser musste den Kurfürsten geloben, sie als die „Hauptsäulen des Reichs", wie sie in der goldenen Bulle genannt wurden, „jederzeit in hoher Consideration" zu halten; er musste denselben alle hergebrachten Vorrechte und Privilegien, die Erblichkeit ihrer Würden und Besitzthümer, das Recht auf Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten bestätigen.

Den Intriguen des Auslandes war damit Thür und Thor geöffnet.

Die Selbstherrlichkeit der Stände war der eigentliche politische Kanon des damaligen deutschen Reichs.

Einheitliche Anordnungen in Bezug auf Zoll-, Münz- und Postwesen, Handelspolitik konnten nicht erlassen werden, weil dazu Einstimmigkeit erforderlich war.

Eine einzige Stimme war also hinreichend, jeden Fortschritt zu hemmen.

Jetzt ist bekanntlich im modernen parlamentarischen Leben

für das Zustandekommen eines Gesetzes blos die Majorität der Stimmen erforderlich.

Dies ist offenbar ein Fortschritt gegen die damals nöthige Einstimmigkeit.

Und doch bildet diese blosse Majorität den Hemmschuh jedes wirklichen Fortschritts.

Denn stets wahr bleibt das Wort des Dichters: man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.

Die Macht des Kaisers aber war auf eine wirklich traurige Weise beschränkt.

Der Kaiser versprach den ihn wählenden Kurfürsten: „die mittelbaren Reichs- und der Stände Landesunterthanen in seinem kaiserlichen Schutze zu haben und solche zum schuldigen Gehorsam gegen ihre Landesobrigkeiten anzuhalten."

Der Kaiser bildete daher gleichsam die Polizei für die Fürsten gegen ihre Unterthanen.

Er musste sich ferner verpflichten, die Ausübung landständischer Rechte, welche dem Landesherrn unbequem waren, nicht zu gestatten, er wurde also gleichsam zur Corruption des Rechtes angehalten und schliesslich auch zusagen, sich über die Gerichte zu stellen und sich dazu herzugeben, die Landesfürsten immer absoluter werden zu lassen.

„Falls Jemand von den Landständen oder Unterthanen bei Uns oder Unserm Reichshofrathe oder dem Kammergerichte etwas anzubringen oder zu suchen sich gelüsten lassen würde, wollen Wir darauf halten, dass ein solcher nicht leichtlich gehöret, sondern a limine judicis ab und zu schuldiger Parition an seinen Landesfürsten und Herrn gewiesen werde."

„Die Justiz beim Kammergerichte und beim Reichshofrathe wäre zwar unparteiisch zu administriren, jedoch dabei zu verfügen, dass in den ergehenden Erkenntnissen der unglimpflichen Ausdrücke gegen die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs sich enthalten werde."

In den Wahlcapitulationen wurden den Fürsten immer grössere Rechte gegen ihre Unterthanen gewährt, so noch in der von 1792.

Im Grunde herrschte also die Aristokratie der absoluten Fürsten.

Von Rechten des Volkes war überhaupt keine Rede. Ein nur leichtes Auflehnen gegen die Despotie und den Absolutismus der Fürsten wurde entweder mit dem Tode oder lebenslänglicher Einkerkerung bestraft.

Wir wollen nur an das Schicksal des unglücklichen Dichters Schubart erinnern.

Und wer weiss, was Schiller bevorgestanden hätte, wenn ihm seine Flucht nicht gelungen wäre.

Die Machtlosigkeit des Kaiserreichs wurde hauptsächlich dadurch herbeigeführt, dass die Reichsvasallen die Erblichkeit der Lehen durchgesetzt hatten, dass man ferner systematisch die Aristokratie gegen das Bürgerthum begünstigte und durch die goldene Bulle das Uebergewicht der erblichen Landesherren zum Gesetz erhoben hatte. Der westphälische Frieden war die Krönung der absoluten Fürstengewalt gewesen.

Umgekehrt suchten die Kaiser, seitdem die Habsburger auf den Thron gekommen, nur ihre Familienpolitik zu befestigen und ihre Hausmacht möglichst zu erweitern.

Von jetzt an identificirte man die Unabhängigkeit der Fürsten mit der Unabhängigkeit der Nation.

Dies war ein grosser Irrthum. Denn gerade die Fürsten waren es hauptsächlich gewesen, welche in Verbindung mit der Geistlichkeit schon vor dem dreissigjährigen Kriege zum Verfall des deutschen Reiches beigetragen hatten. Ursprünglich gab es in Deutschland nur Freie und alle Freien hatten gleiche Rechte.

Als man aber den historischen Rechtsboden verliess und aussergewöhnliche Privilegien schuf, war es mit der politischen Einheit vorbei.

Dem Volke wurde von den Fürsten immer weiss gemacht, sie selbst vertheidigten die Freiheit des Volkes gegen den Kaiser.

Auf jene Ansicht gründete Friedrich der Grosse den 1785 gestifteten Fürstenbund. Durch ihn wollten sie sich vor den Uebergriffen der kaiserlichen Gewalt sichern. Bei dem traurigen Zustand der Reichsverfassung musste aber die Würde und das Ansehen des deutschen Reiches immer mehr sinken.

Friedrich der Grosse nannte deshalb die Reichsverfassung sehr drastisch, jedoch bezeichnend „Schlagsahne“ crême fouettée wegen ihrer zerfahrenen Formlosigkeit.

Der Reichstag selbst war ein blosser Schatten. Selten wurden überhaupt Beschlüsse gefasst.

Geschah es, so wurden von allen Seiten Rechtsverwahrungen und Verclausulirungen eingelegt.

Der Reichstag berieth in drei gesonderten Curien, dem Collegium der Kurfürsten, der Fürsten und freien Städte.

Eine Uebereinstimmung aller Stände musste stattfinden. Den beiden ersten ordneten sich die Städte gewöhnlich unter.

Bei allen Religionsangelegenheiten hörten aber die Abstimmungen in Curien auf, da standen sich das corpus catholicum und corpus evangelicum gegenüber. Jedes hatte ein Veto gegen alle Beschlüsse des Reichstages, die es mit seinen Religionsinteressen unvereinbar fand.

Am meisten Zeit wurde vertrödelt mit den Privatangelegenheiten der einzelnen Stände, den Zwistigkeiten der Fürsten, dem reichsstädtischen Magistrate mit den Bürgerschaften und Zünften.

Parlamentarische Redefreiheit existirte nicht. Alles wurde zu Protocoll gegeben.

Die Theilnahme an den Verhandlungen des Reichstages wurde daher von Jahr zu Jahr geringer. Zuweilen waren nur 25 Personen zugegen, welche die „Nationalversammlung“ des deutschen Reichs bildeten.

Nicht viel besser stand es mit der Sicherheit im Innern, dem Ansehen der Gesetze.

Mehr als schleppend waren die Verhandlungen des, durch Goethe populär gewordenen, Reichskammergerichts zu Wetzlar. Die Mitglieder desselben wurden von den Ständen gewählt, der Präsident von dem Kaiser.

Ebenso ohnmächtig war der Reichshofrath, dessen Mitglieder allein vom Kaiser gewählt wurden.

Beim Reichskammergericht waren im Jahre 1772 61,233 Processe rückständig; ein Process dauerte 188 Jahre.

Es sollten 50 Kammergerichtsbeisitzer vorhanden sein, es waren oft aber nur 8 beisammen und diese erhielten noch nicht ihre Besoldung, weil die „Kammerzieler“ (die Beiträge der einzelnen Stände) nicht einliefen.

Selbst der Bestechlichkeit waren sie zugänglich.

Die Habsburger nahmen es sich oft heraus, die Gesetze zu übertreten, selbst der viel gepriesene Joseph II., indem er z. B. den in Vorderösterreich gelegenen Reichsstädten eine Schutzsteuer auflegte.

Die deutschen Bürger in den fürstlichen Staaten waren thatsächlich ohne Rechtsschutz.

Moser, der Vater, wurde fünf Jahre vom Herzog von Württem-

berg auf Hohenasberg eingekerkert, weil er die Rechte der Stände gegen den Herzog vertheidigt hatte.

Der Sohn Moser wurde gegen alles Recht von Hessen-Darmstadt des Landes verwiesen und sein Vermögen confiscirt. Erst nach acht Jahren wurde seine Unschuld erwiesen und anerkannt.

Klagten aber die Fürsten gegen ihre Unterthanen, so erhielten sie beim Kammergerichte meistens Recht.

Nur ausnahmsweise war das Gegentheil der Fall. So wurde Fürst Reuss vom Kaiser Joseph II. mit Strafe belegt und aufgefordert, sich in Zukunft aller Cabinetsordres zu enthalten.

Die Reichsarmee stand im XVIII. Jahrhundert fast nur auf dem Papiere; im Jahre 1681 wurden die Contingente nach den zehn einzelnen Kreisen vertheilt.

Das einfache Reichsaufgebot sollte aus 40,000 Mann bestehen. Dasselbe wurde nur bei ausgebrochenem oder drohendem Reichskriege zusammengerufen.

Alle aber suchten, wenn es ging, ihren Verpflichtungen sich zu entziehen.

Gegen die kleinen Staaten musste meist zur Stellung ihrer Contingente Execution vorgenommen werden. So kamen oft bei einer Ausschreibung eines dreifachen Aufgebots statt 120,000 Mann nur 20,000 zusammen.

Die Ausgehobenen konnten einen Stellvertreter schicken, ob er tauglich oder untauglich war, darauf nahm man keine Rücksicht.

Die Officiere wurden nach Gunst oder Geld angestellt. Bei ein und derselben Compagnie erhielt der Hauptmann zuweilen von einem Grafen, der erste Lieutenant von einer Reichsstadt und der zweite von einer gefürsteten Aebtissin sein Patent.

Auf dieser Stufe blieben sie stehen, da die hohen Chargen von anderen Reichsständen besetzt wurden.

Die Führer der combinirten Corps ernannten die kreisausschreibenden Fürsten, die Reichsfeldmarschälle der Kaiser.

Es mussten ebenso viele katholische als protestantische Generale vorhanden sein.

Ausrüstung und Bewaffnung war bei jedem Contingente verschieden, daher in den einzelnen Compagnien die verschiedensten Uniformen, Waffen und Exercitien.

Aus alten Rüstkammern nahmen die kleinen Staaten oft die Flinten und Schwerter.

In der Schlacht von Rossbach sollen unter 100 Flinten nicht 20 losgegangen sein.

Ebenso verschieden und mangelhaft waren die Löhnungsverhältnisse.

Von gemeinschaftlicher Verpflegung war keine Rede.

Ungeheuer war der Tross von Bagage. Jeder Stand hatte seine eigenen Bäckereien und Hospital. Die Offiziere führten ihre Weiber mit sich. Mit den Truppen der grösseren Reichsländer war es besser bestellt. Desto trauriger sah es mit den Festungen des Reichs aus. Im westphälischen Frieden war dem Kaiser das Recht abgesprochen, Festungen anzulegen.

Es gab nur zwei, Kehl und Philippsburg.

Im Ryswiker Frieden wurden beide ans Reich abgetreten. Dieselben verfielen, weil die Reichstage nicht die nöthigen Mittel bewilligen wollten.

Man glaubte etwas Grosses gethan zu haben, als im Kriege mit Frankreich der Reichstag für die Festung Mainz „zwei Römermonate“ bewilligt hatte, „jedoch nur diesmal und ohne Consequenz.“

Während das Reich früher seine Unterthanen direct besteuerte, wurde schon im XV. Jahrhundert dieses Verhältniss gelockert. Als Friedrich III. bei drohender Türkengefahr eine Reichssteuer ausschrieb, ging sie aus manchen Ländern gar nicht ein.

Von jetzt an wurden die einzelnen Stände zur Entrichtung der Steuern verpflichtet.

Zur Erhaltung des Kammergerichts dienten die „Kammerzieler“, für andere Reichszwecke die sogenannten „Römermonate“. Doch standen die Abgaben oft gar nicht im Verhältnisse zu der Grösse der einzelnen Stände.

Ein Römermonat umfasste ursprünglich die Summe von 128,000 Gulden, doch wurde er wegen steter Beschwerden auf dem Reichstage auf 58,000 Gulden herabgesetzt. Die Zahlungen gingen immer schwieriger ein.

Schon der Kanzler Oxenstierna hatte mit Recht die Verfassung des deutschen Reichs eine „confusio divinitas conservata“ genannt.

Was die Parteien im Reiche betraf, so muss man zwischen der ersten und zweiten Hälfte desselben unterscheiden. Denn in der zweiten entwickelte sich schon das Nationalbewusstsein, das in der ersten beinahe gänzlich fehlte.

In der ersten unterscheidet man eine österreichische und preussische Partei.

Beide wollten nur herrschen. Weder Friedrich der Grosse noch Joseph dachten ernstlich an eine Reformation der Reichsverfassung.

Während Friedrich der Grosse den Fürstenbund stiftete, liess Joseph II. den Ständen ein ähnliches Bündniss anbieten. So stand denn das Reich in allgemeiner Verachtung. Höchstens einige kleine Reichsstädte zeigten noch einigen Respect. Der Preusse aber vermied es, sich Deutscher zu nennen, ebenso der Hesse.

Die beiden grossen Parteien „preussisch oder österreichisch", „Kurfürstenerianer" oder „Cäsaraner", „protestantisch oder katholisch" standen sich feindlich gegenüber.

Der siebenjährige Krieg war nur ein Symptom des Parteihaders. Der Hubertusburger Friede 1763 im Grunde blos ein Waffenstillstand, der erst durch den Nikolsburger Frieden fast ein Jahrhundert später ein definitives Resultat lieferte.

Joseph II. erwarb sich durch seine grossartigen und umfassenden Reformen, für welche die von ihm beherrschten Völker nicht reif waren, fast nur Feinde.

Sein ganzes Thun und Lassen stand mit der bisherigen österreichischen Tradition, welche seit dem dreissigjährigen Kriege allein dem Obscurantismus gehuldigt, im Widerspruch.

Als die von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich bildende Hälfte kann man die Particularisten ansehen, in denen durch das Aufblühen der Literatur der nationale Gedanke zuerst zu keimen und Wurzel zu schlagen anfing.

Zu solchen Musterstaaten gehörten mehrere Reichsstädte, wie Bremen und Hamburg, Baden, Dessau, Gotha, Weimar. Letztere waren „wahre Gärten Gottes, gepflegt von Fürstenhänden." In anderen Kleinstaaten herrschte dagegen ein zügelloser Despotismus, Verschwendungssucht, verschrobener Kosmopolitismus und eine wüste Maitressenwirthschaft.

Lessing giebt uns in seiner „Emilia Galotti“ ein, nach der Wirklichkeit gezeichnetes, Bild.

Man trieb den Particularismus so weit, dass man eine grausige Verwüstung durch Feindeshand für ein geringeres Uebel ansah, als die „Opfer, welche die deutsche Nation an Gut und Blut für die Eroberungssucht eines einzigen Beherrschers würde bringen müssen.“

Der Despotismus einzelner Fürsten ging so weit, dass sie selbst am Ausgange des Jahrhunderts sich nicht schämten, ihre Unterthanen als Soldaten zu verkaufen, um für das verkaufte Geld ihren Lüsten zu fröhnen, sich französische Maitressen und italienische Ballerinen halten zu können. Sie trieben ihre Unverfrorenheit so weit, sich darüber zu beklagen, wenn in einer Schlacht von den vermietheten Soldaten nicht genug gefallen waren und sie nun von England weniger Geld ausbezahlt erhielten als sie erwartet hatten.

Das Herz empört sich, wenn man liest, dass die Landgrafen von Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Braunschweig, Waldeck, Anspach und Anhalt diesen schnöden Handel aufs Eifrigste betrieben, und die damalige Justiz ohnmächtig war, ihr verbrecherisches Treiben zu ahnden.

Im grellen Gegensatz dagegen steht das Beispiel des edlen Markgrafen Friedrich Karl von Baden, als es beweist, dass andere deutsche Staaten bevorzugter waren.

Die vom Hof- und Regierungsrathe Gerstlacher herausgegebene Sammlung alter badenscher Verordnungen, Karlsruhe 1773 und 1774. 3 Bände, legt am besten dar, was dieser, heutzutage nur Wenigen bekannte, weise Fürst für Baden that. Die Krönung des Gebäudes wahrhaft väterlicher Staatskunst vollzog er aber in seinem Rescripte vom 13. Juli 1783, das selbst Schlözer für würdig befand, in seinem Staatsanzeiger (Band 5, 17. Stück, S. 39) abzudrucken.

In diesem Rescripte hob er freiwillig die, bis dahin in Baden bestandene, Leibeigenschaft auf und befreite die Unterthanen von einer Menge sehr drückender und lästiger Abgaben.

Da sie am besten die Zustände illustriren, in denen der grösste Theil der deutschen Nation seufzte, lassen wir sie hier folgen:

1. *Der Abzug.* Unter diesem Namen mussten die Einwohner 10 Procent von ihren beweglichen und unbeweglichen Gütern an den Fiscus zahlen, wenn sie aus dem Lande zogen; 5 Procent

hingegen, wenn sie zwar im Lande blieben, aber aus einem Amte in ein anderes zogen.

2. *Abzugsfundzoll* war eine andere Taxe von 2 Procenten, die man beim Auszuge aus dem Lande oder wenn man aus der Markgrafschaft Baden-Durlach in die Markgrafschaft Baden-Baden ziehen wollte, von den Gütern zahlen musste.

3. *Manumissionstaxe* bestand darin, dass die Leibeigenen, wenn sie mit ihrem Vermögen das Land verlassen wollten, ausser den 10 Procenten von den Gütern noch 10 andere Procente für ihre persönliche Freilassung zahlen mussten. Blieben sie im Lande, zogen aber aus einem leibeigenen Orte in einen freien oder neu erworbenen Ort oder wanderten sie aus einer Markgrafschaft in die andere, so gaben sie nur 5 Procent.

4. *Expeditionstaxe* oder die Gebühren, die für die Ausfertigung der Lassbriefe entrichtet werden mussten.

5. *Landschaftsgeld* war eine Auflage von 2 Procent auf die Güter, die Jemand aus der Markgrafschaft Baden-Baden nach Baden-Durlach oder ausserhalb Landes transportirte.

6. *Leibschilling* war eine jährliche Abgabe, welche die Leibeigenen in einigen Gegenden des Landes entweder in Hühnern oder in Gelde entrichten mussten.

7. *Todtfall* oder Hauptrecht, auch Besthaupt genannt. Starb nämlich ein Leibeigener, so musste bei seinem Tode von den Erben eine gewisse Summe bezahlt werden, welche bis dahin auch die Juden und Wiedertäufer zu entrichten hatten, die nunmehr auch davon befreit worden sind. Endlich war noch

8. *Die Concessionstaxe* durch ein anderweitiges Generaldecret an sämmtliche Baden-Durlach'sche Ober- und Unterämter, auch Oberrechnungen, Karlsruhe, den 25. Juli 1783 aufgehoben. Unter diesem Namen mussten die Einwohner dieses Landes die Erlaubniss, ihre Güter ihren eigenen Kindern abzutreten, mit 10 Kreuzern von 100 Gulden erkaufen. Ausserdem bezahlten sie noch für die Ausfertigung 3½ Kreuzer von 100 Gulden.

Als nun von allen Seiten des Landtages Danksageschreiben einliefen, da erliess der edle Fürst die von ihm, wie es historisch feststeht, concipirte „Meine Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben.“

Mit vollem Rechte behauptet Brunn (Briefe über Karlsruhe. Berlin 1791, S. 94): *„Etwas Schöneres, Erfreulicheres und Tröstenderes für die Menschheit ist wohl noch aus keiner Feder eines Grossen geflossen. Mit goldenen Buchstaben sollte jeder Regent sie sich auf Tafeln malen lassen und in seinem Cabinet aufhängen, dass er sie immer vor Augen hätte und darnach thäte.“*

Da der Inhalt jenes Documents im schneidendsten Gegensatze zu den Handlungen der meisten damaligen deutschen Fürsten steht, indem diese nur zu oft dem, in Lessing's „Emilia Galotti“ gezeichneten, Prinzen gleichen, so lassen wir jenen hier wörtlich folgen:

„Dass das Wohl der Regenten mit dem Wohle des Landes innig vereinigt sei, so dass Beider Wohl oder Uebelstand in Eins zusammenfliessen, ist bei Mir, seitdem Ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn Ich etwas zu dem Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten noch annehmen. Was Mich selbst vergnügt, Mir Beruhigung giebt, Mich der Erfüllung Meiner Wünsche, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man Mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der Mich die Erfüllung Meiner Wünsche hoffen lässt. Ich glaube gegenwärtigen Anlass benutzen zu können, um einige Reflexionen und Ermahnungen an die Herzen derer, die ihnen Eingang geben wollen, legen zu können.“

„Wenn der Satz seine Richtigkeit hat, dass das Wohl des Fürsten mit dem Wohle des Landes innig vereinigt ist, so dass Beider Wohl- oder Uebelstand nur Eines ausmacht, so ist er es aus der Ursache, weil ihr Interesse aufs Genaueste verbunden ist oder mit anderen Worten, weil der Fürst mit dem Lande in genauem wechselseitigen Verhältnisse steht. Nun steht aber ein jeder Bürger des Staats in Verhältniss mit seiner Familie, jede Familie mit ihrem Wohnorte, jede Stadt oder Dorf mit dem Districte, der sie umgiebt, Ober- oder Amt, jedes von diesen mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Landesfürsten und dieser wieder sammt seiner Familie und denen, die ihm den Staat regieren, vertheidigen, erhalten helfen, mit allen. Jeder Stand, jedes Amt, jeder Bürger sind also in genauer Verbindung und haben nur ein Hauptinteresse in dem Wohle des Ganzen. Sowie nun ein jeder Landesfürst, der seine Pflichten, seine wahren Interessen kennt und es also mit

seinem Volke wohl meint, wünschen wird, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, so gereicht es zur wahren Glückseligkeit eines jeden einzelnen Gliedes im Staate, zu der Erfüllung dieses Wunsches das Seinige beizutragen und so viel in seinen Kräften ist und so weit seine Verhältnisse reichen, mitzuwirken. Hier ist also nur eine grosse Familie, deren Glieder zu einem gemeinen Endzweck verbunden sind. Jedes einzelne Mitglied trägt zum Guten bei und nimmt an den Vortheilen des Ganzen Theil."

„Will Jemand Antheil an der Freiheit haben, so muss er jeden Anderen in dem Genusse der seinigen ungestört lassen, weil die Freiheit in dem gesellschaftlichen Leben nichts anderes ist, als der freie Genuss des Eigenthums unter dem Schutz der Gesetze. Es ist also keine Freiheit ohne Gesetze, welche den Boshaften einschränken, wenn er schaden und also der Freiheit seiner Mitbürger zu nahe treten will. Die Freiheit kann also nur für die guten Menschen sein, die boshaften können sie nicht geniessen, weil Böses thun nicht frei heissen kann. Wenn aber auch die Gesetze den Boshaften nicht erreichen könnten, so würde er doch, wenn er seine Vernunft gebrauchen wollte, einsehen, dass er sich selbst schadet, wenn er Zerrüttung in seinen Verhältnissen anstiftet. Ein jedes Laster, ein jedes Verbrechen ist Irrthum, ist Thorheit, eine jede Tugend ist Weisheit. Wer Gesetze, Ordnung, Tugend und Religion liebt und zur Richtschnur nimmt, der ist weise! der ist frei! Denn er wünscht nur, was ihm Niemand verbieten, hingegen was ihn und andere glücklich machen kann; nichts schränkt ihn ein, er fesselt seinen Nächsten mit Banden der Liebe und des Vertrauens, er fühlt seinen Werth, seine Würde, als Mensch, als Christ, als Patriot."

„Der Geist der Freiheit, also verstanden, muss gewiss viel zum Reichthum eines Volkes beitragen, weil dadurch der Genuss des Eigenthums einem Jeden versichert und der Weg, seine Umstände zu verbessern, geöffnet wird. Die erste Quelle des Reichthums besteht in der Gewinnung der ersten rohen Naturproducte durch den Acker-, Wein-, Wiesen-, Bergbau, Viehzucht, Holzcultur u. s. w. Ohne diese Producte fehlt es an den ersten Bedürfnissen des Lebens: die Handwerker haben keine erste rohe Materie zu verarbeiten, die Handlung kein Object des Handels. Alle Stände sind

also dabei interessirt, dass der Naturproducte viele erworben werden. Denn alsdann ist der Zustand des Landmanns blühend, der Handwerker, der Künstler, der Fabrikant findet Verdienst, der Kaufmann findet Beschäftigung, indem er den rohen und verarbeiteten Producten durch den Handel einen guten Werth verleiht, der Staat ist reich und blüht — und siehe da, abermals die Interessen vereinigt in Einem, vom Landesfürsten bis zum Hirten. Alle gewinnen durch die Vermehrung der Production. Niemand muss also den Andern darin stören, Jeder vielmehr den Andern unterstützen. Der reiche Landmann drücke seinen armen Mitbürger nicht, er sei nicht stolz gegen ihn, er behandle ihn mit Liebe, er gebe ihm Verdienst, suche ihm seinen Nahrungsstand zu verbessern, ihm aufzuhelfen. Der Arme beneide den Reichen nicht, er schäme sich der Armuth nicht. Redliche Armuth ist ehrbarer als mit Reichthum erworbener Reichthum. Der ehrbare Arme schäme sich nicht, bei seinem wohlhabenden Mitbürger Verdienst anzunehmen. Durch Treue und Fleiss wird er sich Vermögen erwerben. Hier ist Vereinigung der Kräfte zum gemeinen Zweck: Harmonie!"

„Einwohner der Städte! Begehrt nicht, dem Landmanne die im Schweisse seines Angesichts hervorgebrachten Producte um geringe Preise abzudringen. Er kann seinen Acker nicht ohne Aufwand anbauen; ein Theil dieses Aufwandes ist Verdienst für Euch; aber der grösste Theil Eures Verdienstes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmann übrig bleibt, wenn von dem ganzen Erwuchs der Culturaufwand abgezogen wird. Diese Summe ist der frei circulirende Reichthum im Staate, wovon alle Stände leben, ein Jeder nach dem Maasse des Antheils, welchen er mit Recht daran zu fordern hat oder welchen er durch seine Arbeit erwirbt. Je grösser diese Summe, je grösser der Wohlstand des Staates, je blühender das Gewerbe, die Künste, der Handel. Begehrt also nicht, dass der freie Handel der Productionen gehemmt werde; denn sowie sich verhält der Kaufpreis der Productionen, so verhält sich auch der reine Ertrag. Ueberfluss und Unwerth ist nicht Reichthum, Mangel und Theuerung ist Elend; Ueberfluss und hoher Werth ist Wohlstand."

„Einwohner der Städte oder vielmehr alle, die Ihr Gewerbe und Handel treibt, begehrt nicht durch ausschliessende Rechte die

Gewerbe und den Handel Euerer Mitbürger einzuschränken; Ihr schadet Euch selber, Ihr schadet dem Staate. Die Freiheit ist den Gewerben und dem Handel unentbehrlich; wenn Ihr sie den Anderen raubet, so beraubt Ihr Euch Ihrer Hülfe, Ihrer Unterstützung, Ihres Fleisses. Weg mit allem Neid, mit der Selbstheit, die Andern das versagen will, was sie für sich selbst für nützlich hält."

„Menschen aller Klassen im Staate, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, Ihr, die Ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Teutschlands bewohnt, wo Ihr schon vor siebenhundert Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt Eure Kräfte mit den Meinigen, der Ich nun gleich 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniss, Euch vorzustehen, vereinigt Euch mit Mir zum allgemeinen Wohl. Lasst Mich den Trost mit in die Ewigkeit nehmen, dass Ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe. Seid fleissig, seid tapfer, liebet Euer Vaterland, seid sparsam ohne Geiz; giebt Euch Gott Reichthum, so verschwendet ihn nicht in Ueppigkeit, lasst den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreissen; er schadet noch mehr dadurch, dass er die Sitten verderbt, als dadurch, dass er der Habseligkeit wehe thut. Seid lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erzieht Eure Kinder zur Tugend, lehrt sie wahrhaft sein und die Lüge hassen. Gehet ihnen mit guten Beispielen vor; es ist hohe Pflicht, Gott forderts von Euch; Ihr seid es Euren Kindern, Euch selbst, Eurem Vaterlande schuldig; sie sind der Segen Eures Hauses, die Stütze Eures Alters, die Stärke des Staats, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen."

„Eine Lehre des ersten, grössten Sittenlehrers, der jemals gewesen ist, die lasst uns zur Regel unserer Sittlichkeit, unsers Betragens, unserer Nachahmung dienen: Alles, was Ihr wollt, das Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen; denn das ist das Gesetz und die Propheten. Ein würdiger Gottesgelehrter unserer Zeiten sagt von dieser Regel folgendes: Sie ist Eure ganze Weisheit, die beste Staatskunst, Fürsten und Regenten! Die beste Erziehungskunst, Eltern. Nichts kann Brüderherzen an Brüderherzen, Freunde an Freunde, Ehegenossen an Ehegenossen fester knüpfen, als diese Regel."

„Nun aber, meine Freunde, wollen wir dieses durch unsere eigene Menschenkraft oder vielmehr Schwachheit vollbringen? Hier muss eine höhere Kraft uns zu Hülfe kommen oder wir unterliegen. Wir müssen die Stärke der Religion zu Hülfe nehmen, die so allgewaltig in die Herzen der Menschen wirket, der die ganze Natur untergeordnet ist, weil sie von dem Urheber der Natur ausgehet. Diener des Wortes Gottes, Lehrer der Religion, Euch rufe Ich auf, die Ihr berufen seid, aus der Natur und der Offenbarung den geoffenbarten Willen Gottes darzustellen. Seid Ihr von der Wichtigkeit Eures Amtes überzeugt, so gebraucht seine ganze Stärke, um Gutes zu stiften. Seid Ihr von den Wahrheiten und Lehren der Religion überzeugt, durchdrungen, gerührt, so werdet Ihr gewiss auch den Weg zu den Herzen Eurer Lehrbefohlenen finden und sie rühren. Sind die Herzen gerührt, so kann der Glaube an den erhabenen Stifter der Religion lebendig und der Wille, seinen Lehren und Beispielen zu folgen, thätig werden. Alsdann wird seine Kraft in den Schwachen mächtig werden und unser Bestreben und unsere Arbeit wird mit Segen gekrönt sein. Alsdann werden wir durch Tugend und Religion der wahren Ehre theilhaftig werden. Sie ist, wie ich glaube, nichts anders als das Zeugniss unseres Gewissens, dass wir edle Handlungen aus edlen Beweggründen vollbringen. Der Beifall des Publikums ist nur insoweit Ehre, als er mit dem Zeugniss unseres Gewissens übereinkommt. Da wir aber unsere Nebenmenschen so beurtheilen müssen, als wir wünschen von ihnen beurtheilt zu werden, und uns die geheimen Triebe des Herzens nicht bekannt sind, so macht eine jede edle Handlung dem, der sie begeht, in unserm Urtheil Ehre, wenn wir nicht offenbar sehen, dass sein Herz dabei nicht edel dachte. *Titel, Rang, Reichthum u. s. w. machen uns nur dann Ehre, wenn sie die Folgen edler Handlungen sind. Giebt uns unser Gewissen das Zeugniss, dass wir edel denken und edel handeln, so fühlen wir unsere Menschenwürde so erhaben, dass wir lieber das Leben als die Ehre verlieren wollten.*“

„Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freien, opulenten, gesitteten, christlichen Volk noch immer mehr heranwachsen machen. Das ist mein Verlangen, dies sind meine Wünsche!

Karlsruhe, den 19. Sept. 1783.

Karl Friedrich, Markgraf zu Baden.“

Wie contrastirt der Begriff der Freiheit, den der edle Markgraf in diesem Schriftstücke aufstellt, zu dem, welchen unsere Manchestermänner, unsere Feudalen, Fortschrittsmänner von dem Begriffe Freiheit haben!

Denn diesem Fürsten ist die Freiheit das Bestreben, jedem Anderen den Genuss derselben, wie diese sich selbst, zu gewähren, für den modernen Mann des XIX. Jahrhunderts ist sie aber ja einma das „laisser faire, laisser aller", sodann die unbeschränkte zügellose Concurrenz seinem Rivalen gegenüber und die unumschränkte Herrschaft des Individualismus.

Fürst Bismarck, ohne dass wir ihn frei davon sprechen können, die Freiheit in eben diesem Sinne aufgefasst zu haben, hat diese jedoch in der Reichstagsrede vom 15. März 1884 sehr treffend charakterisirt. „Es giebt", sagt er, „heutzutage kaum ein Wort, mit dem mehr Missbrauch getrieben wird als mit dem Worte 'frei', und dabei hat es immer noch mehr Zauber, wenn es vor irgend ein Adjectiv gesetzt wird. Meiner Erfahrung nach versteht Jeder unter Freiheit nur die Freiheit für sich selbst und nicht die für Andere, sowie die Verpflichtung der Anderen, sich jeder Beschränkung der Freiheit des Empfindenden absolut zu enthalten. Kurz, sie verstehen unter Freiheit eigentlich Herrschsucht."

Doch kehren wir jetzt, nachdem wir diese Parallele gezogen, zum XVIII. Jahrhundert zurück.

Das Beispiel des Markgrafen von Baden steht eben vereinzelt da.

Im Ganzen ist die Ansicht derer berechtigt, welche die damaligen Deutschen als eine „Nation von Denkern und Dichtern" auffasste.

Denn selbst bei den eigentlichen Gelehrten herrscht vorwaltend eine weltbürgerliche Ueberschwänglichkeit und Mangel an Patriotismus.

Ausnahmen bildeten allerdings Gleim, Kleist, Klopstock und Schiller.

Lessing, wenn er auch sagte, „er habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheine ihm aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre", trug doch, wie wir unten näher auseinander setzen werden, sehr dazu bei, den Patriotismus zu heben. Einen letzteren ohne Nationalliteratur hielt er für ein ὕστερον πρώτερον.

Er erkannte, dass von einem solchen nicht früher die Rede sein könne, bis man literarisch, vor Allem in den schönen Wissenschaften und Künsten, auf eignen Füssen stehe.

Vorzugsweise aber muss hier K. F. von Moser genannt werden, der in seiner Schrift „*Vom deutschen Nationalgeiste*“ dem verschwommenen Kosmopolitismus gegenübertrat.

Er fand die Ohnmacht des deutschen Reichs in dem Fehlen des dritten Standes und eines Unterhauses. Von nicht minderer Bedeutung war der weise Osnabrücker Patriot Justus Möser, *advocatus patriae* genannt.

Er suchte die Schwäche hauptsächlich in dem Unter- und Niedergange des Städtewesens nachzuweisen. Die Kaiser hatten am meisten dazu beigetragen, den Geist und die Macht der Hansa zu brechen, indem sie sie zu einem Werkzeuge der Fürsten erniedrigten. Wesentlichen Einfluss hatte auch die Reformation, um die Macht der Reichsstädte und den Absolutismus der Fürsten zu schwächen.

Gesetzlich wurde derselbe dann im westphälischen Frieden anerkannt und erreichte seinen Höhepunkt im XVIII. Jahrhundert. Unbedingter Gehorsam verpflichtete jetzt alle Unterthanen; ebenso musste der Adel einen Theil seiner Rechte hergeben. Dazu kam die veränderte Kriegsführung, das Söldnerwesen, welches den Fürsten den Adel entbehrlich machte.

Die Geldbewilligungen der Stände wurden zur Gewohnheit und die Macht der „Junker“ gebrochen.

Wenn auch Friedrich der Grosse den Ausspruch that, „der König wäre der erste Diener des Staats“, und dies durch die That bewies, und der Markgraf Karl Friedrich von Baden „die Ambition hatte, keine Schulden zu machen“, so verfing dies doch nichts gegen das Gebahren der meisten Fürsten der Kleinstaaten, welche das Dogma aufstellten, das gemeine Beste sei das, was „der Herr“ wolle.

Der Fürst und Bischof August zu Speier erliess im Jahre 1786 für seine weltliche Dienerschaft folgendes: „die Absichten des Dieners müssen niemals ein anderes Ziel haben als den wahren Dienst und die Erfüllung des Willens des Herrn, somit das gemeine Beste.“

In dem Katechismus für's Volk von 1785 liest man: „Unter-

thanen sollen sich wie die Diener verhalten, weil der Landesfürst ihr Herr ist und sowohl über unser Leben wie unsere Güter Gewalt hat.“

Welche Zustände gang und gäbe waren, ersieht man am besten aus den, nach dem Leben geschilderten, Memoiren des Ritters von Lang.

In der Rangordnung „unserer sämmtlichen Bedienten von Hessen-Kassel von 1762“ kommen in der 10. Klasse hinter den Kammerdienern und Bereitern die Conrectoren an den Gymnasien, in der 11. hinter den Hofbierschenkern die Bürgermeister der Landstädte.

Nun, im Jahre des Heils 1884 bekleiden die Unterärzte in der preussischen Armee noch den Rang eines Unterofficiers, selbst wenn sie promovirt sind und ihr Staatsexamen abgelegt haben, und trotzdem die beiden Generalärzte B. Langenbeck und Lauer nobilitirt wurden.

Ein unerhörter Missbrauch wurde mit dem Stellenverkauf betrieben, schamlos war die Bestechlichkeit der Beamten, widrig die Maitressenwirthschaft, verächtlich die Bevorzugung des Adels.

Selbst unter Friedrich dem Grossen wurden noch Beamte ohne Urtheil und Recht willkürlich abgesetzt.

Auch in dieser Beziehung schilderte uns Lessing seinen Tellheim nur nach dem Leben.

Im Geschäftsgange herrschte grosse Unordnung, Schlendrian und Eigennutz.

Es gab kaiserliche Minister, welche von einem einzigen mitteldeutschen Hofe 10—12,000 Gulden empfingen. In Preussen gelang es erst Friedrich II., einen pflichttreuen, respectabeln Beamtenstand zu schaffen.

Das System der „Allesregierer“ war durchweg ausgebildet. Man wollte, wie Georg Forster sich ausdrückte, „jedem Unterthanen in den Topf gucken.“

Nun, jetzt in der letzten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, sind wir mit unserem Staatssocialismus wieder fast ebenso weit, nur mit dem Unterschiede, dass man jedem Unterthanen in den Geldbeutel sehen will, was für den Staat allerdings weit praktischer ist als die blosse „Topfguckerei“. Die Zahl der Staatsbeamten war viel grösser als heutzutage.

Die kleinste Reichsstadt von 1000—1500 Seelen hatte ihren Senat.

In Mainz kam auf 250 Seelen ein Beamter.

Die Cabinetsjustiz stand vielerwärts in Blüthe. Justiz und Verwaltung waren überall vereinigt.

Selbst ein Friedrich der Grosse machte sich der Cabinetsjustiz schuldig. Gewöhnlich wird von ihm nur die Geschichte von dem bekannten Müller in Sanssouci erzählt, doch die Meisten kennen nicht die des Müllers Arnold. Derselbe wollte einem Rittergutsbesitzer die Zinsen nicht bezahlen, weil er behauptete, jener habe durch Anlegung eines Teiches sein Mühlwasser geschädigt. Obgleich die Gerichte gegen ihn erkannten, ergriff Friedrich II. seine Partei, cassirte das Urtheil und setzte die Richter ab.

Die noch bestehenden Landesstände in den einzelnen Staaten waren fast ohne Macht und meistentheils nur wesenlose Schatten.

In Böhmen und Mähren gab es noch Stände. Im Herzogthum Magdeburg wurde der letzte Ständetag 1680 einberufen. In Ostfriesland, Grafschaft Mark und Cleve hatten sich die Stände erhalten.

In Ostfriesland bewilligten nicht blos die Stände die Steuern, sondern erhoben sie noch 1767.

Im Norden Deutschlands hatte das ständische System sich besser erhalten, als im Süden.

Jenseits des Mains war Württemberg der einzige Staat, der noch Stände hatte. Im Norden dagegen, ausser den genannten, Sachsen, Kurbraunschweig, Mecklenburg, Hessen, Köln, Trier und Schwedisch-Pommern.

Der Verfall der Stände lag darin, dass nicht das ganze Volk oder alle Stände, sondern nur die traditionellen Stände vertreten waren.

Hätte man sie reformiren wollen, so müsste man, nicht wie es 1830 und 1848 geschah, das parlamentarische System des Auslandes einführen, sondern den einzelnen Ständen, wie sie sich geschichtlich entwickelt, eine Vertretung gönnen.

Dies ist auch heute das einzig Richtige, was für Deutschland passt und müssen wir, sowohl für die einzelnen Staaten wie für den deutschen Reichstag, weil es das Historische ist, darauf zurückkommen, wenn wir nicht am allgemeinen Stimmrecht und am Parlamentarismus, wie die romanischen Völker, zu Grunde gehen wollen.

Wir bedürfen dann weder der Enquêten, noch des Volks- oder des Staatsrathes, die wegen ihres bureaukratischen Zuschnitts niemals eine vollkommene Wirksamkeit entfalten können.

Die damalige Publicistik war im Allgemeinen nicht volksthümlich, sondern lag fast allein in den Händen der Gelehrten. Schmauss', Achellwall's, Moser's Schriften drangen nicht ins Volk. Denn auch Moser's patriotisches Archiv für Deutschland wurde nie recht populär. Als sich später der Mittelstand mehr zu heben begann, besserte es sich.

Wir müssen hier vor Allen Thomasius nennen. Möser machte sich populär durch seine im *„Osnabrücker Intelligenzblatt"* erscheinenden *„Patriotischen Phantasien"*, Claudius durch seinen *„Wandsbecker Boten"*, Schubarth durch seine *„Deutsche Chronik"*, Wieland durch seinen *„Merkur"*, Boje und Dohm durch das *„Deutsche Museum"*, Nikolai und Biester durch ihre *„Berliner Monatsschrift"*.

Am Ausgange des XVIII. Jahrhunderts gab es 30—40 periodische Blätter.

Die Redacteure waren aber keine Journalisten im Sinne Bismarck's, sondern Gelehrte. Es gab auch keine besonderen Correspondenten, die aus ihrer Correspondenz ein Gewerbe oder Geschäft machten. Das ganze Publikum correspondirte vielmehr mit dem Herausgeber.

Selbst regierende Fürsten schrieben an Schlözer, dessen „Staatsanzeiger" in einer Auflage von 4000 Exemplaren erschien. Schlözer war in der That für die damaligen Dunkelmänner und Grossen die wahre bête noire.

Maria Theresia fragte daher bei allen wichtigen Handlungen: „was wird Schlözer dazu sagen?"

Die bestehenden Reichsgesetze über die Presse wurden nicht beachtet.

In Frankfurt am Main bestand damals der Hauptbüchermarkt, zugleich eine kaiserliche Büchercommission zur Ueberwachung aller, im Reiche erscheinender und von auswärts eingehender, Schriften.

Die Wirksamkeit derselben ging aber kaum über Frankfurt hinaus.

Obgleich der Markt schon nach Leipzig verlegt wurde, blieb sie in Frankfurt, weil man wusste, sie würde in Leipzig nicht anerkannt werden.

Die Presse war daher in Wirklichkeit mehr von der Gesetzgebung der einzelnen Staaten abhängig.

Friedrich Wilhelm I. von Preussen versuchte vergeblich eine allgemeine Censur einzuführen. Friedrich II. dagegen hob die, im Anfange seiner Regierung bewilligte, Censurfreiheit wieder auf. Angriffe auf seine Person liess er sich aber auch ferner ruhig gefallen.

Dagegen hatte die Akademie vollständige Censurfreiheit, und der Facultät überliess man die Censur für die, auf der Universität herausgekommenen, Bücher.

Im Ganzen herrschte grosse Toleranz. Die „Wolfenbüttler Fragmente" erschienen in Preussen, während sie anderswo verboten waren. Nach Friedrich's Tode hörte die Toleranz auf.

In Oesterreich wurde es erst besser, als der Gelehrte van Swieten, ein heftiger Feind der Jesuiten, an die Spitze der Bücher-Hofcommission trat. Doch war er im Ganzen ohnmächtig. Er selbst liess Mendelssohn's „Phädon" verbrennen. In dem Katalog der verbotenen Schriften befand sich sogar Süssmilch's „Göttliche Ordnung".

Mit Joseph kam auch hier ein anderer Geist hinein; 2500 bis dahin untersagte Bücher, wie die von Abt, Bürger, Mendelssohn, Michaelis, Süssmilch u. s. w. wurden wieder erlaubt. Die Censur wurde sehr milde gehandhabt. Nach seinem Tode auch hier Reaction.

Das Eldorado der Presse war das Kurfürstenthum Hannover.

Schlözer zog gegen den Papst, die Jesuiten und den hessischen Menschenhandel ungescheut zu Felde. Ebenso war es in Braunschweig. Holstein hatte fast vollständige Pressfreiheit, ferner Baden, Dessau, verschiedene thüringische Staaten und einige Reichsstädte, wie Hamburg.

Scharf ging man vor in Bayern und Württemberg. In den geistlichen Staaten bestand sogar Doppelcensur, indem noch der Papst seine Censur geben musste.

Im Ganzen herrschte Willkür.

Selbst die tüchtigsten Männer konnten oft die Traditionen des XVII. Jahrhunderts nicht abschütteln und den in ihnen schlummernden Funken zum Lichte anwachsen lassen.

So redete Möser sogar der Leibeigenschaft das Wort, weil

das Ministerium und die Landschaft, in der er lebe, aus lauter Gutsherren beständen.

Der Absolutismus der Fürsten verhinderte die volle Freiheit des Wortes. Das freisinnige Dänemark, wo die Rechte der Bauern gegen den Adel in Schutz genommen wurden, war absolutistisch regiert.

Auch die freisinnigsten Männer waren in der Mehrzahl sich selbst nicht klar. Wieland erklärte es für widersinnig, den Völkern ein Recht des Urtheilens über ihre Regierung oder über ihre Obrigkeit zuzusprechen. Sogar Schlözer behauptete, es sei eine „lächerliche Einbildung", wenn ein Schriftsteller es sich unterfangen würde, die Ansichten einer Verwaltungsbehörde zu beurtheilen, verdammte die Erhebung der amerikanischen Staaten als ungerechtfertigte Empörung, zugleich aber bekämpfte er die Lehre von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit.

Die meisten Gelehrten trugen dazu bei, den Gehorsam, der charakteristisch für die deutsche Nation ist, in Servilität ausarten zu lassen.

Johannes Müller pries den Landgrafen Friedrich II., weil er einen Theil des Geldes seiner verkauften Unterthanen zur Dotirung des Carolinums verwandt hatte, als „Wohlthäter der Bürger".

Der freie und wohlhabende Gewerbestand war im XVII. Jahrhundert zu Grunde gegangen und fing erst an sich wieder zu entwickeln. Man lebte hauptsächlich vom Luxus der Fürsten.

Ueberall stösst man auf Widersprüche. In der Theorie kämpfte man für Freiheit im ganzen Culturleben, in der Praxis herrschte aber Sclaverei.

In den Gemeinden war von Selbstverwaltung keine Rede. Allein die Grafschaft Mark machte eine Ausnahme. Die städtische Verwaltung war ein Monopol des Magistrats, auch besass dieser das Selbstergänzungsrecht.

Im Gegensatz dazu hatten dieses die Universitäten nur ausnahmsweise und diejenigen, die es principiell nicht erhielten, wie Halle und Göttingen, erreichten ihre höchste Blüthe.

Umgekehrt hat man es den Magistraten genommen und den Universitäten ertheilt. Hierin muss der Hauptgrund gesucht werden, dass die Magistrate jetzt im Allgemeinen besser sind als damals, die Universitäten aber an einer Menge von Krebsschäden

leiden, die im preussischen Abgeordnetenhause, seit einer Reihe von Jahren, alljährlich zur Sprache kommen und welche die Regierung vergeblich zu beschönigen sucht.

Allein in Westphalen, Holstein und Hannover hatten sich auf dem Lande die Spuren des deutschen Gemeindewesens erhalten.

Dagegen war die Polizei allmächtig. Zahlreiche Hochzeits-, Kleider-, Feuer-, Wege-, Armen- und Bettlerordnungen erschienen.

Auch die Macht der freien Reichsstädte war gebrochen. Nur mit Mühe konnten Bremen und Hamburg ihre Selbstständigkeit retten. Wo zugleich, wie in Worms, ein Bischofssitz war, sah es noch schlimmer aus.

Die Verfassungen derselben waren entweder demokratisch, so die oberschwäbischen, gemischt wie in Bremen, Hamburg und Lübeck, oder streng aristokratisch, wie in Nürnberg, Augsburg und Ulm. In Hamburg und Bremen wurde der Adel nicht geduldet. Auch das Kriegswesen hatte sich gänzlich verändert. Ursprünglich bestand in Deutschland der Heerbann, der alle Freien verpflichtete. Im Mittelalter trat an dessen Stelle die Lehnsfolge. Später kamen dann das Söldnerwesen und auch die stehenden Heere auf, welche seit dem dreissigjährigen Kriege Regel und durch Werbung gebildet wurden. Aus Verbrechern und Vagabonden meistenstheils bestehend konnte man sie nur durch eine furchtbare Disciplin zusammenhalten.

Besser sah es in Preussen und Kursachsen aus. Hier mussten auch die Landeskinder dienen; viele Ausnahmen fanden aber Statt; alle Gelehrten und Adelige waren frei. Die Werber trieben jedoch ihr Unwesen überall.

Allbekannt ist ja das Schicksal des edlen Seume.

In den meisten deutschen Staaten bestand blos eine Verpflichtung zur Landesvertheidigung.

Die Offizierstellen wurden fast nur mit Adeligen besetzt. Der Soldatenstand war der erste, und dann kamen die Hofbeamten. Der unglückliche dreissigjährige Krieg hatte eine gänzliche Verschiebung der Rangverhältnisse herbeigeführt. Denn im Mittelalter bildeten die Gelehrten den ersten Stand, und hat sich dies ursprüngliche Verhältniss nur in der freien Hansestadt Bremen erhalten. Die Zahl der Soldaten war sehr gross. Kursachsen unterhielt bei zwei Millionen Einwohnern 25—30,000 Mann. Die Stärke aller

Truppen bei 29 Millionen betrug 625,000 Mann, war also weit grösser als jetzt.

Braunschweig, Hessen-Cassel, Hessen-Hanau, Anspach, Waldeck, Anhalt und Zerbst bekamen 34 Millionen Thaler für 30,000 verkaufte Soldaten.

Besonders schmählich war noch die Art, wie die Fürsten für jeden Umgekommenen und Verstümmelten einen besonderen Entschädigungsbetrag zu Gunsten ihrer Privatkassen stipulirten. So hatte sich der Landgraf von Hessen-Cassel für jeden Mann, den er lieferte, 30 Thaler, für Jeden, der im Kampfe fiel, überdies 20 Pfund Sterling „bedungen“ (Löhr's Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika). Mit wahrem Cynismus beschwert sich der Landgraf in einem Briefe an den Grafen von Schaumburg, den Oberbefehlshaber der hessischen Truppen in Amerika, dass in der Schlacht von Trenton nur 1950 umgekommen und 300 entflohen seien, statt sich auch, wie die 300 Lacedämonier bei Thermopylae, todtschlagen zu lassen. Er habe dadurch einen Verlust von 160,050 Gulden erlitten.

Die Finanzpolitik bestand darin, möglichst viel Geld aus den Taschen der Unterthanen zu erhalten. Ursprünglich gab es nur Grund- und Vermögenssteuer in den meisten Staaten. Als man in Frankreich die indirecten Abgaben einführte, beschenkte Friedrich II. sein Volk mit der Regie und liess sich durch Helvetius 1500 Zollbediente kommen. Friedrich Wilhelm II. verfügte die Aufhebung der Regie. Accise und Consumtionssteuer existirte fast überall. In Baden nahm man einen Anlauf zum physiokratischen System. In Kursachsen kamen 2½ Thaler Steuern auf den Kopf, in Brandenburg 3—4. Es war überall verschieden. Durchschnittlich konnte man 3 Thaler auf Jeden rechnen.

Der Luxus einiger Höfe war haarsträubend. Minister Brühl hatte 100 seidene Schlafröcke.

In vielen Theilen Deutschlands, wie wir von Baden schon zeigten, existirte noch Leibeigenschaft, namentlich im Osten, in den ehemaligen slavischen Ländern, Pommern; am Rhein und in Süddeutschland blos in einigen Gegenden. Die Leibeigenen konnten sogar verkauft werden.

In Holstein gab es nur auf einzelnen Gütern Leibeigenschaft. Die Grafen Bernstorff und der Herzog von Oldenburg verzich-

teten freiwillig auf ihre Rechte und hoben, wie der Markgraf von Baden, sie auf. Das Frohnsystem stand überall in Blüthe.

Mit Colonisation von unfruchtbaren Gegenden ging Friedrich II. Allen voran. Aus der Pfalz und Württemberg liess er 45,000 Einwanderer kommen. Im „Oderbruch“ erwarb er ein ganzes Fürstenthum.

Ungünstig wirkte seine falsche Handelspolitik. Denn als er die Kaffeeeinfuhr verbot, sank der preussische Getreidehandel. Thaer, von Haus aus Arzt, sorgte für echte Aufklärung in der Landwirthschaft durch sein epochemachendes Werk. Kleebau wurde jetzt allgemein eingeführt, ebenso die Kartoffeln; Schafzucht und Obstbau betrieb man systematisch und Hopfen baute man in Franken und Böhmen an. Durch die aus den Vereinigten Staaten zurückkehrenden Soldaten wurde in verschiedenen Gegenden der Tabaksbau begründet, was gerade nicht als ein Vortheil zu betrachten ist, ebenso brach sich der Genuss des Tabaks immer mehr Bahn, was allmählich einen degenerirenden Einfluss auf die körperliche Beschaffenheit ausüben musste.

Was Ackerbau und Viehzucht anbetrifft, standen höchstens Holstein und Mecklenburg auf der Stufe Hollands und Frankreichs; Bayern war entschieden zurück, es fanden zu viele Prozessionen und Wallfahrten Statt. Handel und Gewerbe lagen im Allgemeinen darnieder. Augsburgs Handel beschränkte sich auf geschnitzte und gemalte Heiligenbilder. Die Goldarbeiter und Holzschneider waren von denen Frankreichs übertroffen. Die Weberei hielt sich nur mit grosser Mühe gegen die Concurrenz des Auslandes aufrecht.

Ebenso traurig sah es mit Nürnberg aus. Die Zeiten hatten sich geändert, wo der päpstliche Gesandte Aeneas Silvius schrieb: „Die Könige von Schottland möchten wünschen, so prächtig wohnen zu können als die Bürger Nürnbergs“.

Die überall errichteten Zollschranken trugen die Hauptschuld.

Gerade so traurig war es mit Köln und Aachen bestellt. Nur Bremen, Hamburg und Lübeck befanden sich in einem blühenden Zustande.

Allein in den Metallarbeiten und in der Leinenmanufactur behauptete Deutschland sein früheres Uebergewicht. Dagegen wurden die deutschen Tuche durch die hohen Zölle vom Auslande verdrängt.

Die Handelsbilanz war wegen des eingerissenen Luxus fortwährend eine passive; denn man kaufte baumwollene und seidene Stoffe vom Auslande.

Biere wurden schon längst nicht mehr ausgeführt. Dagegen kaufte man Wein.

Allein mit Frankreich soll Deutschland im XVIII. Jahrhundert eine passive Handelsbilanz von 550 Thalern gehabt haben.

In Nantes nannte man, den von deutschen Schiffen im Ballast importirten, Sand „les produits de l'Allemagne".

Vorherrschend war später das Mercantilsystem, um jeden Preis das Geld im Hause zu behalten.

Es wurden hohe Zölle auf ausländische Fabrikate gesetzt, und Rohstoffe durften nicht ausgeführt werden.

So wurde nun eine Interessenpolitik einzelner Stände herbeigeführt.

Besser stand es in Oesterreich. Aber auch hier waren die einzelnen Länder durch Zwischenzölle getrennt. Klagenfurter Tücher, die nach Wien gingen, mussten z. B. in Kärnthen den Ausgangs-, in Steiermark den Durchfuhr- und in Oesterreich den Consumtionszoll zahlen.

Vieles besserte darin Friedrich II. in Preussen; jedoch traf er auch manche falsche Massregeln. So z. B. verbot er den Gebrauch baumwollener Zeuge, um die Wolle zu schützen. Doch schuf er eine ganz neue Industrie, die Eisenindustrie, durch Verbot der Einfuhr des schwedischen Eisens, ebenso die Zuckerraffinerie durch hohen Zoll auf raffinirten Zucker. Tabakshandel und Porcellanmanufactur war königliches Monopol, auch das Kaffeebrennen und der Vertrieb des gebrannten Kaffees. Den Geldverkehr beförderte er durch Errichtung von Giro- und Leihbanken.

In Sachsen gab es nicht so viele Monopole; theilweise befand sich dort, wie in Jülich-Berg, eine blühende Industrie, besonders in der Seidenfabrikation. In Hannover und Westphalen stand die Leinenindustrie in Flor.

Die religiöse Intoleranz einiger Länder war ein Haupthinderniss zum Aufschwung der Industrie. In Bayern konnten die Nichtkatholiken sich nicht in der Hauptstadt niederlassen und keine Liegenschaften erwerben und nach der bürgerlichen Gesetzgebung

auch, daselbst Keiner erben, der sich nicht zur Staatskirche bekannte. Dies dauerte bis zum Jahre 1756.

Aehnlich war es umgekehrt in protestantischen Ländern. Im Allgemeinen zeigten dieselben ein Uebergewicht in gewerblicher Thätigkeit.

Deshalb liessen der streng katholische Kaiser Karl VI. und Maria Theresia so viele Protestanten einwandern.

Die vielen Feiertage und Prozessionen schadeten zu sehr in den rein katholischen Ländern dem Aufblühen der Industrie.

Freizügigkeit existirte nicht einmal zwischen den Orten eines und desselben Landes.

Fast überall wurde Abzugsgeld erhoben; in Augsburg 10 Proc. des Vermögens.

In Bezug auf das Recht und die Justizpflege waren im Allgemeinen die Zustände jämmerlich.

Auch hier schuf Friedrich der Grosse Wandel. Er führte 1747 zuerst eine neue Processordnung ein; mittelst dieser wurden binnen 8 Monaten 2400 alte Processe erledigt.

Cocceji war der Verf. derselben. Er war es auch, der das allgemeine Landrecht ausarbeitete. Dasselbe wurde aber erst 1794 eingeführt. Schlözer musste sein Gutachten darüber abgeben; die tüchtigsten Mitglieder der höheren Justizbehörden hatten dabei mitgewirkt.

Trotz aller bestehenden Missstände hob sich die Wohlhabenheit. Der Zinsfuss war in einigen Gegenden sehr hoch, in andern sehr niedrig; er schwankte von 3—12 Procent. Ungeheuer war die Mannigfaltigkeit der Maasse und Gewichte.

Es gab allein 12 verschiedene Münzfusse.

Für die Instandhaltung der Wasserstrassen geschah nichts. Ueberall wurden Zollstätten als Finanzquellen errichtet. Von Strassburg bis zur holländischen Grenze gab es allein 30.

Das Schlimmste war, dass inländische Producte höher besteuert waren als ausländische.

Am Main gab es 33 Zollstätten, an der Weser 19. Schon im Mittelalter hatte man mit diesen unsinnigen Maassregeln angefangen. Nach dem dreissigjährigen Kriege bedurften die Fürsten Geld und abermals Geld. Wer am meisten davon erpressen konnte, stand am höchsten in der Fürstengunst. Am bequemsten war es, neue Zoll-

stätten zu errichten. Die Engländer belegten dies Unwesen mit dem Namen einer „mira insania Germanorum.“

Das Reisen war sehr kostspielig und durch Polizeimaassregeln gehemmt.

Kam man z. B. am Niederrhein durchs Clevische, so musste man das Schiff verlassen und zu Lande reisen, wie Friedrich II. es verordnet hatte.

Chausséen gab es sehr wenige, während sie in England schon allgemein waren. Am schlimmsten sah es damals in Preussen aus. Die ersten Chausséen wurden dort 1787 eingeführt. Friedrich II. hatte sich deshalb ihnen hartnäckig widersetzt, weil er ein eifriger Anhänger des Mercantilsystems war und deshalb geäussert haben soll: „je schlechter die Strassen, desto länger müssten die Fuhrleute im Lande verweilen, desto mehr Geld liessen sie darin zurück.“

Das Postwesen war noch sehr mangelhaft, in Süddeutschland freilich besser als in Norddeutschland. Man fuhr meistens auf offenen Karren mit ungepolsterten Sitzen.

Die Preise waren in Süddeutschland billiger. Dort kostete die Meile 7½ Sgr., in Hannover, Sachsen, Braunschweig 8—10. In vielen Gegenden existirte Postzwang.

Das Reisen war im Ganzen sehr theuer.

Ebenso stand es mit dem Briefporto. Ein Brief von Frankfurt bis Berlin brauchte 9 Tage. Gross war auch die Unregelmässigkeit und Langsamkeit im Bestellen. Ein Brief von Berlin bis Memel kostete 8 Sgr.

Die Post wurde, wie heute die Justiz, vorzugsweise fiscalisch und nicht volkswirthschaftlich und culturhistorisch aufgefasst. Das Briefgeheimniss nur wenig respectirt.

Die Volksvermehrung wurde von Einigen günstig, von Anderen ungünstiger aufgefasst. Es kamen 2400 Menschen auf die Quadratmeile.

Der am schwächsten bevölkerte war der bayerische Kreis, der 1570 Menschen auf die Quadratmeile zeigte, der stärkste der burgundische mit 4000.

Im Durchschnitt kamen auf 26 Einwohner eine Geburt. Die Zahl der unehelichen Geburten war durchschnittlich 1 : 14, also weniger als heute. Oeffentliches Auspeitschen und Kirchenstrafen wurden über die Schuldigen verhängt. Wahrscheinlich war die

BOSTON MEDICAL LIBRARY JUL 9 1912

Zahl aber viel grösser, da man viele Fälle verheimlichte. Die Sterblichkeit war weit beträchtlicher als jetzt. In Oesterreich rechnete man auf 30 Menschen einen Todesfall.

An den Pocken starben schrecklich Viele. Die enragirten Impfgegner brauchten blos ihre Augen aufzuthun, um sich von dem Segen der Vaccination zu überzeugen. Im Jahre 1783—1791 wurden in Berlin von 47,367 Verstorbenen 4315 Kinder weggerafft, 1814—1822 von 15,389 nur 535. Es wäre wohl noch schlimmer gewesen, wenn nicht ein regelmässiges Purgiren stattgefunden hätte.

Culturhistoriker haben gar keine Ursache, sich hierüber zu mequiren, denn das Ueberhandnehmen der Diphtheritis und des Scharlachs steht mit der Unterlassung dieser Sitte in Verbindung.

Die Ernährung war im Ganzen günstiger als jetzt. Deshalb Bleichsucht und Nervosität viel seltener als heute. Die entzündlichen Krankheiten herrschten entschieden vor. In Sachsen rechnete man 7—8 Scheffel Getreide auf den Kopf, in Bayern 15, jetzt nur 3—4. Der Fleischconsum war ungefähr derselbe. Kartoffeln fingen erst an, sich zu verbreiten.

Der Branntweingenuss hatte sehr um sich gegriffen. In Süddeutschland wurde mehr Bier getrunken.

Kaffee, Zucker und Thee verbrauchte man lange nicht in dem Maasse als jetzt. In Preussen kamen auf den Kopf 1¾ Pfund, in Deutschland 1854 4½ Pfund. Wohnungen waren sehr billig. Vom Tabak kam in Bayern 1 Pfund auf den Kopf. Luxus und Modesucht verbreiteten sich auch in den bürgerlichen Ständen. Vielfache Luxusgesetze wurden erlassen; Hildesheim veröffentlichte 1779 eine Kleiderordnung. Ebenso suchte man dem überflüssigen Luxus bei Leichenbestattungen zu steuern. In der Württembergischen Leichenordnung wurde 1784 der Gebrauch von Särgen aus Eichenholz und mit Drechslerarbeit verboten.

Die deutschen Residenzen zeigten im Allgemeinen ein trauriges Bild. Die Lady Montagme giebt als gemeinsamen Charakterzug „eine schäbige Eleganz“ in den höheren Ständen und eine „aufgeputzte Unsauberkeit und Armuth“ in den niederen an. In Wien war es am schlimmsten. Berlin war dagegen einfach. Namentlich trat dieser Unterschied in der Kochkunst hervor. Einen reichen Adel und Millionäre hatte man damals in Berlin noch nicht.

Strassenbeleuchtung entbehrten viele Mittelstädte noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts. Trottoirs existirten nur in den Residenzstädten. Das Göttinger, das heute noch ein Schrecken aller Fussgänger ist, und Heine Veranlassung gab zu einer Betrachtung der Füsse der Göttinger Damen, galt damals als ein Mustertrottoir und wurde von Campe besonders hervorgehoben. In den meisten Städten befanden sich noch mit Stroh gedeckte Häuser.

Jede kleine Stadt hat es jetzt besser in Bezug auf Reinlichkeit, Sicherheit u. s. w. als die damaligen Residenzen.

Erst am Ende des Jahrhunderts entwickeln sich Sparkassen. Leihhäuser waren schon früher errichtet. Ebenso Lebensversicherungsgesellschaften und Sterbekassen. Die Geistlichen und Lehrer hatten sich bereits früh zur Gründung von Wittwen- und Waisengesellschaften vereinigt. Ebenso gab es Aussteuergesellschaften, Versicherungsgesellschaften gegen Hagelschaden, auch Brandkassen und Schifffahrtsassecuranzen.

Im Ganzen war der Norden dem Süden in seinen socialen Einrichtungen überlegen.

Die Arbeitslöhne entsprachen dem damaligen Preise der Lebensmittel, im Ganzen waren sie aber mässig. Eine excellente Köchin konnte man für 10 Thaler jährlich haben.

Aehnlich verhielt es sich mit den Fabrikarbeitern.

Im Allgemeinen befindet sich der heutige Arbeiter besser trotz des theuern Lebens.

Hungersnöthe kamen noch öfters vor. Im Erzgebirge starben 1771—1772 150,000 Menschen an Nahrungsmangel.

Das Armenwesen stand sehr niedrig. Es war charakteristisch durch Keckheit im Fordern und Schwäche und Planlosigkeit im Geben. Ganze Familien waren beständig auf der Wanderschaft. Alle Stände betheiligten sich daran, namentlich verarmte Edelleute, Offiziere, Studenten und Pfarrer. In Preussen wurden die Gaben an Bettler auf zwei Millionen Thaler jährlich angeschlagen, jetzt bekanntlich im deutschen Reiche bei der staatsseitig eingeführten Freizügigkeit auf circa 300 Millionen Mark, da es statistisch feststeht, dass 200,000 Vagabonden das deutsche Reich überschwemmen.

Ein einziger Prediger auf dem Lande musste damals oft 40 Thaler an Almosen ausgeben.

Das Werbesystem war eine Hauptquelle des Bettelns, wie es

heute der Militarismus. Denn beim Kasernen- und Cantinenleben geht Vielen die Lust zur Arbeit verloren.

Cagliostro war damals eine typische Figur. Die Formen haben sich geändert. Wir haben jetzt dafür die Wandervirtuosen und Wanderprofessoren.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurden gegen das Betteln energische Maassregeln ergriffen, so nicht blos den Bettlern bei Strafe verboten, sondern auch den Gebern, und überall Armenanstalten errichtet.

In Berlin belegte man 1774 sogar mit 10 Thaler Strafe das Almosengeben und dadurch hörte das Strassenbetteln dort gänzlich auf.

Aus den alten Reichsstädten war jedoch der Geist des XVI. Jahrhunderts entwichen und fing erst allmählich an sich wieder zu entwickeln. Oft fand dort ein planloses Almosengeben Statt. In Köln befanden sich unter 40,000 Einwohnern 11,000 Bettler.

Wichtig aber waren die Principien, welche im vorigen Jahrhundert zur Geltung kamen, einmal die freiwilligen Beiträge, ein System, das immer besser ist, als die gezwungene Armenpflege, und das System der Einsammlung der Beiträge und Vertheilung von Privaten.

Was das Rang- und Titelwesen anbetrifft, so war es natürlich in einem so vielköpfigen Reich durchaus verschieden, wenn auch darin sich gleich, dass es schon ebenso stark blühte als im XIX. Jahrhundert. Hat es doch von jeher zu den Schwächen der deutschen Nation gehört, das titelsüchtigste Volk der Welt zu sein. Dies erstreckt sich von dem Kaiser bis zu den unteren Ständen. Erst im XIX. Jahrhundert ging es freilich auf die untersten über. Denn der Titel „Oberarbeiter“ war im XIX. Jahrhundert noch nicht erfunden. Zahlreiche Römerzüge und Kriege wurden seit Alters geführt, blos damit der deutsche König den Titel eines „römischen Kaisers“ führen konnte.

Zahllos waren die Privilegien der Doctoren in den Städten. Sie wurden den Edelleuten gleich geachtet, nicht nur den gewöhnlichen, sondern den rittermässigen. Der Spruch lautete: „Doctores revera nobiles sunt“. Der römisch-deutsche Kaiser nannte die Doctoren, wie die anderen Ritter, „seine Freunde.“ Wie die Edelleute und Ritter konnten die Doctoren Schulden halber nicht

ins Gefängniss gesetzt und durften sie nicht gefoltert werden, ebenfalls waren sie von allen körperlichen Strafen frei. Ihr Zeugniss hatte vor Gericht ein besonderes Gewicht. Zwei Doctoren siegten als Zeugen über drei „plebejische“ Zeugen, die das Gegentheil aussagten. Auch durfte ein Doctor, wenn er ein Zeugniss ablegen sollte, nicht vor Gericht gefordert werden, das Gericht musste zu ihm ins Haus kommen. Ist ein Doctor selbst ein Angeklagter, so darf er sich vor dem Richter niedersetzen, und der Richter, der ihn zum Stehen nöthigt, wird mit einer starken Geldstrafe bedroht. Die Doctoren hatten überall einen Ehrensitz und gingen Anderen voran, auch durften sie sich in einer Stadt, wo der Kaiser war, eines Wagens bedienen, während andere ehrliche Leute zu Fuss gehen mussten; ebenso durften sie, wie die Ritter, goldgeschmückte Kleider und Ketten tragen. So war es ursprünglich im XV. und XVI. Jahrhundert. Auch im XVII. Jahrhundert ging in den Reichsstädten der Doctor dem Rathsherr im Range vor. Darüber kam es in verschiedenen Städten zu anhaltenden Processen, die bis an den Kaiser gingen. Am Ausgange des XVII. Jahrhunderts kam es z. B. in Bremen zwischen den Senatoren und Doctoren zu einem grossen Process, den Kaiser Leopold zu Gunsten der Letzteren entschied, so dass während des ganzen XVIII. Jahrhunderts ihr ihnen durch alte Gewohnheit eingeführter Rang und Platz verblieb und ascendirten sie mit den Rathsherren pari postea (Alte und neue Zeit von Kohl). Doctoren der Philosophie wurden von dem Gemeinen Wesen dort gar nicht anerkannt. Der Staatskalender des XVIII. Jahrhunderts nannte sie nur „Magister“, ebenso noch der Staatskalender von 1821.

Während im 16. Jahrhundert die Titulaturen sehr einfach waren, änderte sich dieses im XVII. Jahrhundert unter dem Einflusse des Auslandes. Damals entstand das „Wohl- und Hochwohlgeboren“, an dem wir noch immer leiden. Noch weiter ausgebildet wurde es im XVIII. Jahrhundert. Da erschienen eigene „Titularbücher“, in denen die Titel aller Personen genau angegeben waren, und die man in den Kanzleien und Bureaus der Behörden beständig zur Hand haben musste. Damals kam es auf, dass der Senat sich „Amplissimi“ nannte und folgte daraus dann alle die verschrobene Titulatur, an der wir im XIX. Jahrhundert noch fortwährend laboriren.

Die Auswanderung war sehr stark, namentlich von Süddeutschland nach Russland und Ungarn. Von 1756—1766 sollen 200,000 ausgewandert sein. In einigen Ländern wurde es daher ganz verboten, z. B. im Zweibrückischen. In Württemberg war der freie Abzug als Recht verbrieft. Sachsen versorgte das ganze Ausland mit Hauslehrern.

Während also das Reich sich in der Zersetzung befand, und in den kleinen Staaten Formalitäten vorherrschten, kein Gemeinsinn und keine Selbstregierung vorhanden war, die Reichsstädte das Bild darboten, wie Wieland es uns in den „Abderiten" geschildert, bemerkte man trotzdem materiell und social überall die Anfänge zum Bessern, und die im Anfange des Jahrhunderts noch überall sichtbaren Folgen des dreissigjährigen Krieges fingen allmählich an aufzuhören.

Den Fürsten und Adeligen war in der grossen Mehrzahl das Nationalbewusstsein abhanden gekommen.

Sie betrugen sich als die Affen Frankreichs. Die Höfe blieben, vor wie nach, der Sitz der Lüderlichkeit und des nichtdeutschen Wesens. Die Romantik der Lüderlichkeit herrschte nicht blos im Leben, sondern zeigte sich überall. La Mettrie, der Liebling der Fürsten und Adeligen, gab den Ton an. Die Sinnlichkeit war die Triebfeder ihrer Handlungen.

Vor und während des dreissigjährigen Krieges hatten der Kaiser und die Fürsten sich um die Ehre gestritten, den Gott auf Erden vorstellen zu wollen.

Nach der Beendigung desselben trat der Kaiser seine Würde an die Fürsten ab. Er selbst war zu einem blossen Popanz degradirt, während jene jetzt zu Götter ersten Ranges und der Adel zu Halbgötter avancirten.

Deutsche Fürsten betrachteten es damals noch als eine Ehre, in der französischen Armee zu dienen.

Wie es aber am Hofe in Frankreich aussah gegen Ende der Herrschaft von Ludwig XV., unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, wissen wir aus den Briefen der Mutter des Regenten, der Herzogin von Orleans (Bekenntnisse der Prinzessin von Orleans. 1791). Heutzutage könnte man diese Bekenntnisse nicht einmal abdrucken, ohne mit dem Pressgesetze sofort in Conflict zu kommen.

Die Sittenverderbniss am französischen Hofe war so schlimm, dass nicht sechs Menschen dort zu finden waren, welche sich nicht einem unnatürlichen Laster ergeben hatten.

Und dieses Paris war noch im Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Akademie, die hohe Schule, wo die deutschen Fürsten sich zu Regenten ihrer Völker ausbildeten, und die Grafen und Edelleute sich ihre höhere Bildung holten.

Erwähnen müssen wir noch die Völlerei, welche an den deutschen Höfen herrschte. Das unmässige Trinken war allgemein verbreitet. Die *„Memoiren des Grafen von Pöllnitz“* veranschaulichen uns hiervon ein Bild.

Saufen galt für eine grosse Heldenthat, Schwäche hierin bedeutete eine moralische Niederlage.

Die geistlichen Höfe behaupteten selbstredend das Principat. Der Bischof von Fulda war der erste, ihm fast gleich stand der Bischof von Würzburg. Pöllnitz war dort während eines achttägigen Aufenthalts nie nüchtern und hat die bischöfliche Tafel nie anders als im Zustande vollständiger Trunkenheit verlassen.

Die Maitressenwirthschaft stand überall in vollster Blüthe. Der Typus dieser Richtung war August der Starke, welcher sämmtliche Sängerinnen und Ballerinen seiner Oper ausser seinen officiellen Maitressen als Harem verwandte.

Die Fürsten selbst hielten sich für Götter, und in der That kann man ihnen etwas Gottartiges nicht absprechen, da sie nicht in dem Weihrauche ihrer Schmeichler, Hofpoeten, Hoftheologen, Hofhistoriker u. s. w. erstickten.

August der Starke ahmte überdies das Beispiel der römischen Cäsaren nach, dem Volke panem et circenses zu bieten.

Selbst der Pöbel wurde zu seinen Festen zugezogen. Wie es in Dresden herging, beweist ein Gedicht Gellert's aus dem Jahre 1732:

„So, König, ist dein Schloss, wo alle Freiheit blühet,
Von dessen Schwelle uns kein Wächter rückwärts ziehet,
Wo Fürst und Edelmann und Bürger sich vermengt,
Wohin der Pöbel selbst sich nicht vergebens drängt,
Gepriesenes Sachsenland, erkenne doch dein Glück
Und sieh die Fastnachtslust mit einem schärfern Blick.“

Charakteristisch ist auch des Dichters Pietsch Lobgesang:

„Der König ist vergnügt, das Land erfreut sich.“

Einige Fürsten hatten wenigstens bei all ihrer Lüderlichkeit das Gute an sich, Kunstschätze zu sammeln. So entstanden die Gallerien von Düsseldorf, Dresden und Cassel.

Im Uebrigen überboten sie sich oft in Geschmacklosigkeiten und verlegten z. B. oft ihre Residenzen aus den schönsten Gegenden in öde Stätten, von Heidelberg nach Mannheim, von Stuttgart nach Lüdwigsburg, von Durlach nach Karlsruhe. Fast schien es, als wenn den Grossen der Sinn für Naturschönheiten abhanden gekommen.

Das Schlimmste aber war, und ein Haupthinderniss für die Entwickelung des deutschen Geistes, dass die meisten Residenzen und Höfe es sich förmlich zur Aufgabe machten, die französischen Sitten aufs Kleinlichste, auf eine bis an die Carricatur streifende Manier, nachzuahmen.

Diese Nachahmung erstreckte sich auf Alles; französische Lüderlichkeit, Frivolität bemühte man sich ebenso zu copiren, als französische Eleganz, Leichtfertigkeit und Witz.

Abenteurer und Schwindler aus allen Ländern machten an deutschen Höfen ihr Glück. Pagen und Lakaien ernannte man zu Ministern, wie Brühl und Salkowky am sächsischen Hofe. Der dortige Minister Hennike war früher Lakai.

Spuren dieses Verfahrens zeigen sich dort noch heute. Denn wie mein Freund, der Culturhistoriker August von Eye, mir berichtete, hat man vor längeren Jahren einen Tischlergesellen daselbst zum Professor an der technischen Hochschule ernannt.

In Braunschweig war die Zahl der Fremden am Hofe so gross, dass ein Fremder dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand sagte: „es sei doch sonderbar, dass er der einzige Ausländer in der Gesellschaft sei.“

Der Adel gerirte sich im Allgemeinen nicht besser als die Fürsten. Die Männer verkauften nicht selten ihre Frauen, der Wollust der Fürsten zu dienen. Geliebte bei Fürsten zu werden war das Ziel vieler Frauen.

Der geistreiche, heute von nur Wenigen gekannte und geschätzte, von Benzel-Sternau hat uns in seinem *„goldnen Kalbe“* ein getreues culturhistorisches Gemälde jener Zeiten hinterlassen. Auch hier ist August der Starke das Vorbild der übrigen Fürsten. Doch gab es Ausnahmen unter den Frauen.

Eine Fürstin von Hohenzollern und die Prinzessin von Dessau wiesen die ihnen angebotene Ehre, die Maitressen von August dem Starken zu werden, zurück.

Der sächsische Adel war der verderbteste in ganz Deutschland. Nicht so schlimm sah es damals in Berlin aus, das im Gegensatz zur Jetztzeit noch einen puritanisch-bürgerlichen Anstrich hatte. In Wien war es Sitte, dass die Maitressen eine Pension bezogen, wenn der Liebhaber das Verhältniss löste. Kurz, der Adel machte es wie die Fürsten, er erlaubte sich Alles.

Wie er es trieb, geht aus Casanova's Memoiren hervor.

Doch finden sich auch rühmliche Ausnahmen. Wir wollen nur an Tschinhausen, Seckendorff, Bunau-Dahlen, Baron von Boyneburg, Manteuffel und Münchhausen erinnern. Viele Fürsten wurden katholisch. Dieser Glaubenswechsel wirkte nachtheilig auf die Sitten.

Besser stand es in einigen kleineren Staaten und Reichsstädten, wie in den sächsischen Herzogthümern, Baden-Baden, Anhalt-Dessau.

Auch an den geistlichen Höfen war die Sittenverderbniss sehr gross. Dagegen stach der Hof Friedrich Wilhelm I. durch rauhe Sittenstrenge wohlthätig gegen die asiatischen Verweichlichungen der übrigen ab.

Das Schulwesen auf dem Lande stand in der Regel auf einer niedrigen Stufe. Von einer wissenschaftlichen Vorbildung der Schullehrer konnte keine Rede sein.

Es war schon ein grosser Fortschritt, dass sie in einigen Gegenden von den Büttel- und Flurschützendiensten frei gesprochen wurden. In der Regel waren es Handwerker, welche den Schulmeister- und Küsterdienst verrichteten.

In Preussen machte Friedrich der Grosse die Unteroffiziere zu Schullehrern. Noch im Jahre 1722 war in Brandenburg das Edict erlassen, dass zu Küstern und Schulmeistern auf dem Lande ausser Schneidern, Leinewebern, Schmieden, Rademachern und Zimmerleuten sonst keine Handwerker genommen werden sollten. Auch indirect that Friedrich II. viel für die Verbesserung des Landschulwesens; er befahl, dass „alle Edelleute des Landes anzuhalten seien, sich der Schulangelegenheiten der Dörfer anzunehmen.“ In Hannover gab es damals noch 100 Schullehrerstellen mit 20 Thaler Gehalt.

Die im XVI. Jahrhundert eingeführten lateinischen Schulen, die später von den Jesuiten copirt wurden, geriethen fast überall in Verfall.

Die damalige Philologie war in Pennalismus und Pedanterie ausgeartet.

Man bekümmerte sich nicht um den Geist der Sprache, sondern um linguistische Kleinigkeiten.

Dieselben Klagen, die man über den Unterricht auf den Gymnasien hört, waren damals auch gang und gäbe.

Statt der Classiker las man Chrestomatien.

Lateinisch Sprechen und lateinische Redeübungen waren ebenso ausser Mode gekommen wie jetzt.

Viele Studenten konnten weder lateinisch sprechen noch einem lateinischen Vortrage zu folgen.

Bei Wolf und Gessner blieben viele Studenten weg, weil sie deren elegantes Latein nicht verstanden.

Es war übrigens nicht in allen Ländern gleich. In Sachsen z. B. wurde auf den Gymnasien die lateinische Sprache vor wie nach gründlich cultivirt.

In Preussen dagegen waren die Zustände derart, dass der König durch eine Cabinetsordre ein fleissiges Lesen der römischen und griechischen Classiker befahl, „damit die Schüler nicht blos Worte, sondern auch zugleich Sachen, Ideen und einen guten Vortrag lernten.“ In der Mitte des Jahrhunderts trat aber auch hierin ein Umschwung ein.

Die Besserung lag theils in dem Charakter der Zeit, theils ging sie von zwei Centren aus, von Göttingen und Leipzig, und Matthias Gessner und Ernesti sind die Männer, welche den grössten Einfluss hatten.

Ersterer stiftete dort das noch bestehende philologische Seminar und wurde Inspector aller Schulen in den hannoverschen Landen. Er wollte nicht, dass über die Form der Inhalt und der Geist des Schriftstellers verloren ginge.

Er zog das „cursorische Lesen“ der Schriftsteller dem „statarischen“ vor. Er betrachtete die Philologie als Mittel zur allgemeinen Bildung. Zugleich cultivirte er die Mathematik, Naturwissenschaften und Geographie. In demselben Sinne wirkte Ernesti; er huldigte auch der encyklopädischen Richtung.

Als dritten nennen wir Reiske, ursprünglich Arzt. Neben dem Griechischen betrieb er das Arabische. Das Aufgeben der blossen grammatischen und textkritischen Richtung der Philologie und die Einführung der realistischen hatte einen kaum geahnten Einfluss. Heyne, Winkelmann und Friedrich Wolf bildeten diese realistische Richtung weiter aus.

Obgleich das 18. Jahrhundert noch das der Polizei und des Absolutismus ist, so war das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen doch ein weit freieres als heute.

Es fehlte das Schablonenhafte, der Unteroffizierston, der von Gesetzen strotzende Bureaukratismus unserer Tage. Der individuellen Entwickelung räumte man einen grösseren Spielraum ein. Unser heutiges Chinesenthum der Examina existirte nicht. Wer studirte, that es, nicht blos den Brodstudien zu genügen. Eine bestimmte Studiendauer war nicht vorgeschrieben. Eine allgemeine philosophische Bildung wurde von dem Theologen, Juristen wie Arzte verlangt.

Die Universitäten hatten einen ganz anderen Charakter als jetzt in ihrer Mehrzahl.

Sie waren im Grunde nur Fechtschulen. Selten und blos vereinzelt waren die Lehrer auch zugleich Forscher. Ausnahmen machten eigentlich allein Halle, Leipzig, Göttingen und Jena.

Diese bildeten auch zugleich Akademien.

Die meisten Lehrer huldigten der Sitte des Geist tödtenden Dictirens und ignorirten die Erfindung der Buchdruckerkunst.

An den kleinen Universitäten herrschte ein wüster, wilder Ton, doch nicht in Göttingen und Leipzig.

Zachariae hat in seinem „*Renommisten*“ uns ein Bild der damaligen Zustände hinterlassen.

In der Landgrafschaft Hessen war der Besuch der Landesuniversität Marburg nur dem Adel erlaubt. Als der später berühmte Archäologe Kreuzer, der Sohn eines Buchbinders, sich als Student („Aus dem Leben eines alten Professors“) am Ausgange des Jahrhunderts in Marburg immatriculiren lassen wollte, musste er als Bürgerlicher sich das Recht zum Besuche der Vorlesungen durch eine Taxe erkaufen.

Wir haben jetzt versucht, die politischen und socialen Zustände des damaligen Deutschlands in kurzen Zügen den Lesern

zu schildern und dabei erfahren, dass überall trotz des beginnenden Lichtes, noch viel Dämmerung und Schatten uns entgegentritt.

Wenn das Sprüchwort wahr ist, dass, wo viel Licht auch viel Schatten sei, so beweist eben das XVIII. Jahrhundert auch das Umgekehrte, dass, wo viel Schatten, auch viel Licht vorhanden.

Denn im Anfange des Jahrhunderts bemerken wir auf socialem wie auf politischem Gebiete mehr Schatten als Licht und letzteres kommt erst sehr allmählich zum Durchbruche.

Betrachten wir dagegen die literarischen Zustände und die schönen Wissenschaften und Künste, so tritt uns hier im Gegensatz zur Politik und Socialogie ein ganz anderes Bild entgegen.

(Schluss folgt.)

XVII.

Geschichtliches und Ethnologisches über Knabenbeschneidung.

Von Dr. H. Ploss in Leipzig.

Ganz überraschend ist die ungemein grosse Verbreitung der Knabenbeschneidung unter zahlreichen Völkern des Erdballs, die in keiner ethnischen oder verwandtschaftlichen Beziehung zu einander stehen. Wir verstehen darunter die mannigfachen Operationen an der Vorhaut, welche den Erfolg haben, die Eichel mehr oder weniger frei zu legen; es ist also von uns nicht blos die eigentliche „Circumcisio", die Abtragung der Vorhaut durch Schnitt gemeint, sondern wir subsumiren unter den Begriff auch, wie wir sofort betonen, Einschneidungen, ja sogar Abquetschungen. Denn im Wesentlichen kommt es auf die analoge Wirkung an, d. h. auf die partielle oder totale Freilegung der Glans.

Jedenfalls dürfen wir die Knabenbeschneidung nach Maassgabe dieser Begriffsbestimmung als die unter den Völkern verbreitetste chirurgische Operation bezeichnen. Wenn ich es nun unternehme, auf Grund geschichtlich und ethnographisch feststehender Thatsachen zu untersuchen, welchen Zweck und welche Bedeutung diese Operation als Volksbrauch hat, so beschränke ich mich an dieser Stelle darauf, die in meinem Buche „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" (2. Aufl. I. Bd. S. 342 ff.) demselben Gegenstande gewidmete Darstellung durch neuere Berichte und Forschungen zu vervollständigen. Es wird sich dabei zeigen, wie sehr diese neuen Resultate meine dort ausgesprochene Meinung bestätigen, dass diejenigen irren, welche den Brauch der Knabenbeschneidung aus gesundheitlichen Reinlichkeitsbestrebungen herleiten, dass vielmehr diese, theils in der blossen Aufschlitzung,

theils in der mehr oder weniger vollständigen Entfernung der Vorhaut bestehende Operation wahrscheinlich fast überall geübt wird, um die sexuelle Function zu fördern.

Doch auch andere Anschauungen über die Tendenz der Beschneidung tauchten auf, die wir zurückweisen müssen. Eine der grössten Verirrungen auf diesem Gebiete finde ich in der Neuzeit in der Schrift von F. Bergmann (Strassburg)[1]), welcher die Beschneidung auf gleichen Ursprung zurückführt mit der Entmannung durch Amputation des Penis und Exstirpation der Testikel: „Comme la castration, l'eunuchisme et la circoncision ne sont que des modifications amoindries l'une et l'autre, tous les trois ont eu le même but et la même signification, seulement avec les modifications amenées par une civilisation de plus en plus avancée." Er schildert die Castration als Zeichen des Besiegten, der Unterordnung unter den Sieger; dann sagt er: „La circoncision se rattachant au châtrement était aussi le signe extérieur et le témoignage de la soumission, de la domesticité est de la servitude des circoncis par rapport à la personne qu'ils considéraient tous comme leur seigneur et maitre." Seine Ausführungen beweisen nichts für die eigenthümliche Annahme, welcher alle historischen und ethnologischen Thatsachen widersprechen. Zweck und Absicht dieser drei Operationen sind offenbar völlig verschieden.

Weit allgemeiner als diese, schon von Einzelnen früher geäusserte Meinung, dass die Circumcision gleichsam das Symbol der Unterwerfung sei, ist eine fast zum Dogma gewordene Anschauung über die Bedeutung der operativen Behandlung des Präputium als Volksbrauch. Man glaubt, dass diese, den Zustand einer Bedeckung der Eichel beseitigende Ein- oder Wegschneidung der Vorhaut bei den Völkern aus Reinlichkeitsgründen eingeführt worden sei, um einer Ansammlung des Smegma, einem Vorhauttripper und anderen örtlichen Erkrankungen vorzubeugen. Es sind jedoch keineswegs der Reinlichkeit besonders huldigende Völker, welche die Beschneidung üben. Auch hat man sich fälschlich vorgestellt, dass vorzugsweise in warmen Klimaten die Völker gleichsam instinctiv zu solchem vorsichtigen Verfahren zum Schutz vor Krankheit ge-

1) Dr. Frédéric Bergmann, Origine, signification et histoire de la Castration, de l'Eunuchisme et de la Circoncision. Palerme 1883. S. 335.

langt seien, zumal bei vielen dieser Völker die Vorhaut gross und dick sei. Dagegen findet man die Beschneidung in sehr verschiedenen Zonen in fast allen Erdtheilen; ebenso findet man sie bei den verschiedensten Racen, die gewiss auch in der Gestaltung der Vorhaut kein übereinstimmendes Merkmal besitzen.

Auf Grund der irrigen Meinung, dass die Knabenbeschneidung sanitäre Zwecke verfolge, verstiegen sich einzelne Aerzte sogar zu dem Vorschlage, dass diese Operation zu Sanitätszwecken ganz allgemein eingeführt werden soll und dass von Staatswegen durch Gesetz auch in der christlichen Bevölkerung sämmtliche Knaben beschnitten werden müssten. Wie früher Dr. Claparède[1]), so forderte vor einigen Jahren der jüdische Stabsarzt Dr. Rosenzweig[2]) nach dieser Richtung hin auf.

Die von mir schon früher untersuchten Thatsachen liefern nach meiner Ueberzeugung den Beweis dafür, dass es falsch ist, zu glauben, den Völkern habe bei Einführung des Brauchs die Absicht vorgeschwebt, gesundheitliche Vorkehrungen damit zu treffen[3]). Es ist falsch, wenn beispielsweise Prof. Podrazki in seiner Abhandlung über Krankheiten des Penis äusserte: dass die Abwägung aller Vortheile und Nachtheile in gesundheitlicher Hinsicht seinerzeit den einzigen Grund zur Einführung der Beschneidung abgegeben haben möge und dass sie somit im Orient und in heissen Ländern überhaupt bei wirklich verlängerter Vorhaut ihre Berechtigung hatte.

Vielmehr bin ich nicht nur durch Wilken's, sondern auch durch andere neue Ermittelungen in Stand gesetzt, meinen Widerspruch erhärten zu können. Zweck und Absicht der Operationen, wie sie die bei weitem grösste Mehrzahl der sie als Brauch befolgenden Völker vornehmen, liegt meiner Ansicht nach in dem Bestreben, die Natur zu corrigiren, ihr bei ihren angeblichen „Verirrungen" zu Hülfe zu kommen und an den Sexualorganen einen Zustand herbeizuführen, welchen man für einen bei erwachsenen Menschen normalen hält, und der von der Natur an kleinen

1) Claparède, La Circoncision, de son importance dans la famille et dans l'état. Paris 1861.

2) Rosenzweig, Zur Beschneidungsfrage. Schweidnitz 1878.

3) Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Anthrop. Studien. 2. Aufl. Leipzig 1884. I. S. 342 ff.

Kindern nur äusserst selten[1]) von selbst, in der Pubertätszeit sehr oft auch noch nicht spontan hergestellt, vielmehr zum Nachtheil der sexuellen Functionen gar nicht selten in das Mannesalter hinübergebracht wird. Man will die Phimose beseitigen, denn man hält den mit einer solchen behafteten Menschen für minder zeugungsfähig. Beim Neugeborenen ist die Vorhaut stets so gestaltet, dass sie nur mit Mühe oder gewaltsam über die Eichel zurückgezogen werden kann. Nach und nach wird sie beim Wachsthum des Knaben in ihrer Oeffnung zumeist viel ausdehnbarer, so dass sie sich später von selbst zurückstülpt, namentlich dann, wenn der Penis sich in Erection befindet. Den Völkern, welche die Beschneidung üben, musste die Bedeckung der Eichel durch die Vorhaut als ein nicht normales Verhältniss erscheinen, dem man corrigirend schon frühzeitig und ganz allgemein entgegentreten muss. Somit fasse ich in ihrer ursprünglichen Tendenz die Beschneidung auf als den operativen Vorbereitungsact auf die Sexualfunction des Mannes; denn man betrachtete den noch immerhin geringen Zustand der Phimose am jungen Menschen als etwas Hinderliches für den Coitus. Daher kommt es, dass die meisten Urvölker erst in demjenigen Lebensalter die Vorhaut ein- oder wegschneiden, in welchem die Reife zum Geschlechtsgenuss, die Pubertät, erreicht ist; man will den Jüngling mit einem Male reif und normal in sexueller Hinsicht machen; er wird damit in die Reihe der heirathsfähigen Männer aufgenommen. Allein diese auf die sexuelle Reife „vorbereitende" Operation wird ja auch z. B. bei den Juden und einigen Mohamedanern schon in ganz jugendlichem Alter geübt; hier glaubt man schon am Neugeborenen dem Zustande der natürlichen Unfertigkeit entgegentreten zu müssen. Schon dem Kinde will man eine möglichst zahlreiche Nachkommenschaft garantiren und sich nicht auf den Zufall verlassen, ob die an ihm bemerkte Phimose dereinst sich von selbst beseitigen wird oder constant bleibt. Da wurde die Beschneidung dann für ein Gott wohlgefälliges Werk betrachtet, denn es galt den Juden schon an sich für höchst werthvoll, zahlreiche Nachkommen zu besitzen.

1) Es kamen Fälle vor, in welchen schon von Geburt an die Vorhaut fehlte; der jüdische Glaube bezeichnete Beschnittengeborene als besonders von der Gottheit Bevorzugte.

Dagegen kommt nur bei äusserst wenig Völkern, z. B. den Samoanern, eine Andeutung dafür vor, dass ihnen bei der Beschneidung das Bestreben der körperlichen Reinhaltung und des Schutzes vor Erkrankung des männlichen Gliedes vorgeschwebt hätte. Wir sind, wie aus der folgenden historischen Darstellung hervorgeht, gegenüber diesen wenigen Ausnahmen nicht berechtigt, zu vermuthen, dass die Völker, die diesen Brauch lediglich aus traditioneller Gewohnheit üben, und die anderen, die ihm die Bedeutung eines religiösen Ritus gaben, sich hiermit gleichsam eine sanitäre Präventiv-Maassregel geschaffen haben, wie wir etwa mit der Schutzimpfung gegen die Pocken.

Wenn wir über die „Geschichte" der Knabenbeschneidung als der ältesten und verbreitetsten chirurgischen Operation sprechen wollen, so muss zuerst eine Verständigung darüber stattfinden, dass für uns die Geschichte nicht beschränkt ist auf das Mittel, welches die Geschichtswissenschaft im Allgemeinen vorzugsweise zu ihren Forschungen benutzt: auf die geschriebenen Urkunden. Vielmehr beschäftigt sich die Geschichte einer Operation ausser mit den Zeugnissen der literarischen Quellen auch theils mit Ueberlieferungen aus der sogenannten prähistorischen Zeit, theils mit medicinisch-chirurgisch interessanten Sitten und Gebräuchen der jetzigen Völker, namentlich der sogenannten Naturvölker, soweit deren Bräuche etwa von einem Volke auf das andere übergingen. Diese Bräuche liefern uns als Ueberreste längst entschwundener Zeiten gleichsam ein Bild jener Stufe, die von den Culturvölkern bereits durchlaufen ist. Wir suchen und finden auf diesem Wege der Untersuchung Aufschlüsse, durch die wir der Lösung so manchen psychologischen Räthsels mit Hülfe der naturgeschichtlich-vergleichenden Methode näher kommen.

Die Ethnologie muss sich hier mit dem ärztlichen Wissen verbinden; sie geräth andernfalls allzu leicht auf Abwege. So gelangte der bedeutende, doch mit jenen physiologischen Vorgängen am Penis und mit der Tendenz der Phimosis-Operation weniger vertraute Ethnolog Prof. Gerland (Strassburg) zu einer nicht zutreffenden Auffassung der Sitte der Knabenbeschneidung, indem er sagte[1]: „Man schlitzte die Vorhaut auf, um den den Göttern besonders

1) Waitz, Anthrop. der Naturvölker. VI. S. 40.

heiligen lebenspendenden Theil nicht zu verhüllen; man band ihn wieder zu, um den Theil, der wegen seiner Heiligkeit streng tabu d. h. den Göttern angehörig war, den Blicken der Menschheit zu entziehen, damit kein Bruch des tabu entstehe.“ Weit vorsichtiger äussert sich schon Dr. Rich. Andree[1]) in seiner, eine treffliche Uebersicht des bis dahin Bekannten darbietenden Abhandlung über den Gegenstand. Bezüglich des Zweckes der Knabenbeschneidung weist er darauf hin, dass die Völker selbst zumeist angeben: „sie wissen den Zweck nicht mehr“; sie bleiben bei der Tradition, weil es ihre Väter so gemacht haben. Andree sagt: „Wie bei vielen Gebräuchen, wo die Form geblieben und der Sinn verloren gegangen ist, hat man auch über den Zweck und die Bedeutung der Beschneidung die verschiedensten Muthmaassungen aufgestellt.“ Er stellt nicht in Abrede, dass der Act wenigstens bei einzelnen Völkern als ein Opfer für die Götter auftritt, dass aber auch gesundheitliche Rücksichten, Beförderung der Reinlichkeit bei anderen Völkern den Grund für die Beschneidung abgeben. Allein ihm sind die Andeutungen der Aerzte v. Autenrieth, Trusen u. A. entgangen, die schon hervorhoben, dass die Absicht einer Beförderung der sexuellen Functionen bei der grossen Mehrzahl der die Beschneidung übenden Völker zum Vorschein kommt, und dass die anderen sich dieser ursprünglichen Absicht wohl nur nicht mehr bewusst sind.

Dagegen konnte der holländische Ethnolog Dr. G. A. Wilken (Docent in Leiden) diese letztere Ansicht nur bestätigen, welche ich deshalb für die richtige halte, weil die Beschneidung zumeist zur Zeit der Pubertät als Mittel zur Herstellung der Männlichkeit und der sexuellen Potenz vorgenommen wird. Wilken[2]) fand bei vielen Völkern des Indischen Archipels, von denen uns die Sitte der Knabenbeschneidung bis dahin nicht bekannt war, eine Reihe von Thatsachen, die dafür sprechen, dass man auch dort durch diese Operation den Jüngling völlig reif und normal in sexueller Hinsicht machen will.

Der erste Autor, der von der Beschneidung bei den Egyptern und einigen anderen Völkern spricht und auch darüber Vermu-

1) Archiv für Anthrop. 1880. Bd. XIII. S. 53—78.

2) Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 4. Vol. X. 1885.

thungen äussert, in welcher Weise sich dieser Brauch von einem Volke auf das andere übertragen hat, ist Herodot, der Vater der Geschichte, indem er I, c. 37 sagt: „Die Schamglieder lassen andere Leute, wie sie sind, ausgenommen wer es von den Egyptern gelernt hat, die Egypter aber beschneiden sie.“ Dann aber (c. 104) bespricht er die Frage, ob die Kolcher (am Phasis-Fluss) Egypter sind: „Dass die Kolcher ursprünglich Egypter sind, wie auch letztere behaupten, schloss ich daraus, dass sie dunkelfarbig und wollhaarig sind. Freilich das beweist nichts, denn von der Art sind noch Andere; aber noch weit mehr schloss ich es daraus, dass die Kolcher, Egypter und Aethiopier die einzigen Völker sind, die sich von Anfang an die Schamglieder beschneiden. Die Phöniker und die Syrer in Palästina (also die Hebräer) gestehen selbst zu, dass sie es von den Egyptern gelernt, und die Syrer, die um den Thermodon und den Parthenios wohnen, und ihre Nachbarn, die Makroner, sagen, sie hätten es neuerdings von den Kolchern gelernt. Denn diese Völker sind es allein, die sich beschneiden, und diese machen es offenbar wie die Egypter. Von den Egyptern selbst aber und Aethiopiern vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wer es von dem anderen gelernt hat, denn es ist offenbar bei ihnen uralt hergebracht.“ Schliesslich theilt Herodot mit, dass diejenigen Phöniker, welche mit Hellas in Verkehr kamen, nicht mehr ihre Kinder beschneiden. Allein nirgends bei Herodot finde ich eine Stelle, aus der hervorgeht, dass die Egypter die Beschneidung aus Reinlichkeits- oder Gesundheitsrücksichten übten. Da nun aber Herodot unter Aethiopien jedenfalls die Landschaften des jetzigen Sudan und Abyssinien versteht, und da namentlich die Abyssinier, obgleich sie Christen sind, noch immer an der alten Sitte der Knabenbeschneidung festhalten, so scheint mir eine dritte Stelle, die ich bei Herodot (II, c. 30) finde, nicht unwichtig zu sein: Unter König Psammetich, so erzählten ihm die egyptischen Tempelpriester, sind 240,000 Egypter der Kriegerkaste, welche gegen die Aethiopier hin zu Elephantine auf Wache standen, zu den Aethiopiern übergegangen; und als diesen Ueberläufern Psammetich nachsetzte und ihnen ernstliche Vorstellungen machte, sie sollten doch Weib und Kind nicht verlassen, so soll einer von ihnen, auf sein Schamglied hinweisend, gesagt haben, wo nur dieses wäre, da würden sie auch schon Weiber und Kinder finden. So

begaben sie sich zum König von Aethiopien, welcher ihnen Land in Besitz gab; und als sie sich dort angebaut hatten, „nahmen die Aethiopier egyptische Lebensweise an und wurden gesitteter.“ Wenn dieser Bericht historisch ist, so würde vielleicht auch der Brauch der Beschneidung durch diese Kriegerschaar in Aethiopien zur Einführung gekommen sein, denn namentlich die Krieger Egyptens waren im Gegensatz zu dem gemeinen Volk Egyptens beschnitten.

Allein schon ein ärztlicher Schriftsteller, der die Sache vor langer Zeit so genau untersuchte, wie kaum ein anderer, Professor J. H. F. v. Autenrieth[1]), dessen Schrift nicht in Vergessenheit kommen darf, äusserte: „Die Beschneidung der Egypter war gewiss keine von den Hebräern erborgte, sondern wenn nicht ursprüngliche egyptische Erfindung, eher noch angenommen von den Bewohnern des Landes, dessen Könige in vier verschiedenen Zeiten über Egypten herrschten, von den Aethiopiern, den heutigen Abyssiniern, welche — obschon seit 1500 Jahren Christen — doch noch selbst in unseren Zeiten, ebenso wie gegenwärtig noch ein Theil der christlichen Kopten, der Nachkommen jener alten Egypter, beschnitten sind. Die Beschneidung kann aber auch in Egypten egyptische Erfindung gewesen sein.“

Wussten wir nun schon aus verschiedenen Stellen der classischen Autoren, dass in Egypten die Priester- und die Kriegerkaste beschnitten war und dass Unbeschnittene nicht in die Geheimnisse des Tempels und der Wissenschaft eingeweiht werden durften (Pythagoras liess sich deshalb beschneiden), und erfuhren wir schon durch Blumenbach, dass die Mumien beschnittene Glieder hatten; hatte ferner auch Czermak, der die Beschneidung an der Mumie eines höchstens fünfzehnjährigen Jünglings fand, die Angabe des Ambrosius bestätigt, dass in Egypten das 14. Lebensjahr zur Beschneidung bestimmt war; hatte schliesslich ein Tempelbild zu Karnak, das Chabas beschrieb, die Scene dieser chirurgischen Operation an einem scheinbar jüngeren Knaben vorgeführt so fehlte uns doch noch bis vor Kurzem der genauere Nachweis darüber, in wie früher Zeit die Beschneidung in Egypten schon

1) v. Autenrieth, Abhandlung über den Ursprung der Beschneidung bei wilden und halbwilden Völkern mit Beziehung auf die Beschneidung der Israeliten. Mit einer Kritik von Prälat v. Flatt. Tübingen 1829. S. 18.

gebräuchlich war. Dass ihr Alter ein sehr hohes sein muss, geht daraus hervor, dass im Todtenbuche (c. 17), welches den Mumien beigegeben wurde, als Wirkung der Beschneidung die (moralische) Reinheit genannt wird[1]). Allein erst nachdem Prof. Ebers einen Mumien-Penis aus Egypten mitgebracht und an der Grabschrift gelesen hatte, dass der todte Krieger Amen-em-heb unter Thutmes III. und Amenophis II., also von 1614 bis 1555 v. Chr. lebte, war man im Stande, die Beschneidung wenigstens bis auf diese Zeit historisch zurückzuführen, denn Prof. H. Welcker in Halle konnte an diesem Phallus, von dem ich einen Gypsabguss besitze, entschieden die Merkmale der Circumcision nachweisen[2]).

Es steht fest, dass zur Zeit des Thutmes III. die Juden Egypten noch nicht verlassen hatten; da nun die Juden die Beschneidung jedenfalls während ihres Aufenthalts daselbst gesehen haben müssen, so hält es Ebers für möglich, dass die Juden erst dann den Brauch der Beschneidung annahmen; Ebers kann demgemäss die Bibelstelle (Josua 5, 9): „Heute nahm ich von Euch die Schande Egyptens“ nur so auffassen: „Heute nahm ich das von Euch, was Euch unter den Egyptern zur Schande gereichte.“ Allein mit demselben Rechte, wie Ebers diesen Ausspruch Josua's für historisch hält, müssten wir doch den biblischen Bericht über die Einführung der Beschneidung durch Abraham unter seinen Stammesgenossen als Zeichen des Bundes mit Gott, dann den Bericht, dass alle aus Egypten wandernden Juden beschnitten waren und schliesslich den Bericht, dass sie nur während ihrer langen Wüstenwanderung die Beschneidung unterliessen, für historisch halten. Vielmehr wird wohl jene, auf der schwankenden Basis der Tradition erhaltene Stelle in Josua so zu deuten sein: „Von heute an, wo Ihr Euch wiederum beschneidet, werdet Ihr jenen Zustand des Unbeschnittenseins verlieren, der sich bei uns seit unserer Auswanderung einstellte und in Egypten für eine Schande gilt, denn dort ist nur das gemeine Volk nicht beschnitten.“ — Ebers hat in seinem bekannten Buche[3]) Alles zusammengestellt, was sich aus den Denkmälern der alten Egypter für die biblischen Bücher ver-

1) Prof. Dr. Lauth, Corresp.-Blatt der Deutschen Gesellsch. f. Anthrop. Juli 1884. No. 7. S. 52.

2) Archiv f. Anthrop. 1878. X. S. 123 ff.

3) G. Ebers, Egypten und die Bücher Moses. Leipzig 1868. I. S. 278.

werthen lässt. Er nimmt an, dass die Egypter, auf deren bildlichen Darstellungen des Zeugungsgliedes „überall die Vorhaut fehlt", längst vor den Juden die Beschneidung besassen. Und hierin stimmen wir bei. Allerdings deutet die grosse Sage der Hebräer auf egyptischen Ursprung der jüdischen Beschneidung hin; denn der mythische Abraham (aus Chaldäa) zog aus Kanaan unbeschnitten nach Egypten, um Getreide zu holen; hier konnte ihm die uralte Sitte der Priesterkaste nicht entgangen sein; er führte dieselbe bei seinem Volke ein. So deutet also die jüdische Sage auf sehr frühen Ursprung der Beschneidung, doch auch auf Entlehnung derselben aus egyptischer Sitte hin.

An einer anderen Stelle[1]) habe ich schon als das Wahrscheinlichste ausgesprochen: Es waren nicht die Semiten, insbesondere nicht die Juden, welche der Sitte der Beschneidung zuerst huldigten, sondern die chamitischen Völker Egyptens; die Sitte wurde auch von den Hyksos, jenem aus Arabien eingewanderten semitischen Nomadenvolke nicht getheilt. Dass dieselbe nicht althebräischer Gebrauch war, geht aus den geschichtlichen Notizen hervor, nach welchen sie den Ituräern und Edomitern, die ebenfalls „Nachkommen Abrahams", also auch semitische und zwar hebräische Stämme waren, von den Juden und zwar den Edomitern im Jahre 129 v. Chr. von Johannes Hyrkanus aufgenöthigt wurde.

Ueber die Einführung der Beschneidung bei den Juden fehlen demnach zwar alle geschichtlichen Nachrichten, doch sind wir berechtigt, zu sagen, dass die jüdische Tradition ihr keine sanitäre Bedeutung beilegt. Man wird freilich die Legende der Bibel (1. B. Moses 17, 10—14), dass Abraham durch die Beschneidung einen Bund seines Stammes mit Gott abgeschlossen habe, für keine geschichtliche Thatsache halten. Wohl aber geht aus diesem mosaischen Berichte hervor, dass die Juden meinten, schon ihr Stammvater habe dieses Symbol ihrer Nationalität als Bundeszeichen betrachtet. Ohne alle Zweifel deutet ausserdem diese Legende darauf hin, dass man unter den Hebräern die Beschneidung keineswegs blos als religiösen Ritus und als nationales Bundeszeichen betrachtete, sondern dass es auch als ein Mittel zur leichteren und erfolgreicheren Ausübung der sexuellen

1) Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 2. Aufl. I. S. 343.

Function galt. Denn erstens wurde angeblich der 100jährige Abraham durch diese Operation, die er, wie der fromme Judenglaube sich ausdrückt, „auf Geheiss Gottes“ an sich selbst vornahm, befähigt, sein Weib Sara zu schwängern, zweitens heisst es in der Bibel: „Durch die Beschneidung stellte Gott ihm reichliche Nachkommenschaft in Aussicht.“ Also schon nach der biblischen Sage war mit der Circumcision die Idee verknüpft, dass sie den Coitus erfolgreicher für die Befruchtung mache. Nirgends aber wird in der Bibel von der Beschneidung als einer gesundheitsgemässen, vor Krankheit schützenden Operation gesprochen. So hat denn Trusen[1]) ganz recht, wenn er sagt: „Die Beschneidung, als Schutzmittel gegen Krankheit gedacht, ist wider den Bibeltext, darin einer solchen Veranlassung nicht gedacht wird.“ Jedenfalls waren die Juden während ihrer Gefangenschaft in Egypten, die 450 Jahre dauerte, dem von ihren schon mit Egypten verkehrenden Urvätern eingeführten Stammeszeichen der Circumcision treu geblieben. Und wie in Egypten lediglich die Krieger und Priester, nicht aber das gemeine Volk beschnitten waren, so hielt sich das jüdische Volk (2. Mos. 19, 6) für ein priesterliches. Bedeutsam ist auch die Stelle (2. Mos. 4, 25), nach der Zipora ihren Sohn mit einem Stein beschnitt, „um ihn vor dem Zorn Gottes zu retten“; (vergl. Josua 5, 7, 8); hier tritt der Brauch als ein uralter aus der Steinzeit auf. Einen Stein benutzten dazu auch die Egypter (Plin. 35, 46), sowie die Alnajah, ein äthiopisches Volk (Joh. Ludolf, Hist. Aethiop. L. III, c. 1. 21).

Wenn also nachzuweisen ist, dass den alten Juden von Anfang an die Bedeutung der Circumcision als einer sanitären Operation niemals vorgeschwebt hat, und dass diejenigen Unrecht haben, welche den Juden eine solche Anschauung unterbreiten, so haben wir auf der anderen Seite gezeigt, dass dieselben bei der Beschneidung zunächst an die durch die Beschneidung herbeizuführende Erzielung reichlicher Nachkommenschaft dachten, und dass sie in zweiter Linie in dem Beschnittensein das Attribut, die nothwendige Bedingung der Zugehörigkeit zur jüdischen Nationalität fanden. Da sich aber bei den Juden als einem „priesterlichen“, „auserwählten“ Volke die Begriffe „jüdische Nationalität“ und

1) Trusen, Die Sitten, Gebräuche u. Krankheiten der alten Hebräer. Breslau 1853. S. 115.

„jüdischer Glaube“ identificirten, so wurde die Beschneidung zum symbolischen Bundeszeichen mit Gott, sie gehörte zum Ritus. Wo aber von diesem Ritus gesprochen und dabei das Wort „Reinheit“ oder „Reinlichkeit“ gebraucht wurde, da wurde nur an ein durch die Beschneidung als fromme Handlung erstrebtes Reinsein des Herzens und der Seele, niemals an „Reinlichkeit des Penis“ oder Schutz vor Krankheit gedacht.

Einer der besten Kenner des jüdischen Alterthums, Professor Stade zu Giessen, schreibt mir: „In vorexilischer Zeit ist die Beschneidung in Israel lediglich Stammeszeichen, erst im Exile gewann sie die Bedeutung eines religiösen Symbols (ʾôt). Stücke von 1. Mos. 17 gehören einer frühestens exilischen Umarbeitung der Vätersage an. Sanitäre Bedeutung hat sie natürlich ebenso wenig — auf solche Dinge achten auf der Culturstufe der alten Israeliten stehende Stämme gar nicht. Ob aber vielleicht die Absicht, die sexuellen Functionen vorzubereiten, sie an den Orten ihres Vorkommens veranlasst hat?“ Ich glaube, dass die biblische Sage, welche die Beschneidung als Förderungsmittel für Erzielung reichlicher Nachkommenschaft hinstellt, eine solche Vermuthung unterstützt. Jedenfalls ist die seit Philo[1]) auftretende, von vielen ärztlichen Schriftstellern adoptirte Behauptung, dass die Juden die Beschneidung mit Rücksicht auf ihren hygienischen und prophylaktischen Nutzen üben, ganz zu verwerfen. Philo meinte allerdings, durch sie schützen sich die Juden vor der in heissen Ländern auftretenden Karbunkelkrankheit (ἄνθραξ); allein er setzt doch auch hinzu, dass sie ausserdem den Nutzen habe, die bei vielen Individuen vorkommende Phimosis zu beseitigen und hiermit die Zeugungsfähigkeit zu fördern.

Die jetzt übliche Encheirese der jüdischen Beschneidung ist ja uns Aerzten genügend bekannt, so dass ich hier nur zu erwähnen habe, dass sie sich erst historisch zu der jetzigen Form entwickelte. Zuerst beschränkte sich die Operation auf den Chituch (Schnitt), den der Mohel (Beschneider) ausführte, nachdem er die mit den Fingern der linken Hand von beiden Seiten gefasste Vorhaut so weit als möglich vorgezogen hat; jetzt wird vor Ausführung des Schnitts die Vorhaut in ein Zängelchen eingeklemmt.

1) De Circumcisione in Opp. II, 210 ed. Mangey p. 625 ed. Colon. 1613.

Dagegen suchten zur Zeit der Makkabäer (1. Makkab. 1, 16) viele Juden in Folge der Religionsverfolgungen durch Antiochus Epiphanes, um nicht als Juden erkannt zu werden, die Beschneidung zu verdecken; sie zogen in solcher Absicht die zweite Lamelle über die Corona. Diesem Umstande verdankt die P'riah ihren Ursprung, d. i. die vollständige Entblössung der Eichel, indem der Mohel nach vollführtem Schnitt mittelst seiner lanzettförmig geschnittenen Daumennägel (jetzt meist mittelst einer lanzettartigen Scheere) unter Zuhülfenahme der beiden Zeigefinger die innere Lamelle der Vorhaut auf dem Rücken der Eichel bis auf die Krone derselben schlitzt und dann beiderseits die gebildeten Vorhautlappen mit Daumen und Zeigefinger fassend, die ganze Vorhaut rings um die Corona abreisst. Zuletzt folgt das Aussaugen des Blutes aus der Wunde mit dem Munde. Wir kennen also Ursprung und Zweck dieser Abreissung genau[1]).

Jedenfalls haben in Arabien viele der dort wohnenden Semiten die Knabenbeschneidung schon längst vor Mohamed geübt, denn er fand sie unter seinem Volke als Brauch vor, erwähnt jedoch im Koran denselben nicht; er machte ihn daher auch nicht zur Religionspflicht. Allein nach dem unter den Mohamedanern herrschenden Brauche (Si-Khelil) dürfen sie mit der Knabenbeschneidung nicht länger als bis zum 10. Lebensjahre zögern. Ueberall, wohin nun die Mohamedaner vordrangen und ihre Religion verbreiteten, wurde die Circumcision als Zeichen und Act der Bekehrung zum Islam eingeführt; sie ist kein Dogma des Islam, wohl aber traditionell für jeden Bekenner desselben eine Pflicht (sunnet). Auch hier verknüpft sich dieser Act meist mit grossen Festen und Ceremonien. Die Südwest-Araber beschneiden am 7., 14. oder 21. Tage, die Araber in Algier vor dem 7. Jahre, die Perser im 3.—4., bisweilen erst im 13. Jahre, die Türken selten vor dem 6. Jahre, die Bosnier warten bis zum 13. Jahre, die Egypter im 5.—10. Jahre.

---

1) Luther's Uebersetzung der Bibelstelle 1. Makkab. 1, 16 ist nicht ganz richtig: es muss heissen: die Juden machten sich, um nicht als solche erkannt zu werden, eine Vorhaut. Diese Täuschung erlaubten sich die Juden zu verschiedenen Zeiten. Sie benutzten dazu entweder ein Instrument (Epispaster) oder sie trennten durch blutige Operation das innere Blatt des Praeputium von der Corona ab, um die verkürzte Haut wieder zu verlängern. Celsus, Medicina, cap. 25 § 1.

Die in der Türkei gebräuchliche Methode beschrieben F. W. Oppenheim[1]) und L. Rigler[2]): Der Knabe steht dabei; der Chirurg bringt ein hölzernes Stäbchen unter die Oeffnung der Vorhaut, schiebt sie mit beiden Händen hinter die Eichel zurück, legt den Daumen auf die Eichel, zieht die Vorhaut möglichst hervor, kneipt sie in eine zweischenklige Klemme (Pincette) und schneidet nun die Vorhaut, die er mit der linken Hand festhält, hart an der Klemme mit einem Rasirmesser ab; die Blutung wird mit Talasch, einem gerbstoffhaltigen Stypticum, gestillt. Ein Theil der inneren Lamelle der Vorhaut bleibt nach solcher Operation zurück, so dass später die Eichel nur zur Hälfte unbedeckt bleibt. Aehnlich verfährt man in Persien[3]).

In Algier vollführt die Beschneidung (Khettana) der Operateur (thahar), indem er die Vorhaut des vor ihm von Assistenten gehaltenen Knaben so weit als möglich nach vorn zieht und sie mit einem Faden gegen die Eichel bindet. Er ergreift eine hölzerne Scheibe (etwas grösser als ein Fünffrankstück), die ein rundes Loch in der Mitte hat, so gross, dass man den kleinen Finger durchstecken kann. Durch diese Oeffnung führt er das Ende des Fadens und indem er die Holzscheibe über den Faden weiter schiebt, drückt er dieselbe schnell und kräftig gegen die Eichel. Nun zieht er leicht am Faden, um die Vorhaut anzuspannen und während er die Aufmerksamkeit des Knaben dadurch, dass er ihm befiehlt, nach der Decke zu sehen, abzulenken sucht, schneidet er mittelst einer starken Scheere, bisweilen mit einem Rasirmesser, noch häufiger mit einem gekrümmten arabischen Messer die Vorhaut (djelda) ab. Ein Assistent giebt ihm ein frisches, geöffnetes Ei, das er über das ganze Glied stülpt; nach 2—3 Minuten stillt er die Blutung durch feinen Staub der Blätter von Thuya articulata und umhüllt das Glied mit einer kleinen Bandage. Eine sorgfältige Nachbehandlung lässt den Patienten schon am 7. Tage genesen. — Doch ist hier noch ein anderes Verfahren in Gebrauch: um die stark vorgezogene Vorhaut werden zwei Fäden gebunden, deren einer dicht an der Eichel, der andere etwas weiter nach vorn liegt; der Opera-

1) Oppenheim, Ueber den Zustand der Heilk. u. s. w. in der Türkei. Hamburg 1833. S. 128.

2) Rigler, Die Türkei und deren Bewohner. Wien 1852. I. S. 243. 355.

3) J. E. Polak, Persien. I. Leipzig 1865. S. 197.

teur schneidet dann die Vorhaut zwischen beiden Ligaturen mit einem scharfen Messer durch. Die erste Ligatur ist so fest, dass sie das Gefühl vermindert und die Operation fast schmerzlos macht[1]).

In Marokko besorgt nach G. Rohlfs ein Schriftgelehrter (Fakih) die Beschneidung; dieser ergreift die Vorhaut des vom Vater gehaltenen Knaben und trennt sie mit einem raschen Schnitt von der übrigen Haut; das noch übrige Frenulum wird mit einem zweiten Schnitt entfernt; darauf streut ein anderer Taleb Alaunpulver auf die Wunde; der Schnitt wird mit einem Rasir- oder Steinmesser ausgeführt. — In Egypten besteht die Beschneidung nach Hartmann in „völliger Circumcision."

Unter den Bekennern des Islam giebt es noch verschiedene Verfahren: Ein Araberstamm, der zwischen Abuarisch und Hedschas wohnt und dessen Mitglieder von anderen Arabern als „Ungläubige" betrachtet werden, beschneidet nach Niebuhr[2]) nicht nur die Vorhaut, vielmehr wird bei der Operation „auch ein Schnitt in der Haut oben auf dem Penis der Länge nach gemacht und sogar ein Theil der Haut am Unterleibe gänzlich abgelöst." Niebuhr giebt insofern Aufschluss über das Motiv dieser ausgedehnten Operation, als er sagt, dass sich diese Leute eine Ehre geben sollen, so grosse Pein standhaft auszuhalten; sie geben dem Jungen eine Lanze in die Hand, nach deren Spitze er während der Operation unverwandt ohne Schmerzäusserung schauen muss. Er muss also Standhaftigkeit bei solcher Prüfung zeigen. — Eine andere Variante herrscht unter den Tataren, die sich ein keilförmiges Stück aus dem Präputium ausschneiden.

Dass die Mohamedaner die Beschneidung als eine Operation betrachteten, welche den Nutzen hat, zeugungsfähiger zu machen, bezeugte schon vor längerer Zeit der Reisende Thevenot: „Car les Mahommetans croyent, qu'un homme ayant le prepuce coupé est plus propre à la generation, et veritablement les Arabes ont le prepuce si long, que s'ils ne le coupoient, ils les incommoderoit fort, et on voit chez eux de petits enfans, a qui il pend fort long, outre que s'ils ne coupoient leur prepuce, en urinant ils en retiendroient toujours quelque goutte, qui les pollueroit." Die Araber

1) Bertherand, Méd. et Hygiène des Arabes. Paris 1855. S. 307.
2) Niebuhr, Beschreibung von Arabien. S. 269.

hatten diesen Brauch, der, wie gesagt, schon längst vor Mohamed von ihnen geübt wurde, vielleicht einst von den Egyptern adoptirt; doch waren die Hyksos, die nach Egypten kamen, nicht beschnitten. Allein Philostorgius fand in Arabia felix die Beschneidung schon ungefähr im Jahre 342 v. Chr. Geburt vor; die Eingeborenen dieser Provinz, welche Sonne, Mond und Dämonen verehrten, beschnitten nach seinem Bericht die Knaben schon am achten Lebenstage.

Von besonderer Bedeutung ist die Thatsache, dass bei einem äthiopischen Volke, den Abyssiniern, die sich schon seit vielen Jahrhunderten dem Christenthum zugewendet haben, der Brauch der Knabenbeschneidung sich ganz allgemein dauernd erhalten hat. Man würde irren, wenn man annehmen wollte, dass dieses Volk den Brauch von den Juden oder Mohamedanern angenommen hat. Vielmehr haben wir es hier lediglich mit einer Sitte zu thun, die ohne alle religiöse Bedeutung ist. Dies geht unzweifelhaft aus der von Ludolf[1]) in das Lateinische übersetzten Confessio des äthiopischen Königs Claudius (1555) hervor: „Circumcisio nostra secundum consuetudinem regionis fit, sicut incisio faciei in Aethiopia et Nubia, et sicut perforatio auris apud Indos. Id autem, quod facimus, non facimus ad observandas leges Mosaicas, sed tantum propter morem humanum.“ Die Abyssinier berufen sich als Christen auf die Aussprüche des Apostel Paulus, welcher ausdrücklich sagt, dass die Beschneidung nichts nützt, doch auch nichts Besonderes ist, unbeschnitten zu sein. Jener abyssinische König liess übrigens dem Papst, der ihm eine Commission zugesendet hatte, sagen, dass er den Brauch in seinem Lande nicht abschaffen könne, da keine Abyssinierin einen Unbeschnittenen heirathen wolle. — Dafür, dass Juden die Beschneidung in diesem Lande einführten, könnte der Umstand sprechen, dass über dasselbe vom X.—XII. Jahrhundert eine jüdische Dynastie herrschte und dass ausserdem das Kind wie bei den Juden schon am 8. Tage beschnitten wird (nach Dr. Courbon). Dagegen hat ja schon Herodot, wie wir bereits anführten, bezeugt, dass zu seiner Zeit, also schon ca. 450 Jahr v. Chr. die Aethiopier, d. i. die Abyssinier, dem Brauche der Beschneidung huldigten.

---

1) J. Ludolfi Historia Aethiopica. Francof. 1681. L. III. c. 1. — Desselben „Commentarius“ 1691. S. 240. 268.

Eine grosse Anzahl ostafrikanischer Völker (Hamiten, auch Bedscha) übt die Knabenbeschneidung: die Wazegua im 1. bis 2. Lebensmonat, die Masai im 3. Jahr, die Kiswaheli im 7. Jahr, die Somali im 8.—10. Jahr; bei den beiden letztgenannten Stämmen tritt hiermit der Knabe aus der Obhut der Mutter in das Leben. Während die Wanika, Wakamba und viele andere Stämme die langvorgezogene Vorhaut mit einem Messer abschneiden, wird von den Masai, Wadjagga, mehreren Kikuyu-Familien und den Somali die Vorhaut durch einen Längsschnitt oberhalb der Eichel eingeschnitten, so dass zur Seite des unverletzten Bändchens zwei heruntergeklappte Lappen stehen bleiben. Die Masai, Wakamba, Wanika, Wakikuyu vereinigen aller 3—4 Jahre die herangewachsenen Knaben zur Vornahme der Operation durch einen Zauberpriester, der bei den Wakamba den Schnitt mit einem dazu besonders bestimmten dünnen, einen Decim. langen Messer ausführt[1]). Die Masai vollziehen die Circumcisio in besonderer Weise; Joseph Thomson sagt: „Praeputio nempe deorsum de superiore parte penis secto, segmenta utrinque diducta ita componuntur infra, ut in bolum coalescant qui, unum digitum longus, dimidium digitum latus, ab infimo pene pendet“[2]). — Wenn ein Bworāna (im Somali-Lande) seine Pubertät erreicht, so wird er beschnitten unter einer sonderbaren Ceremonie, die jara, nach Anderen ada heisst, und welche Wakefield beschreibt: Er nimmt mit seinen Eltern und Verwandten in einer Hütte Platz, die zu diesem Zwecke gebaut ist und goma genannt wird. Hier wird ein Stier geopfert, und alle Welt tupft mit dem Finger in das Blut, das abfliesst; und während mit dem blutbefleckten Finger die Männer die Stirn betupfen, thun dies die Frauen an der Luftröhre. Letztere bestreichen sich auch mit dem Fett des geschlachteten Thieres. Am anderen Tage wird das Thier mit Honigwasser verzehrt, und Alles ruft im Chorus: Woh! mala sa vai!

Weitere Mittheilungen über viele im Inneren von Ostafrika wohnende Völker, die Wapokomo, Wagalla, Waboni, Wassania erhielt man durch Clemens Denhardt, über die Manyuema durch Livingstone; hier macht man die Circumcision zumeist schon im Alter von 3 oder 4 Jahren. Sämmtlich nicht Mohamedaner.

1) J. M. Hildebrandt, Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 398.
2) Thomson, Through Massai Land. London 1885. S. 580.

In Südafrika übten nach G. Fritsch [1]) früher, doch jetzt nicht mehr die Zulu-Kaffern die Beschneidung, während sie andere Kaffernstämme, die Ama-Kosa und Betschuanen, noch heute beibehalten; hier findet sie unter grossen Feierlichkeiten, Peinigungen und Disciplinarprüfungen zur Pubertätszeit statt, und es wird dabei der junge Mensch in die gesellschaftliche Stellung des Mannes erhoben. Bei den Betschuanen und Kaffernstämmen, die südlich vom Sambesi wohnen, heisst die Beschneidung Boguera, und Livingstone [2]) war Augenzeuge des zweiten Actes der dabei vorgenommenen Ceremonie, die man Setschu nennt. Seine Vermuthung, dass die Boguera wahrscheinlich eine Sanitätsmaassregel sei, wird durch Nichts gestützt; das dabei stattfindende Peitschen des 14jährigen Knaben unter dem lauten Zuruf, dass er den Häuptling gut bewachen und das Vieh hüten soll, hat die Bedeutung, ihn zum Range der Männer vorzubereiten. Livingstone weist die Ansicht zurück, dass die Circumcision bis dorthin sich unter mohamedanischem Einfluss verbreitet habe. — Wenn bei den Sotho-Negern (Basuto) der Jüngling unter die Erwachsenen aufgenommen werden soll, so findet der Act Pollo (d. i. Auszug in das Feld) statt. Züchtigung mit Ruthen hat der junge Mensch dann zu erwarten, wenn er bei der Beschneidung (Naka) Angst oder Schmerz äussert; die Beschnittenen aber bleiben dann drei Monate im Felde bis zur völligen Heilung. Ueber die Art, wie die Operation selbst ausgeführt wird, ist nichts bekannt. — Sobald bei den Marolong (Betschuanen-Stamm) beide Geschlechter mannbar sind, werden sie 2—3 Monate lang unter strengster Klausur über die Arbeiten und Pflichten, denen sie sich im späteren Leben unterwerfen müssen, wie über die Rechte und Freuden, die sie dann geniessen werden, unterrichtet. Die Mädchen in den Pflichten der Hausfrau und Mutter, die Jungen in Jagd, Behandlung des Viehs, Taktik und Strategik, wobei sie sich den schlimmsten Anstrengungen und Entbehrungen aussetzen müssen und häufig gezüchtigt werden. Dann werden die Jünglinge mit dem Assegai, früher geschah dies mit einem Feuerstein, beschnitten. Die Vorhaut

---

1) G. Fritsch, Eingeborene Südafrikas. S. 109. 110. 140.

2) Livingstone, Missionsreisen u. Forschungen. Lpz. 1858. I. S. 18. — Derselbe, letzte Reise in Central-Afrika. Deutsch. S. 34.

wird begraben. Sie tragen von nun an die Schurzfelle der Männer aus Bläsbockfell, welche sie zwischen den Beinen und hinten durch den Gürtel hindurchziehen[1]).

An der Westküste Afrikas wird die Beschneidung bei vielen Negervölkern gefunden, die keine Mohamedaner sind; während sich bei den Betschuanen-Völkern Sagen über die Einführung des Brauchs vorfinden, wissen diese Neger nichts über den Ursprung desselben anzugeben. Während nach Falkenstein[2]) die Baſiote die Knaben von verschiedenem Alter ohne Ceremonien beschneiden, nach Pechuel-Loesche[3]) dort aber keine Frau mit einem Unbeschnittenen verkehrt, beschneiden die Eweer im 12. Jahr, die Songo-Neger im 8.—10. Jahr, und es werden bei letzteren nach Paul Pogge[4]) die Knaben längere Zeit vom Elternhaus dabei abgesondert gehalten, worauf ein frohes Fest nach ihrer Rückkehr gefeiert wird. Die Mandingos nehmen das Fest der Beschneidung im 12. bis 14. Jahre vor und der Beschnittene hat durch den Act die Freiheit zum geschlechtlichen Umgang erworben. Durch Winterbottom wissen wir, dass Beschneidung an der Sierra-Leone-Küste, und durch Cruikshank, dass sie an der Goldküste Brauch ist. Auch in Dahome wird sie geübt, und sie heisst dort Adagwiha; in Wydah und an der Küste wird sie am 12—16jährigen Knaben, bisweilen erst im 20. Jahre vorgenommen; hier erfuhren wir durch Burton's Mittheilung Näheres über das Verfahren bei der Operation: Der Patient sitzt über einer kleinen in den Boden gegrabenen Höhlung; der Operirende (ein Laie, kein Fetischmann) zieht die Vorhaut vor, die wie gewöhnlich bei Afrikanern lang und fleischig ist; er entfernt durch Manipulationen das Blut aus derselben. Ein Stückchen Bast oder Stroh, mit Speichel angeklebt, giebt den Kreis an, wie weit geschnitten werden soll. Ein Schnitt oben, einer unten, ausgeführt mit einem scharfen Rasirmesser, vollendet die Operation. Heisser Sand auf die Wunde gestreut, stillt das Blut. Man wäscht die Wunde jeden dritten Tag mit warmem Wasser und giebt Ingwersuppe zu trinken.

---

1) W. Jöst, „Das Ausland“ 1884. No. 24. S. 463.
2) Verhandl. der Berliner anthrop. Gesellsch. 1877. S. 180.
3) Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 18.
4) P. Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo. Berlin 1880. S. 39.
5) R. Burton in Mem. read before the Anthrop. Soc. I. S. 318.

Wie in Afrika, so ist auch im Ostindischen Archipel die Beschneidung nicht blos unter mohamedanischen, sondern auch bei heidnischen Völkern Sitte. Mit der früher kaum geahnten Verbreitung dieses Brauchs unter denselben hat uns in neuer Zeit nächst J. G. F. Riedel, Valentijn, Durdik, van der Burg, J. S. Kubary, B. Hagen u. v. A. namentlich der Docent der Ethnographie des indischen Archipels zu Leiden, Dr. G. A. Wilken[1]) in dankenswerther Weise bekannt gemacht.

Bei der Beschneidung in Niederländisch-Indien, wo viele Eingeborene schon längst Mohamedaner geworden sind, wird das Kind mit dem Operateur durch einige von den Umstehenden gehaltene Sarongs umgeben. Einige Stunden vorher bekam es ein kaltes Bad, zuweilen mehrere, und während der ganzen Zeit wird das Glied mit kaltem Wasser begossen, um einige Gefühllosigkeit desselben herzustellen. Das nach vorne gezogene Präputium wird dann mit einem stumpfen Messer abgeschnitten, wobei gewöhnlich das innere Vorhautblatt unverletzt bleibt; dies reisst dann bei dem ruckweise bewerkstelligten Zurückziehen hinter die Eichel ein. Nach der Operation wird kaltes Wasser oder adstringirende zerriebene Blätter mit etwas Curcuma auf die Wunde applicirt. Dass nach solch roher Procedur leicht Entzündung folgt, ist nicht zu verwundern; doch wird selten die Hülfe europäischer Aerzte dazu erbeten[2]). Dies ist offenbar die durch Bekenner des Islam eingeführte Operation.

Doch auch hier sind zahlreiche nichtmohamedanische Stämme originale Anhänger der Behandlung. Nachdem ich jetzt die Thatsachen durch Wilken näher kennen lernte, halte ich es nicht mehr wie früher für zweifelhaft, dass die malayischen Völker schon vor Einführung des Islam die Beschneidung kannten. Dass nämlich die meisten Bewohner der verschiedenen Inselgruppen den Brauch der Beschneidung nicht erst von den Mohamedanern erlernt, sondern höchst wahrscheinlich selbstständig zu demselben gelangt sind, zeigt sich an der Thatsache, dass die Ausführung der Operation bei den meisten dieser Volksstämme ganz verschieden

1) Wilken, De Besnijdenis bij de Volken van den indischen Archipel. S. Gravenhage 1885. Aus den Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indië. 4. X.

2) Nach Dr. van der Burg in Virchow's Archiv 1884. Bd. 25. S. 368.

von jener mohamedanischen Abtragung der Vorhaut ist; vielmehr sind unter ihnen zwei Methoden als Volksgebrauch üblich, durch welche sie die Engigkeit der Vorhaut beseitigen und der Eichel durch Bloslegung freieren Raum verschaffen: die Einen schlitzen die Vorhaut durch Incision einfach auf, die anderen Stämme ziehen die Vorhaut nach vorn und klemmen sie ein bis sie gangränös abstirbt und abfällt; bei einigen Stämmen (den Battas) kommen beide Methoden, ausserdem auch eine Art Abbindung vor.

Auf den Molukken übten die Amboinesen die Circumcision nach Valentijn am 12jährigen Knaben, indem von einem Freunde der Familie die Vorhaut desselben über einen Bambussplitter gestülpt und dann mit einem Stocke darauf geschlagen wird. Noch im Jahre 1669 geschah dies von den Eingeborenen, nachdem sie schon Christen geworden waren. Die Sitte besteht ferner allgemein bei den Alfuren auf Buru; auf Ceram an einigen Plätzen der Westküste, sowie auf einigen südöstlich von dort liegenden Eilanden. Wenn aber die Bewohner von Ceram (sowie der Aru-Inseln) sagen: die Beschneidung sei ad augendam in coitu mulierum voluptatem (nach Riedel) vorzunehmen, so wird wohl hiermit dasselbe gemeint sein, wie bei den benachbarten Amboinesen, nämlich um den Wünschen der Frauen nach einem fruchtbaren Coïtus gerecht zu werden, denn das Schlitzen der Vorhaut kann doch unmöglich den Coïtus für die Frau angenehmer machen.

Die lichtbraune Bevölkerung der Sulu-Eilande (welche unweit Celebes zwischen 124° 10 und 126° 30 liegen) hat sowohl die mohamedanische Art (suna genannt) als auch die einheimische Weise der Beschneidung (baukoi). Die erste ist die gewöhnliche Circumcision, die andere die Aufschlitzung des oberen Theils des Präputium. Hat daselbst das Kind das Alter von 9—10 Jahren erreicht, dann müssen die Knaben entweder auf die mohamedanische oder auf die sulanische Art beschnitten werden. Ebenso wie bei der im 7. Lebensjahre stattfindenden feierlichen Haarschneidung (oota oga genannt) besprechen sich verschiedene Eltern mit einander, um die Ceremonien auf gemeinsame Rechnung zu feiern. Diese Feste dauern 5—6 Tage. Die Kinder, die sich der Beschneidung unterwerfen müssen, werden am 1. Tage mit Reiszucker bestrichen, in der Nacht allein in ein abgesondertes Gemach eingeschlossen

und am folgenden Morgen mit den nöthigen Gebräuchen gebadet. Die Knaben werden auf den Schooss eines Mannes gesetzt, welcher selbst auf einem Kissen sitzt, wonach die Operation von einem Geistlichen oder — bei den Nicht-Mohamedanern — von einem alten Manne mittelst eines scharfen Messers verrichtet wird. Das abfliessende Blut wird in einem Becken (Kalapadop) mit Küchenasche aufgefangen und dann in der Nähe des Hauses vergraben, während die Wunde mit einem Brei von feingestossenen Pfefferkörnern als Stypticum belegt wird. Nach der Genesung, gewöhnlich am 4. oder 5. Tage, wird der Knabe von dem Beschneider gebadet, für welche Verrichtung dieser ein Geschenk von 3 Gulden empfängt [1]).

Auf der Insel Timor im Sunda-Archipel wird der junge Mensch von 14—15 Jahren mittelst eine Bambusstücks beschnitten, das man ihm zwischen Eichel und Vorhaut steckt und hiermit letztere aufschlitzt. Bei den Savanesen heisst diese Operation bakka [2]). — Wie Timor, so gehört auch Amboina zu den Molukken-Inseln, die zwischen Celebes und Neu-Guinea liegen. Die Amboinesen beschneiden ebenfalls und zwar geschieht dies, wie Valentijn [3]) sagt. „tegen zeker ongemak, bij de geneeskundige de capistratie of phimosis, dat is, de spanning der voorhuid, genoemd, waar mede zy zeer veel gequeld zyn, en die de t'zamenkomst van de man en vrouw hinderlyk, en de voortteling eenigzins nadeelig is.“ Die Operation hat also den Zweck, den Jüngling geschickt zum Coïtus zu machen. Wenn bei der Operation selbst der Beschneider zum Jungen sagt: „Sieh, da ist ein Cuscus (ein Beutelthier) in Deinem Baum!“ so hängt dies nach Valentijn mit dem dort gebräuchlichen Wunsche zusammen, dass des Jungen Nachkommen so zahlreich sein mögen, wie der Cuscus Haare hat. Und schliesslich versichert Valentijn, dass keine Amboinesin einen unbeschnittenen Mann nehmen will; sie würde dies selbst für die grösste Schande halten.

In Celebes fand den Brauch Riedel bei den nichtmohamedanischen Bewohnern der Landschaft Limo lo Pahala, die dem

1) Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde von Nederl.-Indië. 4. Vol. X. 3. S. 10.

2) Donselaar, Ned. Zend. Gen. XVI. S. 319.

3) D. G. A. Wilken, l. c. 21.

Zwölfjährigen das Präputium mit einem Bambussplitter spalten. Früher war auch unter den Alfuren von Minahassa die Beschneidung (in verschiedenen Dialecten tumewal, tumétek genannt) in Gebrauch. Nach Graafland[1]) hat diese Operation keinen anderen Zweck als: „dan het verschaffen van voorbeschicklichkeit tot het huwelijksleven.“ Die mehr an der Küste von Celebes wohnenden hellfarbigen Buginesen durchstechen nur mit einer Nadel die Vorhaut, dass sie blutet, besonders bei Prinzen, die Gemeinschaft mit Frauen hatten, ohne Kinder zu zeugen; diese Operation wird ohne Festlichkeit vorgenommen; Dr. G. A. Wilken erklärt dies auf sehr plausible Weise als Stütze für die von mir ausgesprochene Ansicht: „die Beschneidung ist der Vorbereitungsact auf die Sexualfunction des Mannes[2]).

Auf den Philippinen-Inseln sollen die Tagalen in den entfernteren Provinzen noch heute die Beschneidung heimlich ausführen. Blumentritt sagt[3]): „Es ist dies nicht etwa eine Erinnerung an den Islam; denn auch die heidnischen Stämme der Philippinen übten zur Zeit der Conquista schon die Beschneidung.“ Auch kommt sie bei den Bisajas vor unter dem Namen toli; hier aber scheint man sich nicht mit der blossen Aufschlitzung der Vorhaut zu begnügen, sondern die Vorhaut wird entfernt, denn tinoliam heisst „der Theil, der abgeschnitten oder von dem die Vorhaut abgerissen wurde.“ Nach Morga-Stanley[4]) soll die Sitte freilich erst durch mohamedanische Einwanderer von Borneo her nach den Philippinen gebracht worden sein; doch bezweifle ich mit Blumentritt diese Ansicht.

Auf Borneo geschieht bei den Dajaks die Abtragung eines Theils der Vorhaut ähnlich wie auf den Aru-Inseln durch Abklemmung. Dies besorgt der Jüngling meist selbst durch ein Stück gespaltenes Rotan, in deren beide Hälften die Vorhaut so lange eingebunden bleibt bis sie abfällt; bisweilen bewerkstelligt dies auch der Vater, immer aber geschieht es insgeheim[5]).

Auf den Aru-Inseln, deren Bewohner mit den Australiern

---

1) Graafland, De Minahassa. I. S. 313.
2) Wilken, De Besnijdenis etc. 1885. S. 22.
3) Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen. S. 14.
4) Mittheil. der k. k. Gesellsch. in Wien 1885. XXVIII. S. 64.
5) Perelaer, Ethnogr. beschrijving der Dajaks. S. 45.

(sogenannten Marege im nördlichen Theile von Queensland) übereinstimmen, lassen sich die jungen Männer nicht beschneiden, vielmehr lassen sie sich das Präputium zwischen zwei scharfe Stücke Bambusrohr einklemmen, dass dasselbe so aufschwillt, dass es nachdem verwest und abfällt. Dies geschieht zwischen dem 9. und 12. Jahre ohne das Vorwissen der Eltern und Verwandten. Der Patient begiebt sich mit einem alten Manne, der dieser Operation kundig ist, in einen Wald. Den 4. oder 5. Tag nach der Einklemmung, wenn die Vorhaut aufgeschwollen ist, setzt man sich gern in einem strömenden Wasser nieder, um dort das überflüssige Stück abfallen zu lassen. Darauf legt man Heilkräuter auf die Wunde, welche mit Baumwolle oder Baumrinde verbunden wird. Die Heilung erfolgt gewöhnlich nach Verlauf von 10 Tagen. Der Zweck der Beschneidung ist *„ad augendam voluptatem mulieris in coitu“* und steht nicht in Verbindung mit religiösen Ansichten. Ein wenig Arac ist die Belohnung der Beschneidung [1]).

Unter den Batta in Sumatra ist, wie Dr. Hagen [2]) berichtet, die Knabenbeschneidung ganz allgemeiner Brauch, doch nicht durch bestimmte Satzungen geregelt. Der Knabe spaltet sich um die Zeit der Pubertät sein Präputium entweder selbst oder lässt dies durch Andere verrichten. Gewöhnlich benutzt man hierzu ein Messer, mit dem das Präputium von vorn nach hinten gespalten wird. Manche jedoch, die das Messer fürchten, stechen sich einen Faden am hinteren Ende der Vorhaut durch und binden dieselbe ab, oder sie klemmen sie zwischen zwei kleine harte Hölzchen, in der Form etwa wie Streichhölzchen, welche durch einen Schieber verbunden sind und damit nach Belieben zusammengepresst werden können, wodurch der eingeklemmte Theil des Präputium in 4—5 Tagen zur Usur gebracht werden soll. Dieses Instrument heisst Niapit. Während der Zeit dieser Operation und bis zur Heilung, welche in 8—10 Tagen erfolgen soll, hält sich der Knabe still zu Hause. Weitere Ceremonien finden nicht statt, ja es gilt für eine Schande, seine Eltern von diesem heimlich vollbrachten Act in Kenntniss zu setzen.

Auf der westlich von Sumatra gelegenen Insel Nias existirt

1) J. G. F. Riedel, Verhandl. der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin 1885. No. 3.

2) Dr. B. Hagen in Zeitschr. f. Ethnol. XVI. 1884. Heft 6. S. 223.

die Beschneidung unter dem Namen Lafato. Während sie hier nach Dr. Durdik in einer Incision bestehen soll, bezeichnet sie von Rosenberg[1]) als Circumcision, die im 5. oder 8. Lebensjahre vorgenommen wird und nicht in blosser Spaltung der Vorhaut besteht. Beide Autoren haben vielleicht recht, denn es besteht ein grosser Unterschied in den Gewohnheiten der südlichen und nördlichen Stämme. Durdik[2]) sagt wörtlich: Jeder Niasser übt an seinem Sohne, sobald dieser 15 Jahr alt ist, die Beschneidung aus, die in einer ausgedehnten Incision in die Vorhaut besteht, wodurch die Eichel blossgelegt wird. Sie hat keine religiöse Bedeutung, sondern man glaubt, dass ohne Beschneidung kein fruchtbarer Coïtus möglich ist. Darum wird erst nach dieser Operation der Knabe unter die Männer aufgenommen und zu seiner Braut, mit der er meist schon seit Jahren verlobt ist, zugelassen.

Unter einem grossen Ceremoniell wird bei den Howas auf Madagaskar, diesem malayischen Volksstamme, die Beschneidung der Knaben vorgenommen, wobei nach Sibree[3]) Rinderopfer, Gebete, Tanz, Spiel, Einsegnung und zahlreiche abergläubische Handlungen ganz allgemein stattfinden; Zauberer vollführen die Operation mit einem krummen Messer. Bezeichnend ist, dass der zu Beschneidende mit den Worten begrüsst wird: „Werde ein Mann, werde ein tüchtiger Schütze, sei gewandt mit dem Speer, erreiche ein hohes Alter!“

Wenden wir uns nun zu den Melanesiern, so finden wir, dass viele der zu ihnen gehörenden Volksstämme zwar nicht die Beschneidung, doch die Aufschlitzung der Vorhaut ausüben; es ist ganz undenkbar, dass sie erst durch den Islam, sei es direct, sei es indirect zu dieser Sitte gelangten. Zwar nicht überall auf Neu-Guinea, doch jedenfalls an der Ostküste dieser Insel herrscht der Brauch unter den Papuas nach Dr. Comrie[4]) und Miklucho-Maclay[5]) allgemein; die Operation wird mittelst

1) v. Rosenberg, Der malayische Archipel. S. 168. Vergl. Verhandel. v. h. Bat. Gen. v. K. en W. XXX. S. 27.

2) Geneesk. Tijdschr. voor Nederl. Indië. XXII. 4. S. 243. 1882.

3) Sibree, The great African Island. London 1880. S. 217. Deutsch. Leipzig 1881. S. 243.

4) Journ. anthrop. Instit. VI. 1877. S. 109. Globus 1877. No. 6. S. 89.

5) Naturk. Tijdschr. v. Ned. Ind. XXXVI. S. 299.

eines Kieselsplitters an 12—13jährigen Knaben ausserhalb des Dorfes unter Gesang der umstehenden Männer vorgenommen.

Auf der Insel Rook fand der Missionär Reina diese Sitte; hier muss sich der junge Mensch, dem ein Einschnitt in die obere Partie der Vorhaut gemacht wird, einige Tage lang in das Barem (öffentliche Versammlungshaus) zurückziehen, und es werden sowohl am Tage der Operation, als auch, wenn er das Haus verlässt, Festlichkeiten begangen; nunmehr ist ihm erlaubt, das Barem zu betreten. Armer Leute Kinder werden dort nicht beschnitten; der Vater muss nämlich seinen Freunden beim Festmahle ein Schwein zum Besten geben; doch gilt „Unbeschnittener" als Schimpfwort, wie bei uns etwa „Lump"[1]. — Auch auf Neu-Caledonien[2] und den Fidschi-Inseln[3] wird den Knaben gewöhnlich nach dem 7. Jahre die Vorhaut aufgeschlitzt, zumal wenn ein Häuptling gestorben war; die dabei stattfindenden Ceremonien hatten auf Fidschi religiösen Charakter. — Auf der zu den Neuen Hebriden gehörenden Insel Tanna[4] ist die Vorhautschlitzung im 7.—10. Jahre gebräuchlich. Auf Malikollo (Neue Hebriden)[5] findet diese Operation, welche durch Greise mittelst eines zugeschärften Stückes Bambus ausgeführt wird, einige Zeit nach Eintritt der Pubertät statt. Wie es wohl meist bei solchen Gelegenheiten zugeht, wird von der Insel Tanna folgendermaassen berichtet[6]: Schon zwei Monate vor dem zur Beschneidung festgesetzten Tage werden die betreffenden Knaben in eine leicht bedeckte Umzäumung gesperrt, vor welcher Tag und Nacht ein Eingeborener Wache hält. Kein Weib darf in dieser Zeit bei Todesstrafe die Kinder sehen. Täglich zwei mal führt der Wächter die Unglücklichen an den Strand zum Baden, vorher jedoch durch einen Stoss in das Muschelhorn allen Unberufenen das Signal gebend, sich in den Busch zurückzuziehen. Nach dem Bad zeigt der Ton des Muschelhorns an, dass die Luft rein sei. Selbst-

1) Zeitschrift f. Erdkunde. N. F. IV. S. 357.

2) Meinicke, Inseln des Stillen Oceans. I. S. 225.

3) Williams, Fiji and the Fijians. I. p. 166.

4) Eckardt in Verhandl. des Vereins für naturwissenschaftl. Unterhaltung in Hamburg. IV. 1879. Jan. 21.

5) A. Roberjot in Bulletin de la soc. de Géogr. Paris 1883. 1. Trim. p. 177.

6) Das Ausland. 1880. No. 40. S. 789.

verständlich wird bei der Beschneidung wacker gezecht, Yams werden zum Essen herbeigeschleppt, Kawa getrunken u. s. w. Hiermit ist also keine religiöse Handlung verbunden.

In Australien gilt namentlich im Süden, sowie in einem Theile des Ostens dieses Kontinents unter den Eingeborenen die Beschneidung, die in einer Aufschlitzung des Präputium besteht, als Weiheact zur Männlichkeit. Sie wird zumeist unter Ceremonien vorgenommen, die ich an anderen Orten beschrieb und als eine Art Prüfung auf Standhaftigkeit aufgefasst werden müssen; der Act findet statt, sobald sich die ersten Haare im Gesicht des Knaben zeigen, und ist auch mit der Ertheilung des Namens verbunden. Eyre[1]) fand die Beschneidung am Golf von Carpentaria, an der Ostseite des Spencer- und St. Vincent-Golfes und in der Gegend von Adelaide; weiterhin entdeckte A. Olfield[2]) denselben Brauch am Murchison River, wo mittels eines scharfen Feuersteins die 14—16jährigen Knaben beschnitten, und hiermit gleichsam zu Männern erklärt werden, doch wird denselben noch 2—3 Jahre lang der geschlechtliche Umgang mit Weibern verboten. — Bei den centralaustralischen Schwarzen am Finke-Creek, nahe der Mac-Donnell-Kette, ist die Beschneidung der Knaben der Act, durch welchen dieselben im Alter von 8—12 Jahren — bei diesen allen zugleich — in die Zahl der Männer aufgenommen werden. Der Act wird meist an einem einsamen Orte unter Ausschluss der Frauen vollzogen. Vermittels eines Feuersteins wird hierbei die Vorhaut abgeschnitten. Erst nach Heilung seiner Wunde darf der Beschnittene ins Lager zurückkehren; er gilt als Mann und darf nun heirathen (Missionär Kempe). Sturt beobachtete Aehnliches am Lake Blanche, am Mount Hopeless und Lake Torrens. In der Gegend von Adelaide heisst die Beschneidung Kurrawellie wonkana. Ein Steinmesser, welches die Australier zum „Verschneiden“ benutzen, hat Rich. Schomburgk aus Adelaide der Berliner anthropol. Gesellschaft gesendet.

In Australien übt aber ein Theil der Eingeborenen noch eine andere Operation am Penis aus; am Peake River (Süd-Australien)

1) Journ. of the Anthrop. Soc. 1870. Nov. XXIII. Schon Flinders, Reise nach den Australlanden. Weimar. Samml. 1816. VI. S. 383. 421 fand die Beschneidung am Carpentaria-Golf.

2) Transact. Ethnol. Soc. New Series. 1865. III. p. 252.

wird nach Dr. Richard Schomburgk nicht blos die Vorhaut beschnittten, sondern auch 12 Monate darnach die Urethra des Burschen aufgeschlitzt. Genaueres über diese Mika-Operation, die in der völligen Aufschlitzung der unteren Wandung der Harnröhre vom Orificium bis zum Scrotum besteht, so dass der Penis keine Röhre, sondern blos eine Rinne darstellt, erfuhren wir durch Miklucho-Maclay[1]). Es wird demnach ein künstlicher Hypospadiaeus hergestellt; beim Coitus fliesst der ejaculirte Same dann ausserhalb der Vagina ab. Dieser sonderbare Brauch kommt auch in Central-Australien vor, wo nach einem Bericht auf circa 100 Operirte 3—4 Männer mit unverletztem Gliede sich befanden. Die partielle Spaltung der Urethra hingegen, d. h. ein Einschnitt längs der unteren Mittellinie der Glans penis soll von den Eingeborenen des Nordwestküstenstrichs Australiens geübt werden, hauptsächlich zum Zwecke, das wollüstige Gefühl beim Coitus zu steigern. Mit der völligen Spaltung der Urethra ist ohne Zweifel die Unfähigkeit verbunden, einen fruchtbaren Coitus auszuüben; und es ist ganz interessant, dass auch die Eingeborenen Australiens in einzelnen Gegenden jungen Mädchen die Ovarien exstirpiren, um sie steril zu machen, eine Thatsache, die ich schon anderwärts besprach[2]), und die ebenfalls Miklucho-Maclay zuerst mittheilte.

Bei vielen Bewohnern Polynesiens ist die Knabenbeschneidung ebenfalls in Gebrauch. Auf den Tonga-Inseln wird sie nach Mariner[3]) folgendermassen ausgeführt: Ein kleines Stückchen Holz von passender Form wird mit Gnatu umwickelt und unter das Präputium eingeführt; alsdann wird auf dem Rücken desselben ein Längsschnitt von ½ Zoll entweder mit einem Bambussplitter oder einer Muschelschale gemacht, am liebsten mit der letzteren. Dieser Einschnitt wird durch die äusseren Hautpartien und den Anfang der inneren gemacht und der Ueberrest der letzteren mit den Fingern aufgerissen. Der vordere Theil des Penis wird dann mit einem Blatt des Guataibaumes umwickelt und mit einer Bandage versehen. Der Knabe darf drei Tage lang nicht baden, und das Blatt wird

1) Zeitschr. f. Ethnol. 1880, Sitzungsbericht der Berliner anthropolog. Gesellschaft. S. 87.

2) Ploss, Das Weib in der Natur- u. Völkerkunde. Lpz. 1884. I. S. 124.

3) Mariner, Account of the Tonga-Islands. London 1868. II. p. 252.

ein- oder zweimal täglich erneuert. — Auf den Samoa-Inseln ist nach Kubary[1]) die Beschneidung mit dem 7. Jahre gebräuchlich, wo der Knabe aus der Obhut der Mutter in die des Vaters tritt und wobei er seinen Namen erhält. Die Operation, die mit keiner religiösen Bedeutung und irgend welchen Ceremonien verbunden ist, wird von einem sachkundigen Manne ausgeführt, zu dem einige Knaben gehen und dem sie ein Geschenk (Matten) geben. Nach Pritchard[2]) wurde früher ein Bambussplitter dazu benutzt, dem man später das eingeführte Rasiermesser substituirte; es soll auch vorkommen, dass 10—15 Burschen sich in den Wald begeben und sich dort gegenseitig beschneiden. Wenn Pritchard berichtet, dass man dort Reinlichkeit als Grund der Beschneidung anführt, so muss bemerkt werden, dass Kubary von diesem Zweck der Operation nichts gehört zu haben scheint. — Weiterhin wird das Aufschlitzen der Vorhaut bei Knaben durch einen Priester auf Tahiti, den Sandwich-, Markesas- und Osterinseln besorgt. Richard Andree macht darauf aufmerksam, dass die Beschneidung auf vielen westlich liegenden Inselgruppen ziemlich ähnlich bezeichnet wird, gleichviel, ob sie von Polynesiern oder Melanesiern bewohnt werden: auf Tonga-Inseln = téfe, auf Fidschi-Inseln = teve, ciliva, kosodola; andere Bezeichnungen gelten im Osten: auf Markesas-Inseln = oti poipoi, auf Sandwich-Inseln = oki poepoe.

Wenden wir uns zu den Völkern Amerikas, so finden wir die Sitte der Knabenbeschneidung in beiden Hälften des Continents, vorzugsweise aber in Mittelamerika. Nur von einzelnen Stämmen der Indianer Nordamerikas ist uns hierüber einiges bekannt: Nach Petitot[3]) beschnitten die „Loucheux“ und „Peaux de Lièvre“ (Hasenindianer), die zu den Athapasken gehören, die Kinder in den ersten Lebenstagen mittelst eines Kieselstücks, und sie streuten auf die Wunde ein styptisches Pulver. Von den Hundsrippenindianern konnte A. Mackenzie[4]) nur aussagen, dass diejenigen, die er sah, beschnitten zu sein schienen.

---

1) J. S. Kubary im Globus. 1885. XLVII. 5. S. 71.

2) W. T. Pritchard in Mem. read before the anthrop. Soc. Vol. I. p. 326.

3) Abbe Petitot, Dictionnaire de la langue Dénè-Dindjie. Paris 1876. XXXVI.

4) Mackenzie, Reisen von Montreal nach dem Eismeere u. s. w. Hamburg 1802. S. 186.

Bei den alten Indianern Nicaragua's fand sich nach Squier[1]) ein auch im übrigen Amerika weit verbreiteter Brauch, der darin bestand, dass man den Penis des Knaben blutig ritzte und das Blut auf einer Maisähre auffing, die dann vertheilt und mit grosser Feierlichkeit verzehrt wurde. Nach W. J. Hoffmann[2]) soll in Nicaragua noch jetzt die Beschneidung am Neugeborenen auf einer reifen Maisähre vorgenommen werden, welche dann aufgehoben wird, um, wenn das Kind zur Reife gelangt, gepflanzt zu werden; von dieser Aehre sollen die Ernten herrühren, die zu seinem Bedarf zeitlebens nöthig sind.

Als Cortez nach Mexiko kam, so fand er, wie Garcia de Palacio (1576) berichtet, daselbst die Knabenbeschneidung vor, die man im Tempel an den kleinen Kindern vornahm und wobei die religiösen Ceremonien gleichsam auf ein Blutopfer hindeuteten, denn man ritzte dort am Altar unter Gebeten mittelst eines Feuersteins den Penis, doch auch gleichzeitig das Ohr ein. Nach Las Casas und Mendieta übten die Azteken und Totonaken ganz allgemein die Beschneidung; Las Casas erzählt, dass dieselbe am 28. oder 29. Tage nach der Geburt stattfand, indem der hohe Priester die Vorhaut an der Wurzel abschnitt und den amputirten Theil verbrannte; Acostas spricht nur von einer Scarification. Bancroft[3]), welcher diese Berichte vergleicht, scheint anzunehmen, dass Las Casas' Mittheilungen auf Verwechselung beruhen. Höchst wahrscheinlich waren es dort nur die höheren Stände, welchen solche Auszeichnung zu Theil wurde. Doch auch weiter östlich, auf Yukatan bei den Mayas am mexikanischen Meerbusen und auf der Insel Cosumel war die Beschneidung Sitte, die auch dort nach Petrus Martyr nicht allgemein war und nach Cogolludo und Landa nur im Aufschlitzen der Vorhaut bestand.

Schon als die Spanier mit den Caribe n am Orinoco bekannt wurden, hatten sie bei diesem rohen Volke eine Art Beschneidung vorgefunden. Die Otomacos, Salivas und Guamos nahmen die Operation am achten Lebenstage vor, doch beschnitten nach Gumilla

1) Transact. Amer. ethnol. Soc. III. 145. New-York 1853.

2) Das Ausland. 1884. No. 9. S. 174.

3) Bancroft, Native races of the Pacific. States. I. 278. 666. II. 679. — Vergl. Brasseur de Bourbourg, Hist. des nations civilisées de Mexique II. 51. — Waitz, Anthrop. der Naturvölker. IV. 307.

andere Indianer die Knaben erst im Alter von 10—12 Jahren. Auch am oberen Amazonenstrom, sowie unter den Tecunas am oberen Solimoês, ist nach v. Spix und v. Martius[1]) die Beschneidung (an beiden Geschlechtern) üblich, wobei dem Kinde ein Name gegeben wird. — Es ist zu bedauern, dass über alle amerikanischen Völker in dieser Beziehung so überaus dürftige Nachrichten auf uns gekommen sind. Die Tendenz der Beschneidung tritt deshalb nirgends recht deutlich hervor; wenn in Nicaragua der Gedanke an eine Verbindung der Beschneidung mit Fortpflanzung und Fruchtbarkeit zum Vorschein kommt, so kann die Beschneidung in Altmexiko, wo sich schon der Cultus und seine Vertreter, die Priester, der Sache angenommen hatten, möglicherweise erst im Verlaufe der Zeit Form und Bedeutung eines blossen Weiheactes und eines Blutopfers erhalten haben.

Ueberblicken wir die von uns vorgeführten Thatsachen, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass bei nur sehr wenig Völkern, wie etwa den Altmexikanern, die Beschneidung gleichsam als ein den Göttern dargebrachtes „Blutopfer" auftritt, da dieselbe am Kinde gleichzeitig mit Blutlassen aus anderen Körpertheilen unter religiösen Ceremonien in Form eines Weiheactes auftritt. Andererseits erscheint die Beschneidung auch von nur wenig Völkern (Samoaner, Fidschi nach Williams, Amboinesen nach Valentijn) aus hygienischen oder Reinlichkeits-Rücksichten aufgenommen, und es ist sehr die Frage, ob nicht gerade bei diesen Völkern, unter denen sich keine Tradition über den ursprünglichen Zweck erhielt, gerade eben so, wie unter uns blos die Hypothese und irrthümliche Vorstellung erst nach und nach entwickelt hat, ihre Vorfahren müssten wohl aus Reinlichkeitsgründen die Institution des Beschneidens eingeführt haben. Gegen die Hypothese, dass Beförderung der Reinlichkeit Hauptzweck des Beschneidens sei, spricht der Umstand, dass viele recht unreinliche Völker die Knaben beschneiden, und daher es kaum denkbar ist, dass sie gerade am männlichen Gliede ausnahmsweise recht reinlich sein wollen. — Dagegen tritt uns bei den allermeisten Völkern die Erscheinung entgegen, dass die an den Geschlechtstheilen vorgenommene, eine Erweiterung der Vorhaut und partielle Freilegung der Eichel erzielende Operation

1) Spix und Martius, Reisen in Brasilien. III. S. 1188.

an dem Knaben vorgenommen wird, wenn er zur Mannbarkeit herangereift ist; er soll offenbar hiermit fertig und fähig gemacht werden, sich seinen sexuellen Functionen mit möglichstem Erfolge widmen zu können; nur einzelne wenige Völker (Juden) besorgen diese sexuelle Fertigstellung schon am Neugeborenen, doch immerhin mit grosser Wahrscheinlichkeit wenigstens ursprünglich in gleicher Absicht.

Nur in dieser Weise hat nach unserer Meinung die Vornahme der Beschneidung überhaupt einen Sinn, wenn auch nur einen auf der wenig begründeten Vorstellung beruhenden, dass man der Natur durch ein operatives Verfahren zu Hülfe kommen müsse. Das Interessanteste bei dieser Angelegenheit ist aber vor Allem, dass so ungemein viele Völker jedenfalls selbstständig auf die gleiche Idee verfielen. Die überall oder hier und da im Völkerleben auftretenden ganz ähnlichen Erscheinungen in Sitte und Brauch — ausser der Beschneidung beispielsweise die Leviratsehe, Begrüssungsformen, Männerkindbett — betrachtet Peschel von einem ganz richtigen Standpunkte aus: „Auf dieselben Gedanken oder auf dieselben Wahnbilder sind also die Bewohner von vier Welttheilen gerathen, und wir können dieses Zusammentreffen uns auf doppelte Weise erklären, denn entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämmtlichen Spielarten unseres Geschlechts noch eine enge Heimath bewohnten, oder sie haben sich selbstständig erst entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdkreis. Ist das Letztere wahrscheinlich, dann gleicht das Denkvermögen aller Menschenstämme sich bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen.“

XVIII.

Soden's Schriftenschatz.

Von

Dr. **Otto Volger** gen. Senckenberg in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

II.

Die Benutzung der Heilquellen und Bäder ist grossentheils Mode-Sache — diese Bemerkung lässt sich nicht wohl unterdrücken. Aber auch in der Geschichte der Wissenschaften tritt uns unverkennbar ein Wechsel der allgemeinen Strömung entgegen, welchen man kaum anders, als mit dem Worte „Mode" bezeichnen kann. „Nihil magis praestandum est" — sagte schon Seneca — „quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes non qua eundum est, sed qua itur". Die Bahn welche, ein leitender Forscher betreten hat, wird hundert Jahre lang von immer neuen Nachkömmlingen nachgetreten — dann endlich versucht einmal einer der seltenen führenden Geister eine neue Bahn, oder auch es ergiesst sich eine neue Mode-Strömung über ein gar zu lange versumpftes Gebiet. So scheint auch die Benutzung der Quellen Soden's bis zum dritten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts stets auf Grund der bereits besprochenen Forschungen und ohne irgend welche Neuerungen stattgefunden zu haben. Der Ruf dieses Heilortes blieb in engen Kreisen, so dass wir zunächst eigentlich nur „nichtssagende" Zeugnisse aufzuführen hätten. Wir wollen auch nicht gänzlich auf solche verzichten.

> Johann Friedrich Zückert: Systematische Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands. Berlin und Leipzig, in der Rüdiger'schen Buchhandlung, 1768. 4°. 4 Bl. + 333 S. + 4 Bl.

erwähnt nicht einmal den Namen Soden's.

Desselben Werkes: Sehr vermehrte zweyte Auflage. Königsberg, in der Kanter'schen Buchhandlung, 1776. 8°. 8 Bl. + 752 S. + 4 Bl.

führt auf S. 427 allerdings „das Soderwasser" an, enthält aber nur einen kärglichen Auszug aus den Angaben von Gladbach's oben (S. 142—153) angeführter Schrift und beruft sich theils auf diese, theils auf die „Abhandlung vom Gehalt und den Eigenschaften der Wasser zu Franckfurt am Mayn", womit ohne Zweifel die oben (S. 153—157) besprochene Schrift von Pasquay gemeint ist.

Wie wenig Soden in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts auf eine allgemeinere Bedeutung Anspruch machen konnte, dafür liefert gewiss der Umstand einen sprechenden Beweis, dass die

Briefe eines Reisenden Franzosen über Deutschland. An seinen Bruder zu Paris. Uebersetzt von K. R.

weder in ihrer ersten, in Zürich, 1783, erschienenen, noch in der „zweyten, beträchtlich verbesserten Ausgabe" (ohne Orts- und Verlagsangabe, MDCCLXXXIV), den Ort nicht einmal nennen. Der Verfasser dieses, jetzt fast vergessenen, auch zur Seltenheit gewordenen, aber sehr reizvollen und beachtenswerthen Werkes (2 Bde. kl. 8°. XII + und 430 und 406 S. + 1 Bl.) war nämlich keineswegs ein Franzose, sondern ein Kind des nur eine Stunde von Soden entfernten kurerzbischöflich Mainzischen Städtchens Höchst am Main, Kaspar Risbeck, geb. 1749, also Altersgenosse Goethe's, welcher zuerst in Mainz Theologie, dann in Giessen die Rechtswissenschaften studirt hatte, sich an Goethe, Klinger, Lenz und Heinr. Leop. Wagner anschloss, Deutschland bereiste, im Jahre 1773 nach Wien ging, um sich zum Staatsdienste vorzubereiten, sich dann der Bühnenkunst widmete, als Schauspieler am Kärnthnerthor-Theater auftrat, später in Prag, Linz, Salzburg, seit 1779 in Zürich, seit 1783 in Aarau lebte und an letzterem Orte 1786 starb. Ihm verdanken wir eine vortreffliche Beschreibung einer nächtlichen Besteigung des von Höchst aus über Soden sich erhebenden Altkönig-Berges und Beobachtung des Sonnenaufganges (abgedruckt im „Kurgast am Taunus", Soden. 1883. Blatt 1, S. 2 u. s. w.). Soden's gedenkt er mit keinem Worte. In Folge der eigenthümlichen Verbindung, in welcher die einst kaiserlichen reichsfreien Dörfer Soden und Sulzbach mit dem schon damals dem Wohlleben huldigenden Frankfurt standen, wurden Soden's Heil-

mittel von den Bewohnern dieser wohlhabenden Stadt vielfach benutzt, von Anderen wohl nur aus nächster Umgegend.

D. J. H. Faber's: Topographische, politische und historische Beschreibung der Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Franckfurt am Mayn. Erster Band. Frankfurt, im Verlag der Jägerischen Buchhandlung 1788. 8°, VIII Bl. + 543 S.

nennt Sulzbach und Soden im § 16, welcher „Spaziergänge und Spazierfahrten ausserhalb der Stadt" betrachtet (S. 85). „Die Helfte „beider Dorfschaften stehen dem Domkapitel zu Maynz zu, und die „andere Helfte der Stadt Frankfurt. Zu Soden ist der vortreffliche „warme Gesundbrunnen, dessen sich viele vornehme und geringe „Leute mit glücklichster Wirkung bedienen. Das Malapertische „Salzwerk daselbst ist ansehnlich und kostbar."

Der „Zweite Band" desselben Werkes. 1789. 8° (1 Bl. + VIII + 638 S.)

wiederholt auf S. 565 die nämliche Mittheilung und liefert ausserdem eine Zusammenstellung der ortsgeschichtlichen Ereignisse und Rechtsverhältnisse, bringt aber bezüglich des Bades oder des sonstigen Quellengebrauches nichts Weiteres.

Johann Gottlieb Kühn's Systematische Beschreibung der Gesundheitsbrunnen und Bäder Deutschlands. Breslau und Hirschberg, bey Joh. Friedr. Korn, dem Aelteren, 1789. 8° (XXIV + 636 S. = 10 Bl.) und ebenso desselben Werkes „Zweite ganz umgeänderte und stark vermehrte Ausgabe". Jena und Leipzig, bei Christian Ernst Gabler, 1801. 8° (XXII + 916 S.)

entnimmt die Erwähnung des „Soderwasser" noch immer der Pasquay'schen Schrift. Dagegen

Konr. Anton Zwierlein's Allgemeine Brunnenschrift für Brunnengäste und Aerzte ... Leipzig, 1793 und in zweiter Auflage 1805

sowie Desselben:

Der Aesculap für Bad- und Brunnengäste. Wien, bey Schaumburg und Komp. 1800. Kl. 8° (199 S. + 1 Tafel)

berühren Soden wiederum gar nicht. — So dauert die Ebbezeit der örtlichen und der wissenschaftlichen Pflege dieser Stätte des Heils fort bis zum Jahre 1820. Doch bieten zwei Schriften aus dem zweiten Jahrzehnt einige willkommene Andeutungen dar, nach

welchen man sich einigen Begriff von den Zuständen und der Lebensweise in Soden zu bilden vermag.

Die erste dieser Schriften ist eine dichterische:

Die Heilquellen am Taunus. In vier Gesängen. Von Gerning. Mit Erläuterungen und einer Karte. Leipzig, Amsterdamer Kunst- und Industrie-Comptoir. 1813. kl. 8. (282 S. + 1 Bl.), ausserdem auch erschienen in einer Ausgabe in 4⁰ mit 6 Kupferstichen.

Johann Isaak Freiherr von Gerning, geb. 1769 in Frankfurt a. M., der Sohn des Handelsmannes und ausgezeichneten entomologischen Sammlers Joh. Christian Gerning daselbst, anfangs in Neapolitanischen Diensten, seit 1799 in Weimar, Frankfurt und Hamburg in verschiedenen Stellungen, Hessen-homburgischer und Darmstädtischer Geheimrath, später auch Bundestags-Gesandter († 1837), Goethe's und Herder's wohlgelittener Freund, behandelte nicht ohne Glück die Taunusbäder in distichischen Gesängen, von welchen der erste die Ueberschrift „Soden" trägt. Hier wird uns zuerst die Lage von Soden beschrieben:

Hold liegt Soden versteckt, umkränzt von freundlichen Anhöh'n
. . . . . .
Halb in Gebüsche verhüllt, mit fensterumrankenden Reben;
Jegliche Hütt' umgrünt wirthlich ein schattender Baum.
Sieh' und die vielgestreiften, die sanft in einander geschlung'nen
Hügel, emsig gepflegt, laden zum Wonnegenuss.

Die Einzelnheiten der weiteren Beschreibung entsprechen noch heute den wirklichen Verhältnissen, nur dass leider nicht mehr

Freundlichen Auen entsteigt ihr tausendjähriger Eichwald

und

Prangt, ein Säulenpalast, den die Natur sich erbaut —

denn diesen, einst durch seine Herrlichkeit berühmten, Wald hat die Gemeinde Soden, in sonderbarer Bethätigung höheren Verständnisses, niederlegen lassen und an seiner Stelle zeigt uns ein Schälwaldbetrieb alljährlich einen neuen Abhieb und jung aufschossende Loden. Kaum dass man darin noch einige ältere Stämme findet, welche in Jahrhunderten die ehemalige Durchschnittsstärke wieder erlangen mögen. Eine auf 70 Jahre geschätzte Eiche hat man am 1. April 1885 zu Ehren des Reichskanzlers durch eine Tafel als Bismarck-Eiche ausgezeichnet. Jetzt träumen Einsichtigste von einer neuen Waldanlage, welche den zwergenhaften Nachwuchs

des ehemaligen Urwaldes unmittelbar mit dem grösseren Kurparke verbinden soll. — Ein Glück war, dass die Beseitigung jenes stolzen Baumschutzes gegen die kälteren Windrichtungen nicht gänzlich die Fürsorge der Natur hat aufheben können, von welcher Gerning rühmt, dass

Rauhem Winde sie streng verbeut den stürmenden Eingang;
Mild hier wehet der Ost und der bezähmete Nord.

Der Dichter berichtet in besonderen Erläuterungen, dass Soden drei Badehäuser und drei laue Mineralquellen von 14—16° Reaumur besitze. Unter ersteren sind aber nicht etwa öffentliche Anstalten zu verstehen, sondern Bürger- und Gasthäuser mit Badeeinrichtungen. Das eine derselben war der schon früher erwähnte Frankfurter Hof, welcher noch jetzt als Gasthof bewirthschaftet wird, mit Zuleitung vom alten Milchbrunnen; das andere der Nassauer Hof, jetzt Gemeindehaus, unmittelbar an diesem Brunnen selbst; das dritte von einem Frankfurtischen Archivbeamten, dem Rathe Beyerbach, welcher dem Gebrauche des Sodener Wassers seine wieder erlangte Gesundheit verdankte, im Jahre 1808 zu eigner Lust und um jeden Sommer in Soden wohnen zu können erbaut, aber zur Kur eingerichtet, mit besonderen Quellen „zum heiligen Aeskulap“ (!), jetzt noch als „Brittannia House“ sehr verfallen fortdauernd. Auch der in Soden seit Jahrhunderten im Betrieb stehenden Saline erwähnt Gerning und zwar, was hier allein in Betracht kommt, als einer Beigabe des Heilschatzes, denn

. . . der Salinengang schlinget sich duftig umher —
dort. Ist die Sehne dir schlaff und fehlt es den Nerven an Spannkraft,
Sauge den Salzduft ein, wallend am träufelnden Bau.

Die arme Soole bedurfte der Anreicherung mittelst eines Gradirwerkes. Dieses erhob sich in dreiflügliger Anlage auf und neben dem Raume des jetzigen Bahnhofes unmittelbar an den Wiesen, welche die Ortschaft umgeben. Hier genossen die Leidenden des Chlorgas-geschwängerten Salzdunstes — umgeben von salzliebenden

Pflanzen, welche das Meer nur pflegt an dem brausenden Ufer.

Das Leben in Soden wird geschildert als die einfachste Behaglichkeit, wo freilich nur der Anspruchsloseste sich gefallen kann, und

Wenig entbehrt dann, wer Vieles entbehren gelernt.

Diese Einfachheit hat entschiedene Vorzüge, denn

Da versuchte die Kunst nie, der Natur sich zu nah'n,
Und es bethört kein Gold arglistiger Spieler die Ruhe,
— Was nur Sorgen erweckt, bleibt im Getümmel zurück.

Die Lebensweise wird, dem ganzen Tagwerke nach, beschrieben. Des Ortes Einrichtungen waren noch durchaus dorfmässige. Daher:

Unter dem Hirtengetön wachen die Schlummernden auf.

Dann ging man zu den Quellen, welche schon damals mit freilich wohl sehr bescheidenen Gartenplätzen — den einigermaassen bepflanzten Hofplätzen der beiden Badhäuser — umgeben gewesen zu sein scheinen, denn

An dem Genesungs-Born empfängt sie das duftende Frühmahl,
Und sie wallen umher, pflegend ein trautes Gespräch.

Bekanntschaften schliessen sich schnell, zumal man meist schon gewohnte Erscheinungen aus der Frankfurtischen Vaterstadt erblickt, und

Die sich oft im Getümmel der Stadt kaum sahen und kannten,
Nun erkennen sie bald sich in der stillen Natur.

Dem Frühtrunke folgt ein stärkendes Luftbad

Bis der Najade Geräusch winket zum kühlen Gemach.

Dem Bade schliesst eine Ruhestunde, auch wohl ein Ballspiel im Freien sich an.

Endlich rufet zum Mahl klingendes Glockengetön.

An den Wirthstafeln mag es freilich nicht allzu üppig hergegangen sein, denn damals war die Versorgung des Hauses auf dem Markte von Frankfurt, auf welche man in Soden jetzt fast ausschliesslich angewiesen ist, noch nicht wohl ausführbar, da nicht einmal eine Kunststrasse die Verbindung erleichterte. Wohlhabende brachten sich einen Vorrath von Verpflegungsmitteln mit; der Nichtversorgte musste froh sein, gelegentlich Antheil nehmen zu können, da

Manch lucullisch Gericht folgt jenem behaglichen Gast nach,
Der die Stadt mit dem Land wohl zu vereinen versteht;
Froh mittheilend dem Badegenoss erfreut er sich zwiefach
Selber als Gastgeschenk gab's ihm ein freundlicher Gott.

Von einer Kurkapelle war noch keine Rede; der Kunstgenuss beschränkte sich auf Bänkelsänger mit „humoristischen" Vorträgen, wie sie noch jetzt in den Winkelkneipen von Frankfurt und Sachsenhausen zur Rechtfertigung bescheidener Tellersammlungen üblich sind; so auch hier bei Tisch:

Plötzlich erschallet Getön aus Geigen mit grellem Gewirbel,
Stimmend ein Volkslied an, tritt ein Rhapsode herein,
Und als Jude vermummt

(der Jude war damals der unermüdlich gedroschene Gegenstand der Verspottung)

Scherzlieder trillernd, entlockt er
In Misslaute versteckt auch Harmonien der Brust.

Nach dieser geistvollen Letzung folgt die

Spende des theuren
Bräunlichen Labetranks unter dem Schattengewölb,

welcher Spaziergänge, bis zum Abend, und nach diesen allenfalls herkömmliche Gesellschaftsspiele, wie

das Spiel vom Schenken und Wohnen

oder fröhliche Punschgelage sich anschliessen.

Eigentliche „Anlagen", insbesondere solche zu weiteren Lustgängen waren noch nicht vorhanden. Zwar wird schon der

Philosophen-Gang, vom lispelnden Bache begleitet

und der Berg „Völbel" oder das „Dach" erwähnt,

Villa Bella voreinst, Römern zum Danke, genannt.

Aber diese Oertlichkeiten befanden sich damals noch in durchaus schmuck- und kunstlosem Zustande.

Die Freude am harmlosen Anschlusse an die Lebensweise der Dorfbewohner musste die Kurgäste für alle Entbehrungen städtischer Bequemlichkeit entschädigen. Daher denn auch der Sonntag, mit welchem je eine der zugezählten Kurwochen schloss, besondere Freuden mit sich brachte:

Sieh', es wandelt sich nun zur Asklepiade der Sonntag;
Freundes Besuch erscheint aus der geräuschigen Stadt.
Tafeln verlängern sich dann, es erweckt das Lied und der Walzer
Jedes versunk'ne Gefühl; Tänze verfolgen den Tanz.
Lustige Städter nun hüpfen umher in bäurischer Kleidung,
Und der Dörflinge Schaar siehet verwundert ihr Bild.
Auch ein berittner Silen, vom „Hochgeöhrten" getragen,
Trabet mit ernstem Schritt in die Versammlung hinein.

Ausgelassenheit folgt. Vollends die ländliche Kirchweih vereinigt Gäste und Dorfbewohner auf fliegendem Markte und Tanzboden. Hier fehlt dann auch Würfel und Glückstopf nicht. Den Kranken blieb es überlassen, das ihnen zuträgliche Maass zu halten — die heutige Vorsicht, welche keine Bälle für Kurgäste mehr zulässt,

während die veränderte Sitte oder die Fremdheit die fernher gekommenen Badbesucher von den Vergnügungsstätten der Einheimischen fern hält, war damals noch unbekannt.

Die Mittheilungen, welche Gerning uns macht in Betreff des Gehaltes der Heilquellen — dieselben sind selbstverständlich in die ungebundene Rede der „Erläuterungen“ verwiesen — erheben sich durchaus nicht über diejenigen Gladbach's und Pasquay's; die Ansichten über ihre Entstehung sind keiner Erörterung fähig. Die Wirkungen der Kur werden in allgemeinen Zügen sehr zutreffend geschildert. Jedoch beschränken sich die bezüglichen Andeutungen auf das Allgemeinbefinden und auf die Leber- und Unterleibsleiden, sowie Gicht und Rheumatismen — während der Leiden der Athmungswerkzeuge gar nicht gedacht wird. Wohl aber tritt uns hier die „verblümte“ Andeutung entgegen, dass neben der allgemeinen Kräftigung und Verjüngung vorzugsweise das tausendfache Weh und Ach der Frauen in Soden Abhülfe finde und die geschlechtliche Fähigkeit eine glückbringende Steigerung erfahre.

> Weib und Mädchen! es bannt auch eure Gebrechen Hygea,
> Hier am heilenden Born wandeln sich Schmerzen in Lust.
> Amor pflücket euch dann im Zaubergarten der Liebe
> Frische Rosen, und gern windet sie Hymen zum Kranz.

Gewiss Grund genug, um Soden in Gunst zu erhalten, trotz der Zustände, welche nüchternen Augen grossentheils in ganz anderem Lichte erschienen, als dem schönheitsbegeisterten Dichter.

In den

> Ansichten von Frankfurt am Main, der umliegenden Gegend und den benachbarten Heilquellen. Von Anton Kirchner. Frankfurt a. M., Verlag der Gebrüder Wilmans. I. und II. Theil. 1818.

Bd. 2 stellt uns ein schöner Kupferstich das Dörfchen Soden dar, inmitten seiner reizenden Umgebung vor dem Hintergrunde des Taunus mit Altkönig und Feldberg. Im Orte erkennt man nur zwei noch jetzt bestehende Gebäude, die Kirche (neuerdings freilich sehr verändert) und das Beyerbach'sche jetzige Brittannia Haus, damals das Winkler'sche Haus genannt. Am meisten zieht die Augen auf sich die Saline mit dem ausgedehnten Gradirwerke. Kirchner, Pfarrer in Frankfurt, beschreibt kurz die Lage und Umgebung und fährt dann fort: „So weit ist Alles vortrefflich. Aber das Tempe

„der Badelust selbst, von dem es sich handelt, ist ein schmutziges „Dorf, wo es fast an Allem fehlt, was die Zeit verkürzen und zum „Leben beitragen kann. Es sind überhaupt nur zween Wirthe hier, „unter deren Dache die Kurgäste (deren Zahl selten über dreissig „steigt) auf guten oder schlechten Betten ruhen und guten oder „schlechten Wein trinken, je nachdem sie gute oder schlechte „Betten, reinen oder geschwefelten Wein — mitgebracht haben. „Zu diesen Gast- oder Badehäusern gesellte sich in neuerer Zeit „ein Haus mit gut eingerichteten Bädern[1]), das von einem Frank- „furter Privatmann erbaut, für die Kurzeit an einzelne Gesellschaften „oder Familien vermiethet wird."

Also die Kurgäste waren damals noch genöthigt, ihre Einrichtung und ihren Lebensbedarf mitzubringen. Die Reise auf den kunstlosen zerfahrenen Landwegen war beschwerlich. Man fuhr daher lieber mit dem täglich „Schlag zehn Uhr" von Frankfurt abgehenden Marktschiffe — welches die Verbindung zwischen dieser Stadt und Mainz vermittelte, von „Marktweibern mit hochbeladenen „Körben, Bauern mit und auf Kornsäcken, Juden, Handwerksbur- „schen und Soldaten, Musikanten und Taschenspielern in bunter „Mischung durcheinander" erfüllt zu sein pflegte und in Höchst zur Mittagszeit anlegte — nach letzterem Orte, von welchem soeben im Jahre 1817, ein Wunderwerk für jene Zeit, eine schnurgerade Kunststrasse nach Soden und Königstein durchgeführt worden war. Kirchner erwähnt, ausser dem Aussichtspunkte am Dachberge, auch schon des Spazierganges zu den „drei Linden" bei Neuenhain. Sonst nichts Neues. Nur noch die Bedauern erregende Bemerkung: „Das Salzwerk mit seinen Gradirhäusern, wel- „ches noch vor wenigen Jahren dem Orte Betriebsamkeit und Leben „gab, zerfällt in Trümmer." Damit entfiel die Luftkur, zu welcher der Sooldunst Gelegenheit geboten hatte.

Bis dahin lebten in Soden die Kurgäste gewissermaassen auf eigne Hand. Wie die den Evangelischen, und zwar Reformirten, gehörige Kirche vom nahen und damals noch Soden an Bedeutsamkeit übertreffenden Dorfe Sulzbach aus versorgt wurde, während die Katholiken auf das benachbarte Neuenhain angewiesen waren,

1) Das oben genannte Winkler'sche „Zum heiligen Aeskulap", jetzt „Brittannia House".

so waltete auch an den Quellen des Heilortes kein Arzt. Die Kranken brachten die Weisung ihrer heimischen Aerzte von Frankfurt u. s. w. mit. In Nothfällen holte man Hülfe von der Amtsstadt Höchst. Grossentheils diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, dass die wissenschaftlichen Schriften über Deutschlands Badeorte Soden völlig vernachlässigten. So, um nur ein Beispiel anzuführen, nennt die

> Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Teutschlands nach eignen Erfahrungen von D. Christ. Wilh. Hufeland. Berlin. Bei G. Reimer.

weder in der ersten, 1815 erschienenen Auflage, noch auch in der zweiten von 1820, Soden nicht einmal mit Namen.

Aber nunmehr bereitete sich eine neue Zeit. Ein vorzüglicher Arzt, Dr. F. Küster im benachbarten Kronberg, widmete zur Kurzeit den Gästen Soden's seine Thätigkeit, indem er, wie es scheint, regelmässig zur Rathsertheilung im Dorfe sich einfand. Das inhaltsreiche Büchlein:

> Soden und seine Heilquellen. Nebst einem Anhange über die Heilquellen von Kronberg. Zur Belehrung und Unterhaltung für Kur-Gäste, von F. Küster. Hadamar, im Verlage der neuen Gelehrten-Buchhandlung. 1820. kl. 8⁰ (VIII + 95 S.)

erhob Soden mit einem Schlage in die Reihe der welthekannten Bäder. In der That, das Verdienst Küster's ist ein ausserordentliches. Er lenkte auch zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf die schon von Tabernaemontanus in dessen „Neuw Wasserschatz“ (1584) gepriesene Quelle des Kronberger Sauerwassers, welche in einem damals noch blos durch eine Ziegeleianlage belebten Thälchen am Wege von Kronberg nach Soden entspringt, und sorgte für die ordnungsmässige Fassung derselben — jetzt Wilhelmsquelle genannt — sowie eines, den Sodener Quellen durch Kochsalzgehalt sich nähernden, weiteren Säuerlings — der jetzt, in schwindelhafter Absicht an den vielversandten Apollinarisbrunnen bei Remagen anklingend, mit dem Namen Apollinisbrunnen belegten Quelle — und ward der Begründer der kleinen reizenden Kuranlage im sogenannten Kronthale, jetzt Bad Kronthal geheissen.

Obiges Schriftchen behandelt in fünf Abschnitten zuerst die Beschreibung des Ortes Soden, seine bürgerliche Geschichte und

diejenige seiner Heilquellen; dann die Einrichtungsgelegenheiten und die Beschreibung der Quellen; hierauf die Heilwirkungen der letzteren; danach das zweckmässigste Verhalten in Nahrung, Schlaf, Kleidung und Bewegung; endlich das gesammte Kurleben im Orte und im Genusse seiner Umgebungen. Aus dem zweiten Abschnitte möge hier in Betreff der Einrichtung nochmals erwähnt werden, dass noch immer der Nassauer Hof mit 24 Zimmern und das Bender'sche Haus (der Frankfurter Hof) mit 27 Zimmern, welche in der Regel ohne Betten vermiethet wurden, die einzige Wohnungs- und Badgelegenheit darboten, denn das Winkler'sche Haus und seine Bäder waren nicht öffentlich. Die Bauernhäuser aber waren für die Aufnahme von Gästen durchaus nicht eingerichtet. Hier verdient sogleich aus dem fünften Abschnitte das Eingeständniss eine Stelle, dass bis dahin die Kunst noch nichts gethan hatte, um den Aufenthalt in Soden angenehm zu machen. Die Wirthe der beiden Badhäuser liessen jedoch mehr und mehr ihre Gärten in einen angenehmen Zustand bringen. Schattige Spaziergänge fehlten noch gänzlich. Nun aber liess die Regierung, welche sich des durch den Verfall des Salzwerkes mit Verarmung bedrohten Dörfchens annahm, auf dem ehemaligen Salinengrunde „vor dem", damals noch blos westwärts von der Höchst-Königsteiner Landstrasse gelegenen, „Orte" einen sog. Englischen Garten anlegen. Diese Anlage gab dem unteren Theile des jetzigen „grossen" oder „äusseren" Kurparkes die Entstehung. Noch leben Leute in Soden, welche als Kinder in dem jungen Tännicht gespielt haben, von welchem hier die herrlichen Stämme ostwärts vom unteren Musiktempelchen übrig sind.

Der Beschreibung der Quellen geht eine Erörterung der damaligen Anschauungen von der Entstehung der Mineralwasser voraus: der „mechanischen", der „elektro-chemischen" und der „dynamischen", welche letztere die Mineralquellen und Vulkane in traumhafte Beziehungen setzt. Dass alle diese Erklärungsversuche eben nur Versuche seien, wird indessen offen eingestanden.

Ueber die im Laufe der Zeiten in Soden ermittelten und zur Benutzung herangezogenen Quellen erfahren wir hier zum ersten Male Näheres. Zwei ziemlich getrennte Gruppen sind zu betrachten. Die eine besteht aus sechs Quellen, welche am Fusse des Dachberges im Dorfe selbst entspringen, damals in und zwischen

Gehöften versteckt, z. Th. sogar mitten im Dorfe, auf der sogenannten Hauptstrasse entspringend. Die Quelle im Nassauer Hofe ist der altbekannte Milchbrunnen (jetzt Nr. 1); in der Strasse vor dem Winkler'schen Hause liegt die Kammer einer anderen (jetzt Warmbrunnen oder Nr. 3 genannt); im Winkler'schen Hause selbst sprudelt eine dritte (Nr. 2) oder „zum heiligen Aeskulap“[1]). Die „Soolquelle“ (Nr. 4) entsprang damals unter einem Brückchen, welches vor dem Frankfurter Hofe über den Dorfbach gelegt war. Jetzt ist hier der Bach auf eine längere Strecke überwölbt und der Soolquelle ein entfernterer Auslauf inmitten des durch Beseitigung einiger Gehöfte geschaffenen „kleinen“ oder „inneren“ Kurparkes angewiesen. Der „Sauerbrunnen“, jetzt „Wiesenbrunnen“ (Nr. 18), hatte damals noch das Schulhaus neben sich, welches jetzt einer Vergrösserung der letztgenannten Anlage hat Platz machen müssen. Eine andere von Küster erwähnte Quelle scheint der jetzige „Sauerbrunnen“ (Nr. 5) zu sein. Von Quellen der zweiten Gruppe, welche am Fusse des Burgberges ausserhalb des Ortes, die meisten ostwärts von der Königsteiner Landstrasse, entspringen, führt Küster drei auf, deren Uebereinstimmung mit den jetzt vorhandenen, zum Theil verlegten, zum Theil ganz neuen Ausläufen nicht genügend nachweisbar erscheint.

Küster erkennt, nach Vergleichung der älteren Schriften, dass die Heilkräfte der Sodener Quellen — welche letzteren sich unter einander nur durch ein Mehr oder Minder derselben Bestandtheile und der Wärmegrade unterscheiden — noch ganz dieselben seien, wie hundert Jahre früher. Er theilt die Krankheitsformen, gegen welche sie Anwendung finden, in die Gruppen der Hautkrankheiten; der Blutgefässleiden, wohin auch theilweise die Unregelmässigkeiten der Menstruation gerechnet werden; der Lymphgefässkrankheiten, als welche er besonders Skropheln und „knotige Lungensucht“ betrachtet; Krankheiten der Schleimhäute, mit Katarrh, weissem Fluss, Blasenhämorrhoiden und Asthma; Unterleibskrankheiten mit Magenkrampf, habituelle Kolik und Hypochondrie; endlich Rheumatismus und Gicht. Die Anwendung von Bädern und Trinkkuren für alle diese Leiden wird sorgfältig erörtert. Trinkkuren mittelst

1) Diese sinnreiche Bezeichnung stand bis zum Frühlinge dieses Jahres 1885 als Inschrift aussen an der Stirnwand des Hauses, ist aber nun vertilgt worden.

versandten Wassers — es wurden schon damals jährlich ungefähr 15000 Krüge versandt, aber fast nur nach Frankfurt — konnten wenig Wirkung haben, da die Füllung eine äusserst unvollkommene war. Zum Trinken wurde damals hauptsächlich der Milchbrunnen im Nassauer Hofe verwandt; zum Baden auch der Warmbrunnen, von welchem, wie von jenem, ein Rohrstrang auch zum Bender'schen Hause führte. Das Badewasser wurde künstlich bis auf 25° bis 26° R. erwärmt. Den Badethermometer musste der Kranke beibringen. Glasbecher, das Maass eines Viertelschoppens enthaltend, wurden soeben in Soden eingeführt und waren im Orte zu kaufen.

Die ärztlichen Rathschläge für die Leidenden in Bezug auf die Kur, die Lebensweise und die Anleitungen zu heiterem Genusse der schönen Umgegend, lassen nichts zu wünschen übrig.

Zum Schlusse folgt ein Anhang über „die Heilquellen von Kronberg" (der Name Kronthal war noch nicht erfunden), eine kleine Brunnenschrift für sich, welche aber den Werth des Werkchens wesentlich erhöht. Hier findet sich denn endlich auch eine ordentliche „Analyse" des „Soder Wassers", ohne Zweifel des versandten Milchbrunnens, zusammengestellt mit derjenigen des Kronberger Salzwassers, beide ausgeführt auf Küster's Veranlassung durch den Apotheker Herrn P. Meyer in Frankfurt. Als Bestandtheile werden nachgewiesen: Schwefelsaures Natron, salzsaures Natron, kohlensaures Natron, kohlensaure Kalkerde, Magnesia und „Eisen", auch Kieselerde und im Milchbrunnen insbesondere in 100 Kubikzoll Wasser 88 Kubikzoll Kohlensäuregas. Diese Bestimmung des Kohlensäuregehaltes ist nicht maassgebend. Beachtung verdient die Mittheilung Küster's, dass der gemauerte Sammelstollen der Soolquelle (Nr. 4) durch die sich in demselben anhäufende Kohlensäure ein Seitenstück zur Neapolitanischen Hundsgrotte bildet, indem alle hineingerathenden Lebewesen alsbald betäubt niedersinken und, ohne rettende Hülfe, ihren Tod finden.

Die bisher sehr mangelhafte Kenntniss der Bodenverhältnisse, aus welchen Soden's Quellen entspringen, erfuhr eine grosse Bereicherung durch das Werk

> Geognostische Beschreibung des Herzogthums Nassau, in besonderer Beziehung auf die Mineralquellen dieses Landes, von C. E. Stifft. Mit einer petrographischen Karte und einem Niveauprofile der vorzüglichsten Mineralquellen.

Wiesbaden, bei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker. 1831. 8⁰ (XVI + 606 S. + 1 Tab. + 1 Bl.)

In diesem in jeder Hinsicht grundlegenden Werke von unvergänglichem Werthe werden insbesondere auf S. 362—365 die Gesteinsverhältnisse und S. 543 u. 544 die Mineralwasser von Soden besprochen. In letzterer Hinsicht fusst Stifft freilich wieder auf Küster, nach welchem auch hier die Zahl der Quellen Soden's auf 9 angegeben wird. Nirgends findet sich verzeichnet, welche Veränderungen inzwischen durch Verlegung verschiedener Quellpunkte und durch Eröffnung neuer eingetreten waren — wie denn zumal schon im Jahre 1822 in den Rohrwiesen am westlichen Ende des Dorfes durch eine auf die Erforschung des hier vorhandenen Braunkohlenlagers gerichtete Bohrung, ein sich über die Bodenoberfläche erhebender Springquell eröffnet war, welcher ein schwach kochsalzhaltiges aber sehr kohlensäurereiches Wasser liefert und seitdem, unter dem Namen Champagnerbrunnen, eine wichtige Bereicherung des örtlichen Heilmittelschatzes bildet. Dass Stifft's Werk in dieser und mancher anderen Hinsicht bei seinem Erscheinen im Jahre 1831 nicht völlig zeitgemäss befunden werden konnte, ist in dem Umstande begründet, dass es die Frucht eines schon im Jahre 1821 ergangenen Auftrages der Herzoglich Nassauischen Regierung, sein Druck aber durch später dazwischen getretene anderweitige Aufträge des Verfassers, zuletzt noch durch Dessen Bereisung und geognostische Erforschung der Inseln Curaçao und Aruba in Westindien verzögert worden war. Aus diesem Grunde haben wir dieses Werkes auch hier vorgreifend erwähnt — wenngleich bis zu seinem Druckjahre andere Neuforschungen veröffentlicht waren, welche in manchen Stücken die Stifft'schen Mittheilungen bereits überholt hatten. Die

Geognostische Beschreibung der Gebirgsmassen zwischen dem Taunus- und Vogelsgebirge, von der Lahn nach dem Main, Rhein und der Nahe, nebst besonderer Beachtung der daselbst vorkommenden verschiedenartigen Mineralquellen. Von G. A. Wille. — Eine im Göttinger Vereine bergmännischer Freunde zum Vortrage gekommene Ausarbeitung. Mit zwei illuminirten petrographischen Karten. Mainz, 1828. Bei Florian Kupferberg. 8⁰ (VIII + 168 S. + 1 Bl. + 1 Tabelle)

war das Ergebniss von Untersuchungen, welche von dem Verfasser von 1821—1826 ausgeführt, in letzterem Jahre aber schon niedergeschrieben wurden. Dieses Werk stellt sich in geognostischer Beziehung dem Stifft'schen ebenbürtig an die Seite. Ist es minder umfassend, so ist es zum Theil dagegen um so einlässlicher. Es widmet den „Quellen zu Soden ohnweit Höchst am Main" einen besonderen Abschnitt, weist den Ursprung derselben aus dem „gemeinen grauen Thonschiefer" nach und zählt 8 verschiedene Brunnen auf, nämlich 1. den „Kurbrunnen", d. i. der ältest bekannte Heilborn, der sogenannte Milchbrunnen; 2. den „Gemeinbrunnen" (jetzt „Warmbrunnen, Nr. 3"); 3. den „Winkler-Brunnen" („die Quelle zum heiligen Aeskulap, Nr. 2"); 4. den „alten Salzbrunnen" (jetzt Soolbrunnen, Nr. 4); 5. die ganz nahe beisammen liegenden „Gemeinbrunnen Nr. 2 und 3" (wohl dem jetzigen „Wiesenbrunnen Nr. 18" entsprechend); 6. den „Sauerbrunnen" (jetzt Nr. 5); 7. den „Salzbrunnen vor Sooden", worunter die damals in Folge verfallener Fassung nicht gesonderten Quellen „Nr. 6" jetzt „a" und „b" zu verstehen sind; 8. das „Bohrloch Nr. 14".

Nach Wille's Berichte wurden nämlich in der ersten Hälfte des dritten Jahrzehnts für eine Genossenschaft Frankfurtischer Kaufleute unter Leitung des Oberbergrathes Langsdorf zu Friedberg Versuche gemacht, eine reichhaltigere Soole zu erbohren, um im günstigen Falle die auflässige Saline wieder aufzunehmen. Bis zum Mai 1825 wurden 15 Bohrlöcher abgeteuft, von welchen eins die Tiefe von 300 Fuss erreicht haben soll. Obgedachtes „Nr. 14" war 140 Fuss tief und lieferte eine zwischen den obengenannten „alten Salzbrunnen" und dem „Salzbrunnen vor Sooden" die Mitte haltende Soole. Es stand ganz nahe dem bereits erwähnten „Champagnerbrunnen", dessen Wille noch nicht erwähnt und welcher jetzt auch als „Nr. 19" bezeichnet wird. Wie es scheint, zählte man die alten natürlichen Quellpunkte und die künstlich durch Bohrlöcher hergestellten, zum Theil nie benutzten und gar nicht gefassten, in einer fortlaufenden Bezifferung zusammen, wodurch dann die noch jetzt in Soden üblich gebliebene Nummerbenennung der Kurquellen entstanden ist. Ueber alle von ihm aufgezählten Brunnen macht Wille genaue Angaben in Betreff der Wärme, der Dichtigkeit und daraus berechneten Salzlöthigkeit, der Ausgiebigkeit und der bezeichnenden Beschaffenheit. In der am Schlusse

des Werkes beigefügten Tabelle werden die Angaben unter genauer Verzeichnung der Zeit der Beobachtung (für Soden durchweg am 2. April 1825) nochmals zusammengestellt, indem der Barometerstand an jedem Quellpunkte, die „Temperatur“ der Luft und der Quelle, die Ausflussmenge, das „Specif. Gewicht“ und der „Procent-Gehalt“, die „Art“ des Wassers, die Tiefe des „Quellpunktes“ und des „Beobachtungspunktes“, die Höhenlage im Vergleiche zu einem Bohrpunkte (Nr. 2) zu Nauheim, dann die „Gebirgsart“, aus welcher das Wasser hervortritt, für jede Quelle einzeln angegeben und schliesslich noch weitere Bemerkungen hinzugefügt werden. Beiläufig sei hier bemerkt, dass auch den „Quellen bei Mammolshayn und Kronenberg“ ein besonderer Abschnitt des Wille'schen Werkes gewidmet ist, wobei nicht unerwähnt bleiben möge, dass damals bereits der Kaufmann Osterrieth in Frankfurt (hier wohl in Folge missverstandener mündlicher und mundartlicher Ueberlieferung unrichtig „Ostrée“ genannt) die Mammolshayner Quelle nebst angrenzendem Gelände zur Anlage einer Badeanstalt angekauft hatte. Auch muss angeführt werden, dass nach Küster's trefflichem Büchlein Soden in den allgemeinen Werken über Heilquellen nicht mehr fehlt. Z. B.

> Deutschlands Mineralquellen. Leitfaden zum Behuf akademischer Vorlesungen .... von Dr. Gustav Hermann Richter. Berlin, bei August Rücker. 1828. kl. 8°. (XVI + 264 S.),

sowie die

> Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichen Länder Europas. Theil I. Berlin 1829

stützen sich gänzlich auf Küster, letztere freilich mit grosser Ungenauigkeit, indem sie den Namen des Analytikers irrig als Mayer (statt P. Meyer) anführt, die Ergebnisse der Analyse völlig entstellt wiedergiebt und auf Grund dieser Entstellung dann ohne Weiteres die Quellen Soden's als erdig-muriatische bezeichnet.

Aber schon war eine neue Schrift über Soden's Mineralquellen vorbereitet, welche auf der vollkommenen Höhe der rasch fortgeschrittenen Wissenschaft stand. Seit 1829 widmete sich Heinrich Schweinsberg in Frankfurt a. M. auf Veranlassung mehrerer dortiger Aerzte (unter welchen der so hochverdienstvolle als durch

Rüppell's Rohheiten schwer verletzte Dr. Cretzschmar) einer chemischen Untersuchung dieser Heilwasser. Das Werkchen:

> Die Heilquellen zu Soden im Herzogthum Nassau. Von Heinrich Schweinsberg. Gotha, Verlag von Georg Friedrich Krug. 1831. kl. 8. (XII + 116 S.)

war das Ergebniss seines Fleisses; ein wahres Muster einer wissenschaftlichen Brunnenschrift, ohne alle Beziehung zum Orte und Lande oder zur Zunft der Aerzte, einzig im Dienste der Forschung ausgeführt.

Schweinsberg betrachtet, wie sich von selbst versteht, zuvörderst den Ort und seine Lage. Das Dorf hatte damals 103 Häuser und zählte 639 Einwohner. Die Wege in demselben waren bereits mit Steinpflaster belegt. Das alte Salzwerk, seit 1813 nicht mehr im Betrieb, war bereits fast gänzlich zerfallen. Nur einige Wohnungen und Magazine hatten sich noch erhalten. Von den Gradirhäusern war schon jede Spur verschwunden. Der Zuspruch der Kurgäste hatte sich seit der Herstellung der Kunststrasse von Höchst merklich und wohl in Folge des Küster'schen Schriftchens mehr und mehr gehoben. An der Königsteiner Landstrasse war ein neues Wirthshaus (wohl das jetzige Hôtel Colloseus?) erbaut. Die Geschichte des Ortes und seiner Heilquellen wird kurz dargelegt. Dann folgt eine nähere Beschreibung der Quellen. Von solchen werden 7 namhaft gemacht: Nr. 1, der „Milchbrunnen", Eigenthum des Nassauer Hofes; Nr. 2, der „Winkler-Brunnen" (müsste wohl vom Rath Beyerbach, der ihn graben liess, der Beyerbach'sche genannt werden) im ehemals Beyerbach', nun Winkler'schen Hause; Nr. 3, der „Gemeindebrunnen" (jetzt der Warmbrunnen genannt); Nr. 4, die Salzquelle unter der Brücke (jetzt den Soolbrunnen speisend), der Gemeinde gehörig; Nr. 5, der Sauerbrunnen „neben dem Schulhause" — nach dieser Bezeichnung der Lage der jetzige Wiesenbrunnen, dagegen nach der Nummer der jetzige Sauerbrunnen auf dem Hauptstrassenplatze, ebenfalls Eigenthum der Gemeinde; Nr. 6, die „Salzquelle" am Fusse des Burgberges, jetzt Nr. 6a, Eigenthum der Regierung; Nr. 7, die Salzquelle, der Major benannt, ebenfalls Staatseigenthum. Die genauen Beobachtungen Schweinsberg's in Betreff der Dichtigkeit, der Menge der aufgelösten Bestandtheile und der Wärme stimmen weder mit den Beobachtungen Wille's, noch untereinander über-

ein, so dass offenbar ein Schwanken in diesen Verhältnissen stattfindet. Nur Nr. 1 scheint ganz beständig zu sein, Nr. 2 am meisten zu schwanken.

Die geognostischen Verhältnisse des Bodens werden erörtert, die vorkommenden Meerstrands- und Salzpflanzen genannt.

Dann folgt eine mustergültige chemische Untersuchung der oben aufgezählten Quellen. Der eingeschlagene Gang der Untersuchung wird vollständig mitgetheilt. Höchst bemerkenswerth ist die Beobachtung, welche bei der Kohlensäurebestimmung sich ergab, dass die aus dem Wasser aufsteigenden ersten Gasblasen die spiegelnde Oberfläche des absperrenden Quecksilbers verdunkelten und mit Regenbogenfarben bedeckten, wodurch die Anwesenheit freien Chlorgases erwiesen wird. Auch Brom und Lithion wurden gefunden, ersteres im Jahre 1829 und ebenso 1830 im Sommer, dagegen im März 1831 vergeblich gesucht. Ein organischer, der Humussäure nahe stehender Körper fehlte ebenfalls nicht. Von vorzüglicher Wichtigkeit sind Schweinsberg's Erörterungen der Befunde, in welchen er nachweist, wie verschiedener Deutungen die letzteren fähig sind und wie wenig die blossen Zahlenverhältnisse der entfernteren Bestandtheile genügen, um die Wirkungen der Wasser zu erklären. Im Winter schienen die Quellen an aufgelösten („festen") Bestandtheilen reicher zu sein, als im Sommer. Den ganzen Befund aller 7 Quellen stellt Schweinsberg auf Grund seiner Erörterungen auf Tausendstel mit dreien Decimalen berechnet in einer Tabelle zusammen.

Alsdann folgt eine ausführliche Würdigung der Ergebnisse in Beziehung auf die Heilkräfte, ein höchst lehrreicher Abschnitt, welcher noch heute zur Beherzigung nicht genug empfohlen werden kann.

An diesen Abschnitt schliesst sich zunächst die Besprechung des Aufenthaltes in Soden, der Umgebung und des Zustandes der bestehenden Einrichtungen. Noch fehlt es an aller Mitwirkung der Kunst. Eine sich freundschaftlich gestaltende Geselligkeit und der Trost der Frankfurter Leihbibliotheken müssen Alles ersetzen, was nicht der blosse Aufenthalt in schöner ländlicher Gegend zu gewähren vermag. Die einzige Anlage des Kurparkes bietet noch wenig Genuss. Dagegen ist der alte Eichwald noch vorhanden. Zu den empfehlenswerthen Spaziergängen ist der zur Kronberger

Mineralquelle hinzugetreten. Weitere Ausflüge nach Königstein und Falkenstein, zur Hofheimer Kapelle, nach Eppstein, auf den Stauffen und Rossert, den Altkönig und Feldberg, werden gepriesen — eine Hindeutung auf die allmählich eingetretene Verbesserung der Wege.

In Soden wohnt man noch immer entweder im Frankfurter oder im Nassauer Hofe. Alle Quellen, bis auf Nr. 1, sind übel gefasst und verwahrlost — selbst für Reinlichkeit ist nicht genügend gesorgt. Es fehlt ein Laubgang zu schattigerer Wandelbahn. Vor Allem mangelt ein Kurhaus. Schweinsberg empfiehlt lebhaft die Begründung einer Antheilhaber-Gesellschaft, um Soden zu dem Range eines Bades erster Klasse zu erheben.

Ein Abschnitt, welcher von der Entstehung der Heilquellen handelt, zeigt den mangelhaften Zustand der damaligen Quellenlehre überhaupt, ist jedoch lehrreich durch die schon von Küster versuchte, hier aber vollständiger und strenger wiederholte Darlegung der verschiedenen Ansichten.

Soden ist noch heute als Nebenbuhlerin von Kissingen zu betrachten. Diesem Verhältnisse trägt ein inhaltreicher Abschnitt Rechnung, in welchem die Beziehungen der Sodener Heilquellen zu Kissingens Ragozibrunnen und Pandurquell erörtert werden.

Zum Schlusse folgt endlich eine Abhandlung des edlen Cretzschmar: Ueber den medicinischen Werth der Sodener Heilquellen — und so ist denn mit Schweinsberg's trefflichem Büchlein der Grund zu Sodens Eintritt in die Reihe der Weltbäder vollends gelegt.

(Schluss folgt.)

XIX.

Kritiken.

Geschichte der Medicin.

1. *Meine Lebensgeschichte.* Von J. Marion Sims. Herausgegeben nach dem Tode des Verfassers von seinem Sohne H. Marion Sims, M. D. Autorisirte Deutsche Ausgabe besorgt von Dr. Ludwig Weiss in New-York. Mit einem lithographischen Portrait Sims'. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1885. 8°. XII und 374 Seiten.

Es giebt wenige Bücher, die im Kreise der Deutschen Gynäkologen bei ihrem Erscheinen eine solche Bewegung hervorgerufen haben und so verschieden beurtheilt wurden, als Marion Sims' „Klinik der Gebärmutter-Chirurgie" (1866 in London erschienen, die Deutsche Uebersetzung 1869 in Erlangen erschienen). Von den Einen und zwar namentlich von Seite der jüngeren Gynäkologen, als ein Epoche machendes Werk, als der Beginn einer neuen Aera gepriesen, wurde es von Anderen geradezu als ein Amerikanisches Machwerk, ja von Einzelnen sogar direct als Schwindel bezeichnet. Dass dieses Werk seiner Zeit in einer gewissen Beziehung ein Epoche machendes war, lässt sich nicht leugnen, nur dass es von beiden Seiten, sowohl von seinen Freunden als Gegnern, unrichtig beurtheilt wurde. Statt es als ein specifisch Amerikanisches anzusehen, in dem sich die Vorzüge und Mängel der Amerikanischen Gynäkologie, die den deutschen Fachmännern damals im Grossen und Ganzen noch unbekannt war, wiederspiegelten, legte man an dasselbe den Deutschen Maassstab an. Begreiflicher Weise musste in Folge dessen das Urtheil über dasselbe, mochte es ein günstiges oder ein abfälliges sein, immer unrichtig ausfallen. Der Autor desselben war der wahre Yankee, der mit einer verhältnissmässig geringen Summe theoretischen Wissens möglicht viel zu erzielen wusste. Ein scharfer, offener Kopf mit weit blickendem Auge, kühn, unternehmend und ausdauernd, der nur auf operativem Wege, blos nach dem unmittelbar Practischen strebend, das rein Theoretische dagegen bei Seite liegen lassend, greifbar practische, weittragende Erfolge erzielte, die bis dahin in Deutschland nicht einmal

geahnt worden waren. Das Sims'sche Werk bildet in der That einen Wendepunkt für die Deutsche Gynäkologie. Es soll damit nicht gesagt sein, dass es diesen Umschwung blos durch seinen Inhalt vollbrachte, obwohl das Sims'sche Speculum in Verbindung mit der Sims'schen Lagerung der Kranken einen guten Theil daran hat, dies ist nicht der Fall, wohl aber zumeist dadurch, dass es als erstes Amerikanisches gynäkologisches Werk in Deutschland Eingang und allgemeine Verbreitung fand. Es machte die Deutschen Gynäkologen mit der Amerikanischen Gynäkologie bekannt und begannen erstere von da an die Fortschritte, die jenseits des Ocean gemacht wurden, Fortschritte, die allerdings zumeist nur die mechanische Richtung des Faches betrafen, zu verfolgen und für sich zu verwerthen. Wenn die Deutsche Gynäkologie, die bis vor 15 Jahren in ihrer Entwickelung den übrigen medicinischen Disciplinen nachstand, das Versäumte binnen so kurzer Zeit nachholte, so dankt sie dies zum guten Theile Amerika und speciell Sims' „Gebärmutter-Chirurgie", welche hierzu die erste mittelbare Anregung gab.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass der Name Sims im ganzen ärztlichen Publikum Deutschlands, bis zum unbedeutendsten Wundarzte herab, ein populärer wurde und als der Inbegriff der Amerikanischen Gynäkologie galt und noch gilt. Amerika hat andere Gynäkologen noch gezeugt, die sich kühn mit Sims messen können, keiner aber ist in Europa populärer geworden, als eben er.

Diese Popularität, deren sich Sims in Deutschland erfreute, erklärt es, dass seine Autobiographie, die wenige Monate nach seinem Tode von seinem Sohne H. Marion Sims herausgegeben wurde, vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschien.

Bevor wir an die Besprechung derselben gehen, schicken wir eine kurze chronologische Skizze seines Lebens voraus.

Am 25. Januar 1813 in Lancaster-County, zu Süd-Carolina, als der Sohn eines Farmers geboren, besuchte Sims zuerst die Schulen seines heimathlichen Dorfes und dessen Umgebung, worauf er 1825 die s. g. High-school, eine Art Gymnasium, in Lancaster frequentirte. Hier verblieb er 5 Jahre. Weitere 2 Jahre brachte er im College zu Columbia zu, worauf er 1833 seine medicinischen Studien in Charleston begann und bereits am 1. März 1835 am Jefferson-Medical-College zu Philadelphia die Doctorswürde erwarb. Die ärztliche Praxis begann er in seinem Heimathsorte, übertrug dieselbe aber bereits 1840 nach Montgomery. Nur einige Jahre wirkte er dort, denn 1849 vertrieb ihn ein acquirirter endemischer Darmkatarrh, der ihn hart an den Rand des Grabes brachte. Jahre bedurfte es, bis er von diesem Leiden gänzlich befreit wurde. Er zog 1849 nach New-York, um in einem kühleren, gesünderen Klima zu leben. Aber auch von dort vertrieb ihn sein Leiden und längere Zeit, bald da-, bald dorthin reisend und Genesung suchend,

kehrte er erst 1853 nach New-York zurück, um daselbst seinen Beruf auszuüben. Der ausbrechende Bürgerkrieg zwang ihn, der sich mit seinen Sympathien den Südstaaten zuneigte, sein Vaterland auf eine Zeit zu verlassen. Von 1861 bis 1868, abgerechnet einen halbjährigen Aufenthalt in New-York, verweilte er in Europa, in Dublin, Edinburgh, London, Brüssel und namentlich in Paris, wo er seine gynäkologische Thätigkeit entfaltete. Im Jahre 1870, während des deutsch-französischen Krieges, wirkte er in aufopferndster Weise als Chirurg des „Anglo-American Ambulance Corps". 1872 kehrte er in seine Heimath zurück und übernahm die ärztliche Leitung des von ihm gegründeten New-Yorker Frauenhospitals. Leider war ihm hier keine lange Wirksamkeit vergönnt, denn nach nicht einmal 2 Jahren sah er sich durch niedrige Intriguen dazu gezwungen, diese Stellung, sein Streben und Trachten vieler Jahre, aufzugeben. Vom Jahre 1874 an lebte er bald in Europa (meist in Paris), bald in Amerika (New-York). Endlich beschloss er im Jahre 1883 seinen dauernden Aufenthalt in Washington zu nehmen, in der Stadt, die er für die gesündeste Amerika's hielt. Nicht lange aber sollte er daselbst verweilen. Drei Tage später, nachdem er sich einen Bauplatz in einem der schönsten Theile der Stadt in der Absicht, ein bequem eingerichtetes Haus darauf zu errichten, gekauft, rief ihn am 13. November 1883 der Tod plötzlich ab, sich, seiner Familie und der Gynäkologie zu frühe, trotz nahezu erreichter 71 Lebensjahre.

Autobiographien haben in der Regel das für sich, dass sie lebensfrischer geschrieben sind, als Biographien, die von einem Zweiten verfasst sind, andererseits aber haftet ihnen meist der Fehler an, dass der Autobiograph Alles das, was seine Person in ein minder günstiges Licht stellen könnte, unterdrückt oder doch zu mindest so abschwächt, damit der Eindruck, den er auf den Leser macht, kein ungünstiger werde. In diesen Fehler konnte Sims nicht verfallen, denn sein Leben bot nach keiner Richtung hin eine dunkle Stelle dar, die er zu übertünchen gezwungen gewesen wäre. Den lebenswarmen Ton der Autobiographen finden wir auch bei ihm.

Gleichsam in Form einer liebenswürdigen anregenden Erzählung führt er uns durch 50 Jahre seines Lebens. In lebhaften Farben schildert er uns seine früheste Jugend, seinen mangelhaften elementaren Unterricht und das Leben in den Anstalten, in denen er seine höhere und seine Fachbildung erwarb. Allerdings müssen wir in diesem Abschnitte seines Lebens die amerikanischen Verhältnisse, namentlich der damaligen Zeit, strenge im Auge behalten, denn sonst würde es uns unerklärlich erscheinen, wie so 4 Semester genügen konnten, um sich den Doctorshut zu erwerben und wie so er danach noch ernstlich mit dem Gedanken umgehen konnte, seinen Beruf zu ändern und Kaufmann werden zu wollen.

Schwer und mühsam war weiterhin sein Lebenspfad, als er in halber Wildniss, mit nur mangelhaften Kenntnissen ausgerüstet, blos mit 7 medicinischen Büchern ausgestattet, seine beschwerliche, ihn anfangs nicht befriedigende, Praxis ausübte. Namentlich interessant ist die Mittheilung, wie Sims, der ursprünglich einen wahren Horror vor der Untersuchung der weiblichen Genitalien hatte, zum Gynäkologen wurde. Bis zum Jahre 1845 ging er jedem gynäkologischen Falle aus dem Wege und als er in diesem Jahre direct aufgefordert und gebeten wurde, 2 Fälle von Blasenscheidenfisteln zu operiren, lehnte er dies rundweg ab. Da wurde er zu einer Frau gerufen, die in Folge eines Sturzes vom Pferde eine plötzlich entstandene Retroversion des Uterus acquirirt hatte. Er nahm die Digitaluntersuchung vor, vermochte aber nicht, die Retroversion zu entdecken, die, nach den subjectiven Empfindungen der Kranken zu schliessen, da sein musste. In dem Momente erinnerte er sich an den Rath seines ehemaligen Lehrers, des Professors Prioleau: „Meine Herren, wenn Ihnen jemals ein Fall von Retroversion der Gebärmutter vorkommt, so legen Sie die Patientin in die Knie- und Ellenbogenlage (genu-pectoral-position), dringen dann mit einem Finger in das Rectum, mit dem anderen in die Vagina, drängen nach oben und unten und wenn Sie dadurch den Uterus nicht in die richtige Lage bringen, so wird es Ihnen wohl schwerlich durch eine andere Methode gelingen.“ Sofort befolgte er diese Lehre. „Auf einmal vermochte ich weder den Uterus noch die Vaginalwände zu fühlen. Ich konnte überhaupt nichts finden und wunderte mich sehr darüber. Es war, als hätte ich meine Finger in einen Hut gesteckt und sie dann darin herumgedreht, ohne auf einen Widerstand zu stossen. Mitten in meinem Erstaunen sagte Mrs. Merill zu mir: „Doctor, jetzt ist's mir um Vieles leichter.“ Meine Aufgabe war gethan, was aber geholfen hatte, wusste ich nicht zu sagen.“ Als sich die Frau nach dieser Manipulation hinlegte, entwich die Luft, welche die Scheide ausgedehnt hatte, mit grossem Geräusche nach aussen. In diesem Augenblicke wurde ihm klar, dass er sich die Fistel jener Kranken, die er als unheilbar eben zurückschicken wollte, zu Gesicht bringen könne. Rasch eilte er nach Hause und auf dem Wege dahin kaufte er sich einen zinnernen Löffel. Zu Hause angekommen placirte er die Kranke in der Knie-Ellenbogenlage auf einen Tisch, liess durch zwei Gehülfen die Nates auseinander halten und bevor er noch den gebogenen Löffelstiel in die Vagina einführte, „drang die Luft mit einem puffenden Geräusche ein und dehnte die Vagina zu ihrer vollsten Grösse aus.“ „Als ich den gebogenen Löffelstiel eingeführt hatte, sah ich alles, wie es noch Keiner vor mir gesehen! Die Fistel war so deutlich zu sehen, wie die Nase im Gesichte eines Menschen. Die Ränder waren klar und

deutlich ausgeprägt und man hätte die Oeffnung messen können, als wäre sie aus einem Stück Papier ausgeschnitten. Die Vaginalwände konnten ihrer ganzen Ausdehnung nach übersehen werden. Der Hals des Uterus war deutlich sichtbar und selbst die Secretion aus demselben war so klar zu erkennen, wie eine Thräne im Auge.“ Er behielt sofort die Kranke bei sich und operirte ihr glücklich die Blasenscheidenfistel. Allerdings gelang ihm dies nicht sofort, denn 30 Sitzungen mussten vorgenommen werden, bis ihm der Verschluss gelang. Seine Collegen, die ihm assistirt, blieben schliesslich aus und musste er sich mit der Assistenz seiner schwarzen Kranken begnügen. Im Jahre 1849 hatte er die Befriedigung und Genugthuung, seine Kranke mittelst seines Spiegels und des Silberdrahtes geheilt zu sehen. Schwer zu sagen ist es, wessen Geduld grösser war, jene Sims' oder die der schwarzen Sklavin Anarcha, die sich 30mal ohne Narkose, denn diese war damals noch nicht bekannt, zur Operation entschloss.

Die Bedeutsamkeit der Sims'schen Entdeckung besteht nicht in der Erfindung des löffelförmigen Speculums, denn die Ulrich-schen Specula, die ebenfalls eine löffel- oder spatelartige Form besitzen, waren lange bekannt, bevor man in Deutschland etwas vom Sims'schen Löffel wusste. Sie liegt in der Entdeckung, dass in der Knie-Ellenbogenlage mit eingesunkenem Rücken, bei welcher ein negativer Abdominaldruck besteht, die Luft durch einfaches Oeffnen des Scheideneinganges in die Vagina einströmt und letztere so aufbläht, dass sie dem Auge und Instrument allenthalben zugänglich wird. Der Ruhm Sims' beruht nicht darin, dass es ihm als Ersten gelang, die Blasenscheidenfistel mittelst einer blutigen Operation zum Verschlusse zu bringen, wie die Amerikaner es glauben, denn vor ihm schon gelang dies in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts Dieffenbach in Berlin, er beruht darin, dass es ihm auf die einfachste Weise gelang, die ganze Vagina dem Auge und dem Instrumente zugänglich zu machen und diese Entdeckung war es, welche die Fortschritte der Gynäkologie so ungemein förderte.

Die zweite Entdeckung Sims', welche seine Landsleute als Epoche machend hinstellen und von der Sims auch in seiner Autobiographie Erwähnung thut, wonach der Trismus neonatorum auf einer Compression des Pons und der Medulla oblongata durch die untergeschobene Hinterhauptsschuppe beruhen soll, ist keine solche, denn sie wurde bereits widerlegt.

Zu bedauern ist es, dass Sims keine Gelegenheit hatte, länger an einem Krankenhause zu wirken, gewiss hätte die operative Gynäkologie einen grossen Vortheil davon gezogen. Leider zwangen ihn die Verhältnisse, als er sich in der Fülle seiner Lebenskraft befand, sein Vaterland zu verlassen und in Europa zu verweilen,

während welcher Zeit er wohl viel Interessantes erlebte, namentlich als er am Hofe Napoleon III. verweilte und Arzt der Herzogin von Hamilton war, fördern aber konnte er unter diesen Verhältnissen die practische Gynäkologie nicht mehr. Noch mehr nahezu zu bedauern ist es, dass er während seines vieljährigen Aufenthaltes in Europa nie Gelegenheit fand, Deutschland zu besuchen. Jedenfalls hätte ihn dieser Besuch geistig mehr angeregt, als die unter Napoleon III. versumpfte französische Medicin.

Recht interessant sind seine Schilderungen von Frankreich, dessen damaligen Hofes und der französischen Aerzte, namentlich der Chirurgen.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man liest, wie sehr sich der Amerikaner danach sehnt, einen Orden zu erhalten und wie es ihm nahe geht, als sich die Verleihung des Belgischen Leopold-Ordens so lange verzieht. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung kann vielleicht nur der Umstand dienen, dass Sims seinem Herzen und seiner politischen Gesinnung nach stets ein treuer Südländer war und diese als Aristokraten leichter und eher zu monarchischen Institutionen incliniren, als die starren Republikaner des Nordens. Diesem Zuge ist es wohl auch zuzuschreiben, dass er sich am Napoleon'schen Hofe so wohl fühlte.

Die Sims'sche Autobiographie macht mehr den Eindruck lose an einander gereihter Tagebuchblätter als die einer Biographie. Minder wichtige und unwichtige Lebensperioden und Ereignisse finden eine auffallend breitspurige Behandlung, während Wichtiges oft nur angedeutet oder gar nicht berührt wird.

Leider fehlen in der Autobiographie die letzten 20 Jahre, so dass wir über seine Wirksamkeit an dem von ihm gegründeten New-Yorker Frauenkrankenhause absolut nichts erfahren.

Das Bild, welches wir von Sims aus seiner Autobiographie, sowie aus den Beilagen, den Gedächtnissreden, die über ihn gehalten wurden, gewinnen, ist ein entschieden schönes. Wir sehen in ihm einen gewissenhaften, strebsamen, ingeniös angelegten Arzt, einen ehrenwerthen Collegen, einen musterhaften Gatten, der bis in das späte Alter mit jugendlicher Liebe und Verehrung an seiner Gattin hängt, einen ausgezeichneten Vater und einen nicht minder solchen Sohn. Seine Frömmigkeit, die uns in seiner Autobiographie zuweilen eigenthümlich berührt, war nichts Gemachtes, sondern Sache des Herzens und ernster Ueberzeugung, vor der man, wie sein Uebersetzer richtig sagt, „schweigend und achtungsvoll sich beugt, wenn man sie auch nicht theilt.“ Eine Reihe von beigefügten, meist an seine Frau gerichteten Briefen ergänzen das Bild dieses ausgezeichneten, hoch bedeutsamen Arztes.

Die Lectüre der Sims'schen Autobiographie kann als die pas-

sendste für den practischen Arzt bezeichnet werden. Sie sei daher diesen wärmstens empfohlen.

Die Ausstattung des Buches ist eine musterhafte. Leider lässt sich nicht das Gleiche von dem beiliegenden Portrait Sims' sagen. Eine mittelmässig ausgeführte Lithographie, die keinen Vergleich mit dem schönen Stahlstiche aushalten kann, der sich im Jahrgange 1884 des „American Journal of Obstetrics", beigefügt dem dort erschienenen Nekrologe über Sims aus der Feder P. Munde's, findet. Kleinwächter.

Specielle Pathologie und Therapie.

2. *Ueber Croup und Diphtheritis im Kindesalter.* Von Dr. Alois Monti, a. ö. Professor an der Wiener Universität. 2. Aufl. Mit 21 Holzschnitten. Wien u. Leipzig. Urban u. Schwarzenberg 1884.

Zu einer Zeit, wo die Discussion über die Aetiologie der Diphtheritis, über das Verhältniss derselben zum Croup wieder von Neuem im Vordergrunde der Verhandlungen medicinischer Gesellschaften steht, wo der Altmeister dieser Lehre, Virchow, selbst von Neuem in dieser Frage Stellung nimmt, wo Heubner's gediegene Arbeit neue kritische Gesichtspunkte eröffnet, ist es wohl an und für sich schon von höchstem Interesse, die Ansichten eines Autors kennen zu lernen, der, wie nicht so bald ein anderer, berechtigt ist, vom Standpunkte seiner ausgedehnten klinischen Erfahrungen dieser Frage näher zu treten und die Ergebnisse seiner Beobachtungen mitzutheilen.

Die Monographie Monti's bietet nicht nur ein erschöpfendes Bild des jetzigen Standpunktes der ganzen Frage, sondern sie bietet auch eine Fülle und einen Reichthum von eigenen Beobachtungen; sie erscheint uns besonders sympathisch wegen der objectiven und sachlichen Kritik, mit welcher der Autor an die Ansichten Anderer herantritt. Schon die Sonderung des Buches in zwei Theile, wovon der eine den Croup, der andere die Diphtheritis behandelt, kennzeichnet den Autor als einen Anhänger jener Lehre, welche in dieser Sache kein nebelhaftes juste milieu kennt, sondern welche Croup und Diphtheritis als zwei distincte, streng von einander geschiedene Krankheitsprocesse ansieht. Der Verfasser behandelt vor Allem die Laryngitis catarrhalis, Pseudocroup oder die katarrhalische Bräune. Er bezeichnet dieselbe als eine einfache Entzündung der Kehlkopfschleimhaut, die ein schleimig eitriges Secret liefert, betont das sporadische Auftreten, spricht sich gegen die Pagenstecher'sche Ansicht der Contagiosität aus und zeigt sich als ein Anhänger der hereditären Anlage dieser Erkrankung, welche bekanntlich von Steiner in die Pädiatrik eingeführt wurde. — Nach einem kurzen Erwähnen der pathologisch-anatomischen Veränderungen bespricht der Verfasser ausführlich die auch

anderweitig bekannte Symptomatologie, kennzeichnet die Unterschiede des durch den Pseudocroup bedingten laryngostenotischen Anfalles von demjenigen, welcher durch den reinen Croup und die Larynxdiphtheritis bedingt ist, spricht sich in der Therapie gegen die Anwendung der Kälte und für die Anwendung der Wärme in Form von warmen Getränken, der Application von feuchtwarmen Dämpfen, resp. Wasserdämpfen aus, und reservirt für die Anwendung von Emeticis blos jene Fälle, wo hochgradige Erscheinungen der Larynxstenose vorliegen. Dafür legt er ein grosses Gewicht auf die Prophylaxis, in welcher er in erster Reihe den kalten Waschungen, einer bei hyperplastischen Mandeln gleichzeitig ausgeführten Tonsilotomie das Wort redet. Hierauf folgt die Schilderung der Laryngitis fibrinosa seu crouposa, des eigentlichen Croup sensu strictiori. Der Verfasser versteht unter dieser Form eine Entzündung der Kehlkopfschleimhaut mit einem auf die Schleimhaut aufgelagerten fibrinösen Exsudate und nimmt zur Frage des Verhältnisses zwischen Croup und Diphtheritis sofort durch den Nachsatz Stellung: „dieselbe ist eine eigene, von der Diphtheritis unabhängige, local verlaufende und für sich bestehende Erkrankung". In der Aetiologie betont der Verfasser nochmals die rein entzündliche Affection, welche durch mechanische, chemische oder thermische Reize hervorgerufen werden kann, womit bekanntlich die experimentellen Erfahrungen Weigert's und Heubner's übereinstimmen. Der eigentliche Croup ist eine seltene Erkrankung, die Angaben der Autoren, welche, wie Rauchfuss und Gerhard auch die sporadischen Fälle von Laryngitis crouposa für contagiös halten, erfahren eine eingehende Kritik und es wird diese Ansicht vom Autor auf Grund seiner reichen Erfahrung zurückgewiesen. Vorzüglich erscheint die Symptomatik geschildert, welche der Verfasser in die drei Stadien: der Vorboten, der Kehlkopfexsudation und der Asphyxie, eintheilt.

Auf S. 52 finden sich genaue Angaben über thermometrische Messungen, wo der Verfasser besonders auf die Curvenascension vor dem Eintritt der Exsudation ein Gewicht legt; diese Erfahrungen stimmen mit den von Zitt in seinem neuesten Werke über Temperaturmessungen im Kindesalter niedergelegten Erfahrungen vollkommen überein. — Auf S. 73 findet sich eine äusserst instructiv angelegte Uebersicht der differentiellen Diagnose zwischen Laryngitis crouposa, Laryngitis catarrhalis und Oedema glottidis — auf S. 82 eine sich durch eine eingehende Kritik auszeichnende Uebersicht der Therapie. Der Verfasser plaidirt für die consequente Anwendung der Kälte, giebt innerlich Eispillen, Eiswasser, kalte Umschläge auf den Kehlkopf in Form einer Halscravatte mittelst der Leiter'schen Wärmeregulatoren, wozu er Wasser von 5° Temperatur anwendet. Ueber das von Rauchfuss und Kaulich an-

gewendete Sublimat spricht sich Monti reservirt aus, dagegen redet er der Anwendung des Jodkali in grossen Dosen das Wort (2,0 auf 100,0 stündlich ein Esslöffel). Auch die hydrotherapeutische Methode, die Uebergiessungen und Einpackungen haben sich dem Autor bewährt. Zur Lösung der gesetzten Exsudate empfiehlt er Priessnitz-Einpackungen, dann die Anwendung des Leiterschen Wärmeregulators mit einer Wassertemperatur von 28—32° R., ferner Inhalationen von warmen Dämpfen, welche stündlich wiederholt werden, und zwar entweder mit Aqua calcis oder warmem Wasser. Auch die Milchsäure weist gute Wirkung auf (50 Tropfen auf 200,0 Wasser). — Auf S. 96 schildert der Verfasser die Massage und wendet sich endlich zu einer der interessantesten und ausführlichsten Partien seines Buches, zur Lehre von der Tracheotomie. Er ist, wie es sich wohl bei Monti von selbst versteht, ein warmer Anhänger dieser Operation, schliesst sich den Anschauungen Trousseau's bezüglich einer zeitlichen Ausführung der Operation, und zwar im vorgeschrittenen zweiten Stadium an, wenn schon mehrere Suffocationsanfälle aufgetreten sind, oder wenn die Asphyxie beginnt. Bekanntlich stellte Steiner gleichfalls dieselben Indicationen auf. Verfasser narkotisirt; überlässt die Wahl der Operationsmethode dem individuellen Falle und widmet auch der Nachbehandlung eine sehr eingehende Besprechung. — Auf Seite 125 behandelt Verfasser jenen Loiseau-Weinlechnerschen Katheterismus der Luftröhre und wendet sich hierauf zur Behandlung der Diphtheritis, deren Beschreibung fast zwei Drittel des Buches ausfüllt.

Als Diphtheritis bezeichnet der Verfasser präcise „jene Infectionskrankheit, die sich durch eine multiforme Localisation und durch die Bildung von Fibrinexsudaten auf oder in dem Gewebe der Schleimhaut oder der allgemeinen Decke charakterisirt.“ Sie entwickelt sich als eine locale oder als eine allgemeine Erkrankung und ist nach Monti — womit derselbe freilich theilweise von der Ansicht einiger neueren Autoren abweicht — eine sowohl epidemisch als auch sporadisch ohne vorausgegangene Ansteckung auftretende Krankheit. In der Aetiologie behandelt der Verfasser zuerst das Vorkommen der Erkrankung während der kälteren Jahreszeit, eine Beobachtung, welche sich mit Zitt's Beobachtungen ebenfalls strenge deckt und beweist dann auf Grundlage seiner Statistik, dass die Kinder zwischen 1—5 Jahren das grösste Contingent der Diphtheritis liefern.

Auf Seite 139 spricht sich Verfasser für die infectiöse Theorie aus, betont die Nothwendigkeit einer Empfänglichkeit der Schleimhaut zum Zustandekommen der diphtheritischen Infectionen und schliesst sich bezüglich der Morphologie der die Ansteckung vermittelnden Mikroorganismen ganz an die Arbeit von Heubner

an. Die pathologische Anatomie basirt der Verfasser auf den Arbeiten von Weigert, Ertel, Klebs und Heubner, überall seine eigenen reichen Erfahrungen auch in diesem Punkte einflechtend. Die Symptomatologie beginnt mit einer eingehenden Schilderung der Temperaturverhältnisse bei Diphtheritis, welche durch zahlreiche Curven illustrirt werden. Der Verfasser unterscheidet dann drei Formen von Diphtheritis: 1. die katarrhalische Form, 2. die pseudodiphtheritische Auflagerung oder die croupöse Form der Diphtheritis, 3. die diphtheritische Nekrose mit der septischen Form der Diphtheritis. — Der Autor schildert nun eingehend zuerst die Angina diphtheritica, bei welcher derselbe ebenfalls eine Angina diphth. partialis, totalis und septica beschreibt.

In der Therapie betont Monti zuerst die nothwendige Isolirung, ferner zur Desinfection des Zimmers nebst Vernichtung derjenigen Gegenstände, welche nicht desinficirt werden können, eine 1 proc. Lösung von aethyl-xanthogensaurem Kalium oder eine 1 proc. Karbollösung. Bezüglich der medicamentösen Behandlung kalte Compressen, Eisumschläge oder die Anwendung von Leiterschen Wärmeregulatoren mit Wasser von 5—8°. Monti spricht sich entschieden gegen die gewaltsame Ablösung der Membranen, ferner gegen die Cauterisation aus, er reinigt blos die Schleimhaut mit Ausspritzungen oder Irrigationen, und zwar mit Kali chloricum, Aq. calcis, Thymol 1 pro mille oder Kali hypermang. 1 proc. Bei übel aussehenden septischen Membranen haben sich Monti's Insufflationen von 1 Jodoform auf 5 Soda bewährt, ferner Irrigationen mit Spir. vini und Aq. font. aā part. aeq. Zur Bekämpfung des Fiebers empfiehlt Monti hydrotherapeutische Proceduren, Chinin und Salicyl und energisches Handeln gleich im Anfang der Collapsen. In einer tabellarischen instructiven Uebersicht stellt Monti die verschiedenen Mittel, welche gegen die Diphtheritis local angewendet wurden, zusammen. — Die nachfolgenden Erwägungen sind der Nasendiphtheritis gewidmet; auf Seite 265 beginnt eine eingehende Schilderung der eigentlichen Diphtheritis des Kehlkopfes, der Laryngitis diphtheritica. Der Autor unterscheidet die Laryngitis diphtheritica danach, ob dieselbe blos als Theilerscheinung der localen Diphtheritis einer anderen Schleimhaut auftritt, oder ob dieselbe als Theilerscheinung allgemeiner Diphtheritis mit vorwiegenden Blutvergiftungssymptomen zur Beobachtung kommt, oder endlich ob sich dieselbe als Theilerscheinung einer septicämischen Diphtheritis zeigt. — Auf Seite 288 stellt Verfasser die differentielle Diagnose zwischen Laryngitis crouposa und diphtheritica auf. Bezüglich der Therapie bespricht der Autor ausführlich die Anwendung der Kälte, die von Kaulich warm empfohlene Anwendung der Wärme, und endlich die Erfolge der Tracheotomie bei Diphtheritis. In einer statistischen Tabelle, welche, mit grossem Fleisse

zusammengetragen, fast sämmtliche publicirte Statistiken umfasst, stellt der Autor 12736 bei Diphtheritis gemachte Tracheotomien zusammen, von denen 3409 günstig verliefen, währenddem 9161 Fälle starben und 166 als ungeheilt aus der Beobachtung entlassen wurden. Monti spricht sich entschieden mit Krönlein dahin aus, dass die absoluteste Indication zur sofortigen Vornahme der Tracheotomie zugegen ist, wenn die Laryngostenose bei Diphtheritis einen das Leben unmittelbar bedrohenden Grad erreicht hat, gleichgiltig ob eine maligne oder nicht maligne Form der Diphtheritis vorliegt. Wo keine laryngostenotischen Erscheinungen vorliegen, oder wo das Bild der allgemeinen diphtheritischen Infection über jenes der Laryngostenose überwiegt — in allen diesen Fällen ist die Tracheotomie nicht angezeigt.

Eine ausführliche Bearbeitung erfahren die Ausgänge und Complicationen nach der Tracheotomie bei Diphtheritis; mit der Schilderung der Diphtheritis der Haut und der äusseren Geschlechtsorgane, der Complicationen und Nachkrankheiten, ferner mit einer von Hock bearbeiteten Beschreibung der Diphtheritis, der Conjunctiva schliesst das interessante, gediegene Buch, welchem noch die betreffenden Receptformeln beigeschlossen sind.

Wir können nochmals auf Grundlage des soeben kurz skizzirten Inhaltes die Arbeit Monti's, welche gewiss eine der besten neueren Arbeiten über diesen Gegenstand bietet, den Lesern nur bestens anempfehlen, und zwar nicht nur Specialisten, sondern besonders auch den praktischen Aerzten, welche das übersichtlich angeordnete Material, die klare, concise Schreibart und die auf einer reichlichen Erfahrung fussende Kritik am besten in dieser wichtigen Frage orientiren wird. Prof. Janovsky.

Staatsarzneikunde.

3. *Systematisch-chronologische Sammlung der österreichischen Sanitätsgesetze und Verordnungen mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Böhmen und mit Benutzung der in der böhmischen Statthalterei-Registratur vorfindlichen Original-Erlässe* zusammengestellt von Alois Witowsky, jubilirtem Medicinae-Doctor, Doctor der Chirurgie, Magister der Geburtshülfe, emeritirtem k. k. Kreisarzte, kaiserlichem Rathe, Ritter des Franz-Joseph-Ordens. Zum Gebrauche für Aerzte, Thierärzte, Apotheker, politische Beamte, Gemeindevorsteher u. s. w. Prag, Verlag von H. Dominicus. 1885. Heft 1—4. Gr. 8°. XVI und 572 Seiten.

Es giebt gewisse Werke, denen in der Regel der practische Arzt ängstlich aus dem Wege geht. Es sind dies jene, die, ihrem Stoffe, ihrer Anlage und Durchführung nach, seinem durch die naturwissenschaftliche Bildung erworbenen Ideengange nicht entsprechen. Zu diesen gehören in erster Linie die Gesetzbücher in ihrer starren, paragraphenmässigen Form und ihrem dem Arzte

nicht ansprechenden Inhalte. Und dennoch ist der practische Arzt gezwungen, auch manchen dieser Bücher seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, jenen nämlich, welche die Sanitätsgesetze enthalten, denn nicht selten ist er in seiner Wirksamkeit gezwungen, sich bei ihnen Raths zu holen. Für jene jungen Aerzte, welche die Absicht hegen, in Staatsdienste zu treten, sind solche Bücher geradezu ein Bedürfniss.

In Oesterreich befindet sich der junge Arzt, der, um in den Staatsdienst zu treten, sich einer Prüfung unterziehen muss, bei welcher die Sanitätsgesetze einen Prüfungsgegenstand bilden, in der unangenehmen Lage, kein Buch zu finden, welches eine vollständige Sammlung der erlassenen Sanitätsgesetze und Verordnungen enthält. Die wenigen einschlägigen Werke, die es giebt, sind entweder schon vor Decennien erschienen, enthalten daher die neueren Gesetze nicht, oder sie sind, zwar jüngeren Erscheinungsdatums, nicht vollständig. Das Letztgesagte gilt namentlich von Obentraut's Handbuch. Diesem Uebelstande sucht Witowsky's „Systematisch-chronologische Sammlung der österreichischen Sanitätsgesetze und Verordnungen" abzuhelfen. Nach den bisher erschienenen Heften 1—4 (p. 1—572) zu schliessen, wird Witowsky's Werk das vollständigste werden, welches bisher erschienen. Das Einzige, was wir bei demselben eventuell auszusetzen hätten, wäre, dass es nur auf das Königreich Böhmen eine besondere Rücksicht nimmt, auf die anderen österreichischen Länder dagegen nicht, demnach über die auf die Sanitäts-Angelegenheiten sich beziehenden Verordnungen und Landesgesetze der übrigen österreichischen Kronländer nichts berichtet. Wir geben allerdings zu, dass zur Lösung einer derartigen Aufgabe die Kräfte eines Einzelnen, und wäre er noch so fleissig und gewissenhaft, nicht ausreichen würden. Witowsky, der durch länger als 50 Jahre als staatlicher Sanitätsbeamter in Böhmen wirkte und als solcher am besten Gelegenheit hatte, sich in dem Labyrinthe der österreichischen Sanitätsgesetze zu orientiren, ist gewiss der Geeignetste, den Führer im Dickicht dieses Gesetzeswaldes abzugeben. Das Werk ist möglichst vollständig angelegt. Abgesehen davon, dass es, neben den Sanitätsgesetzen im engeren Sinne des Wortes, auch das Gerichtsärztliche, das Militärärztliche, das Veterinärwesen und die Sanitätsberichte, sowie die Sanitätsstatistik umfassen soll, behandelt es auch alle Gesetze, die sich auf die Hygiene beziehen und alle Normen des politischen Verwaltungsdienstes, insofern dieselben auf die Sanitätsverwaltung Anwendung finden. Das Werk wird dadurch ein ziemlich umfangreiches werden. Die Anordnung der einzelnen Abtheilungen und Capitel ist eine möglichst organische, so dass das Aufsuchen der einzelnen Gesetze dadurch wesentlich erleichtert wird. Dieser Umstand ermöglicht die Benutzung des Werkes auch den nicht ärzt-

lichen Kreisen, für die es gleichfalls bestimmt ist, den politischen Beamten, Gemeindevorstehern u. d. m. Practisch brauchbar wird daher das Werk, wenn es beendet sein wird, gewiss sein und damit ist auch die Wahrscheinlichkeit seiner künftigen Verbreitung gegeben.

Recht zweckmässig ist die Verwendung verschiedener Typen, um minder Wichtiges, Nachweise u. d. m. schärfer hervortreten zu lassen. Druck und Papier entsprechen den gewohnten Anforderungen. Eine Besprechung der Schlusshefte des Werkes behalten wir uns noch vor. Kleinwächter.

XX.

Miscellen.

Eine parthische Kurgeschichte.

Von Dr. **Moriz Wertner** in Wartberg (Ungarn).

Das war ein furchtbarer Schlag, der das Volk der Parther am 9. Juni 38 v. Chr. getroffen hatte.

Sie waren die furchtbarsten Feinde der Römer seit Hannibal's Zeiten geworden, sie waren die einzige Grossmacht, die dem mächtigen Rom imponiren konnte. Genau fünfzehn Jahre früher, am 9. Juni 53, war der römische Crassus durch den parthischen Feldherrn Suren aufs Blutigste geschlagen worden; Crassus selbst fiel und mit ihm eine Menge seiner Leute, deren Zahl von einem der Berichte auf 80,000 Mann angegeben wird! Ueberdies wurden 10,000 Römer zu parthischen Gefangenen gemacht. — Und jetzt, 15 Jahre später, wie hatte sich die Sache geändert!

Am Jahrestage der furchtbaren Schlacht von Carrhä und des Todestages von Crassus standen wieder Parther und Römer auf der Wahlstätte sich feindlich gegenüber; die Römer unter Anführung des Legaten Ventidius, die Parther unter ihrem Kronprinzen Pakorus. Auf ungünstigem Terrain musste Letzterer in der Nähe der Burg Gindarus eine Hauptschlacht annehmen, die sich zur furchtbarsten Niederlage gestaltete, welche die Parther je erlitten hatten. Prinz Pakorus fiel mit 20,000 Mann seiner Truppen.

Die Nachricht dieser Niederlage wirkte zerschmetternd auf den Partherhof zu Ktesiphon, sie warf den alten König Orodes I. zu Boden. Seit 18 Jahren am Throne, hatten Glück und Umstände es dahin gebracht, dass er sein Reich auf die Höhe ungeahnter

Machtfülle gehoben; das stolze Rom musste sich unter der Wucht seiner Streiche beugen, noch vor Kurzem hatte er Bericht erhalten, dass sein Sohn Pakorus wieder einige Triumphe über die Römer erfochten und jetzt traf ihn die Kunde von der Vernichtung seines Heeres und von dem Tode seines liebsten Sohnes!

Wie anders war es doch vor 15 Jahren! Auch damals erwartete Orodes neugierig die Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die er auch auf eine merkwürdige Art erhielt. Sein Sohn Pakorus wurde mit der armenischen Königstochter verlobt, am Hofe zu Armenien war die parthische Königsfamilie zu Gaste; dieser zu Ehren wurden am Hofe die „Bachae“ des Euripides aufgeführt, denen die beiden griechisch gebildeten Fürsten beiwohnten. Da steckte der Schauspieler, welcher die Agave vorstellte, plötzlich statt des Hauptes des Pentheos das des Crassus auf den Thyrsos und sprach die Worte (Vers 1170—1172): „Vom Gebirge bringen wir einen Schössling, frisch geschnitten, nach dem Palast, einen herrlichen Fang.“ — Sodann liess Orodes in frevelndem Uebermuthe in den Mund des geizigen Crassus geschmolzenes Gold giessen. Am Tage der Aufführung des Euripides'schen Stückes war eben die Nachricht von des Crassus Niederlage sammt seinem abgeschnittenen Kopfe nach Armenien gelangt.

Und heute empfing Orodes die Kunde des Todes seines Pakorus! —

In polygamischen Ehen bringt es einerseits die grosse Anzahl der Kinder, andererseits die mannigfache Beeinflussung seitens der zahlreichen Frauen mit sich, dass sich die väterliche Liebe, namentlich die eines Regenten, nicht gleichmässig auf alle Kinder vertheilt; Folge hiervon ist, dass sie sich in der Regel auf ein einzelnes der Kinder concentrirt. Pakorus war der Lieblingssohn des Orodes, er war der Stolz seiner Krone, die Hoffnung seines Alters. Verhältnissmässig noch in jungen Jahren hatte der Lorbeer des siegreichen Feldherrn bereits seine Schläfe umwunden und aus legitimer Ehe hervorgegangen, war seine Thronfolge unanfechtbar. — Und dieser Pakorus war gefallen!

Der Schmerz über diesen Todesfall warf den alten König aufs Krankenbett; er brachte ihm ein Leiden, dem die alten Chronisten zwar keinen Namen gegeben, dessen Symptome sie uns aber meisterhaft geschildert.

Der Greis verbrachte viele Tage, ohne Nahrung zu sich zu nehmen und ohne einen Laut von sich zu geben; in stummer Verzweiflung war er gegen alle Regungen seiner Umgebung und der Aussenwelt unempfindlich geblieben, so dass man anfangs glaubte, er habe die Sprache verloren. Erst nach längerer Zeit entrang sich seiner Brust ein Seufzer, und der erste Laut, der die Rückkehr seiner Sprache verkündete, war den Manen des Pakorus

gewidmet. Was immer der kranke Greis sprach, Alles drehte sich um die Person des Gefallenen; in seinen Delirien glaubte Orodes den Sohn vor sich zu sehen, ihn zu hören, mit ihm zu reden und dies dauerte stets so lange, bis der Schmerz über die Erinnerung seines Todes sich in Thränen Luft gemacht.

Nach Ueberwindung dieser furchtbaren psychischen Emotion hatte sich das Befinden des Patienten insofern gebessert, als er wieder daran denken durfte, die Regierungsgeschäfte persönlich zu besorgen. Er ergriff die Zügel der Regierung aber nur, um Angesichts seiner furchtbar angegriffenen Gesundheit und Angesichts seiner Ueberzeugung, dass er den Schmerz über den Verlust des geliebten Sohnes nicht überwinden werde, dem Reiche einen Thronfolger zu ernennen. Er nahm sich vor, nach glücklicher Beendigung dieser Thronagende den Rest seines Lebens einzig und allein in Erinnerung an Pakorus zu verbringen und zu diesem Behufe dem Throne zu entsagen.

Das war aber für den betagten König keine so leichte Aufgabe. Er hatte aus seinen zahlreichen legitimen und illegitimen Verbindungen dreissig Söhne, und jede seiner zahlreichen Frauen arbeitete zum Besten ihrer Kinder und belagerte das Ohr des kranken Greises.

Die Legitimitätsfrage kam freilich nicht in Betracht; noch hatten die verschrobenen Ansichten der modernen Gesellschaft über die Legitimität der Kinder die Menschen von damals nicht inficirt; — es handelte sich darum, wer unter den Dreissig der Würdigste sei?

Prinz Phraates, ein böser Charakter von der schlimmsten Sorte, hatte zum Verhängnisse Parthiens den Sieg davongetragen.

Ihm war es gelungen, durch scheinheilige Verstellung sich die Gunst des Vaters zu erschleichen, zudem war er der älteste der Prinzen und so ward er, obzwar von nicht legitimer Geburt, zum Thronerben ernannt.

Aber noch ein anderes Moment war bei der Ernennung maassgebend. Orodes' Befinden hatte sich abermals verschlimmert, somit war die rasche Erledigung der Thronfolgefrage ein politisches Gebot.

Der König wurde wassersüchtig und ward genöthigt, das Bett zu hüten.

Der neuernannte Thronfolger begrüsste die Erkrankung des Königs aufs Freudigste. In seiner unbändigen Herrschsucht hätte er am liebsten gleich nach erfolgter Ernennung zum Thronerben von der Krone Besitz genommen, die neuerliche Erkrankung des königlichen Greises im Verein mit dessen psychischer Depression schien ihm ein günstiges Zeichen baldiger Auflösung zu sein. Er besuchte also den Kranken aufs Häufigste, um bezüglich seines Befindens stets im Klaren zu sein.

Die Wassersucht wollte aber durchaus nicht so rasch mit den Lebenstagen des alten Königs aufräumen, als es der herrschsüchtige Prinz gewünscht, und als Phraates eines Tages gelegentlich eines dem Könige abgestatteten Krankenbesuches sich überzeugte, dass Orodes trotz seines Hydrops ihn noch lange Zeit warten lassen werde, ehe er sich die Krone Parthiens aufs Haupt setzen dürfe, fasste er den Plan, die Lebenszeit des Greises eigenmächtig abzukürzen.

Ob König Orodes während seiner Krankheit ärztlich behandelt wurde und ob Prinz Phraates sich seinen Rath bei einem Fachmanne geholt, lässt sich wohl nicht mehr bestimmen; wir wissen nur, dass der zärtliche Sohn seinen Vater zu vergiften trachtete, und dass es ihm auf irgend eine Art gelungen war, dem kranken Greise eine Dosis Akonit (Eisenhut) beizubringen.

Frohlockend wartete der Bösewicht auf die zerstörende Kraft des starken Giftes; er zählte bereits die Stunden ab, die der Kranke, seiner Meinung nach, noch zu verleben habe, aber siehe da, welche Enttäuschung! Statt dass der Kranke täglich mehr herabgekommen wäre und sich seiner Auflösung genähert hätte, hatte der Giftstoff eine reichliche Schweissabsonderung hervorgebracht und auf diesem Wege die Wassersucht vollständig geheilt.

Der abscheuliche Bösewicht stand entsetzt da, als er statt des vermeintlichen Todes von der Besserung in dem Befinden des Königs hörte. In seiner Brust brütete er die finstersten Pläne gegen das Leben seines Vaters, denen dieser dadurch zuvorkam, dass er aus den bereits oben angeführten Gründen im September 37 freiwillig zu Gunsten seines ältesten Sohnes abdankte.

Aber die Nemesis, die ewig waltende Gerechtigkeit der Geschichte, hatte nicht vergessen, dass Orodes seinen Vater Phraates III. im Jahre 60 mit Hülfe seines Bruders Mithradates ermordet, dass er später diesen letzteren gleichfalls hinrichten liess; — der neue Machthaber Phraates IV. fürchtete die Thronansprüche seiner legitimen Brüder und liess sie sämmtlich umbringen und als der Vater Orodes seinen Abscheu vor dieser That aussprach, ermordete er auch diesen.

Aber die Nemesis strafte auch den Vater- und Brudermörder. Im Jahre 2 v. Chr. wurde er von seiner Concubine Musa mit Hülfe des Sohnes Beider, Phraatakes († 4 nach Chr.) durch Gift aus dem Wege geräumt.

BOSTON MEDICAL
JUL 2 1912
LIBRARY.

XXI.

Zur Klimatologie und Hygiene Ostafrikas.

Von **Gerhard Rohlfs.**

Bei dem augenblicklichen Drange des deutschen Volkes, dem Vaterlande neue Gebiete zu erwerben, sind einige Worte über die klimatischen und hygienischen Zustände dieser Länder gewiss zeitgemäss. Sehen wir uns um, so finden wir, dass alle die Gegenden, welche in klimatischer Beziehung mit Deutschland übereinstimmen oder doch nahezu dieselben Verhältnisse wie Mitteleuropa aufweisen, schon besetzt sind. Besonders die Vereinigten Staaten, welche mit Recht seit langem das Auswanderungsziel der Deutschen gewesen sind und für lange noch bleiben werden, zeigen ja in Bodenbeschaffenheit, Klima, Ergiebigkeit des Erdreichs, endlich in ihren politischen und religiösen Einrichtungen ein Land so zugeschnitten für die auswandernde Bevölkerung unseres Vaterlandes, wie kein anderes.

Wenn es demnach von grösster Wichtigkeit für Deutschland ist, Besitzungen zu erwerben, die zwar unter den Tropen gelegen, aber neue Absatzgebiete für unsere Industrie und unseren Handel abgeben, und ermöglichen neue Producte dieser Länder einzutauschen, sowie durch Anlage von Plantagen und Farmen eine Menge Menschen zu beschäftigen, so ist wohl kaum nöthig zu begründen, wie segensreich für unsere kommenden Geschlechter ein solches Vorgehen sein muss. England und Holland beweisen zur Genüge, welchen Nutzen man aus Tropencolonien ziehen kann, und so wird es mit Deutschland und seinen colonialen Unternehmungen, wir sind fest davon überzeugt, auch sein.

Bis jetzt hat Deutschland sein Hauptaugenmerk in Erweiterung seines Gebietes auf Afrika und Oceanien gerichtet. Ganz natürlich,

denn gerade in diesen Welttheilen gab und giebt es noch herrenloses Gebiet genug, welches den eben angedeuteten Zwecken entspricht. Beschäftigen wir uns daher mit den afrikanischen Gebieten, welche Deutschland erworben hat und welche sämmtlich, mit Ausnahme von Lüderitz-Land, unter der tropischen Zone gelegen sind. Lüderitz-Land oder Angra Pequena können wir aber um so eher umgehen, weil dies in der subtropischen Region befindliche Gebiet in gesundheitlicher Beziehung keine grossen Unterschiede zeigt von den Ländern ähnlicher Beschaffenheit unter denselben Breiten.

Als Gegenstand unserer diesmaligen Betrachtung wollen wir uns Sansibar mit der Ostküste vornehmen. Und von vornherein soll betont werden, dass wir nicht die hohen Gebiete des Kilimandjaro und Kenia mit ihren sich bis zu den Alpen Abessiniens erstreckenden Hochlanden hier einschliessen, sondern uns speciell auf die Insel Sansibar und das gegenüber liegende Küstengebiet beschränken wollen. Aber auch hier können wir nur unter aller Reserve schreiben, da die klimatischen Verhältnisse, ebenso wie die über die dort vorkommenden Krankheiten noch viel zu wenig untersucht sind, um ein endgültiges Urtheil, ja kaum einen sicheren Allgemeinüberblick zu gestatten.

Vor Allem wollen wir hier hervorheben, dass wir nicht übereinstimmen mit jenen, welche schlechtweg behaupten, das Leben und der Aufenthalt unter den Tropen sei ungesund. Die Tropen zeigen eine grosse Verschiedenheit in klimatischer Beziehung. Sicher ist ein Aufenthalt am Ausgang eines grossen Flusses, z. B. des Nigers oder Congos, von ganz anderer Einwirkung auf die Menschen, als ein solcher an einer Küstengegend, welche ohne grosse Flussmündungen ist. Locale Einflüsse sind auf die Beschaffenheit des Klimas viel grösser, als man sich gemeiniglich denkt. Und nichts ist anmaassender, als wenn man, wie dies oft genug geschieht, hier den theoretischen Maassstab anlegt. Wie oft liest man z. B., das Klima von Afrika ist durchweg heiss und ungesund, selbst von Reisenden, und meist sogar von solchen, die vielleicht höchstens einige Tausend Kilometer in den Continent hineingekommen sind. Theoretisch müsste es z. B. in Sansibar, das etwa unter dem 6° S. B. liegt, fast täglich regnen. In Wirklichkeit regnet es aber nur dann, wenn die Sonne im Zenith steht, also zweimal im Jahre, und zwar im März stärker als im Spätherbst. In den übrigen Monaten fällt

aber nur etwa in jeder Woche einmal feuchter Niederschlag, ja der September pflegt meist ganz trocken zu sein. Wir würden auch meinen, dass, bei gleicher Höhe über dem Meere, die Hitze in Sansibar, als einer mitten im Meere gelegenen Insel, geringer sei, als an der Küste bei gleicher Breite. Auch das ist nicht der Fall. Denn bei Lamu an der Küste, welches unter dem 2° S. B., also dem Gleicher um 4° näher gelegen ist, herrscht stets eine kühlere Luft als auf der Insel Sansibar. Weshalb das so ist, weshalb dies allen Regeln der Klimatologie entgegen steht, kann man bis jetzt nur localen Einflüssen zuschreiben. Die Erfahrungen liegen zu spärlich vor, um fest darüber urtheilen zu können; vorläufig können wir nur die Thatsachen verzeichnen, bis wir mit Sicherheit nachweisen, durch welche locale Einflüsse dies bedingt ist.

Dass das Klima den grössten Einfluss auf die Gesundheit der Menschen hat, besonders unter den Tropen, ist eine allbekannte Thatsache. Man weiss auch, dass die aus der gemässigten oder gar kalten Zone kommenden Menschen mehr den klimatischen Einflüssen der Tropen ausgesetzt sind, als die Eingeborenen.

Die Ursachen, weshalb das so ist, liegen klar auf der Hand, aber wie bei so manchen Dingen, scheint man sie nicht erkennen zu wollen, oder fehlt es etwa an Nachdenken? haben sich die Aerzte und Naturforscher noch nie die Frage vorgelegt, warum ertragen denn die Eingeborenen besser das heisse Klima als die Europäer? Sind sie von Haus aus widerstandsfähiger? Nein, im Gegentheil, wir sind fest überzeugt, dass der Europäische Normalmensch mehr Kräfte entwickeln kann, in seinem eigenen Lande widerstandsfähiger ist, ein höheres durchschnittliches Lebensalter erreicht, als der unter den Tropen geborene sogenannte Natur-Normal-Mensch.

Den Hauptgrund möchte ich darin suchen, dass der Eingeborene mehr leistet und unter den Tropen widerstandsfähiger erscheint als der Europäer, der doch an und für sich kräftiger ist, weil eben der Eingeborene, durch tausendjährige Erfahrung belehrt, sich den natürlichen Verhältnissen des Landes besser anpasst. In der ganzen Lebensweise, in der Kleidung, im Essen und Trinken, in Allem. Es ist besonders das zweite, die Bekleidung der Europäer, welche die Widerstandskraft derselben schnell erschöpft.

Der Eingeborene kleidet sich fast gar nicht. Oft ist Schmuck seine einzige Bedeckung; ein Perlgurt, ein ausgefranzter Gürtel; ja in manchen Gegenden das so oft genannte, ich möchte fast sagen „historische“ Feigenblatt, genügen, die Schamtheile zu verdecken, wenn überhaupt der Eingeborene schon diejenige Stufe der Cultur erreicht hat, welche der Mensch der Bibel besitzen musste, als er aus dem Paradiese vertrieben wurde.

In einer Gegend, wo die Temperatur während des ganzen Jahres so hoch ist, dass z. B. Schafe, wenn sie aus nördlicheren Gegenden dorthin getrieben werden, ihre Wolle verlieren und statt dessen ein weniger wärmendes Gewand aus Haaren bekommen, ist es auch gewiss nur rationell, dass die Menschen sich mit so wenig Kleidungsstücken umhüllen wie möglich. Das Abhärten der Haut gegen die Hitze stählt den Körper oder vielmehr die Haut der Eingeborenen derart, dass sie sich von klein auf ohne Gefahr den sengenden Strahlen der Sonne aussetzen können. Nicht nur den ganzen Körper können sie ohne Schaden den directen Einwirkungen der tropischen Sonne aussetzen, sondern auch den Kopf, den glattrasirten Kopf! Jeder Afrikareisende wird das bestätigen können. Durch Erblichkeit scheint der Körper, die ganze Haut der Tropen-Eingeborenen derart gegen directe Insolation unempfindlich geworzu sein, dass man sich nicht scheut, ein eben neugeborenes Kind den Brennglasstrahlen der Tropensonne auszusetzen. Und der kleine neue Weltenbürger, der etwa nicht schwarz, sondern grau zur Welt kommt, leidet auch nicht im Mindesten darunter. Diese Abhärtung der Haut stählt die Tropenbewohner gleich gut gegen die Einflüsse der relativen Kälte.

Wie machen es die Europäer? Nach dem Beispiele der Engländer kleiden sie sich in Wolle und zwar tragen sie Wollzeug auf blosser Haut. Selbst solche, die in unseren kalten nordischen Klimaten ohne wollene Unterkleidung zu leben pflegten, legen, sobald sie den Wendekreis nach dem Aequator überschritten haben, wollene Unterbekleidung an.

Es hat dies natürlich zur Folge, dass der Europäer sich unter den Tropen in einer beständigen Transpiration befindet. So gut unter Verhältnissen das Schwitzen sein mag, so kann sich doch jeder vernünftige Mensch vorstellen, welche Folgen auf die Haut und dann auf den ganzen menschlichen Organismus ein bestän-

diges Schwitzen haben muss. Es verweichlicht den Körper und schon nach wenigen Jahren ist der Mensch so reducirt, dass er gezwungen wird, nach den kälteren Regionen zurückzukehren. Und doch wird immer von den Aerzten den Ankömmlingen gepredigt, zum Wollregime Zuflucht zu nehmen. Trotz des schlechten Geruches der Wollbekleidung — ganz selbstverständlich, weil die Wollstoffe dicker sind — trotzdem die Wollbekleidung unzweifelhaft den sogenannten „rothen Hund", einen sehr empfindlichen Nesselausschlag, im Gefolge hat, trotzdem die Wollbekleidung keineswegs vor Erkältung schützt, predigen nicht logisch denkende Aerzte stets wieder diese Art der Bekleidung. Man soll also die natürliche Hitze der Luft durch eine stetige heisse Bekleidung noch steigern! Man soll die Haut, diesen wichtigen Respirations-Organismus des menschlichen Körpers, stets schwächen und reizen!? Wie lehrreich ist der Vortrag, den im Obr. d. J. der Geheimrath von Nussbaum in München über Hausmittel hielt, und wo er bei Gelegenheit der Verbrennungen auseinander setzte, welche Gefahren es mit sich brächte, wenn grosse Hautpartien zerstört wären. „Es kann ein Patient nur roth sein", sagte der gelehrte Arzt, „und er muss doch sterben, weil die verbrannte Fläche zu gross ist, während andere mit kleineren aber tiefen Wunden gerettet werden. Wenn mehr als ein Drittel der Körperoberfläche verbrannt ist, ist der Tod unvermeidlich, man weiss nicht warum, aber als wahrscheinliche Ursache wird die Unmöglichkeit der Hautausdünstung angenommen." Warum bekommen die Eingeborenen den „rothen Hund" nicht? Weil sie ihre Haut nicht verzärteln, das ist doch klar.

Hunderte von Millionen werden die europäischen Kaufleute verdienen durch Absatz von Baumwollstoffen nach den Negerländern, sagt Stanley; aber wenn das der Fall sein wird, so kann man auch ebenso gut behaupten, dass man unter der eingeborenen Bevölkerung nie Abnehmer von wollenen Kleidungsstücken finden wird. Von den Afrikareisenden, welche Jahre lang den afrikanischen Continent durchstreift haben, wie Nachtigal, Schweinfurth, Denhardt und auch Schreiber dieses, hat nie einer Wollbekleidung in diesem Erdtheil getragen.

Es ist jedenfalls ein grosser Unterschied hinsichtlich der Bewohnbarkeit der Küsten, ob dort alluviale oder diluviale Bildungen vorhanden sind. Ob, wie wir vorher schon hervorgehoben haben, in

den tropischen Gegenden grosse Ströme oder kleine vorhanden sind. Ob die Gegend dichte Urwaldung oder einen lichten Bestand aufweist. Ja, die Bodenbeschaffenheit selbst hat auf die gesundheitlichen Verhältnisse einen nicht zu unterschätzenden Einfluss.

An der Ostküste von Afrika sind insofern die Verhältnisse günstiger als an der Westküste, weil die Flüsse, welche dort einmünden, einen kürzeren Verlauf haben, folglich weniger Wasser fortschwemmen, als an der atlantischen Küste. Daher ist denn auch das Alluvium weniger entwickelt als z. B. am Congo, Niger, Senegal u. s. w. Ueberhaupt sind die Vorlagerungen an der östlichen Küste bei weitem nicht so ungesund als die der westlichen, und vielleicht dürfte zum Theil der Grund dafür in der weniger entwickelten Vegetation zu suchen sein. Damit soll keineswegs gesagt werden, dass die Ostküste baumlos sei. Dies lässt sich höchstens behaupten von dem nordöstlichen Gestade am Cap Gardafui südwärts etwa bis zum 3° N. B.

Möge es hier gestattet sein, zugleich die Frage aufzuwerfen, weshalb man allgemein unter den Tropen und subtropischen Regionen die Luft der Wälder für ungesund hält, während in der gemässigten Zone die Aerzte die Waldluft nicht hoch genug veranschlagen können? Wenigstens in unserer Zeit. Man schreibt der aus den fallenden und gefallenen modernden Blättern entstehenden Luft böse Eigenschaften zu. Ist das etwa bei uns nicht der Fall? Die köstliche Luft der Buchen- und Eichenwälder, ist sie in der That so heilwirkend? Vielleicht entgegnet der eine oder der andere, nicht die Luft der Laubwälder ist dem Menschen heilsam, sondern die „balsamische“ Luft der Nadelwälder. Aber wodurch ist das bewiesen? Modert es unter den Tannen und Fichten nicht auch in den dichten Mooslagern?

Was ist „balsamisch“, was ist nichtbalsamisch? Das ist selbst mit Bestimmtheit objectiv nicht zu entscheiden. Und weshalb soll der balsamische Duft der Nadelwälder gesund sein? Sind darüber Beobachtungen gemacht? Zieht man vielleicht den Ozon-Gehalt der Luft mit herbei? den angeblich grösseren Sauerstoffgehalt? Nimmt das Blut in der That mehr Sauerstoff auf als es braucht, wenn thatsächlich mehr von diesem Stoffe vorhanden ist? Das ist eine subjective Geruchsempfindung. Professor X. X. nennt diesen Geruch vielleicht „balsamisch“ oder auch wohlduftend, den ein Neger oder

Malaye mit Abscheu an seinen Nervus trigeminus hinantreten lässt. Nichts ist lehrreicher in dieser Beziehung, als was Professor Veit Graber in Czernowitz über das Geruchsvermögen der Thiere veröffentlicht hat, indem er nachwies, dass von 50 Ameisen 45 sich dem Jasmingeruch zuwandten, den sie der reinen Luft vorzogen, der nur 5 zukrochen; während ihnen der Rosenduft so unangenehm erschien, dass sie demselben den Wanzengeruch vorzogen, den sie sonst auch nicht gerade lieben. So wird die Küchenschabe (periplaneta) durch den stark riechenden Limburger Käse abgestossen — mancher Mensch auch — während die Feuerwanze (pyrrhocoris) durch ihn angezogen wird, wie mancher Mensch auch. Und wenn man beim Menschen mit Recht sagt: de gustibus non est disputandum, kann man dies mit vollkommen gleichem Recht nicht nur beim Menschen, sondern von der ganzen organischen Welt — auch vom Pflanzenreich — beim Olfactus sagen. Damit will ich aber keineswegs mich auf den Jäger'schen Standpunkt stellen, der Geruch mit Seele identificirt.

Man behauptet es bis jetzt wohl, und ich erinnere mich recht gut, dass man vor einem Menschenalter, zur Zeit meines seligen Vaters, der auch Arzt war, hectische Kranke in die Kuhställe sperrte, um die „balsamische Luft" der Verdauungsstoffe von Rindern einzuathmen. Natürlich entwickelten sich die Bacillen, welche die Ursache der Schwindsucht sind — oder sind sie das Product? — unter der Einwirkung der faulen Luft eines Kuhstalles mit desto grösserer Geschwindigkeit!

Ich habe dies nur beiläufig angeführt, um zu zeigen, mit welcher entsetzlichen Gedankenlosigkeit man heute noch immer die Heilkunde betreibt. Denn sind z. B. Stabpilze wirklich die Ursache der Schwindsucht, ist diese also hervorgebracht durch mikroskopische Organismen, welche zwischen dem Pflanzen- und Thierreich stehen, so musste man sich doch sagen, dass diese Gebilde nirgends eine bessere Entwicklung finden, als in warm-feuchter Luft, welche überhaupt dem Gedeihen des Pflanzenreichs förderlich ist. Und doch schickt man Schwindsüchtige stets noch nach Madeira, welche Insel das schönste, warm-feuchte, stets gleiche Klima hat. Oder auch an die Riviera und wie alle die Gegenden mit dem warm-feuchten gleichmässigen Klima heissen.

Warum nicht nach Sansibar? Sansibar hat das gleichmässigste

Klima der Welt. In der heissesten Zeit, welche mit unserem Winter zusammenfällt, etwa + 30 — + 33 °, dann in der kalten Zeit, welche mit April beginnt und bis November dauert, etwa + 25°. Der Unterschied zwischen heiss und kalt beträgt also 5—8 ° Celsius. Grössere Schwankungen kommen überhaupt höchst selten vor, die Hitzegrade sind also keineswegs übermässig hoch. Wir haben Gegenden auf der Erde, welche bedeutend grössere Hitzegrade aufweisen. In Bilma z. B. oder in den Salzwüsten des westlichen Nordamerikas sind Monate lang ständige Temperaturen von über 50 ° etwas ganz Regelmässiges.

Das Eigenthümliche in der Temperatur in Sansibar besteht darin, dass dieselbe stets Tag und Nacht gleich bleibt, sich höchstens um 1—2 ° ändert. Dies hat natürlich für den thierischen Organismus höherer Wesen, welche dort nicht acclimatisirt sind, seine eigenen Folgen, welche besonders in Erschlaffung der Musculatur besteht. Niemand entgeht derselben. Der aus dem nördlichen Klima kommende Mensch zahlt so gut seinen Tribut, wie das Pferd, die Rinder, die Hunde, die Vögel, welche dorther stammen, während die Menschen und Thiere, welche dort seit langen Zeiten leben, nicht davon afficirt werden.

Man kann also nicht sagen, dass das Klima von Sansibar — ich meine die Insel — an und für sich ungesund wäre. Weshalb sollte diese mitten im Meere gelegene Insel auch ungesund sein? Fortwährend entweder von den südwestlichen oder von den nördlichen Monsunen bestrichen, hat das Eiland noch den Vortheil, dass es aus Madreporen-Bildung besteht. Diese Formation bewirkt, dass die heftigen Regen — und das Jahr 1885 zeichnete sich durch besonders ergiebige feuchte Niederschläge aus — gleich versickern. Und so haben sich nur an den tiefsten Stellen der kleinen Bäche, meist da wo sie ins Meer sich ergiessen, Sümpfe oder vielmehr Sumpfboden gebildet, welche Reisbau ermöglichen. Aber von wie geringer Ausdehnung dieses Schwemmland ist, beweist, dass der dort gebaute Reis bei weitem nicht ausreichend ist zur Ernährung der eingeborenen Bevölkerung.

In sofern ist die Stadt Sansibar ungesund, als sie durchaus auf Gräbern gebaut ist. Die Unsitte der Eingeborenen, die Leichname ihrer Dahingeschiedenen in unmittelbarster Nähe der menschlichen Wohnungen zur Erde zu bestatten, ja oft genug dieselben

in die Hofräume der Wohnungen zu betten, und zwar nie sehr tief, bewirkt, dass die Lebenden unmittelbar auf den Leichnamen hausen. Oft genug wird dann auch, ohne auf die Gebeine Rücksicht zu nehmen, auf den Beerdigungsstätten der Toden ein neues Haus errichtet. Wollte man die Stadt Sansibar, welche etwa, abgesehen von dem auf dem Festlande gelegenen Hütten-Viertel, 20,000 Einwohner haben mag, heute wegräumen, so würde man unter der Erde mindestens die vierfache Zahl von Begrabenen finden.

Dass ein solches Todtenfeld gerade kein gesunder Aufenthalt sein kann, leuchtet ein, zu dem kommt noch, dass in der Stadt ein Drittel der Häuser in Ruinen liegt, und diese selbst als Ablagestellen für Mull, Abfall, Dünger und andere unbrauchbare Stoffe dienen. Ebenso wird für die Reinlichkeit der Strassen nicht die mindeste Sorge getragen. Selbstverständlich sind die Brunnen der Stadt, welche überdies alle brakisches Wasser haben, voll von Verwesungsstoffen. Mit grossem Danke muss es daher anerkannt werden, dass der jetzige Sultan, Bargasch ben Said, eine Wasserleitung hat anlegen lassen, welche von dem Rücken der Insel, wo ergiebige Quellen sind, der Stadt reichliches und gutes Wasser zuführt. Dasselbe würde noch besser sein, wenn die Sammelbehälter reinlicher gehalten würden.

Es ist von Verschiedenen behauptet worden, dass Fleischkost unter den Tropen den Europäern verderblich sei. In dieser Beziehung neige ich mich eher dem Urtheil des Herrn Dr. Falkenstein zu, der entgegenstehender Ansicht ist. Was der Europäer vermeiden muss, sind rein alkoholische Getränke und körperliche Ruhe.

Wenn unter den Tropen dem menschlichen Organismus besonders die grosse Wärme schädlich ist, welche derselbe durch die senkrechten Strahlen der Sonne zu erdulden hat, so muss diese nicht durch künstliche Mittel, sei es innerlich durch spirituöse Stimulantien, sei es äusserlich durch Wollbekleidung in unnatürlicher Weise erhöht werden. Damit soll nicht gesagt sein, dass der Genuss des Weines oder Bieres absolut zu meiden sei. Im Gegentheil, demjenigen, welcher von seiner Heimath her gewohnt ist, täglich Wein oder Bier zu trinken, kann nur gerathen werden, diese Gewohnheit beizubehalten, wenn es ihm möglich ist. Verderblich ist nur das Schnapstrinken, welches glücklicherweise bei den Deutschen

weit weniger Verbreitung gefunden hat, als bei den Engländern, Franzosen und Holländern. Und das brandy and soda water, der Absynth und holländische Genever haben nicht nur nicht Aussicht bei den Deutschen keinen Eingang zu finden, sondern werden immer mehr auch von ihren Parteigängern, den übrigen Europäern, verlassen; das Bier, das deutsche Getränk, ist auch jetzt unter den Tropen durchaus als Sieger eingebürgert.

Nicht weniger nützlich halten wir die körperliche Bewegung und das tägliche Baden. Auf Beides wird von den Deutschen viel zu wenig Gewicht gelegt. Sie bedenken nicht, dass das starke Transpiriren, verbunden mit dem unvermeidlichen Staub, noch mehr als in den gemässigten Klimaten, ein Offenhalten der Hauptporen nothwendig macht, und dass dies am besten durch Baden geschieht. Und ebenso wenig ist die körperliche Bewegung bei den Deutschen im Ansehen.

In dieser letzten Hinsicht kann viel von den Engländern gelernt werden, welche man täglich Nachmittags sich gymnastischen Uebungen hingeben sieht. Es ist wahr, es gehört das Spazierengehen in den heiss-feuchten Gegenden gerade nicht zu den Annehmlichkeiten, denn Jeder, der ihm obliegt, wird nach einem einstündigen Gehen wie gebadet zu Hause kommen, aber jedenfalls ist ein ordentlicher Gang in der freien Natur oder andere körperliche Uebungen, sei es Reiten, Ballspiel u. s. w., unerlässlich, um die Elasticität des Körpers zu bewahren.

Wenn vorhin schon gesagt wurde, dass Fleischkost unter den Tropen nicht gemieden zu werden braucht, so soll für Sansibar und die Ostküste noch besonders hervorgehoben werden, dass von den dort wachsenden Früchten fast alle ohne Gefahr von den Europäern genossen werden können. Die Mehrzahl derselben ist übrigens nicht einheimisch, sondern importirt. Ohne schädliche Folgen können z. B. Orangen gegessen werden, welche zwar bei weitem nicht so gut und süss wie in Nordafrika sind, die aber dennoch, durch verschiedenste Arten vertreten, ohne allen Nachtheil genossen werden können. Ebenso die Mangofrucht, deren unreife Früchte ein schönes Muss, wenn gekocht, geben. Diesen aus Asien importirten Früchten gesellen wir die von Amerika gekommene Ananas bei, welche jetzt in Sansibar in dem Maasse vorkommt, dass man die Büsche, in wildem Zustande, fast überall längs der Wege findet.

Ohne Bedenken kann jeder von dieser köstlichen Frucht so viel geniessen wie er mag, nur muss man sich hüten, sorgfältig die kleinen Blüthchen, welche bis tief ins Fleisch reichen, zu entfernen, da deren mikroskopische Stacheln und Widerhaken leicht Magen- und Darmentzündung zur Folge haben können, falls man sie mit verspeist. Weniger empfehlenswerth ist die carica papaya, von Heinrich Barth Melonenfrucht benannt. Der Saft der Blätter enthält bekanntlich einen dem Pepsin ähnlichen, fleischauflösenden Stoff, und man geht wohl nicht fehl, wenn man der Frucht selbst eine ähnliche Kraft zuschreibt. Nach Tisch genossen, kann man die Melonenfrucht übrigens ohne alle Gefahr zu sich nehmen.

Ich meine, dass wir hinsichtlich des Essens uns auch mehr den Gewohnheiten und Gebräuchen desjenigen Landes und derjenigen Völker anschmiegen sollten, in welchem wir sind und unter welchen wir uns befinden; und besonders dann, wenn ein längerer Aufenthalt geplant wird. Warum war in den heissen Gegenden schon vor Tausenden von Jahren das Schweinefleisch gewissen Völkern verboten? Viele sagen aus religiösen Gründen; andere behaupten, weil durch die Erfahrung sich gezeigt habe, dass dasselbe schädliche Folgen zurücklasse. Jedenfalls steht so viel fest, dass selbst in unserem kalten Klima nicht Allen der Genuss des Schweinefleisches zuträglich ist, in den Tropen aber ist Schweinefleisch überhaupt als schädlich anzusehen. Hätten Moses und Mohammed den Alkohol gekannt, so würden sie zweifelsohne den Schnaps auch auf die Liste der verbotenen Dinge gesetzt haben. Den Wein hat Moses passiren lassen, Mohammed hat ihn bedingungsweise verboten, weshalb man — leider — so viele Mohammedaner dem Schnapstrinken ergeben findet.

Wir sehen aber auch, dass die Bewohner des äussersten Nordens, ohne üble Folgen zu verspüren, grosse Quantitäten Alkohol zu sich nehmen, fette Speisen ohne Beschwerde geniessen können, wie es unter südlicheren Breiten unmöglich wäre.

Und nur durch das Klima bedingt, sehen wir, dass die verschiedenste Lebensweise bei Völkern gleicher Raçe gleichsam von selbst gegeben wird; hierdurch wird am klarsten illustrirt, dass eben dasselbe Volk, wenn es sich nur den localen Einflüssen anzuschmiegen versteht, jedem Klima gewachsen ist. Der grosse englische Naturforscher Darwin sagt in seinem descent of man I.

p. 246: „die Eskimo leben ausschliesslich von thierischer Nahrung; bekleidet in dicken Fellen, sind sie der grössten Kälte und einer sehr langen Sonnenlosigkeit ausgesetzt; und trotzdem unterscheiden sie sich in keinem hohen Grade von den Bewohnern Ost-Chinas, welche ausschliesslich von vegetabilischer Kost leben und beinahe nackt, einem tropischen Klima ausgesetzt sind.“ Darwin führt sodann noch andere Beispiele an von ganz ähnlichen Verhältnissen für andere Volksstämme.

Auch hierin fehlen die europäischen Einwohner. Man kann sich nicht trennen von seinem Schinken und Speck. Klösse, Mettwurst, Sauerkohl und Gott weiss was für Gerichte zieren fast täglich die Tafel des Europäers und doch bieten die Tropen an leicht verdaulichem Fleisch und frischen Gemüsen die Hülle und Fülle. Warum bekümmert man sich nicht mehr um die Lebensweise der Eingeborenen und sucht von ihnen in Erfahrung zu bringen, welche Nahrungsmittel sie zu sich nehmen?

Man ist zu eitel, um auch nur dem Gedanken Raum zu geben, man könne von den Eingeborenen lernen. Selbst solche Gemüse, welche in Italien, Südfrankreich, Spanien u. s. w. vorkommen, und in den Tropen ihr Bürgerrecht gefunden haben, wie Tomaten, Eierfrüchte (solanum melongena), Kürbisse, werden von den Deutschen und meist auch von den Engländern verschmäht: Wat de Bur nich kennt, dat itt he nich!

Statt dessen giebt man grosse Summen aus, um sich Büchsen-Fleisch und Gemüse aus Europa kommen zu lassen, ohne auch nur einmal den Versuch gemacht zu haben, die Nahrungsmittel der Eingeborenen zu kosten.

Andere aber, die das Kind mit dem Bade ausschütten wollen, haben, um sich auf etwas stützen zu können, behauptet, der grösste Theil der Neger oder der Eingeborenen Afrikas sei der Fleischkost abgeneigt. Und darauf hin empfehlen sie unter den Tropen so wenig Fleisch wie möglich zu essen. Man findet auch in bedeutenden ethnographischen Werken die komische Aussage, die Neger ässen keine Fische.

Die Wahrheit ist die, dass die Eingeborenen Afrikas überall da, wo sie Fleisch bekommen können, es nicht verschmähen, und überall da, wo Wasser ist, einerlei ob Süss- oder Salzwasser, eifrige Fischesser sind.

Die Eingeborenen von Afrika, einerlei, ob sie nun dem Bantu-Stamme, den Sudan-Negern, den Hamiten, den Semiten oder welchem Volke sonst angehören, sind stets, wie auch bei uns die Menschen, durchaus abhängig von dem Boden, auf dem sie wohnen und dort, wo sie sind, ernähren sie sich von den Erträgnissen ihres Landes und ihrer Gewässer.

Kein Thier wird verschmäht. Dieses Volk isst Elephanten, jenes Springratten; dieses erhascht den grössten Vogel der Erde, den Strauss, um die Federn zu verkaufen und die fleischigen Schenkel desselben zu verspeisen, jenes betrachtet als grössten Leckerbissen die leicht durch die Lüfte getragene Heuschrecke; diese Stämme verspeisen mit besonderem Wohlbehagen die Krokodile der grossen Flüsse, während jene, denen diese Saurier mangeln, sich mit Raupen begnügen. Und am Benue und Niger fand ich die Anwohner dieser mächtigen Ströme derart in der Kunst des Fischfanges ausgebildet, dass ihnen von der Angel bis zum Schleppnetz jede Methode, sich der Fische zu bemächtigen, bekannt war. Ja Jeder der in Lagos oder anderen Lagunenstädten Afrikas gewesen ist, wird gesehen haben, wie zahlreich die ausgelegten Reusen der Eingeborenen sind, und der Fang der Austern und Granaten daselbst beweist, dass auch die Krustenthiere von ihnen nicht verschmäht werden.

So finden wir also in Afrika unter den Eingeborenen eigentlich nur da Vegetarianer, wo eben die Verhältnisse nicht gestatten, Fleischkost zu essen. Immer aber, selbst in den Gegenden, wo der Europäer meint, nur von Pflanzenkost existirende Bewohner vor sich zu haben, wird er finden, dass der Eingeborene, sobald er Fleisch, Fisch, Milch, Butter u. s. w. bekommen kann, sich mit einem wahren Heisshunger diesen substantielleren Nahrungsmitteln zuwendet.

Wenn der in den heissesten Regionen der Erde wohnende ärmste Oasenbewohner der Sahara, der stets durch das harte Muss gezwungen von Datteln und Gerstenmehl lebt, Butter, Milch oder gar Fleisch ergattern kann, dann feiert er seinen höchsten Festtag. Und wenn im nördlichen Sudan anscheinend Stämme nie oder selten Fleisch geniessen, so verzehren sie doch die Milch, Butter und Buttermilch ihrer Herden, nähren sich von Eiern, so dass genügend Ersatz für Fleischkost gegeben ist. Das aber ist

leicht nachzuweisen, dass es Stämme giebt, welche fast ausschliesslich von animalischer Nahrung leben, z. B. die Masai, an den Gehängen des Kilimandjaro, welche abwechselnd entweder nur von Rindfleisch und Milch leben sollen, beide Nahrungsmittel aber nicht vereint d. h. zu gleicher Zeit geniessen, weil sie das für unrecht halten.

Derartige Extreme, wo einmal die Menschen anscheinend nur vegetabilische Kost, das andere Mal nur animalische zu sich nehmen, sind meist durch äussere Umstände hervorgerufen, da wo kein Zwang vorliegt, ist der Eingeborene von Afrika, wie in fast der ganzen Welt omnivor.

Es ist daher auch nur rationell, dass Einwanderer aus Europa, welche die Tropen betreten, sich ebenso ernähren; sowohl aus dem was das Pflanzenreich, wie aus dem was das Thierreich bietet. Nicht genug aber kann man wiederholen, sich so viel wie möglich von dem zu ernähren, was das Land selbst bietet, in dem man sich aufhält. Möge man jene Eitelkeit, welche oft an Naivetät grenzt, ablegen, nur Nahrungsmittel der Heimath als geniessbar zu betrachten. Billiger und besser für die Gesundheit wird man existiren, wenn man sich nach dem umsieht, was die Natur des Landes bietet, in welchem man seinen Aufenthalt genommen hat, soweit es nur die Umstände erlauben.

Eines eigenthümlichen Vorkommens soll hier noch Erwähnung geschehen, welches keinen geringen Einfluss auf die Verrufenheit des tropischen Klimas ausübt: die Furcht. Ich glaube man ist einig darüber, dass, sobald Epidemien in Europa ausbrechen, zum nicht geringen Theile die davon Befallenen diejenigen sind, welche sich übertriebener Furcht vor der Krankheit überliessen. Sei es, dass der Körper unter dem Einflusse der beständigen Furcht sich disponibler zeigte, inficirt zu werden oder was sonst noch wirkte: die Thatsache besteht.

Und so ist es mit den Einwanderern in den Tropen auch. Kaum hat man einen Vertheidiger des Tropenklimas gefunden; Einer betet dem Andern nach: das Klima sei ungesund, und so kommt eigentlich jeder schon mit der von vornherein feststehenden Meinung in die aquatorialen Gegenden, auch er werde ein Opfer des ungesunden Klimas werden oder mindestens eine lebensgefährliche Krankheit durchzumachen haben. Trifft ihn dann gar

bald nach seiner Ankunft ein leichtes Unwohlsein, hervorgerufen durch den plötzlichen Wechsel, den der Körper zu erleiden hat, so wird das Unwohlsein zur Krankheit aufgebauscht, und selten fehlt der Arzt, welcher nicht den Patienten in seiner Meinung, schwer krank zu sein, bestärkte und unterstützte. Ja, es kommt auch vor, dass dort anwesende Europäer, der zu fürchtenden Concurrenz wegen, das böse Klima nicht schwarz und schlimm genug darstellen können, blos um sich die fremden Eindringlinge auf bequeme Weise fern zu halten.

Man soll nie vergessen, dass sich einmal die Klimate unter den tropischen Breiten verbessert haben und dass der Mensch sich jetzt gegen die schädlichen Einflüsse des Bodens, der Luft und des Wassers, welche wohl hauptsächlich in den Fermenten zu suchen sind, besser zu schützen weiss. Haben wir nicht in unserem eigenen Vaterland Beispiele genug, dass durch diese und jene hygienischen Maassregeln eine Stadt, deren Aufenthalt früher als ein ungesunder bezeichnet wurde, heute nach hergestellter Canalisation und eingerichteter Wasserleitung, dass eine solche Stadt nunmehr zu den gesunden Aufenthaltsörtern zählt? Und so ist es in den heissen Gegenden auch. Das einst so berüchtigte Boufarik in der schönen Ebene der Metidja von Algerien galt von 1830 bis 1850 als der ungesundeste Ort der ganzen französischen Colonie. Soldaten, welche dorthin commandirt wurden, machten vorher ihr Testament, und trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, ergiebiger in der That als irgendwo sonst in Algerien, fanden sich keine französischen Farmer, die sich längere Zeit dort aufhalten mochten. Erst mit dem verallgemeinerten Gebrauch des Chinin wagte man es, den Sumpfdüften Trotz zu bieten. Seitdem aber die französische Regierung dort drainiren und zahlreiche Waldungen von Eucalyptus anpflanzen lassen, ist die Metidja auch in gesundheitlicher Beziehung eine wahre Perle von Algerien geworden. Und so ist es überall in den heissen Ländern. Auch in Sansibar, wo, wie ich Eingang dieses gesagt habe, durch Anlage einer Wasserleitung sich der Gesundheitszustand der Stadt bedeutend gebessert hat.

Die Wirkungen der Sonne werden wir nie abschwächen können; der directen Insolation wird man allerdings durch zweckmässige Anlage der Wohnungen, durch Ueberdachung der Strassen entgegentreten können, ohne dadurch aber die Lufttemperatur selbst

erheblich zu vermindern. Wenn es gelänge, die Herstellung des Eises so billig zu machen, dass man eine ganze Wohnung damit kühlen könnte, wie man ja jetzt schon ganze Schiffe kühlt, so wäre man wieder einen Schritt weiter. Das wird aber vorläufig ein frommer Wunsch bleiben, und vor der Hand müssen wir es der Wissenschaft danken, dass man überhaupt unter den Tropen, in den grösseren Ortschaften natürlich, Eis bekommen kann.

Ich meine nicht so sehr hinsichtlich des Genusses sei das Eis als ein wichtiger Factor im gesundheitlichen Leben in dem heissen Klima anzusehen; geeiste Getränke, nüchtern genommen oder gar Gefrorenes nüchtern genossen, sind in der heissen Zone geradezu schädlich. Aber bei Erkrankungen ist Eis oft Panacee. Wenn schon in unserem gemässigten und kalten Klima das Eis in der neueren Therapie eine so wichtige Rolle spielt, um wie viel mehr ist das der Fall in der heissen Zone. Das bedarf wohl keiner weiteren Beweise.

Wie viele Patienten hätte man in früherer Zeit dem Leben erhalten können, wenn man die richtigen Medicamente, besonders Chinin zur Verfügung gehabt hätte. Und hätte man, anstatt schlechtweg die heisse Zone ungesund zu nennen, mehr darauf gehalten, nach den *localen* Ursachen der Ungesundheit zu forschen, und wäre nach Auffindung derselben darauf bedacht gewesen, sie zu entfernen, zu heben und zu zerstören, so würde man sich ein viel grösseres Verdienst um die Menschheit erworben haben, als jene zu erhalten meinen, die die Welt erschrecken wollen mit dem so unmotivirten wie unbewiesenen Rufe: Die Tropen sind ungesund, die Indogermanen können dort nicht leben! Das sind Schlagworte, die wir gar nicht mehr gelten lassen dürfen. Selbst wenn es wahr wäre, würde bei der rasch zunehmenden Bevölkerung bald die zwingende Nothwendigkeit eintreten, dass die Indogermanen die heisse Zone als bleibenden Aufenthalt werden wählen *müssen*. Man bedenke nur, dass die ungeheuere Ausdehnung dieser Zone 40% der ganzen Erdoberfläche in sich begreift. Und wenn man jene heissen Gegenden, welche in Afrika und Asien (Arabien) nordwärts vom Wendekreis gelegen sind, noch zu den Tropen rechnen will (und in der That haben sie ja ein heisseres Klima als die Tropen selbst), dann erhalten wir fast die Hälfte der Erdoberfläche. Dass der grössere Theil dieser Oberfläche Ocean ist, benimmt der Be-

hauptung seinen Werth nicht. Und diese Gegenden, welche die reichste Vegetation aufweisen, eingestandenermaassen das fruchtbarste Gebiet der Erde sind, sollten wir meiden wegen angeblich ungesunden Klimas oder übergrosser Hitze?

Nirgends gedeiht die Natur üppiger als unter den Tropen. In strotzender Fülle entfalten sich hier die Pflanzen, hier leben die grössten Thiere, und selbst die Menschen, welche dort vor undenklichen Zeiten hinverschlagen wurden, entwickelten sich derart, dass Anthropologen sie zum Unterschiede von uns die „Bauchmenschen“ genannt haben. Alles lebt unter den Tropen, die ganze Natur! Und dies Tropenland sollten wir meiden, blos weil der Ruf ausgestossen wird, wir können dort nicht leben? Leben denn die Holländer nicht in Batavia? oder die Engländer in Bombay und Calcutta, wo immer, jahraus, jahrein die Cholera ist?!

Bedenkt man denn nicht, dass die Communicationsmittel innerhalb einiger Menschenalter so vervollkommnet sein werden, dass uns die Tropen vor die Thore von London, Hamburg, Liverpool und Bremen rücken. Dann würde es vielleicht zu spät sein, wenn wir aus nicht richtigen Hygiene-Gründen jetzt die Länder fahren lassen wollten. Dann könnten wir das Nachsehen haben.

Man forsche nach den Ursachen der Ungesundheit und bekämpfe sie. Das ist der wahre Weg, durch den wir uns auch diesen Theil der Erde erobern müssen. Das Klima an sich, so weit es sich um die Gesammtheit der meteorologischen Erscheinungen handelt, werden wir nicht ändern können, die hygienischen Verhältnisse aber, besonders wo sie localer Natur sind, können wir modificiren, und wenn das zum Besten der dort Wohnenden ausgeführt wird, dann wird auch die Tropenzone bewohnbar sein.

XXII.

Culturhistorische Einleitung in die Geschichte der deutschen Medicin im XVIII. Jahrhundert oder der Geist des XVIII. Jahrhunderts.

(Schluss.)

Schon in der *„Allgemeinen Charakteristik"* der medicinischen Classiker haben wir im Vorbeigehen erwähnt, dass Deutschland principiell sich dadurch von den übrigen Culturländern unterscheide, dass, während bei diesen das goldene Zeitalter der Literatur entweder gleichzeitig oder nachdem ein Volk seine politische Grösse erreicht, eingetreten sei, in Deutschland die Blüthe der Literatur der politischen Grösse vorangehe.

Sie geht aber nicht blos voran, sondern die ganze Geschichte des XVIII. Jahrhunderts beweist eben, dass das goldene Zeitalter der Literatur die Hauptursache der politischen Grösse wurde.

Deutschland hätte im XIX. Jahrhundert niemals die politische Hegemonie Europas an sich reissen können, wenn das goldene Zeitalter der Literatur, der Classicismus nicht dazu den Grund gelegt hätte.

Denn ihm verdanken wir hauptsächlich die Erweckung des nationalen Gedankens, die Abschüttelung des fremden Jochs, das wie ein Alp seit dem dreissigjährigen Kriege auf unserer Wissenschaft, Kunst und socialen Verhältnissen lag, so dass man uns die Affen Frankreichs nannte.

Ihm verdanken wir die Erweckung des fast erstorbenen Patriotismus und der Vaterlandsliebe.

Ihm verdanken wir unsere nationale Poesie und Literatur und unsere nationale Medicin, welche niemals nationaler war als im XVIII. Jahrhundert.

Forschen wir nach den Ursachen, welche diesen Classicismus ins Leben riefen und es bewirkten, dass er dazu berufen war, gleichsam als Ferment unseres ganzen Culturlebens zu wirken und unsere politische wie sociale Auferstehung wieder herbeizuführen, so müssen sie in verschiedenen Factoren gesucht werden.

Wie wir schon oben andeuteten, muss das XVIII. Jahrhundert als eine Fortsetzung des XVI. betrachtet werden.

Das XVII. zerstörte ja bekanntlich die Aspirationen, zu denen im vorhergehenden der Anlauf genommen.

Es lag daher in der Natur der Sache, dass, nachdem die Kriegsfurie aufgehört, man da wieder anknüpfte, wo man stehen geblieben war.

Wenn im XVI. Jahrhundert die Reformation glücklich durchgesetzt, die Freiheit des Gewissens gerettet und der Vatikanismus in seine Schranken zurückgewiesen war, und Luther durch seine Bibelübersetzung die deutsche Schriftsprache geschaffen hatte, so war dies nur dadurch möglich geworden, dass der, seit der Buchdruckerkunst erwachte, Humanismus mehr oder weniger alle Schichten des Volks durchdrang.

Bot im XVII. Jahrhundert die deutsche Sprache ein ebenso trauriges Bild wie die deutsche Literatur, so hatte der langjährige Krieg doch insofern eine gute Wirkung ausgeübt, als er die polemische Stimmung der Krieger auch auf die Gelehrten übertragen hatte.

Alle hervorragenden Gelehrten des XVII. Jahrhunderts zeichnen sich durch eine prononcirt hervortretende polemische Ader aus.

Ja! Man kann dreist behaupten, die Polemik drückte gewissermaassen ihren Schriften die Signatur auf.

So begrüssen wir denn am Ausgange des XVII. und Anfange des XVIII. Jahrhunderts die Polemik gewissermaassen als erste Sprosse der nationalen Literatur. Und da die Schriften selbst nicht hinreichten, den aufgehäuften polemischen Stoff zu verarbeiten, so wurden eigene Zeitschriften gegründet.

Wie die Polemik in der That das ganze wissenschaftliche Leben der Deutschen beherrschte, das geht am besten aus dem Buche von Burkbard Menke hervor.

Die ersten deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften, die „Acta eruditorum“ gegründet von Menke und die „freimüthigen Gedanken“ Thomasius' trugen durchaus einen polemischen Charakter.

Hatte die Polemik zunächst die Aufgabe, das Fratzenhafte unserer Literatur ins rechte Licht zu stellen und das pro und contra der Gegner zu erwägen, so ging die hieraus sich entwickelnde negative Kritik schon einen Schritt weiter.

Sie beseitigte alles das, worüber die Polemik überhaupt noch discutirte.

Aus der negativen Kritik entwickelte sich dann die positive Kritik und diese im Bunde mit dem Humanismus und der Philosophie führten zum Classicismus. Während die politischen und socialen Zustände Deutschlands im XVIII. Jahrhundert sich nicht scharf abgrenzen, kann man in Bezug auf die Literatur drei, wenn auch ineinander übergehende Perioden unterscheiden.

Die erste Periode charakterisirt sich durch die Abschüttelung der französischen Herrschaft und die Reaction dagegen.

Eine Menge von Bestrebungen treten uns entgegen, die sich oft durchkreuzen und feindlich gegenüber stehen.

Während man von Frankreich sich los zu machen sucht, schliesst man sich ans Ausland, namentlich an das stammverwandte England.

Man fängt an, Milton und Shakespeare zu studiren und cultiviren, fremde vorzügliche Schriftsteller werden übersetzt.

Vor allen Dingen legte man sich auf das Studium der römischen Classiker, suchte in deren Geist einzudringen und zugleich die Form derselben sich anzueignen.

Durch treffliche Uebersetzungen bemühte man sich auch, im Volke einen besseren Geschmack zu erwecken und die Breite und Weitschweifigkeit, welche sich bei den meisten Schriftstellern bemerkbar machte, durch Kürze, Prägnanz und Concinuität zu verdrängen.

Vor allen sind hier Ramler und Wieland zu nennen.

Der französische Einfluss zeigt sich bei einigen Schriftstellern noch insofern, als das Nützliche, die Apotheose des Verstandes, die Herrschaft der natürlichen Religion, die Verachtung des Uebersinnlichen oft in den Vordergrund tritt.

Kritik bildet sich auf allen Gebieten. Mit der aufblühenden Kunst entwickelt sich zugleich die Kunstkritik.

Nachdem die schwulstige Poesie Lohenstein's und Hoffmannswaldau's glücklich bekämpft, verfiel man anfänglich in das

entgegengesetzte Princip. Gottsched führte geradezu eine Verwässerung in der Poesie ein. Seiner Dictatur, extremen Nüchternheit und seichtem Geschmacke setzten sich die Schweizer Bodmer und Breitinger entgegen und bekämpften ihn in der, dem englischen Spectator nachgeahmten, Wochenschrift „Die Discourse der Maler".

Wir zeigten schon in der *„Allgemeinen Charakteristik"* der medicinischen Classiker, wie diese die schönwissenschaftlichen anticipirten und vorangingen, weil die Aerzte früher als die Dichter dem alten Classicismus sich wieder zugewendet hatten.

Und so ist denn auch charakteristisch, dass der erste bedeutende Dichter dieser Periode, der mit den Traditionen des XVII. Jahrhunderts zugleich bricht und statt der modernen Meistersängerei Gottsched's wirkliche Poesie dem Borne seines Herzens entspringen lässt und damit zum Herzen des deutschen Volkes spricht, ein Arzt ist.

Wir meinen Albrecht von Haller. Der Einfluss der classischen antiken Studien tritt bei ihm besonders hervor. In seinem 10. Jahre hatte er nach Lohenstein gedichtet. Er ging aber bald zum Homer über. Und der Geist wahrer und antiker Dichtkunst zeigt sich denn auch in seinem erhabenen und formvollendeten Gedichte *„Die Alpen"*.

Der grosse Einfluss Haller's auf die deutsche Literatur ist zu allen Zeiten, auch schon während dessen Leben, gewürdigt worden.

Vollständig ins rechte Licht gestellt wurde er aber erst durch die treffliche Arbeit von Adolf Frey: „Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Von der Universität Bern gekrönte Preisschrift. Leipzig 1879."

Frey zeigt darin, dass Haller, der Schweizer, der gewohnt war, sich seines Dialects zu bedienen und das Hochdeutsche gleich einer fremden Sprache erlernen musste, für unser Deutsch ein Reiniger wie Erneuerer des Sprachschatzes wurde, dass er es war, der zuerst wieder eine poetische deutsche Sprache geschaffen „durch seine schwungvolle und bilderreiche Diction, durch den knappen präcisen Vortrag, durch Kraft und Gedrungenheit seiner Sprache in der Poesie wie in der Prosa."

Neben ihm wirkt die sogenannte sächsische Schule, die sich von Gottsched bald emancipirte.

Von hervorragender Bedeutung sind Gellert, Rabener, Elias Schlegel, Adolf Schlegel, von Cronegk, Gärtner, Zachariae, Ebert, Arnold Schmidt, Giseke und Cramer.

Als grösster Dichter dieser Aera aber ist Klopstock zu nennen. Sein, dem Höchsten zugewandter Genius wurde von Keinem übertroffen. Er war gleich gross im Glauben wie in der Liebe; sein Geist ebenso tief, wie seine Sprache formvollendet. Er machte die deutsche Sprache der der andern Culturvölker ebenbürtig.

Ihn übertraf noch Lessing, der grösste Kritiker aller Zeiten und aller Völker und der Reformator aller geistigen Gebiete, vornehmlich aber der Schöpfer der classischen Prosa.

Neben ihm wirkt am bedeutendsten Wieland in ähnlicher Weise.

Wenn auch Friedrich der Grosse selbst ein Verächter der deutschen Sprache und nicht fähig war, sich in derselben correct auszudrücken, so hat er indirect doch sehr viel zu ihrer Ausbildung beigetragen. Einmal durch den freiheitlichen Geist, den er allen Institutionen seiner Monarchie einzuflössen verstand, anderntheils durch seine Heldenthaten, welche nicht blos dazu dienten, dem deutschen Patriotismus mächtigen Vorschub zu leisten, sondern eine ganze Dichterschule ins Leben riefen. Wir nennen hier die preussischen und hallischen Dichter: von Kleist, den Dichter des *„Frühlings“*, Gleim, Uz, Göz, Ramler, die Karschin, Weisse, Georg Jacobi; ausserdem thaten sich hervor: Salomon Gessner, Michael Denys, Karl Mastalier, Kretschmann, Laurenti, Freylinghausen, Neumeister, Schmolck, Bogatzky, Hiller, Lampe, Terstegen, Lichtwer, Willamov, Creuz, Withof, Dusch, Liscow, Gerstenberg, Ayrenhoff, Musäus, Hermes.

Mensel und Schröckh wirkten als Literarhistoriker.

Das Geschichtsstudium wurde neu belebt von Göttingen aus durch Pütter, Gatterer und Achenwall.

Historisch-artistisch glänzt Winkelmann und als geniale Historiker Justus Möser und von Schlözer.

Als Biograph macht Sturz sich bekannt, Basedow als Philanthrop, von Zinzendorf als Ascetiker, Popularphilosoph Georg Sulzer, Moses Mendelssohn, Abbt, Garve, Engel und Eberhard, als Polemiker Nicolai, als Politiker von Moser,

als Redner von Mosheim, Rambach, Sack, Jerusalem, Spalding.

Mit wenigen Worten aber kurz und treffend hat Goethe diese, circa bis zum Jahre 1770 reichende, Epoche unserer Literatur folgendermaassen charakterisirt: „Ruhig, emsig, geist- und herzreich. Würdig beschränkt. Fixirt. Pedantisch. Respectvoll. Antik gallische Cultur. Formsuchend.“

Die zweite Periode ist allgemein bekannt unter dem Namen der Sturm- und Drangperiode.

Lessing ist der eigentliche Begründer. Während in dem Nachbarlande eine Revolution auf politischem Gebiete sich vollzieht, die als solche Deutschland gar nicht berührt, da sie den grössten Theil der Deutschen mit Apathie und Gleichgiltigkeit jenen Vorgängen zuschauen lässt, geht hier eine Reformation vor sich, die, wenn sie auch im Sturme und Drange sich vollzog, trotzdem immer eine Reformation oder eine blos geistige Revolution zu nennen ist und deshalb auch nur segensreiche Früchte hinterliess.

Die eigentlichen Titanen dieser Periode sind Hamann, der Magus aus Norden, Herder, Goethe mit seinem „Götz von Berlichingen“ und Schiller mit seinen „Räubern“.

Ihnen schloss sich der göttingische Dichterverein, der Hainbund an. Neben ihm sind Bürger, Hölty, Leisewitz, Boje, die Gebrüder Stollberg, Voss und Claudius die bedeutendsten.

Goethe charakterisirt die, ungefähr bis zum Jahre 1790 reichende, Periode mit folgenden Worten: „Unruhig. Frech-Ausgebreitet. Leichtfertig-redlich. Achtung verschmähend und versäumend. Englische Cultur. Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend.“

Die letzte Periode ist die Goethe-Schiller-Zeit und die Zeit der neueren Romantik.

Durch die Vereinigung Goethe's und Schiller's wurde der Gipfel der deutschen Dichtkunst erreicht.

Ihnen schloss sich die romantische Schule an, in der, da sie als Schule auftritt, aber schon ein Niedergang sich zeigt.

In dieser Periode kann man mehrere Abtheilungen machen. Sie schliesst ab mit und gegen das Jahr 1848, mit dem in Wirklichkeit erst das XIX. Jahrhundert beginnt.

Bis dahin war die Literatur fast das einzige geistige Nahrungsmittel der deutschen Nation, in Literatur lebte und webte dieselbe.

Von 1848 tritt die Literatur in den Hintergrund. Das durch dieselbe gross gezogene politische Leben gelangt in den Vordergrund, durchdrang alle Sphären des Volks, führte dann 1871 wieder zur Aufrichtung des deutschen Reichs und zur politischen Hegemonie Europas.

Auch diese Periode hat Goethe in markanten Zügen geschildert: „Beschwichtigt, Zart. Sich beschränkend. Ernst religiös. Patriotisch thätig. Intrigant. Spanische Cultur. Von Form sich entfernend.“

Bei der deutschen Nation zeigte es sich daher auffallend, dass wie im Leben des Einzelnen das Unglück zugleich wieder die Quelle des Glücks wird, die zerfahrenen politischen und socialen Verhältnisse Deutschlands eben die grossartige Blüthe unserer Literatur herbeiführten. Gerade weil wir keinen Staat und keine Politik hatten, konnte die Literatur ihren ganzen Einfluss auf uns entfalten.

Es war nicht die Poesie allein, obschon man bemerkt, dass sie im Laufe des Jahrhunderts ihren ursprünglich esoterischen Charakter abwirft, um ganz exoterisch zu werden. Denn in diesem Jahrhundert bildeten die Dichter keine Zünfte mehr, die Meistersänger hatten aufgehört und die an ihre Stelle im XVII. Jahrhundert getretenen Gesellschaften zur Sprachbildung und Dichtkunst, wie der Palmenorden, die aufrichtige Tannengesellschaft, die Rosengesellschaft, der gekrönte Blumenorden, der Schwanenorden und die poetische Gesellschaft hatten entweder aufgehört zu existiren oder fristeten ein marastisches Dasein. Hofpoeten finden wir aber nur noch vereinzelt. Kurz, die Poesie wird ganz Sache des Volks und Sache des ganzen Volks.

Sie und auf der anderen Seite die schönen Künste, wie wir später sehen werden, beherrschten das ganze Culturleben.

Die Poesie und Philosophie bewirkten in Deutschland eine im Stillen lautlos und blutlos sich vollziehende geistige Revolution, während in Frankreich eine politische mit Schaffot und Guillotine stattfand.

Den Deutschen gelang es, das Humanitätsideal, nach dem die übrigen Völker vergeblich gerungen, im XVIII. Jahrhundert zu realisiren. Raçenhass und Religionshader verstummten.

Die verschiedenen Stämme wohnten friedlich neben einander.

Es gab keine slavische, keine italienische, keine croatische, keine schleswig-holsteinische Frage.

Ja! das fremdsprachliche Dänemark trug den literarischen Bestrebungen und wissenschaftlichem Aufschwunge Deutschlands die grössten Sympathien entgegen.

Ihre eigenen Dichter Oehlenschläger, Baggesen, Steffens bedienten sich der deutschen Sprache, der Herzog von Augustenburg stellte Schiller eine Pension aus, der König von Dänemark berief Klopstock nach Kopenhagen mit einem ansehnlichen Gehalte, um in Musse seinen „Messias“ zu vollenden.

Kurz, man kann das XVIII. Jahrhundert als ein Präludium des Kosmopolitismus bezeichnen. Forscht man aber nach den Ursachen, welche es bedingten, dass die Literatur des XVIII. Jahrhunderts in einer so verhältnissmässig kurzen Zeit eine so hohe Blüthe erreichte und die aller anderen Culturvölker überflügelte, so finden wir sie hauptsächlich, wenn wir von den angeborenen Eigenthümlichkeiten der germanischen Raçe absehen und die Einwirkungen des Bodens und Klimas nicht berücksichtigen, sie hauptsächlich in der Rückkehr zu den classischen Meisterwerken der Hellenen und Römer, in der Vermählung des antiken Geistes mit dem germanischen, in der minutiösen Cultur der Vorbilder und Geistesheroen der Alten auf allen literarischen Gebieten suchen.

Der Mensch ist ja aber Alles nur durch die Erziehung. Durch dies systematische Anschmiegen an die Alten gewann die deutsche Sprache sowohl formell als materiell eine Gestalt, welche die aller übrigen Völker, die nicht dieselbe Sorgfalt hierauf verwandt hatten, übertraf.

Sehr richtig bemerkt daher schon Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur: „Die Poesie, wie alle Kunst bei den Griechen allein war von keiner Religion, von keinem Stande, von keiner Wissenschaft eingeengt; nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollsten Maasse entwickeln, nur die Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles echte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden. Es ist ein einziger grosser Gang zu der Quelle der wahren Dichtkunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber Eine nach der Andern zurückbleiben — Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer blieben in verschiedener

Weise bei der griechisch-römischen oder bei der alexandrinischen Bildung haften; die Deutschen allein setzten den steileren aber lohnenderen Weg fort und gelangten zur schönsten Blüthezeit griechischer Weisheit und Kunst, wo dann im vorigen und in diesem Jahrhundert jeder grosse Mann des hellenischen Alterthums seinen Uebersetzer, seinen Schüler oder sein Ebenbild bei uns erhielt. Goethe und Schiller führten zu einem Kunstideale zurück, das seit den Griechen Niemand mehr geahnt hatte. Je weiter sie darin gediehen, desto unverhohlener ward bei zwar steigender Selbstständigkeit in ihrer Umgebung ihre ehrfurchtsvolle Bescheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewusstsein auf die Vereinigung des modernen Reichthums an Gefühlen und Gedanken mit der antiken Form und dies war eben der Punkt, nach dessen Erreichung bei den Griechen, wie ich andeutete, ausgeartet war. So war dieselbe Nation, die einst die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich unterzugehen schienen, dieselbe Nation war bestimmt, zuerst die Lehre des Messias zu reinigen und dann den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so dass es uns laut von unseren Nachbarn verkündet wird, dass wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann, dass sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben.“

Der Einfluss der Literatur auf alle übrigen Verhältnisse und namentlich auf die socialen war ein so erstaunlicher, dass die zweite Hälfte des Jahrhunderts in dieser Beziehung schon ein ganz anderes Bild zeigt, als die erste Hälfte.

Während im Anfange die Fürsten, der Adel, die privilegirten Stände den Ton angaben, fing, aus der Familie heraus, sich der Bürgerstand zu bilden und der noch in einigen Gegenden übrig gebliebene Bauernstand sein Haupt wieder zu erheben.

Nun aber ist es ein historisches Gesetz, dass nur diejenigen Staaten sowohl auf äusseres wie inneres Glück Anspruch machen können, in denen die beiden Pfeiler derselben in einem gesunden Zustande sich befinden und die körperliche und geistige Basis ab-

geben. Ein Staat, in dem dieses Beides fehlt, ist auf Flugsand gebaut und muss naturnothwendig zu Grunde gehen, wie uns dies das Schicksal Polens zeigt.

So wie wir in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts ein Erstarken jener beiden Fundamente des Staates erblicken, ändern sich wie mit einem Zauber viele der zerrütteten Zustände.

Fürsten und Adel fingen wieder an, mit der Aristokratie des Geistes zu verkehren. Der Abstand war bisher ein schroffer gewesen. Sie verkehrten nur ausnahmsweise in Gesellschaften. Auch Ehen zwischen Bürgerlichen und Adeligen gehörten zu den Seltenheiten.

Charakteristisch für die damaligen Ansichten ist der Ausspruch einer Reichsfreifrau von Wöllwarth auf Neubrunn. Sie sprach die Ueberzeugung aus, dass Adel und Bürger zwei verschiedene Menschenraçen seien und dass dieser Unterschied auch im Jenseits fortdauern werde.

Die Gelehrten hatten selbst Schuld an diesen traurigen Zuständen. Sie handelten in der Praxis oft anders wie in der Theorie. Selbst der freisinnige Schlözer bettelte bei dem Kaiser Joseph, ihn zu adeln, auch Basedow und Campe benahmen sich servil.

Blos der Arzt Senkenberg macht eine Ausnahme; er verordnete, dass, wenn einer der an dem Institute angestellten Aerzte sich adeln lassen wollte, er aus demselben ausgeschlossen werden sollte.

Der Unabhängigkeitssinn, der wie Frühlingswehen durch alle Stände ging, erfasste sogar die deutschen Bischöfe, Rom gegenüber.

Sie fühlten sich auf einmal als Erzbischöfe unabhängig vom Vatikan.

Den Höhepunkt ihrer Bestrebungen legten sie in den „Emser Punctationen“ von 1786 nieder.

Die vier Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg vereinigten sich in diesem Jahre in Ems zu gemeinschaftlicher Behauptung der ursprünglichen canonischen und reichsverfassungsmässigen Rechte ihrer bischöflichen und erzbischöflichen Gewalt gegen die Ein- und Uebergriffe der römischen Curie.

In jenen Punctationen erklärten sie die Ausdehnungen und Einmischungen der Papstgewalt in die Angelegenheiten der deutschen Kirche für unerträgliche, sofort abzuschaffende Missbräuche, die zufolge derselben von den Nuntien ausgeübte unmittelbare

Jurisdiction für aufgehoben und deren Gegenstände für rechtmässige Befugnisse ihrer eigenen Jurisdiction.

Neben anderen Vorschlägen zur Einschränkung des Papstes trugen sie auf Aenderung des, ihm zu leistenden, Vasalleneides der deutschen Bischöfe, Ermässigung der Annaten- und Palliengelder, Ausschliessung nicht naturalisirter Ausländer von deutschen Pfründen u. s. w. an.

Vergleicht man diesen Geist, der die damaligen deutschen Bischöfe beseelte, mit dem vom Jahre 1870, als das Unfehlbarkeitsdogma proklamirt wurde, so tritt einem der grelle Unterschied so recht entgegen.

Hätte derzeit der Kurfürst von Bayern diese Beschlüsse nicht hintertrieben, so wären wir damals vielleicht schon zu einer deutschen Nationalkirche gelangt, denn der ganze Geist des Jahrhunderts war diesem zu erstrebenden Ideale günstig.

Von Hontheim hatte in einer besonderen Schrift das Postulat aufgestellt, dass das unverfälschte katholische Kirchenrecht keineswegs vom Papst abhänge, dass vielmehr jeder Bischof in seinem Sprengel Anspruch auf eine gewisse Selbstständigkeit habe.

Joseph II. erliess 1781 das sogenannte Toleranzedict. Alle Ankündigungen und Anordnungen des Papstes wurden dem landesherrlichen Placet unterworfen; von 2000 Klöstern 700 aufgehoben, 63,000 Mönche und Nonnen auf 27,000 reducirt.

Es wurde gefordert, dass die falschen Isidorischen Decretalen, welche die Päpste mit ungerechtfertigten Befugnissen ausstatteten, nicht mehr gehalten werden, auch keine Peterspfennige mehr nach Rom geschickt werden sollten.

Erledigte Pfründen sollten nicht von Rom aus besetzt werden, ein deutsches Nationalconcil sollte alle Angelegenheiten regeln.

Alle diese Reformvorschläge aber scheiterten an dem Widerspruche der Bischöfe und den Intriguen des Kurfürsten von Bayern.

Wie aufgeklärt viele Erzbischöfe damals waren, beweist das Beispiel der Fürstbischöfe von Bamberg und Würzburg und des Erzbischofs von Mainz, Erthal, welche sich mit protestantischen Gelehrten umgaben; ebenso hochherzig zeigte sich der Coadjutor von Mainz, Dalberg.

Geistliche Fürsten trugen kein Bedenken, ihre Unterthanen zum Besuch der Universität Göttingen aufzufordern.

Der Bischof von Passau hob die geistlichen Brüderschaften in seinem Sprengel auf und verbot die von Rom erlangten Ablässe, die Lucaszettel.

Berufungen nach Rom wurden durch den Kurfürsten, Erzbischof von Mainz, untersagt.

So fand denn der Gedanke einer Wiedervereinigung beider Kirchen reichliche Nahrung.

Es fehlte nur an einem thatkräftigen Mann, welcher die Angelegenheit in die Hand genommen und den rechten Moment benutzt hätte. Zeit und Ort waren jedenfalls günstig, zumal Clemens XIV. 1773 den Jesuitenorden aufgehoben hatte.

Doch zeigte sich auch Reaction. Viele Protestanten traten zum Katholicismus über, z. B. Fritz Stollberg, Winckelmann.

Mendelssohn wurde der Reformator des Judenthums, und Joseph II. gewährte in seinem Toleranzedicte den Juden alle Freiheiten.

Am strengsten wurden jene in Bremen behandelt, wo ihnen jedes Domicil versagt war; hielt sich ein Jude dort auf, so musste er täglich einen Dukaten bezahlen.

Auch auf religiösem Gebiete offenbart sich der Geist des Jahrhunderts.

Wohl zeigt sich namentlich im Anfange die unduldsame krasse, blos am Buchstaben und leeren Formelwesen hängende, Orthodoxie sowohl bei den Fürsten als bei den Theologen.

Der sich bildende Mittelstand hatte aber keinen Gefallen mehr an ihr; er huldigte entweder der populären Philosophie und der durch sie herbeigeführten Aufklärung oder er warf sich dem Pietismus in die Arme.

Es ist schwer zu bestimmen, wer mehr Gutes stiftete, der Pietismus oder die Aufklärung.

In Bezug auf ersteren sind zwei Männer zu nennen, die sich um die Erweckung eines tieferen religiösen Gefühls vorzugsweise verdient machten, Spener und der Arzt Dippel. Der Pietismus entstand als Reaction gegen die starre und verknöcherte Orthodoxie. In Leipzig gründeten die Anhänger Spener's, Franke, Anton und Schade einen theologischen Verein und fanden lebhaften Anklang. Doch die Orthodoxen bewirkten, dass gegen sie eingeschritten wurde und sie mussten alle drei Leipzig verlassen. Die

Orthodoxen hatten sich nicht im Geringsten um die religiösen und sittlichen Bedürfnisse des Volks bekümmert, sondern einem leeren Formelwesen gehuldigt. Der Pietismus appellirte an das Herz und das Gefühl und riss die Schranken zwischen der Gemeinde und dem Geistlichen nieder. Der deutsche Pietismus ist durchaus nicht zu verwechseln mit dem englischen Puritanismus. Ersterer beschränkte sich streng auf das religiöse Gebiet, während letzterer sich Uebergriffe aufs politische Gebiet erlaubte. Franke gründete sodann das Waisenhaus und Zinzendorf, ein Schüler Spener's, stiftete die Brüdergemeinde.

Jedenfalls ist es Thatsache, dass der Pietismus sehr zur Bildung und Hebung des Mittelstandes beitrug.

Haben wir jetzt nachgewiesen, dass die Literatur der mächtigste Hebel zur Neubildung des deutschen Geistes und des nationalen Bewusstseins war, dass die schönen Wissenschaften gewissermassen berufen waren, die Initiative zu ergreifen, dass der Dichtkunst speciell der Löwentheil gebührt, indem Schiller, seines Zweckes sich wohl bewusst, sie als Ferment der politischen Wiedergeburt verwandte, so gebührt doch den schönen Künsten auch ein nicht geringer Antheil.

Und hier müssen wir denn der Ansicht einiger moderner Culturhistoriker entgegen treten, welche sich in folgenden banalen Phrasen zuspitzt: „Dichtkunst und schöne Künste sind die Aeusserungen jugendlicher Phantasie bei Völkern wie bei Menschen", „die Kunstperiode der Griechen ist für die Wissenschaft nur trübes Gestirn", „wir haben kein Beispiel, dass je ein Volk Kunst und Wissenschaft gleichzeitig und gleichmässig ausgebildet hätte", „die Kunst spriesst in den Tagen der Jugend, die Wissenschaft ist die Frucht der Reife."

Man braucht nur die Geschichte Griechenlands, Roms und Deutschlands im XVI. und XVIII. Jahrhundert durchzugehen, um sich davon zu überzeugen, dass gerade das Gegentheil wahr ist. Bei allen diesen Völkern finden wir eine gleichzeitige Blüthe der Wissenschaft und Kunst.

Solche Ansichten können sich auch nur bei solchen Männern bilden, welche blos eine realistische Schulbildung sich erworben haben und dann sogar sich vermessen, Culturgeschichten zu schreiben.

Forschen wir zunächst danach, wie sich die Musik, die ja so recht eigentlich das Gemüthsleben der Deutschen wiederspiegelt, im XVIII. Jahrhundert entwickelt, so finden wir einen analogen Vorgang wie bei der Literatur und der Dichtkunst. Es wird ans XVI. Jahrhundert wieder angeknüpft und der im XVII. Jahrhundert zerrissene Faden wieder aufgenommen.

Luther hatte die deutsche Musik begründet. Die politischen Wirren, der bald ausbrechende Schmalkaldische und der Bauernkrieg verhinderten ihre weitere Cultur im eigentlichen Deutschland. Diese Rolle übernahmen die Niederlande, die damals politisch, wie geographisch noch heute zu Deutschland gehören. Orlandus Lassus, für Deutschland das, was Palestrina für Italien, muss als der Vorläufer der deutschen musikalischen Classiker betrachtet werden.

Wir wollen hier hervorheben, dass die deutsche Musik von der deutschen Dichtkunst sich dadurch unterschied, dass sie nicht wie letztere zwei, sondern nur eine classische Periode hatte. Der unglückliche dreissigjährige Krieg, welcher Deutschland ein ganzes Jahrhundert in seiner Cultur zurücksetzte und ihm die Führerschaft auf allen Gebieten des Geistes, mit Ausnahme der Religion, entriss, bewirkte es, dass der echt deutsche Ton, den Lassus angeschlagen, keine Nachfolger erhielt.

Wäre jener unglückliche Krieg nicht dazwischen gekommen, so würde Deutschland auch damals schon auf musikalischem Gebiete die Hegemonie an sich gerissen haben.

Denn Lassus, obgleich durch Geburt ein Niederländer, entfaltete doch seine Hauptwirksamkeit in Deutschland und legte schon damals den Grund zu Münchens Kunst-Hauptstadt von Deutschland.

Wie bedeutend er aber war, geht am besten aus der Inschrift der, auf ihn geprägten Denkmünze hervor: welche lautet: Hic est ille Lassus, lassum qui recreat orbem (das ist jener Lasse, welcher die lasse Welt erquickt).

Es ist durchaus falsch, wenn man die Entwickelung des Menschengeschlechts darin suchte, dass der Geist sich allmählich aus den Banden des Natürlichen und thierischen Zuständen befreit habe.

Auch der Mensch in seinen ersten Anfängen befand sich nicht mehr in thierischen Zuständen.

Sein aufrechter Gang, die, auch bei den im niedrigsten Cultur-

zustande sich vorfindende Religion und die Sprache verbieten uns, dem Menschen thierische Zustände anzudichten.

Und ist das Natürliche etwa ein Gegensatz zum Menschlichen oder gar zum Geistigen?

Ebensowenig können wir die Ansicht billigen, als wenn allen Künsten ein Geist, ein Inhalt, ein Lebensprincip zum Grunde liege. Dies ist ganz etwas Anderes als die Einheit der Kunst, welche, wie wir zeigten, zuerst von Lessing nachgewiesen wurde. Nur zu leicht verwechselt man Zweck und Mittel und erhebt ersteren zu letzteren und letztere zu ersterem.

Die Einheit der Kunst involvirt durchaus die Einheit des Zweckes, aber nicht die Einheit des Inhalts und auch nicht der Mittel.

Beide sind vielmehr ebenso verschieden, als die Zwecke der Wissenschaft und der Kunst verschieden sind.

Wir haben gesehen, zu welchen Irrthümern und Unzulänglichkeiten es führte, die Identität der Wissenschaft und Kunst als Dogma zu proclamiren und wie diese Bestrebungen jedes Mal von solchen ausgingen, denen die Geschichte überhaupt ein Buch mit sieben Siegeln war.

Der Zweck der Wissenschaft ist allein die Wahrheit und der Zweck der Kunst die Kalokagathie, das *καλον κἀγαθον*.

Hätten die Künstler und Wissenschaftler dies stets vor Augen gehabt, so wären uns viele Irrthümer in beiden, viele falsche Richtungen erspart geblieben.

Jedoch können wir nicht der Ansicht derjenigen Aesthetiker und Kunstkritiker beipflichten, welche die Rangordnung der einzelnen Künste danach bestimmen, je nachdem sie die grössere oder geringere Fähigkeit besitzen, die Totalität des Geistes darzustellen.

Ebenso wenig kann und darf man eine Parallele ziehen zwischen den drei verschiedenen Naturreichen und den einzelnen Künsten.

Denn wenn auch die verschiedenen Reiche der Natur bald mehr bald weniger als vollkommene Offenbarungsstufen des einen Geistes aufgefasst werden können, so doch keinenfalls die einzelnen Künste als angemessene Ausdrucksweisen für die Unendlichkeit des Geistes angesehen werden.

Im ersten Falle handelt es sich um eine Handlung Gottes, im zweiten um eine solche des Menschen. Also nicht diejenige Kunst

ist die höchste, welche den Geist in entsprechendster Weise zur Anschauung zu bringen vermag.

Gott ist allerdings ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Aber der Mensch ist nicht ein blosser Geist, er unterscheidet sich wesentlich von Gott dadurch, dass er Körper und Geist zugleich ist.

Da im lebenden Zustande der Geist des Menschen nicht gesondert gedacht werden, auch ohne denselben gar nicht gedacht werden kann — denn eben die Trennung des Körpers vom Geist nennen wir Tod — so kann unmöglich das Wesen der Kunst darin bestehen, blos den Geist zur Erscheinung zu bringen, sondern vielmehr Geist und Körper zugleich.

Die Sinne nun sind ja weiter nichts als Vermittler des Körpers und Geistes, körperliche äussere Dinge zum Bewusstsein des Geistes zu bringen und umgekehrt geistigen Ideen durch das Substrat der Sinne ein körperliches Gewand zu geben und so zum Gemeingut der Menschheit zu machen, was ursprünglich nur die Idee eines Individuums war.

Da nun alle Künste denselben Zweck haben, so würde derjenigen die Palme zufallen, welche dies auf das Vollkommenste erfüllte.

Alle Künste aber müssten von der Idee sich leiten lassen, die vollkommenste Harmonie des Geistigen und Körperlichen zum Ausdrucke zu bringen. Jede Störung dieser Harmonie, sei es ein Vorwiegen des Geistigen oder des Körperlichen, würde sich vom Ideale der Kunst entfernen und, wie die Geschichte lehrt, eine falsche Kunstrichtung repräsentiren. Eine Malerei, die blos das Auge hinreisst, aber den Geist unbefriedigt lässt, ist keine classische Malerei; eine blosse Musik, welche allein den Gehörnerv, oder in Reflex davon, wie die Wagner'sche, alle Sinne berauscht, ohne den Geist zu erheben, ist keine classische Musik.

Wir zeigten oben, dass die Classicität eben in der Harmonie des Wesens und Formellen gesucht werden müsse, ebenso das Wesen der Kunst überhaupt in der Harmonie des Geistigen und Körperlichen. Die Begriffe der wahren Kunst und des Classicismus decken sich also.

Wenn wir nun auch gern zugeben, dass je nach ihrer Total-

wirkung eine Rangordnung der Künste stattfinden müsse und die Baukunst die niedrigste ist, Sculptur, Malerei und Musik sich an diese anschliessen, so können wir doch nicht zugeben, dass die Poesie das Ganze kröne und vollende und als die höchste und umfassendste Kunst aufgefasst werden müsse.

Dies ist vielmehr, wie schon Hippokrates es aussprach, ohne es zu begründen, die Medicin. Unsere Argumentation brauchen wir hier nicht zu wiederholen, da wir sie bereits in der 4. Abtheilung unserer „Geschichte der deutschen Medicin“ niederlegten.

Auch in der Musik des XVIII. Jahrhunderts finden wir den ganzen Geist desselben ausgeprägt. Selbst bei ihr finden wir die Eigenthümlichkeit, dass derselbe nicht an die astronomische Zeit gebunden ist, also nicht mit dem Jahre 1800 aufhört. Denn auch musikalisch schliesst das XVIII. Jahrhundert eigentlich mit der Julirevolution erst ab.

Haben wir gesehen, wie Deutschland im Anfang des XVIII. Jahrhunderts in schönwissenschaftlicher Beziehung ganz unter dem Einfluss Frankreichs steht, Gottsched in dieser Beziehung den Ton angab und es erst Lessing gelang, die Emancipation auf diesem Gebiete herbeizuführen, so erblicken wir einen ähnlichen Vorgang in der Musik. Auch in ihr hatten wir, dank dem dreissigjährigen Krieg, unsere Selbstständigkeit verloren. Da wir aber in Bezug auf den Sinn des Gehörs eine grössere Wahlverwandtschaft zu den Italienern als den Franzosen haben, so war es natürlich, dass die italienische Musik sich in Deutschland die Hegemonie eroberte, überall vorherrschte und die nationale Musik nicht zur Entwickelung kommen liess.

Wie in dem Drama Molière, Corneille und Racine den Ton angaben, so in der Musik die italienische Oper.

Die nationale Musik, zu der Luther den Grund gelegt hatte, war durch den dreissigjährigen Krieg und seine Rückwirkungen zu Grunde gegangen und es hatte sich in musikalischer Beziehung ganz unter den Einfluss Italiens gestellt.

Uebrigens steht es culturhistorisch fest, dass in der Musik des XVIII. Jahrhunderts dieselben Vorgänge wie in der Medicin sich abspielen.

Einem späteren Culturhistoriker bleibt es vorbehalten, das Wechselverhältniss nachzuweisen, die parallelen Phänomene im Detail

zu skizziren, die in dieser Beziehung zwischen deutscher Musik und deutscher Medicin stattfinden.

Was bereits Brendel in meisterhafter Diagnostik als charakteristisch für die deutsche Musik nachgewiesen hat, das gilt in derselben Weise für die deutsche Medicin und haben wir das schon in der „Allgemeinen Charakteristik" gezeigt.

Denn schönwissenschaftlicher, medicinischer und musikalischer Classicismus sind Begriffe, die sich vollständig decken und als identisch zu betrachten sind.

Auch in der Musik bezeichnet das Classische das Höchste, das Vollendetste, mit einem Worte die Blüthe der Kunst, in dem der Geist der Zeit materiell und formell plastisch sich abspiegelt.

Ebenso haftet in der Musik dem Begriffe des Classischen das Ewige, Kosmopolitische, Unveränderliche an, unabhängig von dem Geschmacke der Völker und der Zeiten.

Als Vertreter der italienischen Musik in Deutschland begegnen wir nun in der ersten Periode des XVIII. Jahrhunderts den beiden Dresdener Capellmeistern Hasse und Naumann und dem Berliner Graun. Neben diesen bemerken wir Andere, bei denen sich schon Anflüge einer echten deutschen Tonkunst geltend machen; wir wollen nur an die Gothaischen Capellmeister Georg Benda, Anton Schweitzer und Johann Adam Hiller erinnern.

Unter denjenigen Deutschen aber, denen die Mission zufiel, die deutsche Musik von der italienischen zu emancipiren, und zwar auf dem Gebiete der Oper, müssen wir in erster Linie Christoph Willibald Ritter von Gluck nennen. Durch seinen *„Orpheus"* und *„Eurydice"*, sowie *„Alceste"* eroberte er sich rasch einen Weltruf und wusste sogar, gerade wie Lessing, sich die Achtung und den Beifall der Franzosen zu erwerben. Die italienische Richtung wurde durch ihn nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich gestürzt und die Oper zu einem Kunstwerke erhoben. Man kann dreist behaupten, dass der Einfluss, den Gluck auf die französische Musik hatte, ebenso gross, ja noch grösser war als der, welchen Corneille, Racine und Molière auf das deutsche Theater ausübten. Mit vollem Rechte konnte man daher sagen, dass Gluck vom Glücke aufs Höchste begünstigt gewesen. Denn in Paris ergriff die Königin Marie Antoinette für ihn Partei, Voltaire trat für ihn ein, ebenso die Gräfin von Genlis, ja

Rousseau, dessen Einfluss damals bekanntlich sehr mächtig war und welcher der französischen Sprache wie auch der französischen Nation allen musikalischen Sinn abgesprochen, trug fortan kein Bedenken, durch Gluck bekehrt, seinen Irrthum offen einzugestehen.

Gluck aber müsste kein Deutscher gewesen sein, wenn er trotz seiner „Iphigenia in Aulis“ und seiner „Iphigenia in Tauris“ in Deutschland sofort den Beifall gefunden wie in Frankreich. Er hatte vielmehr das Schicksal, wie es in Deutschland bei den Gelehrten etwas Gewöhnliches ist, gerade bei den eigenen Zunftgenossen auf den ärgsten Widerstand zu stossen und sie gänzlich unzugänglich zu finden seinem Genie gegenüber. Der bekannte Forkel, welcher mehr denn andere Kunstkritiker sich auf die Fabrikation der öffentlichen Meinung verstand, war an der Spitze dieser Opposition.

Es bewährte sich bei Gluck auch ferner die Erscheinung, welcher man in der deutschen Culturgeschichte so oft begegnet, dass Laien zuerst sein Genie erkannten und diese seinen engeren Collegen den Staar stechen mussten. Klopstock sprach das erlösende Wort, Gluck sei der einzige Poet unter den Musikern. Herder und Wieland stimmten ihm bei, und so errang sich denn Gluck ganz langsam auch den Beifall der Zunftgenossen. Heutzutage aber wird wohl Niemand es wagen, die Worte des trefflichen Brendel zu bestreiten, wenn er sagt: „Gluck gehört auf dem Gebiete der dramatischen Tonkunst zu den Männern, welche die höchste Auszeichnung verdienen. Fast Keiner hat so wie er seine Blicke einzig und allein auf das Ewige gerichtet und, jede Mode verachtend, nur das für alle Zeit Gültige zur Darstellung zu bringen gesucht. — Mit einer Befriedigung, welche spätere Opern nur selten zu gewähren vermögen, mit dem Bewusstsein, wirklich ein Kunstwerk vor uns zu haben, können wir noch jetzt der Aufführung Gluck'scher Opern beiwohnen. Der grosse Verstand Gluck's ist es, sein Alles überschauender Blick, welcher diese Befriedigung erweckt. Wenn die späteren grossen Operncomponisten weit mehr als Gluck Phantasie und Empfindung beschäftigen, so ist doch fast Keiner, welcher diese Mässigung, diese Beherrschung, diesen stets auf das Ganze gerichteten Blick, diese verständige Klarheit zeigte. Gluck hat zuerst Charaktere geschaffen im dichterischen

Sinne, durch bestimmte Umrisse begrenzte Gestalten musikalisch dargestellt und die Musik zu solcher Schärfe der Charakteristik zugespitzt. — Gluck steht nach alledem vor uns als einer der grössten Künstler, was das Streben nach dem als einzig wahr erkannten Ziele, was Grösse und Adel der Gesinnung, tiefes Denken, Verstand in der Entwerfung und Consequenz in der Ausführung seiner Schöpfungen, als ein Muster der Nacheiferung, was sein Princip betrifft, als ein Vorbild für die Gesinnung."

An Gluck schlossen sich dann die Hamburger Reinhard Keyser, Johann Mattheson, Georg Philipp Telemann und Georg Friedrich Händel an.

Alle bestrebten sich, die ureigne deutsche Musik zur Geltung zu bringen.

Doch nur Letzterer errang die Palme der Unsterblichkeit. Er beschloss sein Leben in England und liegt in Westminster begraben. Sein *„Messias"*, sein *„Judas Maccabäus"* und sein letztes Oratorium *„Jephta"*, das er, schon gänzlich erblindet, setzte, trugen dazu bei, die deutsche Musik nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt populär zu machen. Wäre Händel in Deutschland geblieben, so fragt es sich, ob in den damaligen unerquicklichen Verhältnissen sich sein Genie so hätte entwickeln können, als in dem freien meerumspülten England.

An Genie ihm gleich und auch in seinem Unglück ihm ähnlich, indem auch er gänzlich erblindete, steht Johann Sebastian Bach ihm zur Seite.

Ueber Ersteren äussert sich treffend Brendel folgendermaassen:

„Wir erblicken eine Persönlichkeit voll gewaltiger Kraft, wesentlich zugewendet dem Grossen und Erhabenen, wie es in den Geschichten des alten und neuen Testaments zur Erscheinung gekommen ist, eine Persönlichkeit aber, die nicht mehr umgrenzt wird von dem kirchlich-religiösen Standpunkt in engerem Sinne, nicht ausschliesslich diesem sich hingiebt, im Gegentheil eine rein menschliche Persönlichkeit, für die das kirchlich-religiöse Element nur noch den Hintergrund bildet. Alle höhere menschliche Kraft ruht noch auf jener Basis. Dies der Grund der, zum Theil noch vorhandenen, kirchlichen Färbung. Auch die Geschichten des alten Testaments mit überwiegend weltlichem Inhalt umgab damals noch ein gewisser religiöser Nimbus. Händel schritt jedoch innerlich

schon aus dieser Sphäre heraus und hat darum keine Kirchenmusik im engeren, speciellen Sinne geschrieben, er hat auch, als sein Genius in aller Hoheit erwachte, sich von dem eitlen, inhaltslosen Bühnenspiel der damaligen Zeit gänzlich abgewendet, aber er leiht der ganzen befreiten, in freier Anbetung sich neigenden Menschheit seine Stimme. Daher das Gesunde und Kräftige in ihm, dass sich die Brust bei seinen Tönen erweitert, das Grosse und Mächtige.

Das angeblich Kirchliche liegt in der Grösse und Gewalt, womit er seinen Gegenstand erfasst, in der Hoheit, womit er auch rein Weltliches ergreift, das Weltliche im Gegensatze hierzu aber darin, dass er einer nicht mehr von kirchlicher Autorität gebundenen Menschheit seine Stimme leiht, im Gegentheil aus diesen Schranken schon sich herausgearbeitet hat. Händel hatte durch die eigenthümlichen Phasen seiner Entwickelung hindurch endlich den ihm gemässen Ausdruck gefunden; diese Form ist ihm eigenthümlich; sie ist die Offenbarung seiner Persönlichkeit. Selbst im „Messias“ ist er nicht streng kirchlich; wohl aber darf man sagen, aus keinem anderen Grunde, als weil er die enger gezogenen Grenzen strenger Kirchlichkeit darin schon durchbrochen, weil er eine Höhe der Anschauung erreicht hat, vor der jede Schranke fällt. Es ist die ewige That der Erlösung dargestellt in ewigen Tönen, in einer Weise, die von jeder Besonderheit der Aufführung befreit, sich über die Beschränktheit einer Zeit-Epoche erhebt, eine „Cantate des gesammten Menschengeschlechts“, für alle Zeit dieselbe. Wir erblicken sonach die Eigenthümlichkeit Händel's in dieser Weltliches und Geistliches versöhnenden Richtung, wir sehen durch ihn den Schritt vollbracht zur wahrhaft grossen Oper hin, aber wir finden ihn durch äussere Veranlassung auf einen andern Weg gedrängt, wodurch er sich ebenfalls eine neue und einzige Stellung erringt.“

Derselbe Kunstkritiker charakterisirt Bach so:

„Bach hat sich nach allen Seiten hin wirksam erwiesen, überall gross und bedeutend, das Alte abschliessend, für Neues die Bahn brechend. Dem Instrumentbau sogar wendet er seine Aufmerksamkeit zu, sowie auch an seinen Werken sich zuerst in umfassender Weise die musikalische Theorie entwickelt hat. In allen Gebieten ist er von Einfluss und thätig gewesen.“

Er zieht sodann zwischen beiden Künstlern folgende Parallele: „Händel bewegt sich in allgemein menschlichen Stimmungen, in den Stimmungen der Massen; was in der Brust eines religiösen, aber gesunden, freisinnig männlichen Volkes sich regt, das hat er ausgesprochen mit einer Urkräftigkeit und Gesundheit, dass es durch Jahrhunderte schallt, Bach spricht nur sich aus, sein religiöses Gemüth, er vergräbt sich immer tiefer in sich hinein und kann sich nicht genug thun, um diese Tiefe zu erschöpfen. Händel leiht der ganzen Menschheit seine Stimme, Bach ist nur insoweit allgemein, als Jeder diesen Process des religiösen Bewusstseins in sich durchlebt. — Beide Männer sind Meister ihrer Kunst, beide in eminenter Weise. Beiden aber ist diese gewaltige Kunst nie Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. — Händel und Bach sind die Spitzen, sind die Vollender einer ganzen, grossen Epoche, welche in ihnen ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. — Aber Bach und Händel als Classiker theilen das Schicksal auch des Classischen, später zur Entwickelungsstufe herabgesetzt zu werden. — Bach und Händel bezeichnen beide eine abgeschlossene, von der unsrigen weit verschiedene Epoche und treten uns mit der Berechtigung als Classiker als der vollendete Ausdruck ihrer Zeit entgegen. Sind sie nicht überall frei von den damaligen Einflüssen, von Einwirkungen der Mode, so überwiegt doch das Ewige in ihnen in so hohem Grade, dass jenes diesem gegenüber verschwindet. Eine Modernisirung ihrer Werke muss darum, streng genommen, als eine Barbarei bezeichnet werden.“

Die musikalische Aera des XVIII. Jahrhunderts wird geschlossen durch jenes Dreigestirn Haydn, Mozart und Beethoven, das man in schönwissenschaftlicher Hinsicht mit Herder, Goethe und Schiller vergleichen könnte.

Die Blüthe des musikalischen Geistes des XVIII. Jahrhunderts spiegelt sich in jenen drei Geistesheroen ab.

Den Parallelismus, der zwischen Musik und schöner Literatur im XVIII. Jahrhundert stattfindet, hat in vortrefflicher Weise Brendel geschildert, so dass wir uns nicht versagen wollen, dessen Worte hier zu citiren:

„Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts rief in Deutschland fast in allen Regionen des Geistes die höchsten classischen Leistungen hervor, auf allen Gebieten entfaltete sich die hervor-

ragendste, fruchtbringendste Thätigkeit. Philosophie und Naturwissenschaften, Poesie und Kunstkritik nahmen gleichzeitig einen Aufschwung, welcher jetzt auf weltlichem Gebiete so Gewaltiges erzeugte, wie einige Jahrhunderte früher auf religiösem. So Grosses indess damals angebahnt wurde, nach so verschiedenen Seiten hin neue Interessen der Geister sich bemächtigten, die Richtung auf den Staat blieb noch ganz ausgeschlossen. Alles, was geleistet wurde, war eine Frucht des Vorausgegangenen, ein Resultat der vorhandenen Zustände, die als unbezweifelte, unangefochtene Grundlage zur Voraussetzung dienten. Auf die praktische Gestaltung des Lebens richtete Niemand den Blick. Insbesondere war der grösste aller damals wirkenden Männer, der höchst begabte und in jeder anderen Beziehung geistig freie Goethe in politischer Beziehung ganz in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen und verkannte ganz die ewige Wahrheit und Berechtigung jener Freiheitsideen, welche damals, freilich oft entstellt und verzerrt auftretend, zuerst Boden zu gewinnen suchten. Es war dies seine Achillesferse, seine endliche Seite, in der er sich nicht erhob über den Horizont eines jeden anderen Spiessbürgers. Bei dem ausserordentlich geistigen Aufschwung des deutschen Volkes blieb die Richtung auf das Politische noch ganz ausgeschlossen, und allgemeine nationale Interessen schlummerten sehr versteckt in der Tiefe des Bewusstseins. Der einzige Schiller feierte in seinen Werken den künftigen grossen Aufschwung der Völker. Für die Gesammtheit bedurfte es erst einer nachdrücklichen, gewaltsam eingreifenden Erregung, wie sie die Napoleonische Herrschaft und die Befreiungskriege brachten, um Deutschland aus seiner Erstarrung zu wecken."

Die Zustände, welche dieser Erhebung vorangingen, erklären auch die Schöpfungen Mozart's, dieses rein Menschliche in ihnen, diese künstlerische Rundung und Abgeschlossenheit. Es ist nicht das patriarchalische Stillleben Haydn's in den Mozart'schen Werken, aber auch noch keineswegs das leidenschaftliche Kämpfen und Ringen Beethoven's. Mozart und seine gesammte Schule gehören in ihrem Wesen dem vorigen Jahrhundert an; Mozart ist der Goethe unserer Musik; die Weltanschauung Beider ist dieselbe. So wie Goethe und seine Schule den Zeitinhalt vor der Revolution, den Inhalt jener Zeit nach allen wesentlichen Beziehungen, nur mit Ausschluss jener politischen Richtung, poetisch ausgeprägt

haben, so hat auch Mozart — bewusstlos — dieser Richtung gehuldigt. Beide zwar vermochten dem Andrange des Neuen, was schon seit langen Jahren in den Gemüthern keimte, nicht völlig sich zu entziehen. Goethe aber wendete sich mit Bewusstsein ab, während Mozart, sich allen Einflüssen hingebend, so weit Empfänglichkeit dafür in ihm vorhanden war, zu tief doch in dem Bestehenden wurzelte, durch seinen frühen Tod auch der weltumgestaltenden That schon entrückt war, als dass mehr als nur die Morgendämmerung der Zukunft ihm hätte erscheinen können. Beide haben im Wesentlichen den damaligen fertigen, noch nicht durch Zweifel angefochtenen Weltzustand zur Voraussetzung. Wie Goethe nach politischer Seite hin beschränkt ist, so ist auch Mozart's, des Oesterreichers, Horizont in ähnlicher Weise begrenzt. Beethoven ist der Componist des neuen, durch die Revolution hervorgerufenen Geistes, er ist der Componist der neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit, Emancipation der Völker, Stände und Individuen. Er ist der Schiller unserer Musik, wenn auch vorzugsweise nach Seite des Inhalts, weniger in künstlerischer Hinsicht, wo er sich Jean Paul nähert, jedenfalls unsern Schiller weit überragt. Haydn findet nicht ein so bestimmtes Gegenbild in einer Persönlichkeit der Literatur, wie denn auch bei den angeführten Parallelen neben Gleichartigem grosse Verschiedenheiten nicht zu übersehen sind. — Mozart und Goethe sind Künstler im engeren Sinne. Beiden ist erstes Gesetz, den Forderungen der Kunst Genüge zu leisten, Beiden ist die Kunst ein abgeschlossenes Gebiet, Beide interessirt ein Inhalt vorzugsweise insoweit, als er sich zur künstlerischen Darstellung eignet. Beiden gilt es daher hauptsächlich, einen menschlichen Inhalt zur Darstellung zu bringen. Das Grosse und Herrliche, das Unübertroffene Beider ist die dichterische Kraft, objectiv ausgeprägte Charaktere zu schaffen, lebendige, auf ihren eigenen Mittelpunkt gestellte, von der Subjectivität des Schaffenden getrennte, aus der dichterischen Werkstatt mit Freiheit entlassene Persönlichkeiten. Mozart hat darin das Grösste geleistet unter allen Tonkünstlern vor und nach ihm. Goethe hat einzig an Shakespeare einen Rivalen. Beethoven und Schiller sind bei ihren Schöpfungen mit ihrem tiefsten innersten Selbst betheiligt. — Beethoven's und Schiller's Entwickelung ist eine immer tiefere Erfassung ihrer eigenen Persönlichkeit, eine immer

vollkommenere Lösung der gleich anfangs gestellten Aufgabe; Beide sprechen sich selbst aus, während jene überhaupt nur Seelenstimmungen, objective Zustände zur Darstellung bringen. Bei Mozart's und Goethe's Werken haben wir stets die Anschauung der Sache, so dass wir den Künstler darüber vergessen; bei Beethoven und Schiller stets die Anschauung einer künstlerischen Persönlichkeit, nicht der Sache, die Anschauung einer subjectiven Welt. Diese Betheiligung des eigenen Selbst an ihren Kunstschöpfungen ist die unaussprechliche Gewalt in denselben, ist was beide Künstler zu Männern der Neuzeit macht, während Goethe und Mozart aus dem entgegengesetzten Grunde der Bewegung der Neuzeit fern stehen. Erst die Napoleonische Herrschaft und der dadurch hervorgerufene nationale Aufschwung brachte die gebieterische Nothwendigkeit, alle Privatinteressen bei Seite zu setzen und der Gesammtheit sich zum Opfer zu bringen; nun erst lernte das Individuum seine höhere Aufgabe im Dienste des Allgemeinen erkennen. Jetzt fielen die Alles trennenden, hemmenden Schranken, und das deutsche Volk mit dem fortschreitenden Geist der Geschichte zu sympathisiren. Mozart und Goethe stehen noch auf dem Standpunkt jener früheren Particularität. Beide bewegen sich in individuellen Stimmungen des Herzens. Dort, auf dem Boden alter Behaglichkeit, war es möglich, ruhig Gestalten zu meisseln und sich in die Anschauung derselben zu versenken. Die künstlerische Aufgabe entsprach dem allgemeinen Weltzustand. Hier ist die deutlich gezogene Linie, welche den Horizont Beider begrenzt. Jetzt ist das Individuum hereingezogen in den Kampf und selbst betheiligt. Das schöne Maass, die ruhige, objective Haltung ist verloren gegangen. Beethoven, der Componist dieses neuen Geistes schreitet hinaus über diese, von dem damaligen Weltzustand gesteckten, Schranken und so wie er gegen Mozart an Reichthum von Gestalten weit zurücksteht, so überragt er ihn ebenso sehr durch den grossen, umfassenden Gesichtskreis, den er uns eröffnet. Beethoven erhebt sich über alle jene Beschränkungen und ist eingetreten in die allgemeine Bewegung. Er ist der Ausdruck jenes neuen Bewusstseins, die höchste Aufgabe eines Lebens im Ganzen und der Unterordnung der eigenen Persönlichkeit unter dasselbe zu finden und als tief bedeutsam tritt uns dem entsprechend das Populäre seiner Gesinnung, das durchaus Anspruchslose, Demo-

kratische derselben entgegen. — Für Haydn, Mozart und Beethoven ist die Liebe der eigentliche Inhalt und der Mittelpunkt ihres Wesens; die verschiedene Weise, in der sie diesen Inhalt aussprechen, ist zugleich das, was sie unterscheidet. In Haydn's „Schöpfung" ringt sich die Liebe aus den Mächten des Weltalls als letztes und schönstes Resultat hervor, als Krone der Weltschöpfung. Mozart ist der Sänger der Liebe im eigentlichen und speciellsten Sinne; sie auszusprechen, wie sie sich in menschlichen Individualitäten in ihrer Fülle und Unendlichkeit offenbart, seine Hauptaufgabe und darum ist er, wie Goethe, besonders gross in der Darstellung des weiblichen Herzens — Mozart individualisirt die Liebe. Wir befinden uns auf echt menschlichem Standpunkte. Es ist die Geschlechtsliebe, die er dargestellt hat. — In der „Zauberflöte" hat er namentlich die Liebe in ihren wichtigsten Stufen zur Darstellung gebracht, von Monostatos an, wo er die niedrigste Wollust unnachahmlich geschildert hat, bis zur allgemeinen Menschenliebe des Sarastro. Es sind die philantropischen Ideen des vorigen Jahrhunderts, es sind die Lehren des Freimaurerordens. Beethoven schreitet hinaus über die Schranken der Geschlechtsliebe ebenso sehr, wie jener philantropischen Gesinnung des Sarastro. An die Stelle individueller Charakterzeichnung, sowie der bewussten, verständigen Haltung tritt eine, alle Schranken niederreissende, frei hervortretende, erhabene Leidenschaft.

Wir schliessen unsere Betrachtungen mit den Worten Kiesewetter's:

„Und doch drängen sich unwillkommen die Fragen auf: Ob nicht endlich auch die Tonkunst ihr gesetztes Ziel habe? ob unter den Schwesterkünsten, deren höchsten Flor und deren allmählichen Verfall die Menschheit im Verlaufe der Zeitalter gesehen hat, sie allein sich des Vorrechts eines immer blühenden, immer reifenden Jünglingsalters zu erfreuen haben können? ob nicht endlich auch sie dem Schicksal unterliegen müsse, das seine Gewalt über das Schöne, wie über Grosses und Mächtiges, in der Geschichte des Menschengeschlechts beurkundet hat? Ob nicht etwa schon jetzt die leidigen Vorzeichen ihres Verfalls, vielleicht ihres nahen Verfalls, wahrzunehmen seien."

Selbstredend ist es nicht möglich, arithmetisch den Zeitpunkt

zu bestimmen, wo in musikalischer Beziehung das XVIII. Jahrhundert aufhört und das XIX. anfängt.

Weber, Spohr, Mendelssohn Bartholdy, Meyerbeer, Franz Schubert, Schumann, Lortzing u. A. gehören durchaus noch dem XVIII. Jahrhundert an.

Charakteristisch für die deutsche nationale Musik ist, im Gegensatz zur italienischen, das Uebergewicht der instrumentalen über der vocalen. Auf jeden Fall steht es fest, dass die Musik im XVIII. Jahrhundert ebenso wie die Literatur ihre höchste Blüthe erreichte und dass auch sie ein mächtiger Hebel war, um die getrennten deutschen Stämme einig zu machen und den nationalen Gedanken zu pflegen. Die verschiedenen Liedertafeln leisteten der politischen Einigung des Vaterlandes einen grossen Vorschub.

Auf einen Verfall der Musik deutet jedenfalls die Abnahme der guten und reinen Stimmen und das immer Seltnerwerden des hohen Tenors und hohen Soprans; auch die tiefen Bassstimmen nehmen ab. Die Gründe hiervon dürften nicht blos darin zu suchen sein, dass durch überladene Instrumentalbegleitung die Stimmen verdeckt werden und die instrumentartige Behandlung der Stimmen nicht geeignet ist, diese in aller Ruhe auszubilden und zu entwickeln, sondern auch in dem seit 50 Jahren colossal zugenommenen Consum von Bier und Tabakrauchen, welches keinenfalls einen günstigen Einfluss auf die anatomische und physiologische Beschaffenheit des Kehlkopfes äussern kann. Daher erklärt es sich, dass man den unteren Ständen, die sich einer naturgemässeren Lebensweise in der Regel befleissigen, meistens die schönen Stimmen entnehmen muss.

Mit Richard Wagner und seiner Schule beginnt ohne Frage für die Musik das XIX. Jahrhundert. Denselben Entwickelungsgang beobachten wir bei den drei bildenden Künsten: der Sculptur, der Architectur und der Malerei.

Ihre Frühlingskeime, die sie im XVI. Jahrhundert so üppig trieben und die so herrliche Früchte versprachen, waren durch den Reiffrost des dreissigjährigen Krieges zerstört.

Die durch Fürstengunst im XVII. Jahrhundert ins Leben gerufenen Kunstakademien waren nicht im Stande, der Kunst einen neuen Geist einzuhauchen. Jede Scholastik wirkt beengend und ihre Producte tragen den Stempel des Künstlichen, Treibhaus-

artigen, Pedantischen und Zopfigen. Aber man vergisst den Geist der freien Kunst.

Um wieder aufblühen zu können, mussten auch sie zur Antike zurückkehren, mussten ebenso wie die deutsche Literatur das auswärtige Joch abschütteln und wieder bei den Hellenen den Sinn fürs Einfache, für die Natur, für den Idealismns auffrischen.

Winkelmann war es, welcher durch seine classischen Schriften es verstand, seine Zeitgenossen auf die Alten hinzuweisen und den Geist des classischen Alterthums in beredten Worten vorzuführen.

Gottfried Schadow setzte die Ideen Winkelmann's in die That um, nachdem er zuvor gründlich mit dem Zopfe gebrochen.

In seine Fussstapfen trat Rauch, noch mehr als sein Vorgänger dem Idealen zugeneigt.

Rietschel, Drake und Schwanthaler huldigten derselben Richtung. Ihnen allen gelang es auf eine bewunderungswürdige Weise, den Realismus zu vernichten.

Auch die Architectur blieb hinter diesen Aspirationen nicht zurück.

Wie die Renaissance des XVI. Jahrhunderts sich aus der Antike entwickelt hatte, so konnte ein besserer Stil sich nur dadurch bilden, dass man zu ihr zurückkehrte.

Es war Schinkel's Verdienst, zum classischen Alterthum zurückzukehren. Er ist als der eigentliche Reformator der modernen Architectur zu betrachten. Ihm folgten Stüler, Strack und Hitzig.

Im Süden Deutschlands wirkten in ähnlicher Weise, bald an die Griechen, bald an die Blüthezeit des deutschen Mittelalters sich anlehnend, Klenze, Gärtner, Ziebland und Heideloff.

Zu einem eigentlichen neuen deutschen Stil sind wir bis jetzt noch nicht gekommen. Wir werden ihn auch wohl nicht eher erlangen, als bis wir in Wirklichkeit ein einiges und freies Volk geworden sind und eine deutsche Kirche haben. Blut und Eisen faulen und rosten und sind kein Bindungsmittel für die Ewigkeit. Auch der gothische Stil entwickelte sich vor der Trennung der Kirche. Die grössten Triumphe aber feierte die Malerei. Selbst sie erschien im Anfange des Jahrhunderts entartet und lebte ein blosses Scheinleben. Die Fürsten und das Volk standen der Kunst theilnahmlos gegenüber. Die Misère, an französische Muster sich

anlehnend, war ebenso gross als in der Literatur. Der Zopf beherrschte Alles.

Auch bei der Malerei spielten die Polemik und Kritik eine ebenso wichtige Rolle als bei der Literatur; sie bildeten die Initiative zur Abschüttelung des ausländischen Jochs. Wir müssen hier nicht nur Winkelmann's gedenken, der den Hellenismus auf allen Gebieten der Kunst wieder zur Geltung brachte, sondern auch Lessing's, der durch seinen Laokoon auf eine unübertroffene Weise die Grenzen der einzelnen Künste bestimmte. So finden wir denn eine Gruppe von Malern, auf die die neuen Ideen einen entschiedenen Einfluss gehabt hatten und die wir, wenn auch noch nicht als Classiker, doch als Ekklektiker bezeichnen müssen Wir nennen hier Raphael Mengs, Angelica Kaufmann, Martin Knoller, Ernst Dietrich, Nicolaus Chodowiecki und Philipp Hackert.

Die eigentliche Wiedergeburt der Kunst aber ging von einem Schleswiger aus, von Asmus Jacob Carstens. Er kehrte gänzlich zum griechischen Ideal zurück. Ihm folgten Schick, Johann Heinrich Wilhelm Tischbein der Jüngere in Eutin. Der Höhepunkt des Classicismus wurde dann eingeleitet und erreicht durch Peter Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, Karl Rottmann, Moritz Schwind, Wilhelm Kaulbach, Hess, Wilhelm Schadow, Julius Hübner, Karl Friedrich Lessing, Menzel und Andere, die wir hier nicht alle nennen können.

Hans Makart's Auftreten bezeichnet in Bezug auf Malerei das Ende des Classicismus und den Beginn des XIX. Jahrhunderts. Trotzdem wirkten noch viele Künstler im modernen classischen Stile weiter.

Und jetzt die edelste aller Künste, die Medicin!

Wie war ihr Entwickelungsgang im XVIII. Jahrhundert, verglichen mit dem der übrigen Künste und Wissenschaften?

Hatte auch sie, wie wir gesehen haben, mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, war auch ihr organischer Zusammenhang mit der Medicin des XVI. Jahrhunderts gestört, musste auch sie gleichsam wieder von vorn beginnen? Nein, der Medicin war ein besseres Schicksal beschieden.

Wenn sie im XVI. Jahrhundert zu einer ungeahnten Blüthe sich emporschwang, nachdem sie sich einer verhältnissmässig noch

einschneidenderen Reformation als die Theologie unterworfen hatte, so müssen die Gründe dafür hauptsächlich in folgenden Momenten gesucht werden.

Was die Abschüttelung des päpstlichen Joches für die Theologie bedeutete, dasselbe bedeutete die Emancipation von Galen und den Arabern für die Medicin.

Zu diesem blos negativen Factor gesellte sich die Rückkehr zu Hippokrates, die gleichbedeutend ist mit der Rückkehr zur Natur, zum Einfachen und zur Wahrheit, die Cultivirung der classischen Studien und der Anatomie.

Das für Deutschland im Uebrigen so verderbliche XVII. Jahrhundert vermochte nicht die Aerzte, trotz der unglücklichen socialen Zustände in die sie geriethen, von dem einmal betretenen Wege abzulenken, die Medicin war von allen Wissenschaften und Künsten die einzige, welche in dieser, für die Cultur und Civilisation so verhängnissvollen, Periode ihre Verbindung mit dem XVI. Jahrhundert nicht löste, sondern in denselben Geleisen, wenn auch langsamer, sich fortbewegte, ja sogar, wie wir später sehen werden, grosse und bedeutende Aerzte hervorbrachte und neue fruchtbare Ideen, zu denen wir vor Allem die Gründung der Leopoldinischen Akademie rechnen müssen, entwickelte.

So hatte denn die deutsche Medicin im Anfange des XVIII. Jahrhunderts das Glück, an allen den Segnungen, welche dasselbe mit sich brachte, wohlgerüstet und ihres Zieles bewusst, sofort Theil zu nehmen; es blieb ihr erspart, sich aus einem larvenähnlichen Zustande, wie die übrigen Disciplinen, herauszuarbeiten und zu entpuppen, sie folgte blos ihrem natürlichen Entwickelungsgang, nur dass das Tempo desselben durch den, dem Keimen, Sprossen und Blüthetreiben der Wissenschaft so belebenden, Geist des Jahrhunderts ein weit lebhafteres und rascheres wurde.

Und so erleben wir es, dass der medicinische Classicismus, wie wir es in dem I., II., III., IV. Theile unseres Werkes nachgewiesen, nicht blos dem schönwissenschaftlichen und dem der übrigen Künste voranging, sondern sogar auch noch eine längere Blüthe hatte.

Die deutsche Medicin des XVIII. Jahrhunderts hat deshalb nicht blos für die ganze Cultur eine so grosse Bedeutung, weil ihr Einfluss auf dieselbe, wie wir oben schon angedeutet und bei den

einzelnen Disciplinen näher sehen werden, ein so bedeutender war, wie wir es in keiner Geschichtsperiode wieder finden, sondern weil sie sich die Hegemonie über die aller übrigen Völker eroberte und ihren deutschen Charakter zur schönsten Entwickelung und Ausprägung brachte.

Und auch das müssen wir, wodurch die deutsche Medicin von ihrem Auftreten in anderen Epochen sich unterscheidet, hervorheben, dass die vielen und zahlreichen Systeme und Secten, welche im XVIII. Jahrhundert auftraten, dadurch von den anderer Jahrhunderte und Zeiten unterschieden sind, dass, so mannigfach ihre Dogmen erscheinen, in der Praxis doch alle an Hippokrates sich möglichst anlehnen, so dass sie therapeutisch gleichsam von hippokratischem Geiste getragen werden und dass von der Nothwendigkeit der Cultur der Geschichte Alle durchdrungen waren.

Was mit vollem Rechte der berühmte Rechtslehrer Hugo (Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts, 5. Aufl. Berlin 1815) von der Jurisprudenz aussagt: „Die eine Hälfte dessen, was an der Rechtsgelehrsamkeit nicht blos Handwerkmässiges, sondern Wissenschaftliches, Gelehrtes ist, besteht in der Geschichte", gilt in demselben Maasse von der Medicin.

Kurz, sie hatten, mit Ausnahme des exotischen Systems von Brown und der Homöopathie, wie des ganzen XVIII. Jahrhunderts, durchaus keinen revolutionären Charakter.

So schwer es für einen nicht historisch und kritisch geschulten Arzt ist, ein richtiges Urtheil über das Zeitalter, dem sie selbst angehören, zu fällen, wie es denn ja charakteristisch ist, dass jede Zeit, ja selbst das Mittelalter, sich für die fortgeschrittenste und erleuchtetste hält, so leicht ist dies für den wirklichen Historiker, welcher allen Erfordernissen entspricht, wie wir sie unter Hensler und Sprengel als nothwendige Desiderate angegeben haben.

Wir können uns daher nicht enthalten, das Urtheil eines ausgezeichneten medicinischen Historikers des XVIII. Jahrhunderts anzuführen, August Friedrich Hecker's, des Grossvaters.

Hecker urtheilt in seiner 1793 erschienenen *„Allgemeinen Geschichte der Natur- und Arzneikunde"* S. 269 folgendermaassen: „Deutschland hatte vor allen Ländern die beste Medicinalverfassung, das beste Medicinalpersonal und war überhaupt in dem allgemeinen Besitze des höchsten Grades, den unsere physischen und

medicinischen Kenntnisse am Ende des XVIII. Jahrhunderts erreicht hatten. Diese Behauptung ist kein Ausbruch des übertriebenen Patriotismus eines deutschen Schriftstellers, der, was wohl sonst der Fall sein mag, die Vorzüge seiner Nation auf Kosten der Wahrheit erhebt und ihre Fehler verschweigt. Man vergleiche unsere Länder unparteiisch mit jenen Ländern, die man gemeiniglich in dem Besitz einer höheren medicinischen Cultur glaubt, mit England, Frankreich und Italien, und man wird meine Behauptung, bei allen eigenthümlichen Vorzügen, die keiner Nation fehlen, und bei allen Mängeln, die bei unserer Erleuchtung immer noch Schatten genug geben, völlig mit der Wahrheit übereinstimmend finden: dass seit der Wiederherstellung der Wissenschaften die Deutschen die meisten und wichtigsten Erfindungen in der Natur- und Arzneikunde gemacht haben; dass Deutschland immer die meisten und besten Lehranstalten hatte und die grösste Zahl grosser und aufgeklärter Aerzte hervorbrachte; dass keine Nation so sehr sich das Gute aller übrigen Nationen zueignete und dem fremden Verdienst weniger verstockten Nationalstolz entgegenstellte, als die deutsche; dass so mancher Vorzug, so manche Erfindung, die wir dem Auslande zuschrieben, eigentlich deutschen Ursprungs war; dass in den deutschen Staaten noch immer die beste medicinische Polizei, die beste öffentliche Gesundheitspflege und überhaupt das beste Medicinalwesen, anzutreffen war; und dass eigentliche medicinische Gelehrsamkeit und Literatur fast ausschliesslich nur in unserm Vaterlande blühte. — Deutschlands Lage, fast im Mittelpunkte aller cultivirten Völker, begünstigte eine allgemeine Mittheilung jeder Kenntniss von allen Seiten her; der Deutsche nahm gern Alles an, was er bei dem Ausländer fand, und darunter war denn freilich Vieles, das ohne unsern Schaden, oft mit Vortheil, jenseits der Alpen, jenseits des Rheins oder des Oceans, hätte gelassen werden können. Keine Nation verpflanzte die guten und schlechten Producte der Nachbarn so emsig auf ihren Boden, als die deutsche; besonders blieben die englischen Bücher nicht leicht unübersetzt, wenn sie gleich grossentheils bewiesen, dass England ebenso schlechte und vielleicht noch schlechtere Schriftsteller erzeugte, als unser Vaterland. — Deutschlands Staatsverfassung erleichterte und beförderte, vor jeder anderen, die Einführung eines guten Medicinalwesens, theils weil bei so vielen kleinen Ländern eine

genauere Uebersicht desselben und eine strengere Beobachtung der Medicinalgesetze möglich war, theils weil unter so vielen Fürsten und Obrigkeiten eine Nacheiferung entstehen musste, jene Quelle des allgemeinen Staatswohls in jeder Stadt und in jedem Lande so gut als möglich zu besorgen. Dazu kam noch das ungleich festere Band, das die Fürsten mit ihren Unterthanen inniger vereinigte, als in jedem anderen Reiche und das ihnen Gelegenheit gab, sich selbst von jedem Mangel und von jeder nöthigen Verbesserung zu überzeugen. Bei so günstigen Umständen war es kaum begreiflich, wie einige wenige deutsche Staaten bis auf diesen Tag ohne Medicinalordnung geblieben waren und noch an allen den Gebrechen im höchsten Grade litten, die ich vorher genannt habe. Der Deutsche war vermöge seines Nationalcharakters zu jeder Unternehmung geneigt, die Anstrengung des Geistes, kalte und bedächtige Prüfung, Anstellung langwieriger und verwickelter Versuche, Freimüthigkeit und Unabhängigkeit von Vorurtheilen, andauernden Fleiss und grosse Genauigkeit auch in gerinfügigen Dingen, erforderte. Daher wurde ohne allen Widerspruch die Arzneikunde nirgends besser gelehrt, als in Deutschland; daher gediehen eigentlich gelehrte Werke, und besonders solche, die eine grosse Kenntniss und Aufwand von Literatur erforderten, nur vorzüglich auf deutschem Boden; und italienische Trägheit, französischer Leichtsinn und englische Hypothesen- und Paradoxiensucht konnte darin nicht anhaltend Wurzel fassen. Deutscher Fleiss war zum Sprüchwort geworden, und alle die Früchte desselben und der übrigen vortheilhaften Stimmung des deutschen Nationalcharakters wurden im Ganzen (denn einige Staaten machten eine traurige Ausnahme!) durch einen Freiheitssinn genährt, wovon kein Land ein vollkommen gleiches Beispiel aufzuweisen hatte. Deutschland war — ich weiss nicht, ob zu arm, oder zu sparsam, oder zu ungerecht, als dass dasselbe grosse und sehr kostbare Unternehmungen für die Natur- und Arzneikunde hätte zu Stande bringen können: an unseren öffentlichen Bibliotheken, Naturaliensammlungen, Lehranstalten, Hospitälern, literarischen Producten, Belohnungen des Medicinalpersonals u. s. w. war fast durchgängig eine gewisse Kostenscheu und oft auffallende Sparsamkeit und Armuth unverkennbar, die unsern Unternehmungsgeist und unsern Fleiss freilich oft lähmte und den Ausländern gerechten Anlass zur Verachtung unserer Nation

BOSTON MEDICAL LIBRARY JUL 4 1952

gab. Diese Verachtung war indessen vielfältig ungerecht; denn wenn es auch manchen unserer Anstalten an einem übertriebenen, glänzenden und prunkvollen Aufwande und an äusserem Schimmer fehlte, so hatten sie vielleicht in ihrem Innern mehr wahrhafte Brauchbarkeit und Nützlichkeit und waren von wohlthätigerem Einflusse auf das Ganze, als die reichen Institute unserer Nachbarn, die einen unzweckmässigen Aufwand zur Hauptabsicht zu haben schienen.“

Dagegen charakterisirt Verf. die damalige englische Medicin folgendermaassen:

„Es gehört ein hoher Grad von Freimüthigkeit dazu — bei der in Deutschland noch immer herrschenden Anglomanie, die so manchen jungen Arzt nach London und Edinburg trieb, um sich dort besser, als bei uns, zu unterrichten, und die jeder englischen Quacksalberschrift einen hohen Werth beilegte — es laut zu sagen: dass die Engländer im Ganzen, in Absicht der Arzneikunde, weit unter den Deutschen standen. Die wahren Vorzüge, die ihnen auch der Neid nicht absprechen kann, waren einzig und allein: grosse und reiche Naturalien-, Kunst- und Büchersammlungen, vortreffliche botanische Gärten, die die unsrigen weit übertrafen, und dann Hospitäler und Krankenanstalten aller Art, in denen es der Patriotismus der Nation und die unbegrenzte Freigebigkeit derselben zu einem hohen Grade von Vollkommenheit, vielleicht hin und wieder bis zum Luxus, gebracht hatte.“

Noch schlimmer kommt Frankreich weg (Verf. versäumt es aber auch hier nicht, sein Urtheil durch genaue Quellenangabe zu motiviren). „Noch viel tiefer, als in den bis hieher betrachteten Ländern, war in Frankreich die Arzneikunst gesunken. Die Lehranstalten zu Paris, Montpellier und Strassburg u. s. w. hatten zwar in ihrer Einrichtung viel Gutes und waren mit dem erforderlichen Aufwande reichlich versorgt, aber gelehrt wurde die Arzneikunde dabei so leichtsinnig und nachlässig, dass man sich davon in Deutschland kaum einen Begriff machen kann und dass sachkundige Augenzeugen versicherten: „„wahre und gute Chirurgie sei in den dortigen Hospitälern nicht zu lernen und noch weniger Medicin.““ Frankreich hatte einzelne grosse Aerzte und besonders Wundärzte, aber bei dem grössten Theile ging die Unwissenheit, der Leichtsinn und die Grosssprecherei noch ungleich weiter, als bei uns.“

Wie wenig aber die deutschen Aerzte mit der Geschichte ihrer Wissenschaft im Allgemeinen bekannt sind, geht am besten aus dem Ausspruche eines bekannten Lehrers hervor, welcher auf der Naturforscherversammlung in Rostock die Behauptung, die ebenso sehr ein Zeichen seiner Kühnheit wie seiner Unwissenheit ist, aufstellte, die deutsche Medicin habe noch im zweiten Decennium des XIX. Jahrhunderts unter dem Hochdrucke der französischen Glanzmänner gestanden; Alles, was deutsche Wissenschaft genannt werden konnte, habe noch so sehr in den Windeln gelegen, dass die landläufige Gelehrsamkeit, die Wissenschaft der Handbücher und die Handbücher selbst, fast ganz französisch waren, und habe sich erst seit 30 Jahren selbstständig und national entwickelt. Wer auch nur oberflächlich die Geschichte der deutschen Medicin kennt, weiss, dass gerade das Gegentheil hiervon wahr ist.

Bis zum Jahre 1848 war die medicinische Wissenschaft ganz national. Auch das Jahr 1830, das politisch seinen Einfluss auf Deutschland geltend machte, hatte wissenschaftlich ebenso wenig uns beeinflusst, als das Jahr 1798.

Statt dessen machte sich seit der Februarrevolution, mit der für Deutschland das XIX. Jahrhundert auch in der Medicin beginnt, der französische Einfluss geltend. Es findet also das Gegentheil von dem statt, was obiger Naturwissenschaftler, der von dieser Zeit an die Medicin national werden lässt, behauptete. Dieser französische Einfluss, durch den bonapartistischen Cäsarismus bedingt, ward auf allen Culturgebieten vorherrschend. Trotzdem ist man durchaus nicht berechtigt, wie von anderer Seite geschehen ist, zu behaupten, die deutsche Medicin des XIX. Jahrhunderts sei überwiegend französisch gewesen. Obiger Koryphäe stützt seine Ansicht, dass die Medicin bis zum Jahre 1830 französisch war, einzig durch die Behauptung, dass „die eigentliche Lehrbuchweisheit, die Quelle für das gemeinsame Denken, aus der die Gesammtheit schöpfte, französisch gewesen sei.“ Wie kindlich und wie naiv! Wenn es wahr ist, dass damals viele französische Lehr- und Handbücher ins Deutsche übersetzt wurden, so wurden ebenso viele grössere wissenschaftliche deutsche Werke ins Französische übertragen. Lehr- und Handbücher aber darf man doch keinenfalls als die Quelle für gemeinsames Denken bezeichnen; sie sind doch weiter nichts als Schulbücher, um die Anfänger

in die Elemente der Wissenschaft einzuweihen. Die Quellen des Denkens sind doch nur: die Natur selbst und die grossen wissenschaftlichen Werke, die Monographien, kurz, die Schriften der bahnbrechenden Schriftsteller, welche keine Schulbücher schreiben. Auf noch schwächeren Füssen steht die Behauptung, dass die deutsche Medicin des XIX. Jahrhunderts vorwiegend französisch gewesen. Das Wahre daran ist, dass nur für eine ganz kurze Zeit einige wenige Disciplinen nicht blos einen französischen, sondern einen slavischen, direct nihilistischen Anstrich hatten, nämlich nur die pathologische Anatomie und die physikalische Diagnostik, von denen erstere überdies ursprünglich von Deutschland nach Frankreich übertragen war. Dabei hatte man aber vergessen, dass während dieser selben Periode eine neue Disciplin, die mikroskopische Anatomie, durch Lebert von Deutschland nach Frankreich importirt wurde. Dagegen blieben die beiden Hauptpfeiler, welche das Gebäude der Medicin tragen, die Anatomie-Physiologie und die Geschichte, durchaus national deutsch und behaupten vor wie nach dieselbe Hegemonie, wie sie dieselbe im XVIII. Jahrhundert sich errangen. Mit dem Jahre 1866 ward aber sowohl der französische wie der slavische Einfluss auf die deutsche Medicin gebrochen.

Dass sie im XVIII. Jahrhundert die erste war, werden wir im Folgenden nachweisen, zuvor aber in einigen Thesen die Resultate unserer Forschungen mit parallelen Seitenblicken ins XIX. Jahrhundert zusammenstellen.

Die allgemeine Culturgeschichte kann man nicht verstehen, wenn man nicht in die medicinische Culturgeschichte eingedrungen ist. Deshalb sind die meisten modernen Culturgeschichten unbefriedigend und ungenügend. Denn die Medicin unterscheidet sich dadurch von allen übrigen Wissenschaften und Künsten, dass sie die umfassendste ist, weil sie sich auf den ganzen Menschen erstreckt. Leider hat man in neuester Zeit dies völlig vergessen. Naturwissenschaftliche Dilettanten und Ignoranten wollten sie sogar zu einer blossen Wissenschaft degradiren.

Die Geschichte der Medicin muss schon deshalb culturhistorisch aufgefasst werden, weil sie selbst Culturgeschichte ist. Niemals zeigte sich der Einfluss der Medicin auf die gesammte Cultur mehr, als im XVIII. Jahrhundert.

Die Poesie und Medicin waren es im Grunde, welche die Selbstständigkeit und die Blüthe der Literatur herbeiführten und dadurch das Fundament zur nationalen und politischen Grösse Deutschlands legten.

Obgleich die Fürsten im XVIII. Jahrhundert zum grössten Theil willkürlich schalteten und walteten und ihre Unterthanen oft schunden, so hatte man doch eine heilige Scheu und tiefen Respect vor der Wissenschaft, gleichsam als hätte man eine Ahnung davon, dass die Wiedergeburt des Volkes vorzugsweise von der Sprache ausgehen müsse.

Lichtenberg's Ausspruch: „Hypothesen zu machen und sie als seine Stimme der Welt vorzulegen, darf Niemandem gewehrt sein, sie gehören dem Verfasser. Aber die Sprache gehört der Nation und mit dieser darf man nicht umspringen, wie man will", lag gleichsam in der Luft und beherrschte die allgemeine Stimmung. Ein Falk-Puttkamer wäre im XVIII. Jahrhundert eine Unmöglichkeit gewesen und hätte sich der Gefahr ausgesetzt, gesteinigt zu werden; er konnte nur im letzten Drittel des XIX. Jahrhunderts auf die Bühne treten, in der Aera des Byzantinerthums, des Militarismus, des Schwindels, des Gründerthums, der epidemischen Selbstmorde, des Pessimismus, des krassen Materialismus, des goldenen Kalbes und des Cultus der Autoritäten und Thatsachen.

Ein Hauptgrund des geistigen Aufschwungs des XVIII. Jahrhunderts muss mit in der Freiheit gesucht werden, welche thatsächlich auf allen Gebieten herrschte, obgleich politische Freiheit nicht existirte, und Absolutismus die Stelle des Constitutionalismus und Parlamentarismus vertrat. Der Einzelne war aber in seiner natürlichen Entwickelung nicht so gehemmt, wie jetzt, wo der Militarismus sich nicht blos auf sein eigenes Gebiet beschränkt, sondern das ganze sociale Gebiet beherrscht. Das Chinesenthum, das jetzt alle Poren des Staatsorganismus durchdringt, hat seinen Grund im Militarismus, welcher ein Anachronismus für jedes freie und aufgeklärte Volk ist und zur Schablone in Kunst, Wissenschaft und Leben führt.

Im XVIII. Jahrhundert, das man ebenso gut das „humanistische" wie „aufgeklärte" nennen könnte, indem beide Begriffe sich sozlemlich decken, war der Dreh- und Angelpunkt

aller wissenschaftlichen Bestrebungen des Menschen und der Erhebung desselben auf eine höhere Stufe der Cultur.

Trotz den bestehenden Zünften war die wirthschaftliche Freiheit des Einzelnen lange nicht so beschränkt, als im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts, weil keine Uebervölkerung und damit keine uneingeschränkte Concurrenz vorhanden und der eigentliche Kampf ums Dasein gegen jetzt unbekannt war. Der Individualismus gelangte daher trotz den Schranken der Gesetzgebung zur schönsten Blüthe, während er jetzt, obschon die veraltete Gesetzgebung gefallen, verkümmert und in der neugeschaffenen Omnipotenz des Staats, im Staatssocialismus, eine traurige Rolle spielt und zum uniformirten Lakaienthum herabgesunken ist. „Es giebt nichts Grossartigeres, als das Schauspiel dieser geistigen Umwälzung. Lessing, der eigentliche Beschwörer des jungen Geistes, der Deutschland erneuerte, er warf das Staatskleid verachtend von sich, verschmähte die Buchweisheit. Lessing brauchte keine Höfe mehr für die Literatur, wenn er für diese Form Sinn in dem deutschen Volke fand, wenn es ihm gelang, die Bühne als Vereinigungspunkt der Nation zu gründen, wo Jeder freies Stimmrecht hat. Aber die Nation verliess ihn. Er griff das engherzige Christenthum und die Orthodoxie an und liess dem Jakobinismus in unserer Literatur freien Lauf. Herder ist der eigentliche Vertreter dieser Zeit, der die Leidenschaft zuerst losband und gegen die Schulgelehrten, gegen die Schulpoeten, gegen die nüchternen Geistlichen, gegen jeden Druck und Anmaassung gleich in frühester Jugend gewaffnet stand."

Im XIX. Jahrhundert prävalirt die „Natur". Die Naturwissenschaften und die Geisteswissenschaften führen den Primat, und, statt die natürliche Entwickelung des Individuums zu cultiviren, wie es im XVIII. Jahrhundert der Fall, herrscht auch auf socialem Gebiete das naturalistische Princip statt des ethisch-humanistischen vor, gewissen Ständen Privilegien und ein Uebergewicht zu verschaffen. An die Stelle des Adels traten das Militär und die Kapitalisten, an die Stelle des Mittel- und Bauernstandes, dem das XVIII. Jahrhundert vorzugsweise seine Grösse verdankt, der vierte Stand, „die Enterbten", denen man sogar κατ' ἐξοχήν das Prädicat der „Arbeiter" ertheilt hat, als ob die übrigen Stände alle Drohnen wären.

So ist denn charakteristisch für das XIX. Jahrhundert die heranwachsende und immer zunehmende Macht des Kapitalismus,

welche schliesslich dazu führt, nur Reiche und Arme zu erzeugen und den Mittelstand zum Verschwinden zu bringen, die Bevorzugung der Kriegerkaste, welche, wie die Geschichte lehrt, immer auf den geistigen Zerfall eines Reichs hindeutet, und die wachsende Gewalt der untersten Klasse des Volks, der plebs, die den Elementargewalten der Natur entspricht und noch weit gefährlicher ist, als der Absolutismus der Fürsten. Also im XVIII. Jahrhundert: Bildung des Mittelstandes, der intelligenten Stände und Blüthe der Cultur; im XIX.: Herrschaft des Kapitalismus und Pauperismus, von Reichen und Armen, Zerfall der Cultur.

Und warum? Die Geschichte lehrt, dass in einem Reiche, wo die Majorität aus Reichen und Armen besteht, die wirthschaftliche Kraft dem Marasmus anheimfällt und die sittliche Tüchtigkeit an Phthisis zu Grunde geht. Schon ein uraltes deutsches Sprüchwort sagt, dass nur ein besitzkräftiges und behäbiges Volk furchtlos, treu und tapfer ist. Reichthum und Armuth corrumpiren aber in gleicher Weise.

Etwas „naturwissenschaftlich" bearbeiten, auffassen, beurtheilen, gilt als das Schiboleth aller Bestrebungen.

Dass die Geisteswissenschaften über den Naturwissenschaften stehen, der Mensch über dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche steht, ist vergessen.

Statt, dass die Sansculotten in der ersten französischen Revolution die Religion abschafften, hat man jetzt stillschweigend den Geist abgeschafft. Höchstens darf man sich unter demselben eine blosse Function des Gehirns denken.

Die Verschiedenheit der beiden Jahrhunderte äussert sich auch in dem Krankheitsgenius. Der des XVIII. Jahrhunderts ist vorwiegend entzündlich und gastrisch, und die entzündlichen und gastrischen Krankheiten herrschen vor; der des XIX. ist nervös, die Nervenkrankheiten, Blutarmuth, Bleichsucht und typhöse Krankheiten bilden die Majorität. Daher spielen die Vapeurs im XVIII. Jahrhundert dieselbe Rolle, wie im XIX. die Nervosität. Sie hingen offenbar mit der antigastrischen und antibiliösen Methode zusammen. Richter, wie wir gesehen, wies bereits nach, wie durch dieselbe obige Krankheiten erzeugt würden. Dasselbe war mit den Vapeurs der Fall. Wie es jetzt zum guten Ton gehört, nervös zu sein, so galt es damals für vornehm, an Vapeurs zu leiden.

Die Stellung der Naturwissenschaften zur Medicin war im XVIII. Jahrhundert eine normale, weil eine historische. Die Naturwissenschaften sind subordinirt. Denn die Medicin ist die Mutter der Naturwissenschaften, und letztere vertreten Tochterstellen. Die Naturwissenschaften sind sich ihrer Stellung im XVIII. Jahrhundert wohl bewusst; sie sind bescheiden und wollen nicht mehr vorstellen als die Medicin. Sie sind zur vollen Erkenntniss gekommen, dass, wenn auch die Methoden zur Cultivirung Beider stets dieselben waren und es deshalb unhistorisch ist, von einer „naturwissenschaftlichen Methode“ zu sprechen, der Mensch von der todten Natur sich doch durch einen Geist unterscheidet.

Im XIX. Jahrhundert hat sich dieses historische Verhältniss geändert. Die Naturwissenschaften haben sich die Suprematie angemaasst, die Medicin steht zu ihnen in einem subordinirten Verhältnisse, trotzdem sich aus letzterer die Anthropologie entwickelte.

Die grössten Fortschritte, welche die Naturwissenschaften im XVIII. Jahrhundert machten, gingen von den Aerzten aus. Aerzte, nicht Chemiker und Apotheker, waren die Begründer der wissenschaftlichen Botanik und Chemie.

Im XVIII. Jahrhundert prävalirten die classischen Studien und die Geisteswissenschaften als die Träger des Idealismus; im XIX. die Realstudien und die Naturwissenschaften, nicht an sich als die Träger eines krassen Materialismus, sondern nur, dank der Methode, in der sie bearbeitet wurden. Damit zusammen hängt die Blüthe der Industrie und des Handels.

Das XVIII. Jahrhundert strebte ideal. Dies ideale Streben trug aber reale Früchte. Umgekehrt hat das XIX. Jahrhundert ein reales Streben. Die ganze Richtung ist eine materielle. Der Materialismus äussert sich in Politik, Literatur, Kunst, Wissenschaft und socialem Leben. Seine Producte aber waren rein negativ-ideologische Phantome und führten überall Zustände herbei, die eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugten und den epidemischen Pessimismus ins Leben riefen. Während das XVIII. Jahrhundert das des Eudämonimus, ist das XIX. das des Pessimismus. Der Idealismus und Humanismus hatten im XVIII. Jahrhundert in allen Disciplinen das blos Formale, das Schablonenhafte, in Wissenschaft und Kunst bekämpft. Treffend ist in dieser Beziehung der Ausspruch des schärfsten Denkers der Deutschen: „Rousseau, der

aus Christen Menschen wirbt.“ Der Realismus erzeugt entsprechende Zustände. Das Effectvolle, Sensationelle, beherrscht die Situation.

Die Wichtigkeit der classischen Studien, die man sich jetzt auf's Eifrigste bemühte, für die Aerzte abzuschaffen, erkannte Niemand schärfer, als Friedrich der Grosse, welcher das Postulat aufstellte: alle Knaben sollten Latein lernen.

Wir müssen ausdrücklich hervorheben, dass im XVIII. Jahrhundert kein Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften bestand, dass dieser Gegensatz erst im XIX. Jahrhundert sich ausbildete!

Während im XVII. Jahrhundert der Polyhistorismus, im XVIII. der Universalismus herrscht, dominirt im XIX. der Specialismus. Hiermit im logischen Zusammenhange steht, dass im XVIII. Jahrhundert vorzugsweise Alles makroskopisch, im XIX. dagegen mikroskopisch aufgefasst worden. Auch die Geistesheroen des XVIII. Jahrhunderts haben vorwiegend einen makroskopischen, dagegen die des XIX. einen mikroskopischen Charakter. Man vergleiche Friedrich den Grossen und den Fürsten Bismarck!

Während im XVIII. Jahrhundert die Universitäten dazu dienten, jedem Studirenden Gelegenheit zu einer humanistischen Universalbildung zu geben, Philosophie daher für Jeden ein nothwendiges Requisit des Studiums war, sind sie im XIX. Jahrhundert meistens zu blossen Fachschulen herabgesunken, um gehorsame Staatsdiener zu bilden.

Im XVIII. Jahrhundert entbehrten die Universitäten meistens der Selbstverwaltung. Trotzdem bildeten sie die Freistätten der Wissenschaft und waren die Asyle der Freiheit. Deshalb fürchtete Napoleon sie mehr als Alles.

Im XIX. Jahrhundert sitzen sie als Staat im Staate. Die Freiheit der Wissenschaft wird aber auf ihnen nicht im Grossen und Ganzen cultivirt. Sie sind Pflegschulen der Hoftheologie, Hofmedicin, Hofjurisprudenz und Hofphilosophie. Ihr Parlamentarismus ist die festeste Stufe des Staats, der den politischen Parlamentarismus verschmäht. Coterie und Zunftgeist ist der Wissenschaft des Tages aufgeprägt. Dabei setzten sie sich in einen fundamentalen Widerspruch mit sich selbst. Von den Universitäten ging es aus, dass die mittelalterlichen Zünfte und Innungen, anstatt sie zu reformiren, mit einem Schlage aufgehoben wurden. Von da datirt

der Verfall des deutschen Handwerkes, das auf der internationalen Weltausstellung in Nordamerika ein so trauriges Fiasko erlebte. Die Universitäten selbst aber wollen von ihren mittelalterlichen Einrichtungen nicht blos nichts aufgeben, sondern haben sich seit 1848 den Parlamentarismus angeeignet, der in der Wissenschaft noch weit verderblicher ist, als in der Politik, und, wenn er nicht aufgehoben wird, zur Stagnation der Wissenschaft führt. Göttingen wurde im XVIII. Jahrhundert deshalb die erste Universität, weil das Berufungs- und Spruchgericht bei ihrer Stiftung ihr versagt war.

Gleichzeitig mit dem Universalismus entwickelte sich im XVIII. Jahrhundert die historische Methode, die mit der genetischen der Physiologie identisch ist.

Die naturwissenschaftlich genetische Methode ging erst aus der medicinischen hervor.

Alle Wissenschaften im XVIII. Jahrhundert wirkten vorzugsweise deshalb so auf die Cultur des Menschengeschlechts ein, weil sie ihre esoterische Stellung aufgaben und auf den Markt des Lebens traten.

Im XVIII. Jahrhundert gab es eine wirklich wissenschaftliche gemeinverständliche Heilkunde. Unger's „Arzt" können heute noch alle Aerzte mit Nutzen lesen.

Im XIX. Jahrhundert machte sich dagegen ein unwissenschaftlicher Dilettantismus breit.

Auch bei der Religion finden wir im XVIII. Jahrhundert dies Bestreben. Jede dogmatische Religion erwies sich als unfruchtbar für die Cultur und Civilisation, so lange sie sich blos durch das Dogma und die religiöse Idee beherrschen liess. So zeigt es die Geschichte des Judenthums, Christenthums und Islams. Arabische Cultur erblühte nur unter den freisinnigen Kalifen; sowie der Zelotismus sich geltend machte, begann die Nacht der Barbarei.

Das XVII. Jahrhundert weist auf religiösem Gebiete nichts als verknöcherten Dogmatismus dar. In Folge davon Unduldsamkeit und Parteihader.

Als im XVIII. Jahrhundert die Religion von den Kanzeln der Kirche und aus den Hörsälen der Professoren in das Haus und die Familie drang und aus dem verknöcherten Dogmenthum der Pietismus sich entwickelte, die werkthätige Liebe wieder an die Stelle des Buchstabens und des starren Glaubens trat, da bildete sich die

religiöse Aufklärung, deren wahres Kennzeichen die Toleranz ist. Umgekehrt zeigt das XIX. Jahrhundert, das in so vielen Punkten dem XVII. gleicht, in religiöser Beziehung die grössten Aehnlichkeiten mit diesem; wir wollen nur an den, von der Regierung und den sogenannten Liberalen heraufbeschworenen, Culturkampf und die Judenhetzen, die nirgends schlimmer in Deutschland auftraten, als in der Hauptstadt der Intelligenz, und an die Rückkehr zur starren Orthodoxie und zum Auctoritätenglauben erinnern.

Wenn also im XVIII. Jahrhundert die Toleranz, sowohl in der Religion wie in der Wissenschaft, die Losung war, wenn Friedrich der Grosse und Joseph II. beide als Muster einer universellen Toleranz hingestellt werden können, und die Ausnahmezustände, denen wir dagegen in einigen kleineren Staaten begegnen, nicht ins Gewicht fallen, so fragt es sich, wer toleranter war, die Wissenschaft oder die Religion, im XVIII. Jahrhundert.

Diese Frage dürfte ebenso schwer zu beantworten sein, wie die, ob die Intoleranz der Religion oder der Wissenschaft im XIX. Jahrhundert grösser ist? Wir verweisen stets darauf, dass dasselbe für uns erst mit dem Jahre 1848 und nicht mit dem Jahre 1800 beginnt.

Die Wissenschaft im XVIII. Jahrhundert giebt uns grossartige Beispiele von Toleranz. Wir wollen nur an den Streit zwischen Werlhof und Hahn erinnern; an die ritterliche Gegnerschaft zwischen Stahl und Hoffmann; an die Courtoisie, mit der man die Homöopathie aufnahm; an die sachliche Befehdung, welche der Brownianismus durch die Classiker erfuhr. Wie sticht dagegen die Intoleranz der Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts ab! In welch einer animosen und widrigen Weise bewarfen sich mit persönlichen Invectiven die Freihändler und Schutzzöllner, welch ein trauriges Bild von Gehässigkeit und Polemik bietet der deutsche Reichstag da! Ist es ein viel besseres Bild, als das des ehemaligen polnischen Reichstags? — Ist es nicht, als wenn des Freiherrn von Knigge's Buch mit seinen Lehren gänzlich vergessen wäre? Und der bekannte Beleidigungsparagraph, ist er nicht eine typische Blüthe unseres heutigen Culturlebens!

Man vergleiche Friedrich II., der ein auf ihn gemachtes Pasquill niedriger hängen lässt, damit es besser gelesen werde, mit Bismarck in dem Process, den der Reichskanzler mit Mommsen

führte. Und nun vollends die Medicin im XIX. Jahrhundert. In der That, sie hat sich mit einem naturwissenschaftlichen Mantel umhängt und tritt mit elementarer Gewalt auf. In welcher brüsken Weise benimmt sich die Schulmedicin gegen die immer mächtiger werdende Homöopathie, deren günstigere therapeutische Erfolge, als die jetzige Modemedicin hat, sich nun nicht wegleugnen lassen. Helmholtz's und der philosophischen Facultät in Berlin Auftreten gegen den unglücklichen, blinden, aber denkenden und charaktervollen, Dühring ist in Aller Erinnerung. Sollen wir endlich noch an Du Boy-Reymond's Auftreten Häckel gegenüber erinnern? Wem fällt dabei nicht Stromeyer's Dictum ein, dass die Exacten als Mastkälber auftreten. Ist es nicht geradezu komisch, eine solche Intoleranz Gegenständen gegenüber auszuüben, die ebenso ausserhalb der Grenze der Wissenschaften liegen, wie die Dogmen selbst.

Die Devise des XVIII. Jahrhunderts lautet: „Der Mensch muss nicht müssen", und die Freiheit wurde schliesslich errungen; — die des Ausgangs des XIX. Jahrhunderts in der Aera des Militarismus und Staatssocialismus lautet dagegen: „der Mensch muss müssen."

Der Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit des Lebens, wie man es im XVIII. Jahrhundert führte, ist, in Folge der Eisenbahnen und Telegraphen, eine Rasch- und Schnelllebigkeit im XIX. gefolgt, die einen schneidenden Contrast bildet. Viel hat auch der innige Verkehr mit Amerika dazu beigetragen. Die geistige Blüthezeit der Vereinigten Staaten war im Grunde von kurzer Dauer. Sie bestand eigentlich nur bis zum Jahre 1820. In diesem Jahre wurde dort das allgemeine Stimmrecht eingeführt, während früher in den einzelnen Staaten der gesetzgebende Körper die Magistratur, die höheren Staatsbeamten und viele der Unterbeamten ernannte. Nur die Vertreter des Unterhauses wurden direct vom Volke erwählt, sowie die Munizipalämter; allein das Stimmrecht war beschränkt auf Grundbesitzer und Steuerzahler. Jetzt werden die Wähler des Präsidenten direct vom Volke ernannt. Somit herrscht der Pöbel, wie in Athen unter Kleon dem Gerber. Das Stimmrecht ist ein allgemeines. Der jedesmalige Ernannte hat 90,000 Beamte direct in seiner Hand. Dadurch ist eine allgemeine Corruption herbeigeführt. Ein intelligenter Amerikaner äusserte uns gegenüber: bei uns sieht es in socialer Beziehung sehr traurig aus, denn selbst

die Justiz ist bei uns zu einer Hure herabgesunken. Der leitende Grundsatz aller Lehrbücher ist: „a boy ought to be smart", und die Kinder denken schon „he is worth plenty of money." Zeitungslectüre ist fast das einzige Bildungsmittel, Geldmachen ist die Losung und die eigentliche Nationalreligion." Dies Contagium hat auch Deutschland im XIX. Jahrhundert ergriffen.

Die Aera des Gründerthums und Schwindels nach Importirung der 5 Milliarden ist noch in Aller Erinnerung! Und die neue Justizgesetzgebung, welche anfangs, wie alle neuen Gesetze, als ein grosser Fortschritt gepriesen wurde, hat auch in Deutschland die Justiz ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet, indem sie dazu degradirt worden ist, zugleich als eine fiskalische Einnahmequelle zu dienen.

Wäre Fürst Bismarck ebenso gut in der Kenntniss der Gesetze der Geschichte beschlagen gewesen, als in der Fürsten-Diplomatie und Politik, so würde er sich wohl gehütet haben, Napoleon III. nachzuahmen und das deutsche Volk mit dem allgemeinen Stimmrecht zu beglücken, das Napoleon III. sowohl auf den Thron, aber auch von dem Throne brachte und das ein Privilegium des vierten Standes ist, während man sich sonst überall bemühte, die Privilegien abzuschaffen. Endlich sollte man doch einsehen, dass die Worte égalité, fraternité und liberté weiter nichts als doctrinäre Phrasen sind, die, praktisch ausgeführt, gerade das Gegentheil bewirken als sie bezwecken. Denn sie leiten entweder zum Despotismus oder zur Socialdemokratie, zum Communismus oder zur Anarchie, wie sie in Frankreich factisch herrscht. Sehr bezeichnend ist das Wort eines Denkers: „Die Staatswissenschaft ist eine Hebammenthätigkeit, die nur das reife Kind zu Tage fördert; künstliche Frühgeburten sind Verbrechen, und sie haben zudem keine Lebensfähigkeit." Nichts aber wäre ungereimter, als zu wünschen, das allgemeine Stimmrecht deshalb behalten zu müssen, weil wir es haben.

Im höchsten Grade wünschenswerth wäre es, wenn Fürst Bismarck sich entschliessen könnte, es wieder abzuschaffen. Rechte soll nur derjenige Staatsbürger haben, wer auch Pflichten erfüllt und Steuern bezahlt. Dies ist die wahre égalité. Die grössten Rechte soll aber die Intelligenz haben. Der Adel, der überhaupt ein Hohn auf die heutige Civilisation und durchaus unhistorisch in Deutschland ist, da alle Deutsche ursprünglich frei und damit

adlig waren, muss nothwendig, wie in Bremen und Norwegen, abgeschafft und der, keine Steuern zahlenden, grossen Menge nur so viel Stimmrecht zuerkannt werden, als die übrigen Pflichten, die sie leistet, es zulassen.

Vor Allem aber thut es noth, ein für alle Male die Axt an die Wurzeln des Militarismus zu legen. Der gegenwärtige Militarismus Deutschlands lässt sich nur insofern rechtfertigen, als es in der baldigen Absicht des deutschen Reiches liegt, vermittelst desselben oder auf friedlichem Wege den Militarismus Europas für immer zu beseitigen und einen europäischen Staatenbund zu schaffen, der die einzelnen Staaten verpflichtet, keinen Krieg mit einander zu führen und ihre Streitigkeiten durch einen europäischen Areopag zum Austrag zu bringen.

Denn es ist keine akademische Streitfrage, sondern eine entschiedene Sache, dass eine nicht in Schlangenlinien und Zickzack sich bewegende Civilisation und Cultur erst dann möglich sein wird, wenn die Kriegerkaste für alle Zeiten abgeschafft ist und dasselbe Civilrecht, das für die Unterthanen gilt, auch für die Fürsten gilt. Geschieht dies nicht, so versinken wir entweder wieder direct in Barbarei, oder wir treiben unwiderruflich der Republik entgegen — was dasselbe sagt unter heutigen Umständen. Eine wahre Freiheit kann sich nicht behaupten, so lange bei entstehenden Streitigkeiten ohne Weiteres, wie es bislang der Fall, entweder an das Faustrecht oder an die ultima ratio, an Pulver und Blei, appellirt wird. Es gebe in Zukunft nur ein Recht für die Völker, für die Fürsten, wie für die Bürger.

Was ergeben nun die Vergleiche zwischen dem XVIII. und XIX. Jahrhundert? Was ist das kurze Facit?

Dasselbe ist noch nicht zu ziehen. Nur das Resultat scheint festzustehen: das XVIII. Jahrhundert brachte uns das goldene Zeitalter der Geisteswissenschaften und legte den Grund zum nationalen Gedanken.

Das XIX. Jahrhundert erntete die Früchte dieser Aspirationen, schuf die politische Hegemonie Deutschlands über alle Culturvölker und erlebte die Blüthe der Naturwissenschaften.

Beide Jahrhunderte zeigten auf allen Gebieten grosse Licht- und grosse Schattenseiten.

Im XVIII. Jahrhundert aber waren erstere vorherrschend, und deshalb erhielt es den Namen der Aufklärung.

Ob auch im XIX. Jahrhundert die Lichtseiten die Schatten überwiegen, oder, wie im XVII., die elementaren Naturgewalten den Sieg davon tragen werden, die Frage lässt sich heute noch nicht entscheiden — *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται!*

Bleibt das deutsche Volk seinem Genius treu und erinnert sich stets daran, dass es ein Kind des XVIII. Jahrhunderts ist, eignet es sich dadurch wieder Pietät und Ehrfurcht vor dem Alter an, so ist das Beste zu hoffen.

An die Stelle des Pessimismus wird dann wieder der Eudämonismus treten.

XXIII.

Soden's Schriftenschatz.

Von

Dr. **Otto Volger** gen. Senckenberg in Frankfurt a. M.

(Schluss.)

III.

Von diesem Zeitpunkte weiter unsere Ueberschau über den Schriftenschatz Soden's fortsetzend, müssen wir uns schon bescheiden, nur derjenigen Schriften zu erwähnen, welche mit Selbstständigkeit unseren Heilort oder einzelne seiner Naturverhältnisse und Anstalten behandeln. Denn dass fortan Soden in allen Handbüchern, Jahrbüchern und Uebersichten der Heilquellenlehre, sowohl in deutscher, als auch in fremder, insbesondere englischer Sprache besprochen wird, darf als allgemein und selbstverständlich angenommen werden.

Nicht alle Fortschritte gingen jedoch sogleich in den Schriftenschatz über, und wir dürfen daher das auf Veröffentlichungen angegebene Druckjahr nicht allemal für die Reihenfolge der Erwähnungen massgebend sein lassen, wenn wir in diesen uns dem Entwicklungsgange des Bades Soden möglichst anzuschliessen gedenken.

Schon im Jahre 1834 untersuchte der Apotheker Jung in Hochheim die Beschaffenheit des Wassers dreier Quellen, welche zunächst bei dem Dorfe Neuenhain entspringen und welche seitdem als ein Zubehör der Sodener Kurmittel betrachtet worden sind, da in Neuenhain selber keinerlei besondere Veranstaltungen zu Heilzwecken sich vorfinden. Das Ergebniss des Herrn Jung wurde aber erst veröffentlicht in dem Sammelwerke

> Jahrbücher des landwirthschaftlichen Vereins im Herzogthum Nassau. Dreizehnter Band. Besorgt von dem beständigen Secretär der Gesellschaft Wilhelm Albrecht. Wiesbaden, gedruckt bei J. A. Stein, 1844. Auch:

Landwirthschaftliche Beschreibung des Herzogthums Nassau. Entworfen von den Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins. Fünfter Band. Wiesbaden, bei J. A. Stein. 1844.

Auf Grund der neuzeitlichen Heilmittellehre regte sich mit den dreissiger Jahren ein allgemein stärkerer Besuch der Quellen- und Badeorte. Im Jahre 1836 begann das Erscheinen der

Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von C. v. Graefe und M. Kalisch. Berlin. Verlag von List und Klemann. 4.,

in dessen zweitem Jahrgange 1837 in besonderem Abschnitte besprochen werden

Die Heilquellen des Herzogthums Nassau im Jahre 1836. Von Dr. Franque.

Daselbst finden sich zum ersten Male unter VII. die Verhältnisse der Kur in Soden dargestellt.

Man legte mit wahrem Wetteifer immer grösseren Werth auf genaue Kenntniss der Bestandtheile der Quellen. Um diese zu sichern, musste vor Allem auf die Fassung der Brunnen grössere Sorgfalt, als bisher üblich gewesen, verwandt werden. Auch in Soden schritt man in dieser Hinsicht vor. Nach der Zeit, in welcher Schweinsberg seine Zerlegung der verschiedenen hiesigen Quellen vornahm, erfolgte eine Neufassung der Quelle von No. 18, woselbst mehrere gleichartige Ausflüsse in dem jetzigen „Wiesenbrunnen“ vereinigt wurden; wogegen die bis dahin in einem gemeinsamen Becken vereinigten Zuflüsse von No. 6 ihrer wesentlichen Verschiedenheit wegen gesondert gefasst und als 6a, 6b und 6c bezeichnet wurden, von welchen aber der letztere, „Trinkbrunnen“ genannt, später völlig eingegangen ist, so dass heute nur 6a, „Wilhelmsquelle,“ und 6b, „Schwefelquelle“, sich noch vorfinden. Die Untersuchung der Bestandtheile musste, um Bedeutung zu gewinnen, unter der Gewährschaft der ausgezeichnetsten Forscher ausgeführt werden. Zu jener Zeit schwur man nicht höher, als bei „Liebig“, und so ward denn von Seiten der fürsorglichen Nassauischen Regierung auch für Soden der Klang dieses grossen Namens in Anspruch genommen. Zum ersten Male erschien die

Untersuchung der Mineralquellen zu Soden in dem Herzoglich Nassauischen Amt Höchst, und Bemerkungen über die Wirkung der Salze auf den Organismus von Justus

Liebig. Wiesbaden, gedruckt bei E. Enders, 1839, kl. 8. 21 S. + kl. 4 (Tafeln) 30 S. (zusammen 51 S.)

Der Schwerpunkt der Bedeutung dieses Schriftchens dürfte wohl auf die einleitenden Erörterungen über die Wirkung der Salze und der Kohlensäure zu legen sein, während die stoffliche Untersuchung zwar mit grosser Genauigkeit dargestellt ist, aber den Werth der Untersuchungen von Schweinsberg keineswegs übertrifft oder auch nur erreicht, ja sogar auf diese nicht einmal soweit Rücksicht nimmt, dass man die Ueberzeugung gewinnen könnte, es sei dem späteren Forscher die Arbeit des früheren auch nur bekannt gewesen.

Liebig bekennt in der Einleitung zu seinem Schriftchen, dass er zur Untersuchung der Sodener Mineralquellen durch die Herzogliche Regierung in Wiesbaden veranlasst worden sei. Er erwähnt, dass es in neuerer Zeit dem Herzoglichen Medicinal-Collegium, „dem das Land bekanntlich eine ganz eigenthümliche, wohlthätige und segensreiche Organisation des Medicinalwesens verdankt", gelungen sei, „die Aufmerksamkeit der Herzoglichen Regierung auf die Reichhaltigkeit und die Wirksamkeit der Sodener Mineralquellen hinzulenken" und dass „durch diese eine Menge von zweckmässigen Einrichtungen zum Nutzen und für die Bequemlichkeit der Badegäste binnen wenigen Jahren getroffen worden" seien. Die „reichhaltigsten Quellen sind unter der Leitung des Herrn Oberbergrath Schapper[1]) auf eine äusserst zweckmässige Weise gefasst und mit Anlagen und Verschönerungen umgeben worden, so dass man diesen früher unbedeutenden Ort, der sich in Kurzem denselben ausgezeichneten Ruf, wie Kissingen, erwerben wird, vor dem er viele Vorzüge durch seine Lage besitzt, nicht mehr wieder erkennt." Der grosse Scheidekünstler hebt auch hervor, dass der Gehalt der verschiedenen Sodener Quellen, „sowohl an fixen, als an gasförmigen Bestandtheilen", ein so abweichender sei, „dass der Arzt für jeden Organismus, für den reizbaren und schwächeren sowohl, als für den stärksten, in einer dieser Quellen ein zuträgliches und wirksames Heilmittel zu seiner Verfügung hat."

Liebig's Untersuchungen erstreckten sich zunächst auf die

1) An dieser Neufassung waren, was Liebig nicht erwähnt, unmittelbar vorzüglich die Herren Bergmeister Horstmann von Wiesbaden und Baumeister Götz von Höchst betheiligt. Dieselbe wurde ausgeführt im Jahre 1838. Verf.

Quellen No. III. A. [1]) „Warmbrunnen“, No. VI. A. „Wilhelmsbrunnen,“ VI. B „Schwefelbrunnen,“ VI. C „Trinkbrunnen,“ XVIII. „Wiesenbrunnen“ und XIX. „Champagnerquelle.“ — Zum ersten Male wird hier ein genügendes Verfahren angewandt, um den Kohlensäure-Gehalt der Säuerlinge zu bestimmen, wobei zugleich nachgewiesen wird, wie sehr dieser wichtige Bestandtheil beeinflusst werde durch die Berührung mit der Luft und durch das bei der Füllung der Krüge zur Versendung eingehaltene Verfahren. Das Alles war damals neu und verleiht Liebig's kleinem Schriftchen einen hohen Werth!

Bemerkenswerth ist auch das durch Liebig zuerst hier nachgewiesene Vorhandensein von Lithion, Brom und Mangan in allen Sodener Quellen, von ersterem besonders in der „Champagnerquelle“ XIX., von Brom zumeist in der „Wilhelmsquelle“ VI. A., aus deren Wasser dasselbe sogar „in nicht unbeträchtlicher Menge“ dargestellt werden konnte, trotz dem immerhin sehr geringen Verhältnisse von 1 : 60000, in welchem dieser so wichtige und wirksame Stoff in dem Wasser enthalten ist.

Der zweckmässigen Neufassung der Quelle schreibt Liebig eine wesentliche Verbesserung ihres Gehalts, vorzüglich durch die vortheilhafte Zurathehaltung der Kohlensäure, zu.

Ueber die im Jahre 1839 in Betreff der Kuren in Soden gesammelten Erfahrungen berichtete der Medicinalrath Dr. Müller zu Höchst a. M. in der Schrift

> Die Kurorte des Herzogthums Nassau im Jahre 1839 von Franque,

welche aus Graefe und Kalisch's oben erwähnten Jahrbüchern für Deutschlands Heilquellen und Seebäder, Jahrgang 1840, in besonderem Abdrucke erschienen. Während nach den Verzeichnissen, welche der Dorfschultheis wöchentlich an das Amt zu Höchst einzusenden hatte, zuvor etwa 150 Kurgäste in einem Sommer nach Soden gekommen waren, wies das in diesem Jahre zum ersten Male als „Curliste“ gedruckt erschienene Fremdenverzeichniss die Zahl von 300 Gästen auf. —

---

1) Dieses A scheint bedeutungslos, denn nie findet sich eine Mehrheit von Quellen No. III, insbesondere keine Quelle No. IIIB etc. erwähnt, und auch in Soden weiss Niemand davon zu sagen.

Seit dem Jahre 1830 waren nach einander die verschiedenen Schriften Ehrenberg's über die Organisation der Infusionsthierchen bekannt gemacht worden. Das Jahr 1838 hatte vollends dessen grosses Werk über „Die Infusorien als vollkommene Organismen" in die Oeffentlichkeit gebracht. Das überall sich verbergende Leben in den kleinsten Formen beschäftigte alle Geister, erregte gewagte Vermuthungen in Betreff der Beschaffenheit der grösseren, „zusammengesetzten" Lebenswesen, des Ueberganges pflanzlicher Gebilde in thierische, der Entstehung des Lebens überhaupt. Unter dem Einflusse solcher Betrachtungen musste sich die Aufmerksamkeit alsbald auch dem Auftreten von „Infusorien" und von Formen, deren Stellung dem Grenzbereiche der Pflanzen- und Thierwelt nahe zu fallen schien, in den Heilquellen zuwenden. Man kann recht wohl von dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft die Unzulänglichkeit und vielfach unzweifelhafte Irrthümlichkeit damaliger Auffassungen anerkennen, ohne deshalb genöthigt zu sein, die belebende Einwirkung gering zu schätzen, welche von den Anschauungen jener Zeit ausging. Jedenfalls ist ausserordentlich viele Anregung durch dieselben gegeben worden. Oertlichkeiten, welche durch die Arbeiten geistig hochbegabter und zugleich mehr oder weniger schwärmerischer Forscher die Aufmerksamkeit weiterer Kreise theilnehmender Geister auf sich gelenkt haben, erlangten dadurch eine neue Bedeutung. So insbesondere Soden durch die Arbeiten des gedankenvollen Frankfurtischen Arztes Dr. med. S. F. Stiebel. Von diesen muss als die erste genannt werden, die Abhandlung

> Über den Bau und das Leben der grünen Oscillatorie (Lysogonium taeniodes) von Dr. Stiebel. Mit Tafel V.,

welche auf S. 79—90 des Sammelwerkes

> Museum Senckenbergianum. — Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Dritter Band mit zehn schwarzen, fünf colorirten und zwei farbig gedruckten Tafeln. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Joh. Dan. Sauerländer. 1845. 4°,

enthalten ist, übrigens schon im J. 1840 gedruckt vorlag.

Derselben folgte zwar alsbald die, in dem nämlichen Bande S. 263—292 enthaltene, Abhandlung

Über den Bau und das Leben der Oscillarien, von Dr. Georg Fresenius. Mit Tafel XVII.,

welche vom Standpunkte eines sehr kaltblütig beobachtenden, ausgezeichneten Pflanzenforschers den allzukühnen Ausschreitungen jener ersteren entgegentrat. Aber auch diese erfreuliche Frucht ist gewissermassen ein Ergebniss der schwärmerischen Hingabe Stiebel's an das von ihm ergriffene Forschungsgebiet. Noch weit grösseres Verdienst freilich erwarb sich derselbe ungemein frische und wirksame Arzt durch die Herausgabe des wahrhaft fesselnden Schriftchens

Soden und seine Heilquellen von Dr. S. F. Stiebel. Mit einem Plane von Soden. Frankfurt a. M. Verlag von Carl Jügel. 1840. 12. VIII und 120 S. —

Dasselbe verdient in vieler Hinsicht unzweifelhaft gerechten Tadel. Die darin mitgetheilte Übersicht der „Literatur" Soden's ist unvollständig und übel geordnet. Die geschichtlichen Darstellungen sind grossentheils unhaltbar. Aber es weht in diesen bescheidenen Blättern ein wahrhaft belebender erwärmender Hauch, welcher höchst anziehend wirkt, dem Orte und seinen Heilmitteln Zutrauen erwirbt und gleichsam das Gefühl der Heilsamkeit im Voraus erregt. Die „geologischen Verhältnisse der Sodener Gegend und ihrer Heilquellen" werden in einem besonderen Abschnitte behandelt, welchen Herr Simon Horstmann in Wiesbaden dem Verfasser dargeboten hat. Dieselben enthalten zahlreiche belehrende Einzelangaben. Die „chemischen Analysen der Sodener Heilquellen" werden fast gänzlich in wörtlichem Auszuge dem oben erwähnten Schriftchen Liebig's entnommen. Als Arzt glänzt aber der Verfasser in völliger Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit in seiner Darstellung der Sodener Kur als einer Vorbereitung zur erfolgreichen Benutzung anderer Heilquellen und in der Besprechung der Krankheiten, in welchen sich seither die Heilkraft von Soden besonders bewährt hat, nämlich 1. bei Brustleiden; 2. bei Unterleibskrankheiten; 3. Krankheiten des Geschlechtsvermögens; 4. Krankheiten des Blutes. An diese schliesst sich sachkundiger Rath in Bezug auf die Art des Gebrauches der Sodener Heilquellen und die einzuhaltende Lebensweise. Soden's anerkannte Wirksamkeit zur Beseitigung der Unfruchtbarkeit, welche wohl wesentlich in der Heilung empfängnissbehinderner Leiden der Gebärmutter und

übrigen Geschlechtstheile begründet sein dürfte, schreibt der Verfasser grossentheils der anregenden Beschaffenheit der Lüfte und offenbar zu nicht geringem Theile dem (allerdings in hohem Grade an die aura seminalis erinnernden und darin kaum von der Blüthe der Berberis vulgaris übertroffenen) Blüthen-Dufte der das benachbarte Gebirge in reichem Masse erfüllenden Edelkastanienbäume (Fagus castanea s. Castanea vesca) zu. — Das Büchlein wimmelt von Druckfehlern, wie selten eins! Einen schönen Gegenwerth verleiht demselben aber die Beigabe eines Grundrisses von Soden — des ersten, welcher überhaupt vorhanden ist. Derselbe zeigt uns das Dorf noch fast gänzlich in seinem herkömmlichen Zustande; die Bäche und Wassergräben offen denselben durchziehend; die Quellen in Strassen und Höfen versteckt. Nur längs der östlich neben dem Dorfe hinstreichenden Höchst-Königsteiner Landstrasse zeigt sich eine Reihe ordnungsmässig gestellter Neubauten, wenn auch noch in kleinerer Zahl und nicht einmal bis zum jetzigen „Wiesenwege" herabreichend. Den Raum der ehemaligen Gradirwerke nehmen Gärten und Wiesen ein. Vom jetzigen „inneren" Parke ist noch keine Spur zu sehen. Vom „äusseren" Parke nur der untere Theil, und diesen selbst durchschneidet noch die Landstrasse nach Cronthal. Er wird als „Anlage" bezeichnet. Von Spaziergängen zeigt sich weiter keine Andeutung, als einzig der Zickzackpfad, welcher noch jetzt auf die Höhe des Dachberges führt. Der Burgberg steht in Benutzung als Rebberg. Von Quellen sind bezeichnet und beziffert I — VII, sämmtlich jetzt noch vorhanden, mit Ausnahme von III, deren Auslaufspunkt gegenwärtig ein anderer ist, als der mit jener Römischen Ziffer bezeichnete, während der eigentliche Quellpunkt richtig mit dem Arabischen Zahlzeichen 3 angedeutet, und von VI. c, welche seitdem eingegangen ist. Auch die mit VIII bezeichnete Doppelquelle ist jetzt nicht mehr offen. Die Quellen IX, X, XI fliessen auch heute noch; XII dagegen ist eingegangen, während eine unweit II im Garten des Winklerschen Hauses schlecht gefasste Quelle unbezeichnet geblieben ist. Die Quellen XIII — XVII fehlen — vermuthlich waren nur Bohrlöcher so benannt, welche wieder verstopft sind. Unter XVIII finden wir den jetzigen „Wiesenbrunnen." Mit XIX ist der „Champagnerbrunnen" bezeichnet, dessen dermalige Anlage hier schon deutlich erkennbar ist. — Von der dichterischen Begabung des

Verfassers giebt uns eine einleitende Ode wohlthätige Kunde, welche dem Büchlein vorangestellt ist und welcher wir Beifall geben, durchdrungen von der Ueberzeugung, dass der Arzt ein Seher sein sollte, d. h. Naturforscher und Dichter in einem Begriffe vereinigt.

Schon das folgende Jahr brachte wieder eine Gabe desselben Forschers:

> Die Grundformen der Infusorien in den Heilquellen nebst allgemeinen Bemerkungen über die Entwicklung derselben. Von Dr. S. F. Stiebel. Mit einer Tafel. Frankfurt am Main, Verlag von Carl Jügel. 1841. 4. 22 S.

In diesem Schriftchen werden Beobachtungen mitgetheilt, zu welchen die Quellen Soden's die Gelegenheit darboten. Hier redet allein der Naturforscher — man spürt nichts von den Träumen über die Lebenserzeugung der Quellen, welche sich in den Infusorien verriethe und in welcher auch die Heilkraft der Wasser geahnt zu werden schien, wie sie uns aus dem vorigen Büchlein entgegenwehen. Wohl dem Heilorte, an welchen sich solche Denkmale der Entwicklung der Wissenschaft anknüpfen!

In der Zeitschrift

> Medicinische Jahrbücher für das Herzogthum Nassau. Im Auftrag der Landes-Regierung herausgegeben von Dr. J. B. v. Franque, Dr. W. Fritze, Dr. P. Thewalt. (Erster Band. Wiesbaden. Druck der A. Scholz'schen Officin. In Commission der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden und Siegen. 1845. 8, darin:) Zweites Heft, 1843,

begegnet uns zum ersten Male die Wirksamkeit eines Mannes, welcher für Soden's Entwicklung eine grosse Bedeutung erlangen sollte, in dem Berichte von

> Dr. O. F. Thilenius (Medicinalrath zu Höchst), Soden, in dem Sommer 1842 dargestellt, a. a. O. S. 139.

Bevor wir jedoch seiner eingehender gedenken, sei wenigstens erwähnt, dass der ausgezeichnete Entomologe Schöff von Heyden in Frankfurt a. M. in der Zeitschrift

> Stettiner entomologische Zeitung. Jahrgang 1843. S. 227 und 1844. S. 202,

die salzliebenden Insecten beschrieb, welche die Nähe der Sodener Quellen auszeichnen.

Das Jahr 1845 brachte einen Neudruck der

Untersuchung der Mineralquellen zu Soden etc. von Justus Liebig. Frankfurt a. M., gedruckt bei August Osterrieth. 1845. kl. 8, 20 S. + kl. 4 (Tafeln) 30 S. (zusammen 49 S.)

ohne irgend eine Abweichung vom Wortlaute der ersten Veröffentlichung. Nur ein Zusatz, welcher sich auf der Innenseite des Umschlags befindet, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es wird nämlich hervorgehoben, dass jetzt eine „rationellere" Füllungsweise von Krügen zum Versandt angewandt werde, und als Quellen, deren Wasser bei der Versendung in Krügen in die entferntesten Länder sich als haltbar erprobt habe, werden namhaft gemacht der „Wilhelmsbrunnen No. 6, der Wiesenbrunnen No. 18 und der Champagnerbrunnen No. 19."

Noch immer wohnte zu dieser Zeit kein Arzt in Soden selbst. Frankfurtische Aerzte, wie Kretzschmar, Pfefferkorn und Stiebel, besuchten vielfach ihre dahin geschickten Kranken, erwarben auch wohl, zu bequemerem Aufenthalte in der Kurzeit, daselbst Liegenschaften, wie insbesondere der Zweitgenannte, nach welchem sogar eine Zeit lang eine Quelle auf seinem Grundstücke als Pfefferkorns-Quelle bezeichnet wurde. Als Amtsarzt diente ein Herzoglicher Medicinalrath im benachbarten Höchst, welcher jetzt auch amtlich als „Brunnenarzt in Soden" bezeichnet wurde, ohne jedoch ständig daselbst zu wohnen. Seit dem Jahre 1841, in welchem auch endlich wenigstens für den Sommer in Soden eine Apotheke eröffnet wurde, versah diesen Dienst der Medicinalrath Dr. Otto Thilenius, welcher geeignet war, von ärztlicher Seite vollends den Aufschwung Soden's zu begründen. Die Gunst des Fürstenhauses unterstützte diesen in hohem Grade. Die Herzogin Pauline von Nassau erwählte Soden zu ihrem Lieblingsaufenthalte und erbaute sich ein Sommerschlösschen am Fusse des Burgberges. Die Zahl der Badegäste nahm nunmehr rasch zu. Im benachbarten Frankfurt bildete sich, da bereits der Inhaber des grossen dortigen Handelshauses, Gebrüder Bethmann, in Soden einen artigen Landsitz erworben hatte, eine Antheilhaber-Gesellschaft, welche im Jahre 1847 eine Zweig-Eisenbahn von Höchst nach Soden anlegte und 1849 an der Stelle des von Bethmann'schen Besitzthumes ein Kurhaus erbauen liess, welches seinem geistigen Urheber, dem Oberbaurathe Theodor Götz von Wiesbaden, sowie dessen Bruder, dem als

Kreisbaumeister in Höchst wirkenden Baurathe Ludwig Götz, als unmittelbarem Leiter des Baues, noch heute Ehre macht.

Der Platz um das neue Kurhaus wurde zugleich unter der kunstverständigen Leitung des Frankfurtischen Stadtgärtners Rinz, des Schöpfers der dortigen schönen „Anlagen," in eine unmittelbare Fortsetzung des seit 1821 bestehenden „Englischen Gartens" verwandelt und so der jetzige äussere oder grosse Kurpark geschaffen.

So war Soden denn freilich ein wesentlich veränderter Kurort geworden, als das Büchlein

> Soden's Heilquellen von Dr. Otto Thilenius. Mit zwei Ansichten. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1850. (kl. 8. XII + 208 S. + 1 Tabelle)

erscheinen konnte. Dasselbe berichtet uns bereits von einer im Sommer 1849 erreichten Anzahl von 1850 Kurgästen, von denen freilich immer noch die Mehrheit den Bewohnern Frankfurt's angehörte. Durch das Erscheinen des vorliegenden Büchleins aber wurden bald auch die Leidenden aller Länder herbeigelockt.

Dasselbe ist geziert mit zwei artigen Kupferstichblättchen, beide von dem tüchtigen Frankfurter Stecher Buhl aus der Pfalz, nach Zeichnungen von Theodor Reiffenstein, das eine die Ansicht des neuen Kurhauses und seiner Umgebung, das andere eine Ueberschau von ganz Soden von der Südseite darbietend, beide den sonnigen Ort freundlich empfehlend. Der Inhalt gewährt in angenehmer Vollständigkeit Alles, was der Arzt und der Kranke von einem Kurorte zu wissen begehren, und dieses in zweckmässiger Gedrängtheit. Der geschichtliche Abschnitt hält sich ziemlich frei von unverbürgten Ausschmückungen. Die Naturverhältnisse des Ortes werden in lehrreicher Weise geschildert, die Wirkungen der Quellen erfahrungsgemäss dargelegt. Nähere Bestimmungen zur Anwendung dieser Quellen beziehen sich auf die vom Verfasser angenommene „venöse Dyscrasie" und die übrigen als Krankheitsgrundformen unterlegten „constitutionellen Dyscrasieen, Tuberculosis, Scrophulosis, Anämie, Chlorose, Unterleibskrankheiten, Brustkrankheiten, Krankheiten des Sexualsystems." Es fehlt nicht an gründlicher Anleitung zum Kurgebrauche und der dabei zu befolgenden Lebensordnung. Ganz besonders wird Soden als „klimatisches Heilmittel" empfohlen. Selbst Winterkuren werden hier

schon in Vorschlag gebracht. Dankbarst wird anerkannt und hervorgehoben, dass Se. Hoheit der Herzog nie dulden werde, dass Soden „zu der erniedrigenden Würde einer Spielhölle“ emporsteige.

Nicht nur im Kurhause wurden jetzt Bäder gewährt, sondern auch in dem neuerbauten grossartigen Gasthause zum „Europäischen Hofe.“ Auch eine Molkenbereitungs-Anstalt war schon errichtet. Im Gebirge weidende Ziegenheerden aus Appenzell lieferten die erforderliche Milch. Der Versandt der Heilwasser in Krügen wurde von der „Brunnenverwaltung der Sodener Actiengesellschaft“ schwunghaft betrieben, beschränkte sich jedoch auf die Quellen No. 6a, 18 und 19; nur auf ausdrückliches Verlangen wurde auch Wasser von No. 3 und 4 abgegeben. Die Korkstöpsel der Krüge wurden mit dem Brandzeichen „Soden“ versehen, ausserdem verpicht und mit dem Siegel der Actiengesellschaft petschirt.

Von demselben Verfasser, Dr. Otto Thilenius, enthält das Sammelwerk

> Die Nassauischen Heilquellen Soden, Cronthal, Weilbach, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach und Ems. Beschrieben durch einen Verein von Aerzten, nebst geognostischer Skizze und Karte des Taunus. Wiesbaden. Christian Wilhelm Kreidel. 1851. (VIII + 330 S. + 1 Blatt mit Druckfehlerverzeichniss + 1 Karte)

ebenfalls den über Soden handelnden Abschnitt. Die dem Buche beigefügte

> Geognostische Skizze des Taunus

ist geliefert von Dr. Fridolin Sandberger in Wiesbaden (jetzt Professor in Würzburg).

Das ganze Sammelwerk erschien zwei Jahre später auch in französischer Sprache:

> Traité sur les eaux minérales du Duché de Nassau. Précédé d'une esquisse et d'une carte géologique du Taunus. Par une réunion de médecins de ces eaux. Ouvrage traduit de l'allemand par H. Kaula D. M. Avec une introduction du Dr. Aronssohn de Strassbourg. Wiesbade. Chrétien Guillaume Kreidel, Libraire. 1853. 8 (XIV + 281 S. + 1 Carte.)

Nicht unerwähnt darf bleiben, dass inzwischen durch den Aufsatz von

Dr. A. Schultz: Mikroskopische Untersuchung der wichtigsten Mineralquellen von Nassau — in den Jahrbüchern des Vereins für Naturkunde im Herzogthume Nassau. Achtes Heft. Wiesbaden. 1852. S. 49 — 94 (Hierzu Taf. VI und VIII)

die rein pflanzliche Natur der von Stiebel in den Sodener Quellen beobachteten sogenannten „Infusorien“ nachgewiesen worden war.

Das folgende Jahr brachte bereits ein neues anregendes Schriftchen über unseren Kurort, welches als Zeugniss eines auswärtigen Arztes um so wirksamer ward:

Soden und seine Heilquellen. Nach eigener Erfahrung dargestellt von Dr. L. Ruge. Berlin. Mittler's Sortiments-Buchhandlung (A. Bath). 1854. 16. (2 Bl. + 46 S.)

Dasselbe ist begleitet von einem vorausgesandten Briefe des Verfassers „an den Medicinalrath Dr. Thilenius Wohlgeboren,“ in welchem das Gefühl lebhafter Dankbarkeit dargelegt wird, „weil seit Jahren eine grosse Anzahl meiner Kranken aus Soden gestärkt, gekräftigt, oft genesen heimkehrte.“ Die ganze Schrift hat eine ansprechende Frische und Ursprünglichkeit und ist mit grosser Orts- und Sachkenntniss geschrieben. Sie ist keineswegs mit Allem zufrieden, klagt vielmehr, dass keine ordnende Hand hier walte und „dass die Regierung dieses grosse Bad so stiefmütterlich behandelt“ habe. Trotzdem der „Champagnerbrunnen No. 19“ erst 1841, „der Sauerbrunnen No. 5“ erneut im Jahre 1851 gefasst war, wird die Fassung der vorzüglichsten Brunnen als eine nur sehr mangelhafte bezeichnet. Dazu wird gerügt, dass dieselben noch immer „versteckt hinter Häusern, auf Höfen“ liegen, „dass man sie kaum finden kann.“ Das Fehlen einer Trinkhalle, welches die Leidenden noch nöthigt, ihren Morgenspaziergang bei üblem Wetter mit dem Regenschirm in der Hand auszuführen, bietet einen weiteren Tadel dar. „Die Bade-Einrichtungen lassen in Soden, im Vergleiche zu anderen Badeorten, noch Vieles zu wünschen übrig,“ Besonderheiten werden nicht erwähnt. Die Spaziergänge sind noch kläglich. Wir begegnen hier der ersten Andeutung des lieblichen Aussichtspunktes vom Burgberge, „dicht neben dem Kurhause,“ damals mit dem, jetzt seit einigen Jahren verklungenen, Namen „das Nadelkissen“ bezeichnet (eine Hindeutung auf die schwellende, mit Rebpfählen besetzte Wölbung, ohne Zweifel die Erfindung einer fleissigen

Frankfurterin), wobei beklagt wird, dass dieselbe so unzugänglich, nur auf Umwegen durch Felder und Hecken zu erreichen sei — während seit 1881 die Reben verschwunden sind und die reizende Burgberg-Anlage bequem hinaufleitet. — Soden wird, in lobendem Sinne, ein „Bad für Kranke," nicht für Vergnügungssüchtler, genannt. Unter Anlegung dieses Massstabes werden die den Leidenden sich darbietenden Ortsverhältnisse besprochen und zweckmässige Winke ertheilt. Bemerkenswerth ist, dass die vorhandenen Quellen-Untersuchungen dem Verfasser nicht genügen und ihm „in Bezug auf manche Quellen nicht allzu genau zu sein" scheinen!

Zum ersten Male werden hier alle einzelnen Quellen nach ihrer Beschaffenheit und Wirkung eingehend besprochen. Die, auffallender Weise für „bis in die neueste Zeit weniger beachtet" erklärte Quelle No. I („der Milchbrunnen"), der ursprüngliche Heilborn Soden's, werde seit jüngeren Jahren mehr geschätzt und werde ziemlich viel getrunken. Hier findet denn auch die neuzeitliche Bedienung der Kranken durch ein „Schenkmädchen" ihre erste Erwähnung. In lebhaftestem Gebrauche stand die Quelle No. III der „Warmbrunnen," an welchem „dichtere Schaaren von Kranken sich zusammendrängen." Als „eigentliche Panace Sodens" wird die Quelle No. IV (der „Soolbrunnen") gepriesen, deren Fassung aber als „eine wahre Ironie" geschildert wird. No. XVIII (der „Wiesenbrunnen") wird ihrer guten Fassung wegen gelobt, zugleich ihre Wirkung in einer Weise hervorgehoben, welche heute wohl aufs Neue in Erwägung zu ziehen sein möchte, da der Gebrauch dieses Wassers fast verlassen erscheint. Die Quellen 6a, 6b und 6c, die „Lieblingsquellen der Sodener" und damals die „eigentlichen Modebrunnen," hält Ruge nicht für entsprechend werthvoll. Der „Champagnerbrunnen" No. XIX ward damals „nicht als Heilmittel angewandt," sondern „nur als angenehmes Getränk benutzt." Für die Molken ist der Verfasser nicht begeistert; doch erwähnt er, dass dieselben, sorgfältig und gut bereitet, jeden Morgen frisch an die Brunnen geliefert werden. Besonders tadelt er die Vermischung der Wasser mit Molken. Er erklärt: „wegen einer unbestimmten Mischung" werde er keinen Kranken in ein Bad schicken, und fügt hinzu: „wo ich die Wirkung der Quellen so sicher habe, wie in Soden, da werde ich mir diese Wirkung nicht

trüben.“ Nach einigen anerkennenden Bemerkungen über die versandten „Sodener Quellen“ lässt Ruge sein Gesammturtheil in dem Wunsche gipfeln, dass „Mancher, der seine verlorene Gesundheit beklagt, nach Soden gehen möge, um sie dort wieder zu finden.“ Um dieses Urtheil aber für Sachverständige näher zu begründen, lässt er nun, nach altem Brauche, eine Anzahl (14) bedeutsamer Krankengeschichten folgen, von welchen die letzte ganz besonders dienen soll, um den Aufenthalt in Soden auch für solche zu empfehlen, welche in der Wiederherstellung von einem überstandenen Leiden begriffen sind.

Inzwischen hatte sich die ärztliche Versorgung des Ortes auch günstiger gestaltet, indem seit 1852 der Dr. med. Kolb daselbst seinen ständigen Wohnsitz nahm. Seine Thätigkeit war eine sehr glückliche. Er veröffentlichte ebenfalls eine Badeschrift:

> Die Heilquellen und das Klima von Soden. Von Dr. Kolb, Arzt in Soden. Mit einer Ansicht von Soden und seinen Umgebungen. Frankfurt a. M. Franz Benjamin Auffahrt. 1855. 8. (1 Tafel + 2 Bl. + 123 S.)

Dieselbe muss zur Seltenheit geworden sein, denn es ist dem Verfasser dieses über Soden's Schriftenschatz berichterstattenden Aufsatzes noch nie geglückt, es zu Gesicht zu bekommen. Jedenfalls muss durch Kolbs's Arbeit das voraufgegangene Werk von Thilenius nicht überflüssig geworden sein, denn dieses wurde vielmehr alsbald neu herausgegeben, als:

> Soden's Heilquellen. Ein Leitfaden für den Kurgast. Von Dr. Otto Thilenius. Mit einer Ansicht des Kurhauses und einer Karte der Umgebung Soden's. Zweite veränderte Auflage. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1856. kl. 8. (VIII + 132 S.)

Die Umarbeitung verräth durchweg die Absicht, welche schon auf dem Titel angedeutet ist. Es erschien zweckmässig, die Belehrungs-Bedürfnisse des Kurgastes von denjenigen des Arztes zu trennen. Demgemäss ist insbesondere auf den naturgeschichtlichen Theil ein Hauptwerth gelegt und sind die erdwissenschaftlichen Verhältnisse auf Grund der oben angeführten Abhandlung von Sandberger näher erörtert. Der Zahl nach waren damals in Soden 23 Mineralquellen bekannt. Dennoch wurde dem Wunsche Ausdruck

gegeben, dass durch Ausführung einer Tiefbohrung eine noch stärkere, heilkräftigere Quelle geschaffen werden möge.

Diese Anregung fand bei der Herzoglichen Regierung günstige Aufnahme. Durch Quellenfassungen und mancherlei kleine Verschönerungen, wozu insbesondere auch die Schaffung einer freundlichen Anlage um die inmitten des Ortes entspringenden Quellen durch den Gartendirector Thelemann von Biebrich im Jahre 1856 gehörte, waren die Mittel der Gemeinde sehr erschöpft. Die Regierung beschloss daher die Tiefbohrung auf Landeskosten vornehmen zu lassen. Nach dem Gutachten eines Ausschusses von Sachverständigen wurde solche angesetzt inmitten der vor dem Kurhause gelegenen Parkwiese. Das Werk hatte besten Fortgang und glücklichsten Erfolg. Bereits zu Weihnachten 1858 war ein warmer Soolsprudel geschaffen, dessen förmliche Fassung sofort ausgeführt wurde. Bereits 1859 konnten vorläufige Bade-Einrichtungen in der Bauhütte versuchsweise in Benutzung genommen werden, und im Jahre 1860 wurde ein ebenfalls nur vorläufiges Badehaus erbaut. Ausführliche Nachricht über die Bohrung und ihre Ergebnisse brachten die

> Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. Herausgegeben von C. L. Kirschbaum. Dreizehntes Heft. Wiesbaden. Kreidel und Niedner. 1858. gr. 8. (V + 382 S.),

worin

> S. 330 — 347: Die Tiefbohrung auf kohlensäurehaltiges Soolwasser zu Soden. Von W. Giebeler,

welche auch als Sonderabdruck erschienen ist.

Das Bohrloch von 12,2 Zoll Weite erreichte sein Ziel in der Teufe von 701,5 Fuss. Die Verhältnisse der Fassung sind leider nicht richtig getroffen. Der Schaumstrahl springt nicht beständig, sondern erschöpft sich stets nach wenigen Stunden, worauf er der Ruhe bedarf und erst durch Anpumpung von Neuem hervorgerufen werden muss. Allein er liefert reichliches Badewasser und kann immerhin auch zeitweilig noch dem umgebenden Parke zur Zierde und dem Zuschauer zur Unterhaltung gereichen.

Wir haben hier bereits einigermaassen vorgreifen müssen, um unsern Bericht nicht gar zu sehr zu zerstückeln. In demselben Jahre, welches Soden durch den Soolsprudel bereicherte, erschien

eine französische Uebersetzung der zweiten Auflage des Werkes „Sodens Heilquellen“ von Thilenius:

> Eaux minérales de Soden. Guide pour ceux qui prennent les eaux par Othon Thilenius. Avec une vue du Kurhaus et une carte des environs de Soden. Troisième édition. Francfort sur le Mein. Librairie de J. D. Sauerländer. 1858. kl. 8. (IV + 138 S. + 2 Bl.),

welche nicht ganz ordnungsgemäss hier als dritte Ausgabe eingeführt erscheint. Vor der deutschen Unterlage zeichnet sie sich einzig durch ein paar geringere Zusätze aus.

Dasselbe Jahr brachte von dem, nun auch in Soden angesiedelten, Arzte Dr. Grossmann, den von Thilenius bei der zweiten Bearbeitung des vorhin erwähnten Werkes 1858 bereits erklärten Plan einer besonderen Befriedigung der Leidenden einerseits und der Aerzte andererseits gleichsam vorwegnehmend, zwei nach dem eben angedeuteten Grundsatze neben einander verfasste Werke:

> Soden am Taunus. Seine kalten und warmen Quellen, seine Molkenanstalt und seine klimatischen Verhältnisse. Nach eigenen Beobachtungen für Aerzte dargestellt von Dr. F. Grossmann. Mit zwei Ansichten von Soden. Mainz. Victor von Zabern. 1858. gr. 8. (X + 194 S. + 2 Bl.) und
>
> Soden am Taunus, seine Heilmittel und Umgebungen. Ein Rathgeber und Führer für Kurgäste von Dr. F. Grossmann. Mit vier Ansichten und einer Karte der Umgegend. Mainz. Victor von Zabern. 1858. gr. 8. (XIV + 219 S. + 5 Bl. + 1 Karte).

Das erste dieser Werke, „den Aerzten“ gewidmet, rechtfertigt sein Erscheinen mit der Verpflichtung des Badearztes, den Aerzten, welche ihre Kranken in einen Badeort senden, Rechenschaft zu geben über den Ort, seine Heilmittel und die seither über deren Wirkungsweise gesammelten Erfahrungen. Hatte doch der Besuch Sodens schon im Jahre 1854 die Zahl von 2500 Gästen erreicht und im Jahre 1857 die von 3500 erstiegen, welche nicht mehr blos aus der Nähe, sondern zum Theil aus den fernsten Ländern, ganz besonders zahlreich aus den nördlichen Ländern Europas, herbeikamen.

Grossmann bespricht den Ort und die Heilmittel in gedrängter Kürze, nicht ohne eingehende Erörterung der Wirkungen der einzelnen Quellenbestandtheile, sowie der Gesammtwirkung der Sodener Quellen beim inneren und äusseren Gebrauche, wobei man aber des Gebrauches etwaiger Einathmungen keinerlei Erwähnung findet. Um so ausführlicher werden dann die Beziehungen zu den einzelnen Krankheiten besonders besprochen und mit zahlreichen Krankheitsgeschichten belegt. Behandelt werden: „1. Krankheiten der Respirationsorgane; 2. Krankheiten des tractus intestinalis; 3. Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane; 4. Anämie und Chlorose; 5. Scrophulose.“ Durch diesen inhaltreichen Abschnitt gewann das Werk einen hervorragenden und dauernden Werth und steht es noch heute unerreicht und unübertroffen da.

Die beigegebenen Abbildungen, welche den Ort von der Südwest- und von der Nordost-Seite darstellen, zeigen die Zunahme neuzeitlicher Bauten und Anlagen. Es ist nicht mehr ein ärmliches Dorf, welches sich uns darstellt, sondern ein schmuckes, heiteres, an Schönheiten reiches Badestädtchen, zu welchem entfernt wohnende Aerzte ihre Leidenden mit Freude und Vertrauen rathen konnten.

Grossmann's andere Schrift, der Herzogin Adelheid von Nassau gewidmet, ist für die Kurgäste bestimmt und ertheilt diesen in unterhaltender Form die wünschenswerthe Auskunft über die natürlichen und geschichtlichen Verhältnisse des Ortes und die nöthige Anleitung zur zweckmässigen Lebensführung und zur Benutzung der Heilmittel Sodens. Ein besonderer Abschnitt beschreibt zwölf grössere Ausflüge, welche von hier aus in bequemer und zuträglicher Weise ausgeführt werden können. Dieser Rücksicht entsprechend sind denn auch, ausser den beiden Darstellungen Sodens von der Nordost- und von der Südwest-Seite, noch solche von Kronthal, sowie von Königstein und anderen schönen Oertlichkeiten der benachbarten Taunusgegend beigegeben.

Zu jener Zeit erschien bereits regelmässig das Verzeichniss der in Soden eingetroffenen Kurgäste als besonderes Blatt. In der ersten Nummer des Jahres 1858 waren auch die Aerzte benannt, welche in Soden wirkten, und zwar vom Staate angestellt der Brunnen- und Badearzt Obermedicinalrath Dr. Thilenius, Medi-

cinalassistent Dr. Kolb und Dr. F. Grossmann, ausserdem Hofrath Dr. Vogler.

Eine Kurtaxe wurde damals in Soden noch nicht erhoben; die Kurmusik fehlte nicht, musste aber durch freiwillige Beiträge unterhalten werden, „was man bei Beurtheilung ihrer Leistungen erwägen“ durfte.

In folgendem Jahre erschien nun noch:

> Soden und seine Heilmittel. Für Aerzte dargestellt von Dr. O. Thilenius. Mit zwei Ansichten von Soden. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer's Verlag. 1859. gr. 8. (VIII + 87 S.).

Dieses Werk erscheint minder umfangreich, als das in seinem besonderen Zwecke gleichartige Grossmann'sche, erzielt aber diese Beschränkung hauptsächlich durch Verzichtleistung auf die Mittheilung von Krankheitsgeschichten, in Betreff deren auf einen in Aussicht genommenen späteren Vorbericht verwiesen wird. Hier werden dagegen in einem ersten Hauptabschnitte die Kurmittel Sodens besprochen und in einem zweiten diejenigen Krankheiten, welche besonders auf Soden angewiesen sind.

Der Kurmittel sind dreierlei, nämlich: 1. Der Aufenthalt an sich unter seinen klimatischen Einflüssen; 2. die Mineralquellen, deren Naturverhältnisse, deren Wirkungen und therapeutische Bedeutung und deren Benutzung in Trink- und Badekuren erörtert werden; 3. Molke und Milch. Die für Soden geeigneten Krankheiten werden auch hier eingetheilt in: 1. Erkrankungen der Respirationsorgane; 2. solche der Verdauungsorgane; 3. Erkrankungen der Leber; 4. Krankheiten des Uterinsystems; 5. Chlorose, Anämie, und 6. Scrophulose.

Seit Jahren war in der Kurzeit ein Mangel an Wohnungen fühlbar gewesen; diesem ist nun „durch viele schöne und grossartige Neubauten im Ueberfluss abgeholfen.“

Die Sprudelbäder konnten nur erst in einer kleinen vorläufig erbauten Badeanstalt benutzt werden. Eine gründliche Zerlegung des Sprudelwassers hatte noch nicht stattgefunden; man musste sich noch mit einigen allgemeinen Angaben in dieser Beziehung begnügen.

Seit 1856 war auch durch ein Armenbad, d. h. durch ein Unterkunftshaus, für Unbemittelte gesorgt, welche in Soden Heilung suchen sollten.

Mit der Erreichung des Jahres 1860, von welchem uns nur noch erst ein Vierteljahrhundert trennt — ein Zeitraum, zu kurz für eine unbefangene Geschichtschreibung, weil uns in demselben alsbald die Namen noch Lebender begegnen — wollen wir die Besprechung der Werke beschliessen, welche Sodens, wie sich ergeben hat, keineswegs geringen Schriftenschatz bilden. Doch lassen wir wenigstens eine Aufzählung der weiter erschienenen und selbstverständlich berücksichtigenswerthen einschlägigen Veröffentlichungen folgen.

Soden am Taunus während der Jahre 1856, 1857, 1858 und 1859. Ein Kurbericht nebst einigen Bemerkungen über den Soolsprudel. Von F. Grossmann. Mainz. Victor von Zabern. 1860. 8. (VI + 77 S.) —

Spengler's balneologische Zeitung. Bd. VII. No. 20 und Bd. IX. No. 3 enthält: Geschichtliches über die Erbohrung des Soolsprudels in Soden. Von Dr. G. M. Thilenius[1]). —

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. Fünfzehntes Heft. Wiesbaden. Julius Niedner. 1860 enthält S. 139—226: Chemische Untersuchung einiger Mineralquellen zu Soden und Neuenhain von Dr. W. Casselmann, worin eine ausführlichste Mittheilung über die Zerlegung des Sprudelwassers. —

Der Soolsprudel zu Soden am Taunus. Nebst Angabe der neuen chemischen Untersuchung einiger Mineralquellen in Soden und Neuenhain von Dr. O. Thilenius. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1861. gr. 8. (47 S.) —

Denkschrift des Vereins für Natur- und Heilkunde in Dresden zur Feier des 50jährigen Doctorjubiläums des Geh.-Rath Carus. Enthält: Beobachtungen über Temperatur, Feuchtigkeit und Ozongehalt der Atmosphäre in Soden am Taunus vom 15. Mai bis 8. Juli 1861. Ein Beitrag zur Klimatologie deutscher Kurorte von C. Fr. Sachse. —

Soden am Taunus während der Saison 1861. Ein Kurbericht der Aerzte in Soden redigirt von Dr. O. Thilenius. Wiesbaden. Julius Niedner. 1862. gr. 8. (VIII + 59 S. + zwei Uebersichtstabellen). —

1) Aeltestem Sohne des oben mehrfach genannten Otto Thilenius (im Herbste 1885 auch bereits verstorben).

Soden am Taunus. Seine Heilquellen, Heilkräfte, örtliche Verhältnisse und Umgebungen. Für Kurgäste geschildert von Dr. Otto Thilenius. Zweite Auflage. Wiesbaden. Julius Niedner. 1865. gr. 8. (130 S.) —

Soden am Taunus und seine Heilmittel. Für Aerzte dargestellt von Dr. Otto Thilenius. Zweite Auflage. Wiesbaden. Julius Niedner. 1865. gr. 8. (IV + 35 S.) —

Systematisches Lehrbuch der Balneotherapie mit Berücksichtigung der klimatischen Therapie der Lungenphthise von Dr. Julius Braun. Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin. (Adolph Enslin.) 1868. 8° (VIII + 536 S.) —

Die physiologischen und therapeutischen Fundamente der praktischen Balneologie u. Hydroposie ... von Dr. B. M. Lersch. Aachen. M. Urlich's Sohn. 1868. 8. (VII + 895 S. + 1 Tafel). —

Der Kurort Soden am Taunus und seine Umgebungen. Ein Rathgeber und Führer. Von Dr. Heinrich Köhler. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. 1868. vgl. 1873!

Soden am Taunus. Darstellung seiner Heilmittel mit vergleichender Rücksicht auf Ems, Karlsbad, Marienbad, Kissingen und Weilbach. Ein Führer für Aerzte. Von Dr. Georg Thilenius. Frankfurt a. M. Verlag von Gustav Oehler. 1869. 8. (VIII + 176 S.) —

Der Kurort Soden am Taunus und seine Umgebungen. Ein Rathgeber und Führer von Dr. Heinrich Köhler. Mit einem grösseren Panorama und einem Plane Soden's, einer Karte seiner Umgegend, sowie mit neun kleineren Ansichten (Xylographieen von Jacob Ettling). Zweite veränderte Auflage. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. 1873. kl. 8. (1 Panorama + XII + 216 S. + 1 Karte + 1 Plan). — Jetzt noch das Haupt-Kurbüchlein über Soden!

Die Bäder, Quellen und Kurorte Europa's. Von Dr. J. Hirschfeld und Dr. Wilh. Pichler. Zwei Bände. Stuttgart. Verlag von Ferd. Enke. 1875. 8. (I: IV + 546 und II: IV + 651 S.).

Statistische Beschreibung des Regierungsbezirkes Wiesbaden. Heft IV. Die Mineralquellen im Regierungsbezirk Wiesbaden, bearbeitet von Bergrath a. D. Stein und Reg.-Rath O. Sartorius. Wiesbaden. (Chr. Limbarth. 1877. 4. (46 S.) —

Systematisches Lehrbuch der Balneotherapie von Dr. Julius Braun. Vierte umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. B. Fromm. Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin (Adolph Enslin). 1880. 8. (VIII + 667 S.) —

Bäder-Almanach. Mittheilungen aus den Bädern, Luftkurorten und Heilanstalten in Deutschland, Oesterreich, Schweiz und der angrenzenden Gebiete (sic!) für Aerzte und Heilbedürftige. Frankfurt a. M. Berlin. Verlag von Rudolf Mosse. 1882. 8. (XXXII + 304 S.) (Redigirt von Dr. Georg Thilenius in Soden a. T.) —

Sodener Fremdenführer. (Der Badeort und seine Umgegend) a. u. d. T. Soden und seine Umgebungen. Von Carl Presber. Ein zuverlässiger Führer durch die Kurstadt und ihre Umgebungen. Erste Auflage? — Zweite Auflage. Wiesbaden. Druck von Carl Richter. 1875. kl. 8. (56 S. + 7 Bl.) Vierte Auflage. Frankfurt a. M. Druck von Mahlau und Waldschmidt. 1881. kl. 8. (II + 61. S + (9 S. Anzeigen) + 1 Karte.) —

Soden am Taunus als klimatischer Winterkurort und Heilbad und die Neuenhainer Stahlquelle. Mit einem Vorwort: Ueber die neuesten Anschauungen hinsichtlich der tuberkulösen Infection und die Stellung der klimatischen Kurorte zu derselben. Von Dr. A. Haupt. Erste Auflage? — Zweite veränderte Auflage. Würzburg. Adalbert Stuber's Verlagshandlung 1883. kl. 8. (II + 77 S.)

Beschreibung der Mineralquellen zu Soden am Taunus. Soden. P. J. Pusch. (O. J. — versandt von der Gemeinde-Verwaltung 1883.) kl. 8 (8 S. + 1 Tabelle). Mit Umschlagsbild (Holzschnitt): Städtisches Badehaus zu Soden.

Der Kurgast am Taunus. Sammlung schöngeistiger, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher und volkswirthschaftlicher Mittheilungen. Herausgegeben von Dr. G. H. Otto Volger. Blatt 1—32. Weinmonat Oktober 1883 bis Brachmonat Juni 1884. Bad Soden am Taunus. Verlag des Kurgast am Taunus. 1884. — Auch unter dem Titel: Der Kurgast am Taunus. Schöngeistiges, naturwissenschaftliches, geschichtliches und volkswirthschaftliches Unterhaltungsblatt für das Kurleben in Soden, Hofheim, Lorsbach, Eppstein, Königstein, Falkenstein, Cronberg,

Oberursel und den ganzen südlichen Taunus. Herausgegeben von einem dankbaren Kurgaste. —

Dieses Unterhaltungsblatt wurde von dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung über Soden's Schriftenschatz zu eigener Unterhaltung und Anrege Anderer herausgegeben am Schlusse des ersten und während eines zweiten Kuraufenthaltes in Soden. Darin folgende naturwissenschaftliche Abhandlungen von dem Herausgeber:

Unser Arbeitsfeld. — Der innere Bau des Taunusgebirges. Erster Aufsatz. — Die „Heilkraft" unserer Quellen. — Räthselhafte Himmelserscheinung. Mehrfache Morgen- und Abendröthe. — Etwas Neues von unseren Heilquellen. — Die Entstehung der Kohlensäuerlinge. — Eine empfindsame Pflanze. Der Sauerdorn (Berberis vulgaris.) — Die duftende Robinie (Robinia pseudoacacia.) — Die Kröte (Bufo cinereus). — Die Edelkastanie (Fagus Castanea s. Castanea vesca.). —

Deutsche Medicinal-Zeitung. Heft 23. (Innere Medicin 3.) Berlin. Verlag der Deutschen Medicinal-Zeitung. Eugen Grosser. 1884. 8. enthält:

Tuberkelbacillen und klimatische Kuren. Vortrag im ärztlichen Verein zu Frankfurt a. M. Von Dr. Haupt.

Erschien auch als Sonderabdruck. Preis 20 Pfennig. Berlin. Verlag wie oben. 1884. —

Soden am Taunus. Ein Rathgeber und Führer während des Kurgebrauches von Dr. August Haupt. Mit einer Karte der Umgegend, vier Ansichten und einem Anhange. Würzburg. A. Stuber. 1884. 8.

XXIV.

Die deutschen Pestamulete.

(Die Wittenberger Pestthaler, die Zachariaskreuze, Benedictpfennige, Ulrichskreuze, die Choleraamulete, die Kometenamulete, Kometenmedaillen und die Heuschreckenmedaillen.)

Zugleich ein Nachtrag zur „Pestilentia in Nummis“ [1])

von

Dr. **L. Pfeiffer** und **C. Ruland** in Weimar.

Von den nachfolgend beschriebenen Metallamuleten stammt das älteste, sicher datirte, aus dem Jahre 1525. Ob die Anfertigung einzelner Zacharias- und Benedictskreuze in früherer Zeit stattgehabt hat, ist nicht nachgewiesen, wenn es auch wahrscheinlich ist, dass der Ursprung der Pestamulete noch vor die Zeit des schwarzen Todes (1346) und event. noch viel früher zu verlegen ist. Die Münzprägung beschränkte sich zu dieser Zeit, wie im ganzen Mittelalter, auf die nächstliegenden Bedürfnisse des Handels und täglichen Verkehres, für welche die Denare, Bracteaten, Solid u. s. w. genügten. Erst nach 1390 treten wirkliche Erinnerungszeichen auf. Wenn aus manchen schweren Pestepidemien dieser Zeit noch keine Reliquien vorliegen, so kann es sein, dass die berufenen Techniker mit abgestorben oder dass das Elend so gross und allgemein war, dass Niemand zu derartigen Dingen mehr Lust und Liebe hatte.

In wie weit nach dem Erlöschen des schwarzen Todes an den Seuchenzügen des XVI. Jahrhunderts noch andere Infectionskrankheiten betheiligt sind, speciell Blattern und Flecktyphus, das wird sich kaum feststellen lassen. Von dem Volke und der Geistlichkeit werden alle Seuchen jener Zeit der Pest zugerechnet. Von einzelnen Aerzten wird z. B. der Flecktyphus schon 1520 unter-

---

1) Pestilentia in Nummis. Geschichte der grossen Volkskrankheiten in numismatischen Documenten. Ein Beitrag zur Geschichte der Medicin und der Cultur. Von Dr. L. Pfeiffer und C. Ruland. Mit 2 Tafeln Lichtdruck. Tübingen 1882.

schieden, allgemeiner aber erst reichlich ein Jahrhundert später. Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts gesellten sich zu obigen Krankheiten, zu den altgewohnten Verheerungen der Ruhr, der Kriebelkrankheit, der Wechselfieber und zu den kaum beachteten Kinderkrankheiten noch hinzu die Syphilis und der englische Schweiss, begünstigt durch Kriege und durch die grossen Theuerungen der Jahre 1528—1534. „Es war", wie Hecker sagt (2. Aufl., S. 210), „ein Jahrhundert fauliger bösartiger Verderbniss, in welcher die typhösen Krankheiten unablässig wucherten, — überreich auch an grossen Erscheinungen des menschlichen Gesammtlebens."

Einen ungefähren Einblick in die die Gemüther damals bewegenden Ideenkreise, aus welchen die Amulete ihre Entstehung nahmen, giebt ferner die Betrachtung der furchtbaren Handelskrisen, welche auf die Verlegung der Handelswege, auf das Aufhören des Transitverkehres mit Italien eingetreten waren und welche den gänzlichen Verfall vieler deutscher Handelsstädte verursacht hatten. Nur durch dieses in der deutschen Geschichte beispiellose sociale Elend erklärt sich die grosse Anzahl von Pestamuleten und die grosse Zahl geängstigter und bedrängter Käufer. Beispielsweise sei hier angeführt, dass Lübeck im Jahre 1547 gegen 60,000 Einwohner, Danzig gegen 20,000, Dresden 5103 Einwohner am Flecktyphus verlor und dass bis gegen Ende des Jahrhunderts ganz Deutschland fast gleichmässig befallen war.

Das arme Volk begnügte sich damals mit einfachen Amuleten. Gedörrte Kröten, in Säckchen genäht, wurden auf der Brust getragen. Dr. Raimund Hinderer empfiehlt Mitte des XVI. Jahrhunderts: „lebendiges Quecksilber, in einer ausgehöhlten Haselnuss mit spanischem Wachs behüb vermacht an deinem Hals."

Das „Zenechton" ist ein noch besseres Amulet: „eine Pastur aus Arsenik eines Thalers gross, in Hundsleder genäht, an dem Orte getragen, wo das Herz liegt." (Peinlich I, 488.)

Die Zahl der eigentlichen Pestpatrone hat sehr gewechselt, da die bedrängten Gläubigen fast in jeder neuen Pestperiode zu einem neuen Schutzpatron ihre Zuflucht nahmen. Gegen 1680 hatte man in der Stadt Graz 8 derselben, nämlich: unsere liebe Frau, Sebastian, Rochus, Anton, Rosalie, Ignaz, Franz Xaver und Joseph. Dazu kommt noch eine lange Reihe von Heiligen (Peinlich II, S. 520), die als Helfer und Fürbitter in anderen Krankheiten, insbesondere aber in Todesnöthen angerufen werden.

Für die Pestamulete sind besonders beliebt, neben Zacharias und Benedict, noch St. Florian, St. Franz Xaver, St. Michael, St. Georg, St. Rochus, St. Sebastian, St. Valentin, St. Wolfgang, St. Ulrich, die in verschiedenster Combination mit dem Benedictschild vorkommen.

Die sogenannten Wittenberger Pestthaler (1515—1620).

Sie haben streng biblische Darstellung, fast ausnahmslos den gekreuzigten Christus mit dem Prototyp des Schlangenpfahles. Sie sind nicht sowohl geheimnissvoll wirkende Amulete, als vielmehr geistige Trostmittel. Es finden sich neben den traditionell als Pestthaler bezeichneten und weiterhin beschriebenen Stücken auch noch zahlreiche, denselben Münzstätten entstammende, äusserlich ähnliche Medaillen mit dem gekreuzigten Christus, jedoch an Stelle der Darstellung des Schlangenpfahles mit anderen rein religiösen Motiven. Nach der anderen Seite hin hat ein Uebergang des den Pestthalern eigenthümlichen Schlangenpfahles stattgehabt zu den etwa ein Jahrhundert später in so grosser Menge auftretenden Benedictsamuleten; der Münchener Pestpfennig der Sebastianskirche am Anger vom Jahre 1637 hat auf dem Avers noch dieses Motiv, aber auf dem Revers bereits die Umschrift der Benedictspfennige.

Ob die nachstehenden Stücke in directem Zusammenhang stehen mit der gegen 1520, 1534/35, 1551/52 in Wittenberg herrschenden Pest, hat sich bis jetzt nicht nachweisen lassen. Madai bemerkt schon, dass manche auf anabaptistische Kreise hinweisen; nach Sprache und Orthographie gehören sicher viele nach Niedersachsen und Westphalen.

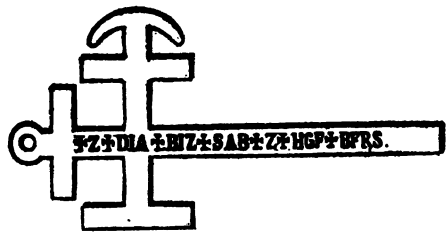
Nach den Münzmeisterzeichen, die bei den einzelnen Stücken angegeben sind, ist für eine ganze Anzahl der Prägeort in Joachimsthal gewesen. Es findet sich z. B. das Astkreuz der No. 1 auf Schlick'schen Thalern von 1525 und 1526 (cf. Böhmische Privatmünzen XLV, 388; XLVI, 395; XLVII, 398, 401—404); — die Lilie (No. 26 und 27) auf Thalern von 1526 (ibid. XLVII, 400; XLIX, 414); — das Kreuz über dem wagrechten Halbmond (No. 29 bis 34) auf Thalern von 1527 (ibid. XLIX, 415, 416); — das Monogramm von No. 11 auf Schaustücken von 1533 und 1534 (ibid. L, 424, 427; LI, 428).

Das beschreibende Verzeichniss der bisher bekannten 57 Stücke siehe im Anhang I. S. 454 u. ff.

Die Zacharias- und Benedictskreuze.

Das älteste dieser Art ist das von Peinlich, Pest in Steiermark, II, S. 524 abgebildete Zachariaskreuz, von dem Exemplare ungemein selten geworden zu sein scheinen. Mit dem griechischen Kreuz ist der Anker, das Sinnbild der Hoffnung, verbunden. Die am Längsbalken verzeichneten 7 Kreuze und 18 Buchstaben sind Merkzeichen für ein Gebet in lateinischer Sprache zur Abwehr gegen die Pest. Die Kreuze weisen auf Stossseufzer und Sprüche zum Preise des Kreuzes; die Buchstaben sind die Initialen von Psalmenversen und Bibelstellen; an beide schliessen sich Bitten um Abwendung der Pest.

Dieselbe Inschrift ist im XVII. Jahrhundert, vielleicht auch schon im XVI., an verschiedenen Glocken (1696), Thüren und Medaillen gefunden worden (R. Köhler, Verhandlungen der Berliner anthropol. Gesellschaft, April 1885, S. 145). Die Erklärung



siehe bei Jos. Pohl: „Buchstaben zur Abwehr der Pest.“ Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. VII. S. 270—280.

† Crux Christi, salva me!
Z. Zelus domus tuae liberet me!
† Crux vincit, Crux regnat, Crux imperat. Per signum Crucis libera me, Domine!
D. Deus, Deus meus, expelle pestem a me et a loco isto; libera me!
I. In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum, cor et corpus meum (Luc. 23, 46).
A. Ante coelum et terram Deus erat, et Deus potens est, ab hac peste me liberare.
B. Bonum est etc. aus Klagelieder Jerem. 3, 26.
I. Inclinabo etc. Psalm 118, 112.
Z. Zelavi super iniquos etc. Psalm 72, 3.
S. Salus tua ego etc. Psalm 34 u. 90.
A. Abyssus abyssum etc. Psalm 41, 8.
B. Beatus vir etc. Psalm 39, 5.
Z. Zelus honoris Dei convertat me, antequam moriar etc.
H. Haeccine reddis etc. 5. Mos. 6.
G. Gutturi meo etc. Psalm 136, 6.
F. Factae sunt tenebrae. Luc. 23, 45; Joh. 3, 8.
B. Beatus qui non respexit etc. Psalm 39, 5.
F. Factus est Deus in refugium mihi. Psalm 39, 22.
R. Respice in me Domine etc. Psalm 21, 2 und Psalm 24, 16.
S. Salus mea tu es. Jerem. 17, 14.

Jos. Pohl beschreibt ein solches Kreuz aus Enzen bei Zülpich, S. 271 (Patriarchenkreuz mit 2 Querbalken) aus Holz, 12 Cm. lang, auf beiden Seiten mit Kupferblech beschlagen, die auf beiden Seiten mit gleichlautenden Buchstaben bedeckt sind. Die 18 Buchstaben beginnen oben und laufen successive nach unten über die

linke Hälfte, bald des Hauptbalkens, bald des Querbalkens. In etwas abweichender Weise stehen auf der rechten Hälfte des Kreuzes, nämlich so, dass zuerst die 10 Buchstaben des Hauptbalkens, dann die des Querbalkens, beide von oben nach unten, zu lesen sind, die Buchstaben:

C S S M L N D S M D V R S N S M V S M Q L l V P

Am Kopfe des Querbalkens steht I N R, in dem Kreuzungspunkt des Vertical- und des obern Querbalkens I H S, in dem des Vertical- und des untern Querbalkens ein von zwei concentrischen Kreisen eingeschlossenes und von zwei Dornenzweigen umschlossenes Herz, am Fusse des Verticalbalkens I P H (letztere drei offenbar eine Bezeichnung für die Namen Jesus, Maria und Joseph).

Ein zweites von J. Pohl S. 273 beschriebenes Exemplar hat noch einige Buchstaben mehr: auf der linken Seite oberhalb des obern Querbalkens: Q U + D, unterhalb desselben: S + D, ziemlich tief unterhalb des untern Querbalkens: S + I; auf der rechten Seite, den eben genannten der linken Seite entsprechend gegenüber: C M + B, S + E, M + N.

Aehnliche Anordnung hat ein Exemplar von der Pfeifferschen Sammlung. Links der Zachariasspruch. Auf der Kreuzungsstelle des untern Querbalkens und des Hauptbalkens die S. Maria Cellensis; auf der rechten Kreuzhälfte die Buchstaben: C | S V R S | S N S M | M | L | N D S M D | V S M Q | L l V B. Am Fusse C S P B — Auf dem Revers das Bildniss des heiligen Antonius de Padua mit der Inschrift auf dem Kreuzesbalken: ECCE | CRV | CEM DOMINI FV | GITE PARTES AD | VER | SAE | VICIT | LEO DE | TRIBV | IVDA | RADIX DAVID | ALLE : ALLE : (luia!) | B S A P Messing, 6 1/2 Cm. (1.)

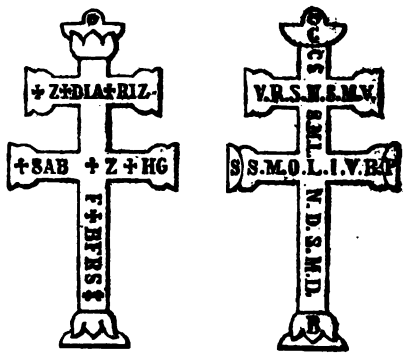
Ein kleines, 5 1/2 Cm. grosses Exemplar hat auf dem Avers eine Pietà mit dem Zachariasspruch, auf dem Revers den h. Benedict mit der Schrifteintheilung des Bannspruches Vade Retro Satana etc. in linksseitiger und rechtsseitiger Anordnung. In besonderen Kränzen die 4 Buchstaben I H S V Unten S P | P. (2.)

Ein anscheinend sehr altes Exemplar hat nur den Zachariasspruch allein; auf dem Avers die Buchstaben + Z + D I A + B I Z + mit dem Bildniss des heiligen Rochus als Pilger mit dem Hund; auf dem Revers die Buchstaben S A B + Z + H G F + B F R S. — Auf der Kreuzungsstelle des Hauptbildes mit dem untern Querbalken hier den St. Sebastian, am Pfahle angebunden. Grösse 7 1/2 Cm. (3.)

Ein aus schöner Bronçe hergestelltes, 7 1/2 Cm. grosses Exemplar zeigt auf dem Avers eine Monstranz mit dem Zachariasspruch, auf dem Revers die Jungfrau mit dem Kind, den Bannspruch Vade Retro etc. und in 4 Ecken die Buchstaben C (rux) S (ancti) P (atris) B (enedicti). (4.)

Das Zacharias- resp. St. Benedictskreuz der nebenstehenden Art stammt nach Peinlich (II, S. 428) aus dem XI. Jahrhundert und hat Papst Leo IX. dasselbe eingeführt und zuerst getragen.

Auf der Vorderseite stehen die 7 Kreuze und 18 Buchstaben des Zachariaskreuzes, zwischen den Armen am Längsbalken ist das Bild des heiligen Benedict angebracht.



Vorderseite. Rückseite.

Auf der Rückseite des Kreuzes befinden sich Inschriftbuchstaben, nämlich in den vier Ecken desselben C. S. P. B. d. h. Crux Sancti Patris Benedicti. Die übrigen sind die Anfangsbuchstaben des leoninischen Hexameters, eingeschlossen von zwei leoninischen Pentametern:

Vade Retro Satana,
Nunquam Suade Mihi Vana,
Sunt Mala Quae Libas,
Ipse Venena Bibas,
Crux Sacra Sit Mihi Lux,
Non Draco Sit Mihi Dux.

Vier Exemplare (5—8) in der Pfeiffer'schen Sammlung sind je 9 1/2 Cm. lang, aus Messing, eins aus zusammengelöthetem Silberblech.

Es findet sich dieses St. Benedictskreuz auf alten Gemälden in Benedictinerklöstern wieder. Nach Peinlich (II, S. 531) war im Jahre 1647 dasselbe so in Vergessenheit gerathen, dass Niemand mehr die Bedeutung der Buchstaben erklären konnte. Als man zufällig den Schlüssel dazu in einem alten Evangelienbuche wiedergefunden hatte, kam das Kreuz zu neuen Ehren; es wurde aber des bequemeren Gebrauches wegen von nun an die Form von ovalen Medaillen oder Pfennigen beliebt.

Ausserdem existiren noch verschiedene derartige Kreuze, äusserlich gleich gestaltet, auf denen die obigen Bannsprüche aber mehr

zurücktreten oder auch ganz fehlen: z. B. ein 7½ Cm. grosses Exemplar aus Messing, spanischen Ursprungs, mit der eingeschlagenen Darstellung des St. Johannes auf dem Avers, der Mutter Gottes auf dem Revers. (9.)

Ein 8½ grosses, aus alter Bronce hergestelltes Exemplar trägt auf dem Avers die Buchstaben: AB + Z IHS + HGF + Z + S, auf dem Revers: + IHS + MARIA + IOSEPH (10).

Auch Kreuze mit kaballistischen Zeichen kommen vor.

Die Benedictspfennige[1]).

Papst Benedict XIV. bestätigte 1741 nach vorausgegangener Untersuchung den Gebrauch dieser neuen Benedictsmedaillen auf Ansuchen des Abtes vom Benedictinerstifte Breznow in Böhmen, welches Ordenshaus damals von den ca. 30,000 Benedictinerklöstern allein das Recht erhielt, dieselben für ihre Bestimmung zu weihen.

Die Medaille des heiligen Benedict in der vom Papst Benedict im Jahre 1741 bestätigten Gestalt.

Auf der von diesem Stifte nach Rom vorgelegten Medaille fehlte die Inschrift des Zachariaskreuzes. — Jetzt ist die Bewilligung zur Weihe derselben auch für andere Priester bei dem Abte von St. Paul in Rom zu erlangen. Besonders in Ehren gehalten sind diese Pfennige von barmherzigen Schwestern, welche dieselben in ihrem Rosenkranz tragen. In Frankreich ebenfalls allgemein verbreitet, wurden die Medaillen daselbst fast ausschliesslich für die barmherzigen Schwestern geweiht; sie sind nicht nur gegen den bösen Feind, sondern auch bei Thierseuchen (deshalb häufig auch in den Ställen aufgehängt), Pest und anderen Krankheiten und Gefahren wirksam (Peinlich II, S. 532). Fast alle Wallfahrtsorte in Süddeutschland, Böhmen, Oberitalien, der Schweiz geben jetzt noch den gläubigen Pilgern derartige Stücke mit in die Heimath. Die Stücke jüngeren Datums haben fast ausnahmslos die oben abgebildete Form.

1) Siehe P. Laurenz Hecht: St. Benedictus-Büchlein. 4. Aufl. Einsiedeln, Gebr. Karl und Nikolaus Benziger 1880. 16. S. 142.

Zwischen den Armen des Kreuzes stehen die Buchstaben:

C. S.
P. B.

Crux Sancti Patris Benedicti.

Auf dem Stamm des Kreuzes sind folgende Buchstaben angebracht:

C
S
S
M
L

Crux Sacra Sit Mihi Lux.

Auf dem Querbalken stehen als Erinnerung an die Siege des heiligen Benedictus über den Drachen folgende Buchstaben:

N. D. S. M. D.

Non Draco Sit Mihi Dux.

(Es sei das heilige Kreuz mein Licht;
Der Drache sei mein Führer nicht.)

Bei der längeren Umschrift steht obenan der heilige Name Jesus in dem gewöhnlichen Namenszug I H S. Hierauf folgen von der rechten Seite angefangen:

V. R. S. N. S. M. V. — S. M. Q. L. I. V. B.

1. Vade Retro, Satana; Numquam Suade Mihi Vana.
2. Sunt Mala Quae Libas; Ipse Venum Bibas.

(Satan, weiche du zurücke; nie mit Eitlem mich berücke.
Willst ja doch nur Böses bringen. — Magst die Gifte selbst verschlingen.
In Laurenz Hecht's metrischer Uebersetzung.)

Von dieser seit 1741 als allein echt erklärten Form giebt es mannigfache, meist ältere Ausgaben, theils mit der Angabe des betreffenden Benedictinerstiftes auf dem Revers, theils mit Darstellungen von St. Blasius, St. Florian, St. Xaver Franz, St. Georg, St. Magnus, St. Michael, St. Rochus, St. Sebastian, St. Valentin, St. Wolfgang, St. Ulrich combinirt.

Ein beschreibendes Verzeichniss der in der Pfeiffer'schen Sammlung enthaltenen Benedictspfennige siehe Anhang II, S. —.

Die Cholera-Amulete.

Der heilige Benedict hat seine Anhänger verloren, nur unsere liebe Frau (München) und St. Rochus kommen noch auf diesen Prägestücken vor.

Entsprechend den Fortschritten auf dem Gebiete der Chemie und den Charcot'schen Entdeckungen in der Nervenpathologie begegnen wir hier einer Medaille Anti-Cholérique aus Metal Composé préservatif.

Eine andere Medaille trägt sogar auf dem Avers die Bezeichnung: „Talisman gegen die Cholera“ und auf dem Revers gleich die Gebrauchsanweisung: „Diese Medaille wird in der Magengegend auf dem blossen Leibe getragen.“

Gegen die in dem Donaugebiet Bayerns besonders häufig auftretende Kindercholera, die in den Todesanzeigen häufig als „Fraisen“ bezeichnet ist, wird daselbst heute noch das kleine St. Valentinkreuz (Nr. 138 des Verzeichnisses) angewendet.

(Das beschreibende Verzeichniss siehe im Anhang III, S. 491)[1]).

Die Kometen-Amulete und Kometenmedaillen.

Die im Anhang IV zu beschreibenden numismatischen Dokumente stammen aus den Jahren 1558, 1573, 1578, 1618, 1664, 1677, 1680, 1686 und 1744 und enthalten die bis heute bekannt gewordenen Darstellungen glänzender Kometenerscheinungen, welche bis ins vorige Jahrhundert allgemein als die Vorboten oder Begleiter aller grossen Weltseuchen angesehen wurden. Dem Aristoteles galten die Kometen noch als Lichterscheinungen, durch schlechte Ausdünstungen der Erde entstanden. Seneca erklärt sie für tückische Wesen, welche Krankheiten, Bürgerzwist, Krieg und Erdbeben erzeugten. Demselben Glauben haben Priester und Aerzte noch bis in das XVIII. Jahrhundert hinein gehuldigt. — Ihre Natur als Sterne ist erst seit 1682 durch Halley allgemein anerkannt. Nachdem Halley das Wiedererscheinen des besonders glänzenden Kometen von 1682 für das Jahr 1758 vorhergesagt und seine Berechnung sich als richtig erwiesen hatte, musste die Lehre, nach welcher die Kometen Zornruthen Gottes sein sollten, aufgegeben werden und sind seit der Zeit die Planetenconstellation und das Erscheinen von Kometen in der Aetiologie der Pesten gestrichen.

J. J. v. Littrow hat die bezüglichen Erfahrungen der letzten zwei Jahrhunderte untersucht und das Resultat erhalten, dass zwischen Nässe und Trockenheit der Luft und der Kometenerscheinungen ebenfalls kein Zusammenhang besteht. Zählt man alle Kometen, von deren Erscheinen einigermaassen sichere Nachrichten erhalten sind, so dürfte die Summe von 6—700 herauskommen. Berechnet sind die Bahnen von ca. 200 Kometen und schätzt Littrow die mögliche Anzahl auf mehrere Hunderttausende, wenngleich uns der Anblick eines wirklich grossen und geschweiften Kometen nur selten zu Theil wird. Da es fast kein Jahr ohne Kometen am Himmel und ohne Noth und Elend auf der Erde giebt, so war es allerdings nicht schwer, fast für jede Kalamität auch ein solches Himmelszeichen verantwortlich zu machen. Das XVI. Jahrhundert war

1) Ueber weitere numismatische Choleradocumente siehe Pestilentia in Nummis, Abschnitt V, S. 153—169.

besonders reich an glänzenden Kometen; es sind deren ca. 23 gesehen worden. Der Halley'sche Komet von 1531 hat eine Umlaufszeit von 75—76 Jahren und lässt sich bis zum Anfang unserer Zeitrechnung zurück verfolgen; ausgezeichnet durch Glanz und Grösse in den Jahren 1456, 1531, 1607, 1682, 1757, 1835; sein Wiedererscheinen steht für 1911 in Aussicht.

Von den 12 glänzenden Kometen des XVII. Jahrhunderts sind 5, von den 8 glänzenden Kometen des XVIII. Jahrhunderts ist nur einer numismatisch belegt. Aus dem laufenden Jahrhundert fehlen bezügliche Amuletmedaillen gänzlich; von den bisher beobachteten 9 Kometen war der von 1858 der grösste, der von 1811 der glänzendste; für letzteren ist das Wiedererscheinen für das Jahr 4699 berechnet.

Die Heuschreckenmedaillen.

Anhangsweise sei hier noch der Heuschrecken gedacht, die, gleich den Kometen, früher als sichere Vorboten der Pest und als Strafe Gottes betrachtet wurden und die heute ein nicht mehr wirksames Moment in der Aetiologie der ansteckenden Volkskrankheiten repräsentiren. Die „Haberschreckh" spielen schon im Mittelalter zusammen mit Türken und Pestilenz eine grosse Rolle als eine der drei vornehmsten Gottesplagen. Jedenfalls sind sie sicherere Vorboten von Hunger und Pest, als die Kometen. Die Heuschreckenplage von 1693 hat eine besondere Literatur hervorgebracht. (Siehe No. 10 der Correspondenzblätter des allg. ärztlichen Vereins von Thüringen. Aeltere Notizen siehe in Annales Fuldens.)

Bei dem Mangel an Communicationsmitteln und den gegen den Getreidehandel bestehenden Vorurtheilen musste jedem Einfall von Heuschrecken sofort locale Hungersnoth folgen. Das „schändlich stinkende Geschmeiss" lag fusshoch in Teichen und Brunnen, von den Dächern troff der Unrath der Thiere als schmierige, stinkende Masse herab, so dass „auch zu Zeiten von Gestank und bösem Geruch des ungezehlbaren Ungeziefers, wenn es vergeht, eine schwere Pestilenz erfolget, damit Menschen und Vieh ausgetilget werden." Höpfner, die drei göttlichen Currierer etc. Jena 1694. Mit Kupfer.

Anhang I.

Beschreibendes Verzeichniss der bisher bekannten „Wittenberger Pestthaler".

Die mit * bezeichneten Nummern sind in der Sammlung von Dr. Pfeiffer nicht vertreten, sondern nach den jedesmal angegebenen Quellen eingereicht.

Um die einzelnen Stücke leichter auffinden und ordnen zu können, sind folgende Gruppen gebildet worden:

A. Die Schrift läuft in je einem Ringe um die Darstellung.
B. Die Schrift läuft in zwei concentrischen Ringen um die Darstellungen.
C. Die Schrift steht im Abschnitt unter den Darstellungen.

Typus A. Auf dem Avers der Schlangenpfahl, auf dem Revers Christus am Kreuz, je mit knieenden Betern; die Schrift läuft in nur einem Ringe um die Darstellung.

1. Av.: Die den Pfahl Anbetenden halten keine Schlangen in den Händen; vorn liegt nur ein Todter. Zu den Seiten: IOA—NES: 3 Umschrift: WER · DI · SLANG · SIET · SOL · NIT · STERB · NVM · 21 · (Astkreuz.)
   Rev.: Zu den Seiten des Kreuzes: NVM—RI · 21 · WER · AN · MI · GLAW · HAT — DAS · EWI · LE · IOHA: 6. Am Fuss des Kreuzes senkrecht: ꝺ, über dem Kreuz ist kein INRI. (Astkreuz.)
   Doppel-Thaler von grobem Gepräge. 1525. Dm. 44. Gw. 58 gr. — Madai 5206. Pest. in Num. 231.
2. Av.: Ueber dem Pfahl: 15—28. Zu den Seiten: * NVM—RI * 21 * Die Anbetenden halten Schlangen, — vorn liegen mehrere Todte. WER · DISE · SCHLANG · AN · SIET · DER · SOL · NIT · STERBEN · (Kreuz über Halbmond.)
   Rev.: Das Crucifix trägt INRI; — zu den Seiten: * IOAN—NES * 3 * — WER · AN · MICH · GELAVBET — HAT · DAS · EWICH · LEBEN *
   Thaler von ähnlicher Zeichnung, aber besserer Arbeit; 1528. Dm. 41. — Van Mieris II, p. 293. Pest. in Num. 232.
3. ½ Thaler nach derselben Zeichnung. Dm. 40, Gw. 13,25 gr.
4. Av.: Wie bei No. 2. Schrift ziemlich gross.
   Rev.: Christus und seine Jünger stehen den Pharisäern gegenüber, unten Jonas vom Walfisch ausgeworfen und zu dessen Seiten 2—8. Umschrift in 2 Zeilen: MAT * 12 * DISE * EBRECIS * ART * SVCT * EIN * ZEGN * ES * WIRT * IR * KAINS * GEBN * DAN * DAS * ZE | GN * DES * PROVETN * JONE * JON * I * LVC * II * WI * ION * EIN * ZEGN * WAR * DENN *
   Silber Dm. 40. Gw. 26½ gr. Als 10-Ducatenstück bei Köhler D. C. 3101 und Sammlung rarer G.- u. S.-Münzen. Leipzig 1751 ff. (1. Fortsetzung S. 51. XXV.) Der Rev. ist vom Thaler Madai 2365.
5. Aehnlicher Gulden. Weise 2465.
*6. „Av.: Die am Holz aufgerichtete Ehrne Schlange, worunter Leute stehen, so solche ansehen, drüber aber Num. 12 (soll 21 heissen [4. Buch Moses 21. V. 8.] 1528. mit dieser Umschrift: WER · DISE · SCHLANG · ANSIET · DER · SOL · NIT · STERBEN ·
   Rev.: Christus am Creutz, mit darunter ihn gleichfalls ansehendem Volcke, zur Seite: IOAN—NES · 3 · herum: WER · AN · MICH · GELAUBET — HAT · DAS · EWICH · LEBEN · "
   Beschreibung nach Schlegel's Biblia in Nummis; Jena 1703, p. 18.
*7. Weise führt einen ähnlichen Gulden an (No. 2464).
8. Av.: Zu den Seiten des Pfahls: * NV · — 21 · DE · HE · SP · ZV · MO · M · DI · EI · E · S · V · R · S · ZV · Z · V · W · GE
   Rev.: Ueber dem Kreuz INRI, zu den Seiten: * IO — * 3 * — Umschrift: G · W · — D · S · S · M · D · M · S — EH · W · V · D · A · D — AIG · Die Schrift läuft in je einem Ringe.
   Dm. 30. Pest. in Num. 242. ¼ Thaler, in der Zeichnung No. 35 ähnlich.
9. Abschlag des ¼ Thaler in Messing von andern Stempeln mit Varianten in der Schrift.
   Av.: ..... MO · M · DI · E · E · SL · V · R · S · ZV · ZE · VF · W · GEB · I +
   Rev.: Schrift wie bei vorigem, aber doch von anderem Stempel. Der Kopf Christi ist nicht nach der rechten Schulter geneigt, sondern grade aufrecht etc.
   Dm. 31. — Van Mieris II, S. 239 (nicht ganz genau abgebildet).

10. ½ Thaler von 1559.

Av.: SICVT · MOSES · EXALTAVIT · RPFNTEM · INDESERTO ○—○ ○○○ ○○○

Rev.: Chr. mit Heiligenschein, über dem Kranz INRI, zu den Seiten: 15—59.

FILIVM ○○○ HORINIS ○○○ ITA ○ OPORTET ○ EXALTARI ○—○ ○○○ ○○○

Dm. 37. (Angeblich aus den Niederlanden.)

11. Av.: In der Mitte der Schlangenpfahl, hinten die Zelte der Israeliten; an einem Zelte rechts die Zahl 1538; daneben ein Monogramm aus CL oder CE verschlungen. Umschrift: SERPENS · EXALTATVS · EST · TYPUS · CRVCIFIX · CHRISTI · + ·

Rev.: In der Mitte Christus am Kreuz, in der Ferne der Centurio und Christus sein Kreuz tragend. ET EGO · SI · EXALTATVS · FVERO A · TERRA · OMNIA · TRAHAM · AD · ME · IO · 12 · Münzzeichen: ein H in einem Kreise.

Silber vergoldet. Dm. 42. Pest. in Num. 258.

12. Av.: Dem vorigen ähnlich; die Jahreszahl und das Monogramm fehlen; dagegen zu den Seiten des Schlangenpfahles: · NV · — 2I · Umschrift: FAC · SPENTE · ERIV · & · PONE · P · SIG · Q · RCVSSVS · EVM · ASPEXERIT · VIVE *

Rev.: Wie bei No. 11.

Silber. Dm. 40. Pest. in Num. 259.

13. Av.: Im Hintergrund erblickt man deutlich zwölf Zelte, während bei No. 11 nur sechs, bei No. 12 deren nur vier sichtbar sind; ohne Datum und Monogramm. Umschrift: FAC · SPENTE · EREV · & · PONE · P · SIG · Q · PCVSSVS · EV · ASPEXERIT · VIVET · NV · ZI (= 21) * *

Rev.: Wie bei No. 11.

Silber. Dm. 40. Pest. in Num. 260.

¼ Thaler, dem Typus der vorstehenden — — nahe verwandt.

14. Av.: In der Mitte der Pfahl, zu dessen Seiten: · NV · — · 21 · Unten links ein Knieender, die Hände erhebend, rechts Moses mit langem Stab in der Linken. Sterbende etc. liegen am Boden. Umschrift in einem Ringe: FAC · SPENTEM · ERIV · & · PONE · P · SIG · Q · PCVS · EV · ASPEXERIT · VI ·

Rev.: Christus am Kreuz, stark erhaben, darunter: · IO — · I Z · Unten Johannes und Maria stehend, Magdalena knieend. Hinten rechts und links je ein Baum. ET · EGO · SI · EXALTVS · FVERO · A · TERA · OMNIA · TRAHAM · AD · ME ·

Silber. Dm. 31. Weise S.C. 2482 (ungenau beschrieben). Pest. in Num. 261.

Schaumünzen von 1539.

15. [1]) Av.: Moses mit der Rechten auf die Schlange deutend, von den Israeliten umgeben; hinten Bäume und Zelte. CHRISTI * TODT * WEIT * VBRTRIFT * DER * ALTEN * SCHLANGE * GIFT * NVMERI * XXI *

Rev. Die Kreuzigung mit den beiden Schächern, vielen Figuren etc. CHRISTI · CREVTZ · VND · BLVT · IST · ALLEIN · GERECHT · VND · GVT · MDXXXIX · (Die Worte sind durch kleine Zweige getrennt.)

Dm. 53. (Geprägt; wohl das Original der folgenden drei No.)

16. Av.: Aehnliche Darstellung mit vielen Varianten: hinten ist nur ein Baum, man sieht keine Zelte; CHRISTI * TODT * WEIT * VBRTRIFFT * DER * ALTEN * SCLHLANGE (sic!) * GIFT * MDXXXIX.

---

1) Der Revers von No. 15 ist auch mit der Jahrzahl MDXXXXXV versehen und mit folgendem Avers zusammengeprägt worden: Darstellung des h. Abendmahls; Umschrift: DESIDERIO * DESIDERAVI * HOC * PASCHA * MANDVCARE * VOBISCVM * AVTE EV * LV * XII (statt XXII) * im Abschnitt 1555. Dm. 53.

Rev.: Wie bei No. 15. Auf beiden Seiten sind die Worte der Inschriften durch ein Blättchen getrennt.
Guss. Dm. 52.

17. Av.: Moses mit einem Stab auf die gekreuzigte Schlange deutend, von Männern und Frauen umringt, hinten zwei Bäume. Umschrift: CHRISTI — TODT — WEIT — VBRTRIFFT — DIR — ALTIN — SCHLANGE — GIFT — N ·
Rev.: Wie No. 15.
Rauher Guss. Dm. 53. — N. Ampach 9012. Pest. in Num. 262.

Schaumünze von 1551.

18. Av.: Moses deutet mit der Hand auf die Schlange, vorn ein Liegender, links drei Knieende, im Hintergrunde die Zelte. Umschrift: VT · MOSES · SERPENTEN · ITA · CHRISTVS · EXALTATVS · IO · III · Der Abschnitt leer.
Rev.: In der Mitte Christus am Kreuz, rechts Maria, der Hauptmann zu Pferde, links die würfelnden Soldaten etc.; im Abschnitt: 1551 · Umschr.: PROPTER · SCELVS · POPVLI · MEI · PER · CVSSI · EVM · ESA · LIII ·
Silber. Dm. 35. Pest. in Num. 263.

19. Grosser Schauthaler in der Art des H. Rietz.
Av.: Die eherne Schlange: viele Figuren, Bäume, Zelte und rechts in der Ferne Moses die Gesetztafeln empfangend. FAC · SERPENTEM · EREVM · ET · PONE · PRO · SIGNO · PERCVSSVS · EVM · ASPEXEIT · VT · VIVET · NVM · 21 * * *
Rev.: Golgata mit den drei Kreuzen, dem Centurio, Maria etc. Hinten Landschaft mit Häusern etc. Ueber dem Kreuze: * I * PET * 2 * Umschrift: PECCATA · NOSTRA · IPSE · PERTVLIT · IN · CORPORE · SVO · SVPER · LIGNVM · VT · PECCATIS · MORTVI · IVSTICIE · VIVAM · Der Körper Christi ist in ronde bosse aufgenietet.
Dm. 70. Gw. 66 gr.

Schaumünze von 1557.

20. Av.: Moses deutet auf die Schlange, vor welcher ein Mann kniet; rechts hinten Zelte. Zu den Seiten des Pfahles: · N · — · XXI · Umschrift: DIE · AEHRIN · SCHLAN · SO · MOSES · AVFFRICHTET · ANSAHEN · WVRDEN · WIDER · GESVNT ·
Rev.: Die Kreuzigung mit den beiden Schächern, Maria, Johannes etc. Umschrift: DES · HERREN · CHRISTI · BLVTT · IST · ALLEIN · GERECHTT · VND · GVTT · 1557.
Silber. Dm. 52. Gew. 37,5 gr. Pest. in Num. 264.

21. Av.: Nach derselben Zeichnung, nur fehlen zwei Wolken zu den Seiten der Schlange.
Rev.: Wie vorher, aber mit dem Datum: 1562. Dm. 53.

22. Ganz ähnliches Stück im Germanischen Museum, aber mit dem Datum: 1580.

23. Schaumünze, ciselirter Guss; silber-vergoldet.
Av.: Schlange, reiche Scene, hinten Zelte. VT o MOSES o SERPENTEM o ITA o CHRISTVS o EXALTATVS o IO o III o den Abschnitt bildet ein Ornament, ähnlich wie bei No. 20 und 21.
Rev.: Kreuzigung in sehr reicher Composition: den Kopf Christi am Kreuz umgeben Strahlen, rechts vorn die Gruppe der Maria, Magdalena umfasst den Fuss des Kreuzes ... o PER o IESVM o CHRISTVM o GRATIA o PROPAGATVR o IN o OMNES o ROMA o 5 o
Dm. 38.

24. Schaumünze der Stadt Utrecht von 1573.
Av.: Der Schlangenpfahl in der Mitte, von sehr vielen Figuren umgeben; vorn liegen Todte, vom Himmel fallen Flammen, im Hintergrund Zelte. Umschrift: CVRATOREM · ANIMI · MEDICVMQVE · FIGVRO · SALVTIS ·

Rev.: Christus am Kreuz, von vielen römischen Soldaten umgeben; links vorn die Gruppe der ohnmächtigen Maria, hinten Jerusalem. Umschrift: VVLNERIBVS · CVRO · VVLNERA · VESTRA · MEIS · C(ivitas) · V(ltrajecti) · F(ecit) 15—73 · Silber. Dm. 50.

25. Breiter Schauthaler ohne Jahr.
Av.: Figurenreiche Composition: der Schlangenpfahl in der Mitte, rechts und links Bäume, hinten Zelte. Zu den Seiten: · NV · — 21 · Umschrift: FAC · SERPENTEM · EREV · ET · PONE · PRO . SIG · Q ·PCVSSVS · EV · ASPEXERIT · VIVET ·
Rev.: Golgatha mit den drei Kreuzen und vielen Figuren. Umschrift: ET · EGO · SI · EXALTATVS · FVERO · A · TERRA · OMNIA · TRAHAM · AD · ME · + IO · 12 + +
Dm. 50. — Madai 5980. Pest. in Num. 272.

26. Aehnlicher breiter Schauthaler.
Av.: Die Schlange: Links Moses, Stab in der Linken, mit der Rechten emporzeigend, ringsum Knieende, Todte, Sterbende und Schlangen im Gras; rechts ein Jude, die beiden Arme ausstreckend, erinnert an Avers von No. 14; im Hintergrund Bäume und ferne Zelte FAC · SERPENTEM · EREVM · ET · PONE · PRO · SIGNO · PCVSSVS · EVM · ASPEXERIT · VIVET • Im Felde: NV—21.
Rev.: Genau wie No. 25.

Typus B. Die Schrift läuft in je zwei concentrischen Ringen um die Darstellung. Zu den Seiten des Schlangenpfahles knieen viele Anbetende, vorn in der Mitte liegen mehrere Todte; — die Enden des Kreuzes Christi bilden eine muschelförmige Verzierung. Die Varianten beruhen fast nur auf Eintheilung und Orthographie der Schrift; zu beachten sind die verschiedenen Münzmeisterzeichen.

1527.

27. Av.: Ueber dem Pfahl 15—27; darunter · NV · 21 · — IOA · 3 · Umschrift: DER · HER · SPRAC · ZV · MOSE · MAC · DIR · EIN · ERNE · SLANG · VND · RICT · SI · ZVM · ZE | IGEN · AVF · WER · GEPISN · IST · VND · SICT · SI · AN · DER · SOL · LEWEN · (Lilie).
Rev.: Ueber dem Kreuz I · N · R · I · Zu den Seiten: · NVM—RI · 21 · Umschrift: GLEIC · WI · DI · SLANG · SO · MVS · DES · M—ENSEN · SON · ERHOET · WERDEN · AVF | DAS · AL—DI · AN · IN · GLAVBEN · — HABEN · DAS · EWIC · LEWEN · (Lilie.)
Dies ist wohl Schlegel, B. in N. 1703, Suppl. S. 22; — auch Madai 5979? Pest. in Num. 234.

1527. Variante von No. 26.

28. Av.: Zu den Seiten des Pfahls steht nur IOAN—NES • 3 •
Rev.: Wie bei No. 26. Pest. in Num. 235.
Weise führt einen Gulden ähnlicher Zeichnung an (No. 2863).

1528.

29. Av.: Oben: 15—28. Darunter · NVM—RI · 21 · Umschrift: DER · HER · SPRAC · ZV · MOSE · MAC · DIR · EIN · ERNE · SLANG · UND · RICT · SI · ZVM · ZE | IGEN · AVF · WER · GEPISN · IST · VND · SICT · SI · AN · DER · SOL · LEBEN. (Kreuz über wagrechtem Halbmond, an dem ein kleineres Kreuzchen.)
Rev.: Das Kreuz mit INRI; darunter: IOAN—NES · 3 · Umschrift: GLEIC · WI · DI · SLANG · SO · MVS · DES · — MENSEN · SON · ERHOET · WERDEN · AVF · | DAS · AL · — DI · AN · IN · GLAVBEN · — HABEN · DAS · EWIC · — LEBEN · (Kreuz über Halbmond.)
Silber. Dm. 47. Es giebt Abschläge von 30 und 60 Gramm. — Aehnlich Madai 2369. — N. Amp. 9120 als „Wiedertäufer-Thaler". Pest. in Num. 236.

1528. Variante mit demselben Münzzeichen.

30. Av.: . . . ZVM ZEI | GEN . . . .
Rev.: . . . . SO MVS . DESS · — MENSEN · SON · ERHOET · (E und T verschlungen) WERDEN · etc.
Pest. in Num. 237.

31. Zwitter geprägt mit dem Avers von No. 29 und dem Revers von 30.
Pest. in Num. 238.

Ohne Jahrzahl, mit demselben Münzzeichen.

32. Av.: Zu den Seiten des Schlangenpfahls steht: IOAN—NES * 3 *; ferner statt SPRAC liest man SPRA, sonst wie No. 26.
Rev.: Zu den Seiten des Crucifixes steht: NVM—RI * 21 *; ferner heisst die Schrift: DAS · — AL · DI · AN · IN · GLAV—BEN · HABEN · (E N beide Male verschlungen) · DAS · EW—IC · LEB ·
Silber. Dm. 46. Pest. in Num. 239.

*33. Soothe's Duc. Calb. No. 1590 führt ein 10-Duc.-Stück an mit Schrift in 2 Kreisen, aber mit keinem unserer Stempel genau übereinstimmend. DER · HER · SPRAG · Z · MOSE · MAG · DIR · EIN · ERNE · SCHLA · V · RI · SIE · ZVM · ZEIGEN · A · WE · GEPIS · YS · V · SIG · SI · AN · D · SOL · LEBEN — NVMRI 21.
Rev.: GLEIG · WI · DI · SLANG · SO · MUS · D · MEN · SON · ERHOET · WERDEN · AUF · DAS · AL · DI · AN · IN · GELAUBEN · HAB · DA · EWIG · LEBEN · — IOAN · 3 ·

Ohne Jahrzahl, mit demselben Münzzeichen wie No. 29.

34. Av.: SPRA statt SPRAC, und ZEIG | EN ·
Rev.: GLEIC · WI · DI · SLANG · SO · MVS · DES · M—ENSEN · SON · ERHOET · WERDEN · VF | DAS · A—L · DI · AN · IN · GLAV—BEN · HABEN · DAS · E—WIC · LE ·
Dm. 47. Pest. in Num. 240.

Ohne Jahrzahl; als Münzzeichen senkrechter Halbmond mit einem Stern.

35. Av.: DER · HER · SPRAC · ZW · MOSE · MAC · DIR · EIN · ERNE · SLANG · VND · RICT · SI · | ZVM · ZEGN · AVF · WER · GEPISN · IST · VND · SICT · SI · AN · SOL · LE · Zu den Seiten des Kreuzes: * NVM—RI * 21 ·
Rev.: GLEIC · WI · DI · SLANG · SO · MVS . DESS · — MENSN · SON · ERHOT · WERDN · AVF · | DZ · AL · — DI · AN · IN · GLAVBE—N · HABN · DZ · EBI — C · LEBN ·
Silber. Dm. 47. — N. Amp. 9122 als Doppelthaler. Pest. in Num. 241.

Thaler ohne Jahrzahl; als Münzzeichen ein geflügeltes Köpfchen mit kleinem Stern darüber und darunter.

36. Av.: . . . . VNT * RICT * SI * ZVM | ZEIGEN * . . .
Rev.: GLEIC · WIƎ · DI · SLANG · SO · MVS · DES · — MENSEN · SOON · ERHOET · WERDEN · —AVF · DZ · — AL · DI · AN · IN · GLAV—BEN · HABNN · DZ · EB—IG · LEB · Die Worte sind durch fünfstrahlige Punkte getrennt.
Silber. Dm. 48. Pest. in Num. 244.

Variante des vorigen Thalers, mit gleichem Münzzeichen.

37. Av.: Ist gleich.
Rev.: WI statt WIƎ, SON statt SOON, zwischen WER und DEN ein Punkt, HABN statt BNN. Pest. in Num. 245.

1/2 Thaler von der Grösse des Ganzen und mit demselben Münzzeichen.

38. Av.: VND (statt VNT).
Rev.: Wie No. 37, aber kein Punkt zwischen WER und DEN. Pest. in Num. 246.

39. Zwitter. Av. von 36 und Rev. von 38 zusammengeprägt.

Doppelthaler nach ganz ähnlicher Zeichnung; als Münzzeichen ein kleines doppeltes Kreuz. Die Schrift ist durch vierstrahlige Punkte abgetheilt.

40. Av.: ....VND · RICT · SI · ZVM | ZEIGEN.... ·
Rev.: GLEIC · WI · DI · SLANG.... wie bei No. 38. Pest. in Num. 247.

Kleiner Thaler nach ähnlicher Zeichnung und mit demselben Münzzeichen.

41. DER · HER · SPRAC · ZV · MOSE · MAC · DIR · EIN · ERNE · SCHLANG · VND · RICHT · SI · ZV · EINEM · | ZEIGEN · AVF · WER · GEPISSEN · IST · VND · SICHT · SI · AN · DER · SOL · LEBEN . ꝛC ·
Rev.: Ueber dem Kreuz die Buchstaben INRI in einer geraden viereckigen Tablette. GLEIC · WI · — DI · SLANG · SO · MVS · DES · M—ENSEN · SON · ERHOET · WE—RDEN · AVF | DAS · AL · DI · AN · IN · GELAVBEN · — HABEN · DAS · EWICH · — LEBEN ·
Dm. 41. Gw. 29,6 gr. Pest. in Num. 248.

(1587?) Thalerklippe mit ähnlicher Darstellung.

*42. Av.: MAG . D · EIREN · SLANG · V · R · S · AVF · ZV · ZEI · W · GEB · I · V · SIGHT · SI · AN · DER · SO · LEB · N · An den Seiten: VM · 21 ·
Rev.: In zwei Reihen: 87 · GLEI · WI · D · SLANG · AL · MV · A · DES · M · SO · ERH · W · | I · B · A · D · AL · D · A · IN · G · N · VERLO · W · Auf den Seiten: IOA · 3 ·
Madai 5207. Pest. in Num. 249.

½ Thaler mit den gewöhnlichen Darstellungen.

43. Av.: MAC · D · EI · EREN · SLANG · V · R · S · AVF · ZV · ZEI · W · GEB · | I · — VN · SICHT · SI · AN · — DER · SO · LEB—EN . Zu den Seiten der Schlange: NV — 21.
Rev.: GLEI · WI · D · SLANG · AL—MV · A · DES · M · SO · ERH · W * | A · D · AL · D · A · IN — G · N · VERLO · W · Zu den Seiten des Kreuzes: IO—A · 3 . An dessen Fusse ein Schädel auf einem Todtenbein.
Dm. 36. 15 gr. Pest. in Num. 250.

¼ Thaler nach ähnlicher Zeichnung.

44. Av.: DER · HER · SPRAC · ZV · MOSE · MAC · DIR · EIN · ERN · SCHLAN | VN · RI · SI · Z · EI — NE · ZE · A · W · G · Zu den Seiten der Schlange: NVM — · 21.
Rev.: Auf dem einzigen uns bekannten Exemplar ist die Schrift des äusseren Ringes nicht mit Sicherheit zu bestimmen; im innern Ring steht: CHT · WILLEN · — VP · GERICHT — also ein von dem gewöhnlichen Text abweichender Spruch. Zu den Seiten des Kreuzes: IOA—N · 3 ·, unten der Schädel.
Dm. 33. Pest. in Num. 251.

Thaler von 1619 von ähnlicher Zeichnung, nur endet das Kreuz in verzierten Rhomben, statt der Muscheln; am Fuss desselben ein aus HGL (oder HGI?) verschlungenes Monogramm.

45. Av.: Ueber dem Schlangenpfahl: 16—19. DER · HER · SPRAC · ZV · MOSE · MAC · DIR · EIN · ERNE · SLANG · VND · RICT · SI · ZVM · | ZEIGEN · AVF · WER · GEPISN · IST · VND · SICT · SI · AN · DER · SOL · LEBEN *
Rev.: GLEIC · WI · — DI · SLANG · SO · MVS · DES · — MENSCHEN · SOHN · ERH · — WERDEN · | AVF · DAS — AL · DI · AN · IN · GLAVB — HABEN · DAS · EWIG — LEBEN ·
Dm. 48. Pest. in Num. 252.

46. Dieselben Stempel als Doppelthaler geprägt.

Der Stempel des Reverses eines halben Pestthalers ist verwendet auf dem Jeton des Würzburger Münzmeisters J. Blasius. (Von 1536?)

47. Av.: Bärtige Büste, drei Viertel nach links; zu den Seiten des Kopfes: 3—6. Umschrift: IACOF BLAS3 · WIRTZBVRG · MVNTZ MEIS *.*
Rev.: Christus am Kreuz mit je zwei Knieenden rechts und links; zu den Seiten: IO—AN 3 · Umschrift in zwei Kreisen: GLEC · WI · — DI ·

SLAN · SO · MVS · D — MENS · SON · ERHO · — WER · VF | DZ. AL · — DI · AN · IN · GLA—B · HAB · DZ · EBI — LEB *
Messing. Dm. 35. Pest. in Num. 253.

Bei den folgenden vier Nummern sind die Darstellungen viel reicher componirt: die Legende meist hochdeutsch.

48. Av.: Die den Pfahl mit der Schlange Umdrängenden stehen meist; Moses deutet zu derselben empor: DER · HER · SPRACH · ZV · MOSE · MACH · DIR · EIN · ERNE · SCHLANG · VND · RICHT · SI · ZVM · | ZEICHEN · AVF · WER · GEBISSEN · IST · VND · SICHT · SIE · AN · DER · SAL · LEBEN · Zu den Seiten des Pfahles: · NVME — RI · 21 · Münzzeichen: zwei verschlungene, durch eine Linie verbundene Kreise.
Rev.: Christus am Kreuz, von Volk und Soldaten zu Fuss und Pferd umgeben; vorn die Gruppe der ohnmächtigen Maria. Oben: IO · — · 3 · — Die Schrift in zwei Kreisen: GELEICH · WIE · DIE · SCHLANG · SO · MVS · DES · MENSCHEN · SON · ERHOET · WERDEN · | AVF · DAS · AL · DIE · AN · IN · GLAVBEN · HABEN · DAS · EWIG · LEBEN ·
Silber. Dm. 46. Gewicht 39 Gramm. — Madai 5203 und 5204. Pest. in Num. 254.

Bei den zwei folgenden Stücken durchbrechen die Darstellungen die Schriftringe bis an den oberen Rand und sind dort von einer halbkreisförmigen Linie eingefasst.

49. Av.: Vier Personen umstehen die Schlange, vorn liegt einer. Ueber der Schlange · NV · 21 · * DER · HER · SPRACH · ZV · MOISE . MACH · DIR · EIN · ERNE · SCHLANG · VND · RICHT | SI · ZVM · ZEIGEN · AVF · WER · GEBISEN · IS · VND · SIT · SI · AN · DER · SOL · L ·
Rev.: Christus am Kreuz; vier stehende Krieger, vorn knieen zwei. Ueber dem Kreuz: · I · N · R · I · Unter den Armen: · IO · — · 3 · GLEICH . WI · DI · SCHLANG · SO · MVS · DES · MENSCHEN · SON · ERHOET · WER | AVF · DAS · AL · DI · AN · IN · GLAVBEN · HABEN · DAS · EBIGE · LEBEN ·
Silber. 41 gr. Dm. 46.

50. Variante: Die figürlichen Darstellungen stimmen genau überein, aber man liest auf dem Avers: V · RICH | SI · ZV · EIN · ZEIGEN · A · WER · GEBISEN · V · SI · AN · S · D · SO · L; — auf dem Revers: .... MENSCHEN · S · ERHOET · WER | · AVF · D · AL · DI · AN · IN · GLAVBEN · DAS · EBIGE · LEBEN · H Pest. in Num. 256.

Die Schriftringe umgeben die Darstellung ganz; Münzzeichen: ein Mohrenköpfchen im Profil nach rechts. (Gädechens schreibt dieses Zeichen dem Hamburger Münzmeister M. Möörs, 1609—1620, zu.)

51. Av.: Zu den Seiten des Pfahles: NV—21 und vier Figuren. Unten liegen einige. DER · HER · SPRACH · ZV · MOISE · MACH · DIR · EIN · ERNE · SCHLANG · VN · RICHT · SI | ZVM · ZEIGE · AVF · WER · GEBISE · IST · VND · SIT · SI · AN · DER · SOL · LEBE ·
Rev.: Der gekreuzigte Christus, links Soldat mit Schwamm auf der Lanze, rechts Krieger mit Lanze. GLEICH · WI · DI · SCHLANG · SO · MVS · DES · MENSCHEN · SO · ERHOET · WERDEN · AVF DA | ALLE — DI · AN · IN · GLAV · HAWEN · DAS · EWIGE · LEWEN · IOH—AN * 3 *
Silber. 29 gr. Dm. 47. Pest. in Num. 34.

Typus C. Die Darstellungen sind nicht von der Schrift umgeben, sondern letztere erscheint in geraden Zeilen im Abschnitt.

Thaler von 1530.

52. Av.: Die Anbetung des Schlangenpfahls, rechts kniet Moses. Schrift in acht Zeilen: DER · HER · SPRACH · ZV · MOSE | MACHE · DIR ·

EIN · ERNE · SLA | NGE : VN · RICHT · SI · ZVM · ZA | ICHEN · AVF : WER · GEBISSE | IST · VND · SICHT · SI · AN | DER · SOL · LEBEN | NVMERI · ZI . 1530 .

Rev.: Christus am Kreuz, von Gläubigen angebetet; in der Ferne Jerusalem. Schrift in sieben Zeilen: WIE · DI · SLANG : SO · MOSE · ER | HOHET : SO · MVS · DES · MEN | SCHEN · SON · ERHOHET . WE | RDEN · AVF · DAS · ALL . DI | AN · IN · GLAVBN · HAB | DAS · EWIG · LEBEN | IOHA · 3 · Dm. 40.

Thaler von 1531.

53. Av.: Aehnlich dem vorigen. Schrift in acht Zeilen mit MOSSE . . . AIN . . . und M · D · X · X · X · I ·

Rev.: Wie vorher.

Madai 5205. (Es giebt Ausprägungen in Gold. Dm. 41.) Pest. in Num. 267.

½ Thaler von 1538.

54. Av.: Die Schlange am Pfahl; links Zelte. Davor Knieende; rechts Sterbende und Knieende und Moses, die Gesetztafeln unter dem linken Arme, mit einem Stab in der Rechten auf die Schlange deutend. Im Abschnitt: DIXIT · DOMINVS · MOSE · | FAC · SERPENTE̅ · ENE̅V̅ · ET · | ERIGE · E̅V̅ · IN · SIGN̅V̅ · | VT · QVI · LESVS · ASPI | CIAT · SALVETR · | N̅V̅ · 21 . |

Rev.: Christus am Kreuz; zu den Seiten 15—38 darunter Knieende, Krüppel etc. Im Abschnitt: SICVT · EREXIT · MOSES · | SERPENTE̅ · IN · DESERTO · | SIC · EXALTETVR · FIL · | IVS · HOMINIS · IN · | SALV̅E̅ · CREDE̅ | NTI̅V̅ · IO · 3 · | Kranzeinfassung.

Dm. 34. Gw. 19 gr. — Apell Rep. I, p. 558, No. 9. Pest. in Num. 268.

Kleine Medaille.

55. Av.: Die Eherne Schlange. Im Abschnitt: DEI SCL | 1556 |

Rev.: Christus am Kreuz. Im Abschnitt: CHRISTV | 1556 |

Dm. 25. — Hauschild, Beitrag No. 2555. Pest. in Num. 271.

Medaille in rauhem Guss mit ähnlichen Darstellungen; sehr flüchtige Arbeit.

56. Av.: Im Abschnitt: DER EHRIN | SCHLA

Rev.: Im Abschnitt: CHRISTI BL | VT IS AL

Dm. 23. Gw. 6 gr.

*57. Av.: Moses mit den Tafeln bei der Schlange im Lager. Schrift in sechs Zeilen: FACS SPE̅TE · ENE̅V̅ ET · P | ONE · E̅V̅ · P · SIGNO · + | PCVSS9 · ASPEX | ERIT · E̅V̅ · FI | FET · NV | 21.

Rev.: Kreuzigung; am Kreuz INRI; Knieende etc. Schrift in 6 Zeilen: EXALTARI OPT3 · FILIV | HOI̅S · VT . O̅I̅S · P · CDIT | IN · IPO̅ · NO̅ · PC̅AT | SED · H̅BAT · EI | TA ETER · | IOH | 3 |

Klippe. — Apell, Rep. I, 585, No. 96. Pest. in Num. 270.

In weiterem Sinne sind mit den beschriebenen drei Typen verwandt eine Anzahl religiöser Medaillen des XVI. Jahrhunderts; wir beschreiben nur einige, welche wiederholt schon als Pest-Medaillen bezeichnet worden sind.

58. Av.: Links Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntniss; rechts der Schlangenpfahl mit Anrufendem; hinten eine Stadt. SICV : MOSES : EXALTAVIT : SER : IN : DESERTO : ITA : EXALTARI : OPORTET : FIL : HOMI̅S :

Rev.: Links zwei vor Christus am Kreuz Knieende; rechts die Verkündigung, links hinten eine Stadt. AVE · MARIA · AIT · ANGELVS · GRATIA · PLENA · IN · HOC · SIGNO VINCE ·

Silber. Dm. 47. Pest. in Num. 265.

59. Av.: Aehnlich.
Rev.: Aehnlich, aber hinten nur Landschaft, keine Stadt. IN · HOC · SINGNO · VINCES · AVE · MARIA · AIT · ANGELVS · GRACIA PIENA ·
Schöne Prägung. Dm. 47.

Schaustück mit denselben Darstellungen, aber nach besserer Zeichnung. Die Schrift ist zwischen zwei Laubkränze eingeschlossen.

60. Links reicht Eva Adam den Apfel; rechts von dem Baume der Erkenntniss Moses auf den Schlangenpfahl zeigend, zu welchem zwei Knieende die Hände erheben; dabei Todte etc. SICVT · MOSES · EXATAVIT · SER · IN · DESERTO · ITA · EXATARI · OPORTE · FI HOM ·
Rev.: Drei Figuren knieen und stehen am Fusse des Kreuzes; rechts kniet unter einem zierlichen Bogen der Engel vor der betenden Maria. IN · HOC · SINGNO · VINCES · AVE · MARIA · AIT · ANGELVS · GRACA · PLEN ·
Silber. Dm. 51. Gw. 43,4 gr. Pest. in Num. 266.

61. Av.: Der Centurio steht vor Christus und 3 Jüngern, im Abschnitt · 1 · 5 · 6 · 5 · Umschrift: CENTURIO ⚹ MAGNA ⚹ FIDE ⚹ IMPETRAT ⚹ SERVI ⚹ SALVTEM ⚹ MAT ⚹ 8 ⚹
Rev.: Ein Mann kniet vor Christus und 3 Jüngern. Im Abschnitt · 1 · 5 · 6 · 5 · Umschrift: MVNDATVR ⚹ LEPROSVS ⚹ ORANS ⚹ SEGVNDVM ⚹ CHRISTI ⚹ VOLVTATEM ⚹
Rauher Silberguss. Dm. 43.

62. Av.: Hiob sitzend mit Geschwüren bedeckt, links steht seine Frau, rechts ein Teufel, der mit der Rechten noch weitere Schwären über ihn ausstreut: SI ◦ BONA ◦ SVSCEPIMVS ◦ MALA ◦ CVR ◦ NON ◦ SVSTINEAMVS ◦ IOB ◦ 2 ◦
Rev.: Christus an der Säule von 2 landsknechtartigen Henkern gegeisselt. SVPRA ◦ DORSVM ◦ MEVM ◦ FABRICAVERVNT ◦ PECCATORES ◦ PSL ◦ 128 ◦ ☙
Silber verg. Dm. 49. In der Auction Fieweger 1885 als Medaille auf das erste Erscheinen der Pest in Deutschland katalogisirt auf Grund Fieweger's eigner Notizen.

Anhang II.

Beschreibendes Verzeichniss der in der Dr. Pfeiffer'schen Sammlung enthaltenen Benedictpfennige und Augsburger Ulrichskreuze.

AA. Benedictspfennige ohne Angabe einer bestimmten Localität.

Um in der Menge der im Ganzen ziemlich ähnlichen Prägestücke sich leichter orientiren zu können, sind sie nach folgendem Schema eingetheilt:

A. Der Avers ohne Benedictus- (oder Zacharias)-Schild.

I. Benedict in ganzer Figur.

1. Mit langem Kreuz in der Rechten, dem Schlangenbecher in der Linken.
2. Mit kurzem Kreuz in der Rechten.
3. Mit Krummstab in der Rechten.
4. Mit Krummstab in der Linken.

II. Benedict in halber Figur.

B. Der Avers zeigt den (oder die) Schilde.

I. Benedict in ganzer Figur.
1. Mit kurzem Kreuz in der Rechten.
2. Mit Krummstab in der Rechten.
3. Mit Krummstab in der Linken.
4. Darstellungen aus dem Leben Benedicts.

II. Benedict in halber Figur.
1. Im Profil nach rechts.
a) ohne Engel.
b) Mit Engel, ein Buch haltend.
2. Von Vorn.
3. Mit der Mitra, segnend.

A. I, 1: Benedict in ganzer Figur mit langem Kreuz in der Rechten und Schlangenbecher in der Linken.

1. Av.: Die Figur des Heiligen in sehr zierlicher Umrahmung. Unten G—M.
Rev.: Der B.-Schild in Umrahmung. Oval. 40 × 33 [1]).
2. Av.: Aehnlich, aber ohne G—M.
Rev.: Aehnlich. Oval. 22 × 20.
3. Av. und Rev. ohne Umrahmung. Achteckig. 28 × 24.
4. Av. und Rev. ohne Rahmenwerk. Oval. 31 × 26.
5. Aehnlich; modern. Oval. 19 × 15.
6. Av.: Der Heilige hält das Kreuz mit der Rechten fast quer vor sich.
Rev.: Der Schild. Oval. 21 × 17.

A. 1, 2: Benedict in ganzer Figur mit kurzem Kreuz in der Rechten, ein Buch in der Linken, unten links die Mitra, rechts der Rabe; auf der Rückseite der B.-Schild.

7. Rund, Bronce. Dm. 31.
8. Oval. 31 × 27. Der Heilige ohne Heiligenschein.
9. „ 31 × 27. „ „ mit „
10. „ 39 × 36.
11. „ 22 × 20.
12. „ 19 × 16. Silber.
13. Rund. Dm. 17. (Schöne Bronce wie No. 7.)
14. „ Dm. 14.
15. Oval. 39 × 37. In dieser und den folgenden 3 Nummern steckt der Krummstab links hinter der Mitra im Boden.
16. Rund. Dm. 28.
17. Oval. 31 × 25. } Modernes Fabrikat.
18. „ 22 × 19. }
19. „ 34 × 28. In dieser und den folgenden 6 Nummern liegt Mitra und Krummstab links am Boden.
20. Oval. 22 × 19.
21. „ 22 × 18.
22. „ 19 × 15.
23. „ 23 × 18. Rechts neben dem Raben ein Rhombus.
24. „ 15 × 12. Der Rhombus links.
25. „ 15 × 12. (No. 20—25 ganz modernes Fabrikat.)
26. Av.: Der Heilige stehend von vorn in zierlichem Vierpass: Eius in obitu nostro praesentia muniamur.
Rev.: Das B.-Kreuz, mit dem Spruch ringsum; oben: PAX.
Dm. 20. Aus Monte Cassino. 1880.

A. I, 3: Der Heilige in ganzer Figur mit Krummstab in der Rechten.

27. Av.: Der Heilige mit Stab und Schlangenbecher.
Rev.: Der Schild. Oval. 30 × 27.

1) Höhe und Breite des Ovals in Millimetern.

28. Aehnlich; rund. Dm. 13. Silber.
29. „ Beide Seiten gravirt. Oval. 32 × 26.
30. Av.: Der Heilige hält den Krummstab im rechten Arm und mit der Hand Buch und Kelch, den linken Zeigefinger legt er an die Lippen; rechts unten der Rabe.
Rev.: Schild. In der Art des P. Seel. Oval. 40 × 33.
31. Av.: Der Heilige mit Stab und Becher, neben ihm St. Scholastica. Im Abschnitt: ROMA.
Rev.: Der Schild. Rund. Dm. 36.

A. I, 4: Der Heilige mit dem Krummstab in der Linken, den Schlangenbecher in der Rechten.

32. Achteckig; der Schild auf der Rückseite 23 × 20.

A. II. Benedict in halber Figur.

33. Av.: Er hält den Krummstab in der Linken, den Becher in der Rechten. Umschrift: Z + D I A + ...
Rev.: Der Schild. Schöne Klippe in Bronce. Seitenlänge 25 mm.
34. Av.: Der Heilige im Profil nach rechts vor einem Crucifix.
Rev.: Das vereinfachte Kreuz. Alte Bronce. Dm. 20.

B. I, 1: Benedict in ganzer Figur mit kurzem Kreuz in der Rechten und einem Schild auf dem Avers.

35. Av.: Der Schild links unten, hinter dem der Krummstab hervorsieht; rechts der Rabe.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 45 × 40.
36. Av.: Wie vorher, aber ohne Krummstab.
Rev.: S. GIROLIMO Busse thuend. Oval. 39 × 36.
37. Av.: Wie vorher.
Rev.: S. I R E — N E V E M im Profil nach rechts. Oval. 22 × 20.

B. I, 2: Benedict in ganzer Figur mit Krummstab in der Rechten.

38. Av.: Unten die beiden Schilde.
Rev.: S. BENEDICTA · V : & M : ORA PRO NOBIS.
Von P. Seel. Silber vergoldet. Oval 42 × 37.
39. Av.: Unten der B.-Schild.
Rev.: S. Matthäus. Oval. Silber. 18 × 16.

B. I, 3: Benedict in ganzer Figur mit dem Krummstab in der Linken, dem Schlangenbecher in der Rechten.

40. Av.: Der B.-Schild links unten. Zierliche Umrahmung.
Rev.: Madonna: IMAGO — B. V. M. — CVLTA A. S. P : BENED : Unten der Z.-Schild. Oval. 40 × 36.
41. Av.: Unten links der B.-Schild.
Rev.: Derselbe Schild. Oval. 32 × 28.
42. Av.: Aehnlich.
Rev.: S. GEORGIVS, den Drachen tödtend. Oval. 40 × 35.
43. Av.: Der Heilige auf Wolken sitzend. Unten die beiden Schilde.
Rev.: Madonna auf Wolken, den Rosenkranz haltend; unten 3 Seelen im Fegefeuer. Silber. Oval. 39 × 33.
44. Av.: Links unten der Z.-Schild.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 40 × 34.
45. Aehnlich. Oval 27½ × 24.
46. „ „ 27½ × 23.
47. „ „ 25 × 21½.
48. „ Achteckig. 23 × 20.
49. Aehnlich. Unten der Z.-Schild ohne das Z am Anfange.
Rev.: Der B.-Schild, fehlerhaft. (Modern.) Oval. 24 × 22.

50. Aehnlich, ganz fehlerhaft. (Modern.) Oval. 23 × 20.
51. Av.: S. Benedict und S. Scholastica; unten in der Mitte der B.-Schild.
Rev.: S. GEORGIVS, den Lindwurm tödtend. Achteckig. 35 × 29.
52. Av.: Aehnlich.
Rev.: VNSER FRAV WAPPEN; unten S. Clara und S. Franz mit dem Christkind. Oval von P. Seel, Silber vergoldet. 39 × 34.

B. I, 4: Darstellungen aus dem Leben S. Benedict's.

53. Av.: Der Tod desselben in der Kirche; rechts oben der B.-Schild. Unten klein I N.
Rev.: Die h. Familie aus Egypten zurückkehrend. Oval. 40 × 34.
54. Av.: Aehnliche Darstellung; unten P. S.
Rev.: Die Monstranz auf einem Altar, von Papst, Kaiser und anderen angebetet; am Altar der B.-Spruch. Silber von P. Seel. Oval. 40 × 34.
55. Av.: Aehnliche Darstellung, aber ohne Schild.
Rev.: Der B.-Schild. Verzierter Rhombus. 41 × 35.

B. II, 1, a: Benedict in halber Figur, im Profil nach rechts, ohne Engel.

56. Av.: Rechts oben der B.-Schild.
Rev.: S. GEORGIVS, den Lindwurm tödtend. Oval. 36 × 30.

B. II, 1, b: Benedict in halber Figur im Profil nach rechts, der Engel ihm ein Buch vorhaltend.

57. Av.: Rechts oben der B.-Schild.
Rev.: Wie vorher. Oval. 33 × 28.
58. Av.: Wie vorher; rechts klein N.
Rev.: Rückkehr der h. Familie aus Egypten. Oval. 40 × 34.
59. Av.: Aehnlich.
Rev.: S. SCHOL—ASTICA. Achteckig. 25 × 22.
60. Av.: Aehnlich.
Rev.: S. GREGORIO — und S — GIROLAMO. Im Abschnitt ROMA. Oval. 45 × 41.
61. Av.: Aehnlich.
Rev.: St. Joseph nach links, das Christkind haltend. Oval. 44 × 39.

B. II, 2: Benedict in halber Figur von vorn.

62. Av.: In der Rechten den Krummstab, in der Linken den Schlangenbecher; vorn unten der Engel mit Bibel.
Rev.: Der B.-Schild. Rund. Dm. 34.
63. Av.: Aehnlich.
Rev.: Monstranz auf Wolken, von Strahlen umgeben. Oval. 35 × 30.
64. Av.: Aehnlich.
Rev.: S. MATTHIAS. Oval. 26 × 23.
65. Av.: Aehnlich.
Rev.: SANT. — IDDA · ORA · P · N · Die Heilige mit dem Hirsch. Oval. 34 × 29.

B. II. 3: Benedict in halber Figur, mit der Mitra, segnend.

66. Av.: Links oben der B.-Schild.
Rev.: Die Aebtissin S. Gertrud. Oval. 35 × 30½.
67. Av.: Wie vorher.
Rev.: Madonna auf Wolken, dem h. Bernhard Milch auf die Lippen spritzend. Oval. 35 × 30½.
68. Av.: Aehnlich.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 34 × 31.
69. Av.: Aehnlich.
Rev.: Der h. Bischof Joh. Marcus, 3 Nägel haltend. Rund. Dm. 34.

BB. Benedictpfennige mit Angabe bestimmter Localitäten.

Admont.

70. Av.: Benedict mit Krummstab und Schlangenbecher, unten sein Schild.
Rev.: S. Blasius. Ausgebogtes Oval. 35 × 28.

Altötting.

71. Av.: S. Aloys und Benedict. 1684. Unten der B.-Schild.
Rev.: S. Maria zwischen Engeln unter der h. Dreifaltigkeit.
Oval von P. Seel. Silber vergoldet. 40 × 34. Beierlein I, 11.
72. Av.: Ansicht der Capelle. Unten der B.-Schild.
Rev.: Wie vorher. Oval von P. Seel. 43 × 39. B. III, 2.
73. Av.: Die h. Trinität, unten der B.-Schild.
Rev.: Die Madonna über der Capelle. Herzförmig. 37 × 37.

Andechs.

74. Av.: Das Marienbild über der Kirche.
Rev.: Die Monstranz über dem B.-Schild. Oval. 40 × 34. B. I, 41.
75. 76. 77. Av.: Das Marienbild auf Wolken.
Rev.: Die Monstranz über dem B.-Schild.
3 Exemplare in Silber, Bronce und Messing. Oval. 31 × 26.
78. Av. und Rev. ähnlich. Oval. 25 × 22.

Benediktbeuern.

79. Av.: Die h. Anastasia über dem Kloster.
Rev.: h. Benedict mit Krummstab und Schlangenbecher; unten der Schild. Ausgebogte längliche Medaille. Silber. 42 × 29. — B. I, 58.
80. Av.: Brustbild der Heiligen.
Rev.: h. Benedict, ähnlich wie vorher. Oval. 22 × 19.
81. Av. und Rev. ähnlich. Oval. 20½ × 18.
82. Av.: Büste der Heiligen.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. Silber. 37 × 32.
83. Av. und Rev. ähnlich. Oval. 25 × 21.

Einsiedeln.

84. Av.: Die stehende Madonna.
Rev.: Stehender h. Benedict mit langem Kreuz und Schlangenbecher; rechts unten sein Schild. Links klein IN. Oval. 30 × 25.

Elchingen.

85. Av.: Die Madonna mit zwei kleinen Engeln.
Rev.: h. Benedict mit dem das Schild haltenden Engel.
Oval. 38 × 34. — B. I, 108.
86. Av. und Rev. ähnlich. Oval. 27 × 25. Schöne alte Bronce.
87. Aehnlich, nur fehlen auf dem Av. die zwei Engel. Oval. 27½ × 25.

Elend.

88. Av.: Crucifix vor dem Kloster.
Rev.: h. Benedict zwischen den beiden Schilden stehend.
Oval. Silber. 36 × 31.
89. Av.: S. Maria, unten die beiden Schilde.
Rev.: Wie vorher der Avers. Oval. 34 × 31.

Ettal.

90. Av.: Die Madonna, unten ROMA.
Rev.: h. Benedict, mit dem den Schild haltenden Engel.
Silber. Oval. 36 × 32.

91. Av.: Aehnlich, aber ohne Roma.
Rev.: Aehnlich wie vorher. Oval. 35 × 31.
92. Av.: Aehnlich.
Rev.: h. Benedict mit Krummstab und Becher, unten sein Schild. Ausgebogtes Oval. 31 × 25.
93. Av.: Aehnlich in zierlicher Umrahmung.
Rev.: h. Benedict im Profil nach rechts, in einem Buche lesend, in gleichem Rahmen. Silber. Oval. 23 × 20.
94. Av.: Madonna.
Rev.: h. Benedict in ganzer Figur, links unten sein Schild. Oval. 29 × 23.
95. Av.: Madonna. Unten klein C S.
Rev.: Der B.-Schild. Silberne Klippe. Seitenlänge 21 mm.
96. Av.: Madonna, unten ROMA.
Rev.: Der B.-Schild. Silber. Oval. 24 × 21.
97. Aehnliches Amulet in Thon. Oval. 21 × 18.
98. Av.: Aehnlich, mit ROMA.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 23 × 20. Modern.
99. Av. und Rev. ähnlich, aber ohne Roma. Silber. Oval. 18 × 16.

Frauenzell.

100. Av.: Wunderthätige Madonna.
Rev.: S. Benedict mit Krummstab und Becher, unten sein Schild. Ausgebogtes Oval. 34 × 28. — B. I, 127.

Freising.

101. Av.: Maria auf der Erdkugel.
Rev.: S. Benedict und der Engel, den Schild haltend. Unten klein B. Silber. Oval. 33 × 28. — B. I, 128.

Füssen.

102. Av.: h. Magnus mit dem Drachen.
Rev.: S. Benedict, der Engel den Schild haltend. Silber. Dm. 33. — B. I, 132.

Kempten.

103. Av.: S. Sebastian.
Rev.: Das B.-Kreuz. Bruderschaftsanhänger in Silber. 27 × 28.

Maria Buchen.

104. Av.: Ansicht der Kirche, oben die Madonna.
Rev.: Der h. Benedict in ganzer Figur, links unten sein Schild. Silber. Oval. 32 × 28.
105. Av.: Die Madonna in Strahlen; unten der Z.-Schild.
Rev.: Aehnlich wie vorher. Oval. 33 × 27.

Montserrat.

106. Av.: Die Madonna; im Abschnitt ROMA.
Rev.: S. Benedict mit Mitra und Krummstab, segnend; links oben sein Schild. Oval. 45 × 41½.

Prag.

107. Av.: Mater dolorosa ad S. Iacobum; im Abschnitt PRAGAE.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 32 + 27.

Salzburg.

108. Av.: Madonna über der Kirche: Maria Trost auf dem Plain in Salzburg.
Rev.: S. Petrus und S. Benedict, oben Christus, unten das B.-Schild. Ecce Crucem Domini Fugite Partes Adversae 1684. Oval. 44 × 39.

109. Av.: Madonna Maria Trost, unten der B.-Schild. Umschr.: +Z+D·I·A+
Rev.: h. Familie mit S. Benedict und S. Scholastica.
Achteckig. Silber. 29½ × 25½.
110. Av.: S. Rupert, S. Amandus, S. Vitalis um das Kloster.
Rev.: S. Petrus und S. Benedict mit seinem Schild zwischen ihnen.
Von P. Seel, auf das 11 hundertjährige Jubiläum von 1682. Oval. 38 × 34.
111. Av.: GNADENKINDL V · LORETO in SALTZB.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. Silber. 29 × 25.
112. Av.: Aehnlich.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 29 × 26.
113. Av.: S. MARIA LAVRETAN. Unten: ROMA.
Rev.: S. Benedict mit kurzem Kreuz, unten quer sein Schild, Krummstab und Rabe. Oval. 44 × 40.
114. Av.: S. MARIA · — LAVRET.
Rev.: Aehnlich wie vorher. Rund. Dm. 29.
115. Av.: S. Michael, Satan besiegend.
Rev.: Der B.-Schild. Zeichen der Salzburger Michaelsbruderschaft.
Oval. 28 × 25. (Schöne alte Bronce.)

Sonntagberg.

116. 117. Av.: Oben das Kloster, unten Türken. Umschrift: +Z+D·I·A+...
Rev.: Die Trinität. Umschrift: Der B.-Spruch.
Oval in Bronce 45 × 40. Oval in Silber 41 × 36.

Tegernsee.

118. Av.: S. Quirin mit dem B.-Schild.
Rev.: S. Chrysogon und S. Castor mit dem Z.-Schild.
Silber. Oval. 38 × 34½. — B. I, 241.
119. Av.: Brustbild S. Quirin's.
Rev.: Der B.-Schild. Rund. Dm. 20½. — B. I, 242.

Vilgertzhofen.

120. Av.: Pietà.
Rev.: Der B.-Schild. Rund. Dm. 21½.
121. Av. und Rev. ähnlich. Oval. 20 × 17.
122. Av. und Rev. ähnlich. Rund. Dm. 17½.

Waldsassen.

123. Av.: Ansicht der Kirche. Umschrift: +Z+D·I·A·+·
Rev.: Trinität. Umschrift: Der B.-Spruch. Silber. Oval. 44 × 39.

Wessobrunn.

124. Av.: Marienbild .....IN WESSOBRVN
Rev.: Strahlendes Herz; unten der B.-Schild zwischen zwei Engeln.
Silber. Oval. 38 × 33. — B. I, 266.
125. Av.: Aehnlich ...IN EZZIMPRVN.
Rev.: Oben zwei Herzen, unten der B.-Schild, zwischen RO — MA.
Oval. 24 × 20. — B. I, 268.
126. Av.: Aehnlich ...IM · WESSEBRVN ·
Rev.: Wie vorher. Oval. 25 × 23.
127. Av.: Aehnlich ... IN · WESB ·
Rev.: Aehnlich wie bei No. 124. Oval. 27 × 22½.
128. Av.: Aehnlich.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 17 × 15.

CC. Amuletpfennige mit verschiedenen Heiligen.

129. Av.: Die Madonna auf dem Halbmond zwischen dem Z.- u. dem B.-Schild.
Rev.: S. Florian, ein brennendes Haus löschend. Oval. 41½ × 38.

130. Av.: S. Franz Xaver und S. Ignatius zu beiden Seiten eines an einen Weinstock gekreuzigten Christus.
Rev.: Der B.-Schild, umgeben von dem Z.-Spruch. Oval. 40 × 36. Silber.

131. Av.: S. Georg, den Lindwurm tödtend.
Rev.: S. Michael, unten der B.-Schild. Achteckig. 38 × 27.

132. Av.: S. Magnus mit dem Drachen.
Rev.: Der B.-Schild. Oval. 30 × 25.

133. Av.: S. Rochus, umgeben von dem Z.-Spruch.
Rev.: S. Sebastian mit zwei kleinen Engeln. Kreuz. 26 × 22½.

134. Av.: S. Sebastian; Umschrift: der Z.-Spruch.
Rev.: Madonna: MONSTRA TE ESSE MATREM. Oval. 41 × 36.

135. Av.: Aehnlich wie vorher.
Rev.: Zwei Engel, die Hostie anbetend. Oval. 41 × 35.

136. Av.: S. Sebastian; unten ROMA.
Rev.: S. Rochus. Achteckig. 42 × 37.

137. Amulet in Gestalt eines Pfeils; auf der einen Seite IHS, auf der anderen S · (ebastian). Länge 40. — Silber.

138. Av.: CRVX S. VALENTINI.
Rev.: Krummstab und Palmzweig. Amulet gegen Krämpfe („Fraisen") 20 × 16. Modern.

139. Av.: S. Wolfgang.
Rev.: Das B.-Schild. Oval. 30 × 26½.

DD. Die Ulrichskreuze der Stadt Augsburg.

140. Av.: Die Ungarnschlacht, der Bischof nach links reitend hält das Kreuz; oben der Engel mit Palme und Kranz, unten CRVX | · S · | VDALRICI.
Rev.: In der Mitte S. Benedict zwischen S. Ulrich und S. Afra, oben die Trinität, unten der B.-Schild. Schönste alte Bronce. 30 × 31. Aehnlich B. II, 11 a.

141. Av. und Rev. ähnlich. Bronce. 37 × 37.

142. Av. und Rev. ähnlich. Messing. 47 × 45.

143. Av.: Der Bischof reitet auch nach links, aber der Engel hält Kreuz und Kranz. Unten CRVX | S · VDAL · | RICI ·
Rev.: Aehnlich wie vorher. Silber. 43 × 42.

144. Av.: Kreuz mit der Schlacht: CRVX VICTORIALIS .....
Rev.: Der B.-Schild, aber mit dem Spruch ganz ausgeschrieben. Ovale Medaille. 38 × 32. — B. II, 11 g.

145. Av.: Der Bischof reitet nach rechts, der Engel hält Kreuz und Kranz; unten die Stadt Augsburg.
Rev.: S. Benedict im Profil nach rechts zwischen seinem und dem Z.-Schild; oben zwei Engel mit Inful, unten CRVX | S : P : BEN | EDICTI Silber. 43 × 41. — B. II, 11 i.

146. Av.: Aehnlich wie vorher; unten der B.-Schild.
Rev.: S. Benedict im Profil nach rechts, zwischen S. Gertrud und einer anderen h. Aebtissin; oben CRVX · | S : P : BENE | DI—CTI · unten der Z.-Schild. Messing. 43 × 41.

147. Av.: Aehnlich, unten CRVX | S · VDAL | RICI
Rev.: S. Benedict im Profil nach rechts zwischen zwei Engeln mit Kreuz und Palme. Oben S · P · BENE | DICTVS, unten sein Schild. 33 × 32.

148. Av.: Der Bischof reitet nach rechts, unten der B.-Schild.
Rev.: In der Mitte S. Digna, umgeben von 4 h. Bischöfen, links unten SL.
Messing. 37 × 37. — B. II, 111.
149. Av. und Rev. ähnlich. Messing. 44 — 43.
150. Av. und Rev. ähnlich, aber nach anderer Zeichnung.
Silber geprägt. 44 × 43.
151. Av.: Kreuz, mit der Schlacht nach links: unten CRVX | · S · | VDALRICI in den Winkeln: 10 · — AUG · — ANNO — 955.
Rev.: Wie bei No. 140. Medaille von 1855. Dm. 45.

EE. Diverse Amulete.

152. Av.: Ein Mann vor dem links stehenden Schlangenpfahl knieend.
Rev.: Kabbalistische Zeichen. Sehr alter Bleiguss. Dm. 25.
153. Av.: Der B.-Schild.
Rev.: Der Z.-Schild. Oval. 22 × 17.
154. Av.: I H S Umschrift: der B.-Spruch.
Rev.: Das B.-Kreuz. Silber. Dm. 20.
155. Av. und Rev. ähnlich. Messing. Dm. 19.
156. Av. und Rev. ähnlich. Messing. Dm. 25.
157. Av.: Das Benedictenkreuz von dem Benedicten- und dem Zachariasspruch umgeben.
Rev.: Oben Madonna auf Wolken, links S. Sebastian, rechts S. Rochus, unten Maria Magdalena in einer Höhle liegend; in der Mitte die verschlungenen Buchstaben IHS | MAR · IOS ·
Silber. Dm. 42. — Apell, Rep. IV, 4066.

Anhang III.

Beschreibendes Verzeichniss von Cholera-Amuleten.

München 1836.

1. Av.: Die Jungfrau Maria auf der Weltkugel stehend und auf eine sich um ihre Füsse ringelnde Schlange tretend. Umschrift: O MARIA OHNE SÜNDE EMPFANGEN | DU UNSRE ZUFLUCHT BITT FÜR UNS.
Rev.: Ein M, aus dem ein Kreuz wächst, von zwölf Sternen umgeben; unten zwei Herzen, das linke von Dornen umflochten, das rechte von einem Schwert durchbohrt.
Ovaler Stempel, 25 mm hoch und 22 breit, der auf einem grösseren herzförmigen Stück Kupfer ausgeprägt wurde; dasselbe ist ein-, auch zweimal durchbohrt, um an einer Schnur befestigt getragen zu werden. — P. in N. 461.
2. Av.: TALISMAN | GEGEN DIE | CHOLERA
Rev.: DIESE MEDAILLE | WIRD IN DER | MAGENGEGEND | AUF DEM | BLOSEN LEIBE | GETRAGEN.
Dm. 32. — P. in N. 462.

München 1854—55.

3. Herzförmiges Amulet.
Av. und Rev. genau den unter No. 1 beschriebenen nachgebildet, nur umgiebt ein gezahnter Rand die Darstellungen.
Der ovale Stempel misst 23 × 20; die herzförmige Platte von verschiedener Grösse.
4. Herzförmiges Amulet.
Av.: Aehnliche Darstellung. O · MARIA OHNE SÜND EMPF · BITT FÜR UNS | D · WIR Z · D · UNSE · ZUFLU : NEHMEN :

Rev.: Aehnliche Darstellung, von neunzehn Sternen umgeben.
Der ovale Stempel misst 25 × 21.

5. Ovaler Anhänger.
Av.: Aehnlich dem vorigen: O MARIA OHNE SÜND EMPFANGEN BITT FÜR UNS DIE WIR | ZU DIR UNSERE ZUFLUCHT NEHMEN
Rev.: Aehnliche Darstellung, von einem Strahlenkranz mit zehn Sternen umgeben. 25 × 20.

6. Av.: Die gekrönte Maria mit dem Christuskind auf dem Halbmond stehend; unten klein T — B. Zu den Seiten: HEILIGE | MARIA — MUTTER | GOTTES, im Abschnitt: BITT FÜR | UNS.
Rev.: GEDENKE | DER | GOTTES | GNADE, | MARIENS | FÜEBITTE UND | SCHUTZES · | ANNO | 1854—55.
Rhombenförmige Klippe: 36 × 24. — P. in N. 475.

7. Variante der vorigen Nummer, bei welcher nur die kleinen Buchstaben T — B auf dem Avers fehlen.

Paris 1832.

8. Av.: S. Rochus, knieend nach links und betend. ST. ROCH | PRIEZ — POUR NOUS.
Rev.: ST. ROCH | PRESERVEZ | NOUS | DU CHOLERA.
Ovaler Anhänger; 23 × 19.

9. Av.: Knieender S. Rochus nach rechts gewendet. ST. ROCH PRÉSERVEZ NOUS DE LA PESTE
Rev.: S. Hubert vor dem wunderbaren Hirsche knieend. ST HUBERT PRIEZ POUR NOUS
Ovaler Anhänger; 18 × 14½.

10. Av.: Nach derselben Zeichnung wie oben No. 1. O MARIE CONÇUE SANS PÉCHÉ, PRIEZ POUR NOUS · | QUI AVONS RECOURS A VOUS. Unten 1830.
Rev.: Aehnlich No. 1. Unten: VACHETTE.
Ovaler Anhänger; 23 × 19.

11. Av.: Aehnliche Darstellung: O MARIE CONCUE SANS PECHE PRIEZ POUR NOUS | QUI AVONS RECOURS A VOUS
Rev.: Aehnlich wie vorher, mit einem Kreuz von vierzehn Sternen.
Ovaler Anhänger; 20 × 16½.

Paris 1849.

12. Av.: Die Mutter Gottes auf der Weltkugel, im Felde Sterne, oben Strahlen: MEDAILLE ANTI CHOLÉRIQUE.
Rev.: Um einen Stern: ANTI CHOLÉRIQUE. Unten ganz klein GARNIER A PARIS. Umschrift: MÉTAL COMPOSÉ PRÉSERVATIF; unten ganz klein: DEPOSE
Rundes Amulet. Dm. 12. — P. in N. 464.

13. Av.: Die Phrygische Mütze zwischen zwei Todtenköpfen und Gebeinen; oben: REPUBLIQUE, unten FRANCAISE.
Rev.: *Médaille | anticholérique;* darunter 1849 zwischen einem Kreuz und einem Anker. Umschrift: SAINT ROCH PRIEZ POUR NOUS
Gehenkelte quer-achteckige Medaille in Zinn, 34 mm hoch, 45 mm breit.

Anhang IV.

Beschreibendes Verzeichniss von Kometenmedaillen und Amuleten.

44 v. Chr.

1. Av.: Kopf Cäsar's im Profil nach rechts · CAESAR — AVGVSTVS.
Rev.: Komet · DIVVS — IVLIVS ·
Silber. Dm. 17. — Cohen 93.

1558.

2. Av.: Krone über einem Stern. MONSTRANT · REGIBVS · ASTRA · VIAM ·
   Rev.: Cypresse, zu deren Seiten 15—28 · AEQVITAS * AEQVALITAS * * * +
   Dm. 31. — Van Loon, I, 23. Neumann 34097.
3. Av.: Anbetung der h. Drei Könige; oben der Stern. Im Abschnitt: MONSTRANT | REGIBVS AST | RA · VIAM ·
   Rev.: Der Weltenrichter. Im Abschnitt: REDDE RATIONEM | VILLICATIONIS | TVE · LVC · 16 ·
   Dm. 30. — Num. 34083.
4. Av.: Kopf König Philipp's im Profil nach rechts.
   Rev.: Wie der Avers von No. 3.
   Neumann 34084.
5. Av.: Kopf Philipp's im Profil nach rechts. PHILIPPVS D : G : HISPANIARVM · REX ·
   Rev.: Wie bei No. 3.
   Van Mieris III, p. 442. Nm. 34085.

1573.

6. Av.: Kopf König Philipp's nach rechts; PHILLIPPVS · D · G · HISPANIARVM · REX · 1573 ·
   Rev.: Ein achtstrahliger Stern; Umschrift: SAPIENS · DOMINABITVR ASTRIS.
   Dm. 28. — Herrgott, XXXIV, 80, aus S. 356. Geprägt mit Bezug auf einige auffallende Erscheinungen am Sternhimmel, und interessant, da hier der Weise als von den Sternen unabhängig dargestellt wird.

1577.

7. Av.: Wagerechter Komet, über Landschaft: OFFENSI · * · NVMINIS · * · ASTRVM · Kleine Lilie.
   Rev.: Apoll im Sonnenwagen nach rechts. SPEM : FERT : MATHIAS · 1577 · 14 · NO * Lilie.
   Jeton. Dm. 29½.
8. Av.: Aehnlich wie vorher, aber ohne die kleine Lilie.
   Rev.: Aehnlich wie vorher; · SPEM · * · FERT · * · MATHIAS · 15 * 78
   Jeton. Dm. 30.
9. Av.: Aehnliche Darstellung: OFFENSI · NVMINIS · ASTRVM * 1578 :
   Rev.: Aehnliche Darstellung: · SPEM · ADFERT · MATHIAS ·
   Jeton. Dm. 30.
   Vorstehende drei Jetons beziehen sich auf die unerwartete Ankunft des Erzherzogs Matthias in den Niederlanden und auf die gleichzeitige Erscheinung eines schrecklichen Kometen, mit einem Schweif von über 30° Länge, der bis zum Frühjahr 1578 sichtbar blieb. Cf. Van Loon, p. 239.

1618.

10. Av.: Sarg auf Tragbahre, mit einem Kreuztuche verhängt, — darauf liegt Helm und Ritterschwert, daran lehnt eine offene Bibel. Links ein dürrer Baum, darüber ein grosser Komet. Umschrift: BEDROVNG EINES COMETENS. Im Abschnitt: ES WERDEN ZEICH | GESCHE : LV : 21 ·
    Rev.: GOTT | GEB DAS VNS | DER COMETSTERN | BESSERVNG | VNSERS LEBENS | LERN · | 1618 ·
    Silber. Dm. 27. — Kundmann S. 11.
11. Av.: In einem Kranze der Komet; darunter ANNO · 1618 | 19 : No :
    Rev.: Zwei aus dem Wasser hervorragende betende Hände, zwischen Aehren (?) und einem verlöschenden Lichte; darunter: ESA · 42. Umschrift: WER GOTT RECHT EHRT · KEINS WIRT VERSEHRT ·
    Klippe. — Länge der Seite 25 mm. — Kundmann S. 10.

12. Variante, nur an dem Abschnitte des Rev. kennbar, wo man ESA . 24 (statt 42) liest.

13. Av.: Der Komet mit dickem gewelltem Schweif; im Abschnitt: · W · R · N . Umschrift: ANNO · 1618 · DEN · 19 · NOVEMBER · H · 4 · MANE ·
Rev.: Nur die zwei Hände erheben sich aus dem Wasser zu dem oben strahlenden יהוה Im Abschnitt · ESA 24 Umschrift: WER · GOTT · RECHT · EHRT · KEINS · WIRT · VERSERT.
Silber. Dm. 21½.

*14. Klippe von ähnlicher Zeichnung, aber grösser und reicher ornamentirt.
Av.: CoMeta · VentVrI · deI · VIrga · 25 AVG.
Rev.: Wie vorher; an dem Postament auf welchem die betenden Hände, liest man die Buchstaben I · S · (Johann Schneider? Münzmeister zu Frankfurt und Erfurt.)
Länge der Seite 31 mm. — Abgebildet in Lersner's Chronik von Frankfurt. Tab. VI, 6 und Van Loon II, 103.

*15. Av.: Ansicht des Flecken Plürs: DEN 25 AVGVSTI ANNO CoMeta VentVrI deI VIrgae
Rev.: Ansicht eines Sees: ALLES WAS WAR IN PLVRS DER STADT, GOTT DVRCH BERGFALL VERSENKET HAT ·
Näheres über diese von L. Schilling gefertigte Medaille siehe bei Haller, II, pag. 182.

*16. Thaler von 1650, nach Beendigung des durch den Kometen von 1618 angezeigten Krieges.
Av.: Der Komet; darunter in acht Zeilen: GODT · STRAFTE · DEVTSCHLANT · LANGE · ZEIT · MIT GROSEN · FEVR · PEST KRIG · HVNGER · DER · ZEIT. Umschrift: WAR EIN GROSER · COMET · STERN · ALLES · EINE · GROS · RVT · 1618 ·
Rev.: In acht Zeilen: GODT · GAB · FRIDE IM HEILIGEN ROMISCHEN REICH · ANNO 1650 · FERDINANDVS III · ROMI · KEI · Umschrift: DAFVR : DANC : DIE · GANSE · CHRIS · GOT : VATER · SOHN · VNDT HE : GEI :
Madai 5871.

1664.

17. Av.: Zwei Kometen, darunter: *ANNO 1664* | *December 25* | *Christi geboorts* — | *Dach* · | Umschrift: *Stijnte Gerelts, sach dees* — *Twee Cometen claer* | *als een schinent* — *licht een paer.*
Rev.: *Riemt Poeten* | *al ú leven, wilt een* | *droeve clacht anheven* | *van dees Twee Cometen claer* | *met her schijnsel openbaer* | *ja'tsien schricklijke Cometen* | *want men anders nijt can wetē* · | *oft het is een grote plaeg, die uns nadert alle* | *daeg.*
Beiderseitig gravirte Silberplatte. Dm. 38.

18. Komet und Stern; im Abschnitt: 1664 · 1 | ><o Um das Ganze ein Kranz.
Rev.: Geharnischter Arm mit Schwert, von links aus Wolken; unten Todenkopf über 2 Gebeinen. Umschrift: BESSR IN DIE HANT DES HERNN
Klippe. Seitenlänge 22 mm.

*19. Av.: Ansicht der Stadt Basel, unten Todtenkopf und Sanduhr.
Rev.: Himmelskugel mit Sternen und Komet. *Ao. 1664 den 7. und 25. Decembris neuer Zahl ist dieser Comet zu Basel gesehen worden.*
Cf. Haller II, S. 25, 1274.

1677.

20. Av.: Komet zwischen den Sternbildern der Andromeda und des Dreiecks. Oben: PACEM VENIAMQVE | DATURUS.

Rev.: Der holländ. Löwe bindet ein Bündel Waffen zusammen. SAEVISSIMA — BELLA LIGAVIT. Im Abschnitt: 1677.
Dm. 42. — Van Loon III, 205. Dieser Komet wurde als Verkündiger des in Nymwegen abzuschliessenden Friedens betrachtet.

1680.

21. Av.: Langer Komet zwischen vielen Sternen.
Rev.: DES COMETEN | ERSTE ERSCHEINUNG | WAR · 1680 · IM NOV. VOR | TAGS, IN DER ♍ HERNACH | ABENDS, D: 16 DEC · DA ER AM | GRÖSTEN · DIE LEZTE · D · 11 · FEB: | 1681 · IM ♒ · DIE GROSTE LÄNG | DES SCHWEIFS · 76°. SEIN | LAUF NACH ORDNUNG DER | ZEICHEN · GE · | GEN NORDOST ·
Zinnmedaille, in Schlesien geprägt (?). — Kundmann, S. 13. Van Loon III, 276. P. in N. 58.

22. Unten ein mit einem Bahrtuche verhängter Sarg, auf welchem ein Helm und ein Schwert liegen; links ein dürrer Baum, darüber der Komet unter Sternen und drei Sternbilder-Figuren.
Im Abschnitt: · AO · 1680 · | 26 DEC ·
Rev.: In einem gebogten Rahmenwerk: wan | an des himels | zelt | fometen facheln | brennen | fo ſollen gottes | zorn | hie niden wir | erkennen.
Silber. Dm. 38.

23. Av.: Nach derselben Zeichnung wie vorher, nur fehlen die drei Figuren.
Rev.: Achtzeilige Inschrift: KRIEG | VNGLVCKH | PEST · V · HVNGERS | NOTH | WEND GNÄDIG | AB | HERR ZEBA | OTH ·
Silber. Dm. 30. — P. in N. 57.

24. Av.: Der Komet unter 19 Sternen: im Abschnitt: Ao. 1680 · 16. DEC · | · 1681 · IAN ·
Rev.: DER | STERN DROHT | BOESE SACHEN: | TRA VnVr! | GOTT | VVIrDs VVoL | MaChen ·
Dm. 27. — P. in N. 59. Binder, Würt. M. u. Med. S. 153, 21.

25. Variante, bei welcher der Komet unter 21 Sternen.
Binder, l. c. S. 153, 22.

26. Variante mit zwei Rosetten auf dem Revers vor und nach * DER *
Nach Gädechens (No. 1620) in Hamburg geprägt. — P. in N. 60.

27. Av.: Der Komet unter Sternbildern. ORBITA COMETIC. Oben klein: ANNO 1680 DIE $\frac{16}{26}$ XBRIS:
Rev.: GOTT ALLEIN DIE EHR | SO GROS | DIE RVTHE WAR | SO GROS | IST DIE GEFAHR | FLAMMT · · NICHT | DER BVSALTAR · VERGING IM FEBRVAR 1681 ·
Randschrift: STRASBURG DIE SCHOENE STATT AN FRANCKREICH SICH ERGEBEN HAT DEN 20 SEP ·
Madai 5179. P. in N. 61.
In der vorhergehenden Medaille ist der Komet von 1680 mit dem Verluste Strassburgs, in der folgenden mit der in Leipzig wüthenden Pest in Beziehung gebracht.

28. Av.: Ansicht der Stadt Leipzig; im Abschnitt: AO. 1680 · DEN | · 18 · DEC: Umschrift: WIL SICH O LEIPZIG SCHON EIN IEDES VOR DIR SCHEVEN · IN KURZEN WERDEN SICH AUCH FREMDE IN DIR FREVEN *
Rev.: Aaron mit Rauchfass unter den Israeliten; am Himmel Komet, Mond und Sternbilder. Umschrift: WIR SAHEN GOTTES RVTH · V · SIND AVCH SELBST VERSEHRT · DOCH WARD DVRCH REV · V · BVS DER PLAGE BALD GEWEHRT *
Silber. Dm. 38. — Daasdorf, No. 928: P. in N. 327.

1686.

*29. Av.: Ansicht der Stadt Hamburg mit dem Kometen darüber: NON OMNIA TERRENTIA NOCENT · Im Abschnitt: HAMBURGI OBSIDIO | IRRITA 1686 ·
Rev.: Hirten, denen Adler Schafe rauben: TALIA RELINQUAS AQUILAE
Zinn. — N. Ampach. 15912. Gädechens No. 1629. P. in N. 63.

1744.

30. Av.: Der Komet unter Sternen, unten drei unbelaubte Bäume. Im Abschnitt: 1744.
Rev.: WER HAT | DES | HERRN | SINN | ERKANNT? | RÖM · XI · 34
Hamburger Ducaten; Dm. 22. — Gädechens No. 1843. P. in N. 97.

Anhang V.

Die Heuschrecken-Medaillen.

1693.

1. Silberne Medaille von Joh. Kittel in Breslau.
Av.: Eine grosse Heuschrecke nach links wandernd. Umschrift: EIN DIENER DES HERREN DER HERSCHAREN.
Rev.: Auf einem zum Theil gemähten Felde lehnt am Stamme eines Baumes eine Tafel, auf der steht: FREMDE | HEVSCHREC | KEN IN | DEVTSCH | LAND | GESEHEN | M · DC · XCIII ·
Dm. 41. — Kundmann S. 231. Köhler, MB. XXI, S. 89. P. in N. 66.

2. Av.: Ansicht der Stadt Breslau, auf die Hagel und Blitze herabfahren. Vorn ein Stein, auf demselben: 21 | AUG · 1693. Darunter: IRS · (d. h. Joh. Reinhardt Engelhardt). Umschrift: GOTT STALTE BRE—SLAV IN DEM IAHR—SO HAGEL ·
Rev.: Saturn mit Sense und Stundenglas, von 2 grossen Heuschrecken begleitet, nach links eilend. Umschrift: ALS HEV: —SCHREC—K—EN · DAR · Im Abschnitt: IRS · und auf einem Bande: VI · SEP · MDCXCIII ·
Silber. Dm. 37. — P. in N. 67.

*3. Av.: Wie vorher.
Rev.: Saturn, nach links gewendet, haut mit der Sense ein Ei auf, aus dem 2 Heuschrecken fliegen, eine dritte kriecht unten. Umschrift: ALS HEY—SCHRECKEN DAR · Im Abschnitt: 6 · SEP · A · 1693 ·
Kundmann S. 237. Köhler, MB. XXI, S. 90. P. in N. 68.

4. Silberne Medaille von C. Wermuth in Gotha.
Av.: Heuschrecken, unten 2 auf einer Wiese: Denck an das ſchreckliche Heuſchreck Heer, | Daß Dich nicht Gottes Zorn verzehr.
Rev.: Morgenländſ. | HEUSCHRECKEN | welche, aus Türkey kommende, im AVGVSTO | v. SEPTEMBR · 1693 · durch ungarn, Oeſtreich, Schleſien | Böhmen, Voigt- und Oſter | Land, in Thüringen gezo- | gen. alda ſie erfrohrn und dem Vieh zur Speiſe worden.
Silber. Dm. 32. — P. in N. 69.

*5. Variante mit einer zwölften Zeile auf dem Revers, welche die Buchstaben C. W. enthält. Köhler, MB. XXI, S. 90.

*6. Medaille von C. Wermuth in Gotha.
Av.: Grosse abwärts fliegende Heuschrecke: IRAE NVNCIA DIVINAE.
Rev.: 13 Zeilen: INSENS | LOCVSTARVM | EXERCITVS | EXORIENTE | VNGARIAM AVSTRIAM | SILESIAM BOHEMIAM | VOIGT- ET OST- LANDIAM | THVRINGIAM Q. TRANSIIT · | MENSE AVGVSTO | ET SEPTEMBRI · MDCXCIII · C · Köhler, MB. XXI, S. 90.

1748.

7. Av.: Eine Heuschrecke nach links wandernd: EIN UNGEBETNER GAST; im Abschnitt: AVS FREMDEN | LANDEN
Rev.: Heuschreckenwolke, unten einige kleine Bäume. Umschrift: KOMMT FELD UND WALD ZUR LAST; im Abschnitt: 1748.
Ducaten. Dm. 22. — P. in N. 100.

Nachtrag.

Während des Druckes ist nachstehender halber Pest-Thaler, Wittenberger Typus B, bekannt geworden:

46a. Av.: Der Schlangenpfahl mit den Anbetenden; DER · HER · SPRA · ZV · MO · MA · DI · EIN · ERN · SLAN · VND · RIC · SI · ZV · | ZE-GEN · VF · WE · GEPIS · IS · VND · SIC · SI · AN · DE · SOL · LE ·
Rev.: Wie bei No. 47.

XXIV.

Kritiken.

Geschichte der Medicin.

1. *Geschichte der Medicin und ihrer Lehranstalten in Strassburg vom Jahre* 1497 *bis zum Jahre* 1872. Die 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Strassburg, 18.—22. Sept. 1885, gewidmet von Dr. Friedrich Wieger, o. Professor an der Kaiser-Wilhelms-Universität. Strassburg. Verlag von Karl J. Trübner. 1885. 4°. XIX und 173 Seiten.

Beiträge zur Geschichte der Medicin erscheinen so selten, dass ein jeder solcher Beachtung verdient. Noch mehr ist dies der Fall, wenn derselbe ein so gediegener ist, wie Wieger's Geschichte der Medicin und ihrer Lehranstalten in Strassburg. Keine Universität Deutschlands hat eine bewegtere Geschichte hinter sich, wie Strassburg. Gegründet als Akademie einer freien Reichsstadt, wird die Schule zur Universität erweitert, nicht lange darauf wird sie französisch, ohne dass die neue Regierung wesentlich an der Institution der deutschen Hochschule rütteln würde. Da bricht die grosse französische Revolution aus und bald wird durch ihren Einfluss die Alma mater weggefegt und statt ihrer kommt eine École de santé, die sich unter Napoleon in eine Facultät verwandelt und so lange lebt, bis das deutsche Schwert den Elsass wieder für das Vaterland erobert, worauf die alte Universität wie ein Phönix imposanter wieder ersteht, als sie je war. Verf. führt uns mit kundiger Hand durch 4 Jahrhunderte und zeigt uns, wie die Strassburger Schule gelebt, gelitten und geblüht. Eingehender als es sonst bei Publicationen dieser Art der Fall ist, wird uns gleichzeitig eine Geschichte der einzelnen Lehrkanzeln gegeben, und der Geschichte der anatomischen Abbildungen, in der Strassburg seine Rolle spielt, eine besondere Beachtung gewidmet. Wesentlich erhöht wird der Werth des Werkes durch die Biographien der Lehrer, die in Strassburg gewirkt und das Verzeichniss der Dissertationen, die unter deren Präsidium publicirt wurden. Eine Zierde des Werkes sind die Nachbildungen der erwähnten mittelalterlichen anatomischen Abbildungen. Wir zweifeln nicht daran, dass dieses Werk, zwar nur als Gelegenheitsschrift er-

schienen, seine gebührende Anerkennung und Verbreitung findet, sowohl seines inneren Werthes wegen, als auch deshalb, weil es die Geschichte der medicinischen Facultät des jetzigen Schooskindes der deutschen Universitäten behandelt. Kleinwächter.

2. *Biographien hervorragender Aerzte.* Von Dr. Max Salomon, München J. A. Finsterlin 1885. Heft 1. 8°. IV und 62 Seiten. Separat-Abdruck aus dem „Aerztlichen Intelligenzblatte".

Max Salomon, dessen Name sich auf dem Gebiete der Geschichte der Medicin eines sehr guten Klanges erfreut, giebt seit kurzem ein Werk, betitelt „Biographien hervorragender Aerzte" heraus. Bisher liegt erst das 1. Heft desselben vor, welches das Leben und die Werke folgender Aerzte behandelt: J. F. Ackermann, J. C. G. Ackermann, H. C. Agrippa von Nettesheim, M. Akenside, Albertus Magnus, Amatus Lusitanus, J. L. Apinus, Julius Cäsar Arantius, Arnold von Villanova. Diese Biographien sind Originalarbeiten und fussen auf sorgsamen Quellenstudien, wodurch die Bilder theilweise anders werden, als sie bisher zu sein schienen. Salomon deckt dadurch manche Incorrectheiten, die sich in die Geschichte der Medicin eingeschlichen, auf. Um nach dieser Richtung hin aus dem vorliegenden Hefte nur ein Beispiel anzuführen, zeigt er, dass J. F. Ackermann durchaus nicht der Chemiater war, als den ihn Curt Sprengel hinstellt und als welcher er gegenwärtig stets figurirt, denn in seinen früheren Arbeiten erkennt man den geistreichen, wissenschaftlichen, logisch denkenden, mit den neuesten Fortschritten der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften durchaus vertrauten Mann. Ganz richtig meint Salomon, dass durch solche verzerrte, durch Jahrzehnte hindurch von einem Buche in das andere fortgeschleppte, biographische Bilder manche Epochen und manche Entwickelungsphasen in der Geschichte der Medicin unverständlich und unklar werden, es daher höchste Zeit sei, neuerdings bis zu den Quellen zurückzugehen und auf dem Wege der Biographie alte Irrthümer zu beseitigen. Gelingt es ihm, sein Werk zu vollenden, so erhalten wir einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Medicin, für den ihm Alle, die nicht blos auf dem naturwissenschaftlichen Standpunkte stehen, dankbar sein werden. Wünschenswerth wäre es, wenn durch solche gediegene Publicationen die Lust und Liebe für die Geschichte der Medicin geweckt würde. Auf die weiter erscheinenden Hefte dieses Werkes hoffen wir noch zurück zu kommen. Kleinwächter.

3. *Von und über Albrecht von Haller.* Ungedruckte Briefe und Gedichte Haller's sowie ungedruckte Briefe und Notizen über denselben. Herausgegeben von Eduard Bornemann. Hannover. Verlag von Carl Meyer. 1885. kl. 8°. XV und 223 Seiten.

Männer von solch universeller Bedeutung, wie Albrecht von Haller zeugt nicht jedes Jahrhundert. Heute zählt er noch zu den gefeiertesten Physiologen, Botanikern und Dichtern, noch immer ruhen nicht die Federn, seine Bedeutung nach den verschiedenen Richtungen hin in der Wissenschaft sowohl, als in der schönen Literatur zu würdigen und zu beleuchten. Wohl besitzen wir seit wenigen Jahren eine ausgezeichnete Biographie dieses grossen Mannes, verfasst von L. Hirzel, doch fehlt noch ein grosser Theil der Belege, aus denen die Eigenart seines Lebens und inneren Wesens, sowie der Umfang seines Talentes und seiner Thätigkeit gehörig zu ermessen wäre. Um diese Lücke zu ergänzen, veröffentlicht Bornemann Schriftstücke von und über Haller, die erst vor Kurzem in der öffentlichen Bibliothek zu Hannover wieder aufgefunden wurden. Diese Publicationen besitzen für uns Aerzte einen um so höheren Werth, als sie auch den medicinischen Classiker J. G. Zimmermann, den Freund Haller's, berühren.

Bornemann's Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, in Briefe und Notizen Haller's und in solche über Haller.

Die erste Abtheilung enthält die Briefe Haller's an seinen Freund J. G. Zimmermann, an seinen Vertrauten J. R. Sinner und seine Tochter Emilie Haller-Wildenstein. Besser als aus jeder Biographie können wir aus diesen Briefen das Herz, den tiefen Geist und die Gelehrsamkeit dieses grossen Mannes erkennen und würdigen. Ein besonderes biographisches Interesse besitzen die abgedruckten Notizen, Haller's Leben betreffend, bestimmt für Zimmermann, der bekanntlich eine Biographie Haller's zu schreiben beabsichtigte, ein Plan, den er jedoch nicht ausführte. Beigefügt sind dieser Abtheilung vier bisher ungedruckte Gedichte Haller's aus dessen Jugendzeit, von Werth bezüglich der Charakteristik und Entwicklungsgeschichte seiner Dichtungen.

Die zweite Abtheilung umfasst nahezu ausschliesslich an Zimmermann gerichtete Briefe über Haller, geschrieben von dessen Tochter Emilie Haller-Wildenstein, seinem Sohne Gottlieb Emanuel Haller, seiner Nichte Frau Bardin-Haller, von Sennebier, Rengger, Pütter, Rollin, Hollmann und einem Haller'schen Schüler ohne Namensunterfertigung. Ausserdem wird ein Brief Bonnet's an Sulzer abgedruckt. Den Schluss bildet eine Klageschrift über Haller's Tod, abgefasst von Störck, gefunden von Bornemann in Zimmermann's Nachlass und Notizen des letzteren über Haller.

Diese mitgetheilten Schriftstücke von und über Haller verdienen nicht nur die Beachtung des Literarhistorikers, sondern auch die des historisch gebildeten Arztes und diesen sei die Lectüre der Bornemann'schen Publication warm empfohlen, sie werden sie gewiss nicht ohne warmes Interesse lesen. Kleinwächter.

4. *Historisches zur pathologischen Terminologie.* Leipziger Inaugural-Dissertation von Edmund Stern. 1885.

Vorliegende Dissertation hat, was man in der Regel von derlei Publicationen nicht sagen kann, einen originellen Grundgedanken. Das Thema, welches Stern in seiner Dissertation behandelt, ist folgendes: In welchem Sinne wird und wurde von den Autoren das Wort „Complication" gebraucht und was ist unter diesem Worte eigentlich zu verstehen? Um diese Frage zu beantworten, verfolgt er durch das medicinische Schriftthum, von Hippokrates und Celsus an bis in die neueste Zeit hinein, das Wort „Complication", sowie den Begriff desselben in den verschiedenen Jahrhunderten. Aus seinen Studien ergiebt sich, dass der Begriff der Complication nicht stets ein gleicher war, indem darunter theilweise Folgezustände bestehender Krankheitsprocesse, theilweise das Hinzutreten eines zweiten pathologischen Processes, der mit dem bereits vorhandenen in keinem Connexe steht, verstanden wurde. Erst der neuesten Zeit bleibt es vorbehalten, den Begriff der Complication richtig aufzufassen und unter Complication das Zusammentreffen zweier oder mehrerer von einander unabhängiger Krankheiten in einem Organismus aufzufassen, wenn auch diese scharfe Auffassung noch nicht allgemein durchgedrungen ist. Der Bubo ist daher keine Complication des Schankers, die Pleuritis keine Complication der Pneumonie, die Endocarditis ist nicht die häufigste Complication des acuten Gelenkrheumatismus (Lebert). Alle diese Processe sind nur Theilerscheinungen und Folgezustände des ursprünglichen Leidens. Das Wort „Complication" wurde und wird theilweise heute noch fälschlich zur Bezeichnung von Symptomen gebraucht, statt es nur bei wirklichen Verwickelungen mit anderen unabhängigen Krankheitsprocessen zu brauchen.

Kleinwächter.

Medicinische Geographie.

5. *Der alpine Cretinismus, insbesondere in Steiermark.* Vortrag gehalten in der österreichischen Gesellschaft für Gesundheitspflege in Wien am 30. April 1884. Von Dr. Jul. Kratter, Docent für Hygiene an der Universität zu Graz. Graz, Leuschner u. Lubensky 1884.

Der Vortrag, welchen der bestbekannte Grazer Hygieniker in der österreischischen Gesellschaft für Gesundheitspflege hielt, erscheint nun in Druck und hat sich Verfasser damit gewiss den Dank sämmtlicher jener Aerzte und Hygieniker erworben, welche dem traurigen Vorkommen des leider in Steiermark ziemlich weitverbreiteten Cretinismus ihr Interesse zuwenden. Verfasser präcisirt in seinem Vortrage zuerst den Begriff des Cretinismus und speciell des alpinen Cretinismus und plaidirt sehr warm für die Trennung von Cretinismus und Idiotie. Er meint, dass der Cre-

tinismus mit der Idiotie „nur die mangelhaften, rudimentären oder gänzlich fehlenden psychischen Functionen gemein hat, so dass man sagen kann, jeder Cretin ist ein Idiot, aber durchaus nicht umgekehrt.“ Hierauf kommt Verfasser zu seiner Definition des Cretinismus und definirt denselben: „Der Cretinismus ist eine stets mit deutlich erkennbaren körperlichen Missbildungen, namentlich am Skelette, vergesellschaftete psychische Entwickelungshemmung von entschieden endemischem Charakter.“ — Verfasser tritt nun für den letzteren Satz einen Beweis der Wahrheit an, gedenkt noch des Zusammenhanges des Cretinismus mit dem Kropfe und der Taubstummheit und skizzirt dann kurz die geschichtlichen Nachrichten, sowie die geographische Verbreitung des Cretinismus in Europa und auf der ganzen Erdoberfläche. Der Hauptsitz des Cretinismus in Europa und auf der ganzen Erdoberfläche sind bekanntlich die westlichen und südlichen Abdachungen der Alpen, in Italien, Schweiz und Frankreich, ferner in den österreichischen Alpen, dann die Pyrenäengebiete, die Vogesen und der Jura. Verf. specificirt hierauf die einzelnen in diesen Ländern vom Cretinismus besonders heimgesuchten Orte, erwähnt die Herde des Cretinismus in Asien, so namentlich in Sibirien, am Altai, auf Himalaya, Ceylon, Java, ferner in Afrika und an der grossen Kette der Anden in der neuen Welt, in welchen Gebieten nach Schilderung des Verfassers ausnahmslos auch der endemische Kropf herrscht und zwar weit verbreiteter, als der Cretinismus. Kratter betont, dass der Cretinismus stets herdweise auftritt und fast ausnahmslos auf die Züge der mässigen Gebirgserhebungen gebunden erscheint. Autor wendet sich hierauf zur Aetiologie des Cretinismus und betont, dass das Gros der Theorien dahin geht: „dass die Ursache der Krankheit in dem anhaltenden Genusse eines an mineralischen Bestandtheilen reichen Wassers liege und dass es vorzugsweise der Reichthum an Kalkcarbonat und Gyps sei, welcher sie bedinge.“ Es erscheint daher der Cretinismus an Kalkboden gebunden, welche Theorie bekanntlich von Boussinbault ausgesprochen wurde. Die Grange'sche Theorie des Magnesiagehaltes der Gesteine als Ursache des Cretinismus hurz berührend, sowie auf die Gegenansichten von St. Lagère hinweisend, geht Verfasser zu den Trinkwassertheorien über, welche bereits in alter Zeit durch den Glauben an die Wirkung von Kropfbrunnen und Kropfquellen hervortreten. Auch hier ist es wieder der Kalkgehalt des Wassers oder der Magnesiagehalt, welcher beschuldigt wird. K. bespricht weiter ausführlich die Theorie von Klebs, welcher den Cretinismus für eine Infectionskrankheit hält, eine Theorie, die jedoch schon von Humboldt und Hirsch ausgesprochen wurde. Eben die grosse Anzahl der Theorien ist der beste Beweis, dass die Aetiologie des Cretinismus bisher noch unklar ist und nur mit grösstem Danke kann man es begrüssen,

wenn es Verfasser unternimmt, vorläufig, wie er sagt, für einen kleinen Theil des Verbreitungsgebietes des Cretinismus in den österreichischen Alpenländern, für Steiermark „als eines der bedeutendsten Cretinländer Europa's“ genauere Untersuchungen auf statistischer Grundlage vorzunehmen. K. schickt den weiteren Erwägungen voraus, dass nach der Volkszählung im Jahre 1880 Oesterreich eine Gesammtzahl von 32,413 Blödsinnigen nachweist, also 146 auf 100,000 Einwohner; die Anzahl der Cretinen speciell soll 15,195 betragen, wovon 8967 in den Alpenländern vorkommen, davon 2888 in Steiermark, 1168 in Ober-Oesterreich, 1182 in Kärnthen und 1823 in Nieder-Oesterreich. Freilich ist diese Statistik nicht einwurfsfrei, da sie gewiss nicht alle Cretine umfasst. K. stellt sich zuerst die Aufgabe, über die räumliche Verbreitung des Cretinismus in Steiermark eine genaue Kenntniss zu erlangen und 2. danach zu forschen, „wie sich die Beziehungen dieser örtlichen Verbreitung zur geologischen Gestaltung des Landes verhalten“, woraus gewiss für einen eventuellen Zusammenhang zwischen Boden und Cretinismus sehr werthvolle Resultate zu erwarten waren. In Steiermark kommen auf 100,000 Einwohner 240 Cretinen und zwar ist die grösste Anzahl in Ober-Steiermark. Der Verf. geht nun die einzelnen Bezirkshauptmannschaften bezüglich ihrer Cretinenanzahl durch und hat sich sogar der unsäglichen Mühe unterzogen, den Cretinismus von Gemeinde zu Gemeinde zu verfolgen. Aus dem dreijährigen Durchschnitt bei jeder Gemeinde bekam er eine Mittelzahl und berechnet die Cretinendichtigkeit auf 1000 Einwohner. Diese Resultate verwandte er kartographisch und die dem Hefte beigegebene Karte illustrirt in äusserst instructiver Weise die Eintheilung der Procentzahlen des Cretinismus in Gerichtsbezirken und in Bezirkshauptmannschaften. Hierzu construirt noch Verfasser eine geologische Karte, welche im Vergleiche mit der zuerst erwähnten das Gebundensein des Cretinismus an gewisse geologische Formationen illustrirt. K. schreibt: „Folgend dem Zuge des Urgebirges breitet sich der Cretinismus in einer von Westen nach Osten und weiterhin von Norden nach Süden abnehmenden Intensität auf dem Gneiss- und Granitboden in hervorragender Weise aus.“ Auffallend ist jedenfalls das seltene Vorkommen von Cretinismus auf Kalk, so dass selbst in Ober-Steiermark die Anzahl der in dem Kalkgebiete gelegenen Gerichtsbezirke Aussee und St. Gallen auf 1 resp. 1,5 per Mille herabsinkt. Ferner tritt der Cretinismus auf der Tertiärformation des Landes ganz entschieden zurück. Interessant ist noch das Verhalten des Cretinismus zur verticalen Gestaltung des Landes. Wie K. sagt, „sind gerade die grössten verticalen Erhebungen und die mächtigsten Gebirgszüge, und zwar unabhängig von ihrer geologischen Beschaffenheit, relativ frei, während die stärksten Anhäufungen sich in den Thälern zeigen.“

Auch dieses Verhalten hat K. graphisch auf Karten eingetragen, welche jedoch leider dem Werke nicht beigelegt erscheinen. K. resumirt hierauf seine Ansichten über den alpinen Cretinismus in folgenden Sätzen:

1. Der alpine Cretinismus in Steiermark bevorzugt in seinem Vorkommen und seiner geographischen Verbreitung in auffallender Weise die Urgebirgsformationen und das Diluvium jener Flüsse, deren Quellgebiete im Urgestein liegen und deren Ablagerungen daher aus dem Detritus dieser Gesteinsarten bestehen.

2. Derselbe tritt in höchst auffälliger Weise auf dem Kalkboden zurück und erscheint hier meist ebenso selten und niemals gehäuft wie auf den tertiären Schichten des Landes.

3. Er ist in Bezug auf seine Elevation an eine relativ schmale Zone gebunden, deren oberste Grenze mit 1000, die unterste mit ca. 300 Meter Erhebung über dem Meere angenommen werden kann. Seine grösste Intensität erreicht er in einer verticalen Erhebung von 450—700 Meter und nimmt von da nach aufwärts wie nach abwärts zu rasch ab.

4. Er tritt im Thalboden intensiver auf, als an den Berglehnen und ist nicht selten in weiten, offenen, sonnigen Thälern dichter, als in eng geschlossenen. —

Durch die Kenntniss der Localisation ist gewiss ein mächtiger Schritt auf der Bahn der ätiologischen Forschung geschehen und es bleibt der collectiven Arbeit Vieler, wie K. ganz richtig bemerkt, überlassen, in dieser Richtung weiter zu arbeiten. Redlich mit daran gearbeitet zu haben, dieses Bewusstsein kann der Verfasser dieser fleissigen Arbeit für sich in Anspruch nehmen.

Bezüglich der äusseren Ausstattung sei noch erwähnt, dass dieselbe eine splendide ist und namentlich die Karten ausgezeichnet ausgeführt sind. Prof. Janovsky.

Specielle Pathologie und Therapie.

6. *Die „Schwenninger-Cur" und Entfettungscuren im Allgemeinen sowie Wesen und Ursachen der Fettsucht.* Gemeinverständlich dargestellt von Dr. med. Oscar Maas. VIII. Auflage. Berlin. W. Steinitz & Fischer. 1885. 8°. II und 40 Seiten.

Vor Kurzem gelang es bekanntlich Schwenninger, den Reichskanzler Fürst Bismarck mittelst einer systematisch und consequent durchgeführten Cur von seiner hochgradigen Fettleibigkeit und dadurch von einem grossen Theile seiner Krankheitsbeschwerden zu befreien. Dadurch wurde das Thema von der Beseitigung der Fettleibigkeit im Laienpublikum zu einem vielfach discutirten. Dieser modernen Tagesfrage kommt nun M.'s Schrift nach, indem sie in populärer Weise das Wesen und die Entstehung der Fettleibigkeit, sowie die rationellen Mittel und Wege, wie selbe

beseitigt werden kann, behandelt. Die drei diätetischen Behandlungsmethoden, die Banting-Harvey'sche, die Ebstein'sche und die Oertel'sche werden in nuce mitgetheilt, und zwar in so gemeinverständlicher Weise, dass jeder Fettleibige unter Befolgung der angeführten dietätischen Winke sich selbst von seiner überflüssigen Bürde zu befreien vermag. Sonst kein Freund der Popularisirung der Medicin, glaubt Ref. doch, dass eben dieses Thema hierzu geeignet ist und dadurch manches Gute geschaffen werden kann, denn die Verhältnisse, um die es sich hier handelt, sind verhältnissmässig einfach und leicht gemeinverständlich darzustellen, so dass sich der Fettleibige, ohne zu Schaden kommen zu können, leicht selbst zum Schlanken zu machen vermag, ohne erst einen Arzt zu Rathe ziehen zu müssen. Da es der Fettleibigen mehr als genug giebt und nahezu jeder derselben den Wunsch und das Trachten hegt, sich seiner überflüssigen Bürde zu entledigen, so ist damit der Erklärungsgrund der bereits erschienenen VIII. Auflage des Büchleins gegeben. Dem Laienpublikum kann das Büchlein bestens empfohlen werden. Kleinwächter.

Geburtshülfe und Gynäkologie.

7. *Arta obstetricala curs teoretic si practic pentru medici si studenti* do Emil Max. Jasi 1885. Gr. 8°. Heft 1—3 (p. 1—98).

Dr. Max in Jassy, ein Wiener Arzt, der seit vielen Jahren bereits in Jassy die ärztliche Praxis betreibt, giebt seit Kurzem ein Lehrbuch der Geburtshülfe in rumänischer Sprache heraus. Da M. durch mehrere Jahre hindurch die Professur der Geburtshülfe an der medicinischen Facultät zu Jassy bekleidete, so ist er der Berufenste, Rumänien das erste wissenschaftliche Werk über Geburtshülfe zu liefern. Von dem Werke erschienen bisher erst drei Hefte. Dieselben behandeln die Anatomie der Genitalien, die Physiologie der Schwangerschaft und die Frucht. Nach diesen vorliegenden Heften zu schliessen, erhalten die Rumänen binnen Kurzem ein gediegenes mit deutscher Gründlichkeit gearbeitetes, auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft stehendes Lehrbuch der Geburtshülfe, welches gewiss binnen Kurzem die in Rumänien stark verbreiteten französischen Lehrbücher der Geburtshülfe verdrängen wird. Das jedem Capitel beigefügte Literatur-Verzeichniss liefert den Beweis, dass Verf. die neuesten einschlägigen Arbeiten für sein Werk verwerthet. M. leistet seinem Adoptivvaterlande durch die Veröffentlichung seines Lehrbuches einen doppelten Dienst. Rumänien erhält ausser einem sehr guten Lehrbuche eine geburtshülfliche Terminologie, welche es bisher nicht besass. Möge Max' Lehrbuch die Verbreitung und Anerkennung finden, die es seinem inneren Werthe nach verdient. Dies ist der aufrichtige Wunsch des Referenten. Kleinwächter.

8. *Die Sterilität der Ehe. Entwickelungsfehler des Uterus.* Von Dr. P. Müller, ö. o. Professor der Geburtshülfe und Gynäkologie in Bern. Mit 50 Holzschnitten. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1885. 55. Lieferung der von Billroth und Lücke in II. Auflage herausgegebenen „Deutsche Chirurgie."

In der I. Auflage des genannten Werkes hatte Mayrhofer den Abschnitt „Sterilität, Entwicklungsfehler und Entzündung des Uterus" bearbeitet. Dieser Abschnitt war entschieden der mindest werthvolle des sonst ausgezeichnet bearbeiteten grossen Sammelwerkes. In vorliegender im Erscheinen begriffener II. Auflage der Deutschen Chirurgie wurden Fritsch in Breslau, der in der I. Auflage die Lageveränderungen des Uterus bearbeitet, zu den Dislocationen des Uterus auch noch die Entzündungen dieses Organes zugewiesen und Peter Müller in Bern, ein neu eingetretener Mitarbeiter, erhielt die Bearbeitung der Capitel „Sterilität der Ehe" und „Entwicklungsfehler des Uterus". Peter Müller, einer der hervorragendsten und gleichzeitig literarisch fleissigsten Gynäkologen, erfreut sich eines so ausgezeichneten Rufes, dass man unwillkürlich an seine literarischen Producte den strengsten wissenschaftlichen Massstab legt. Trotzdem findet man sich nie enttäuscht. Das gleiche Urtheil muss man fällen, wenn man diese vorliegende Arbeit durchliest.

Seitdem die Gynäkologie wieder Fühlung mit der Gesammtmedicin genommen und ihren exclusiven Specialstandpunkt zu verlassen begonnen, brach sich die Erkenntniss Bahn, dass die Lehre von der Sterilität immer ein unvollkommenes Ganze bleiben müsse, wenn man nicht auch jene von der Sterilität und Impotenz des Mannes mit in den Kreis der Betrachtung und Studien einbeziehe. In der ersten Zeit begnügte man sich damit, diese Lücke damit auszufüllen, dass man bloss die Untersuchung des Sperma heranzog. Erst Müller blieb es vorbehalten, eine Pathologie und, so weit man davon reden kann, auch eine Therapie der Sterilität und Impotenz des Mannes zu schaffen und dadurch das klinische Bild der Sterilität des Weibes zu einem vollständigen zu machen. Wir können den ersten Abschnitt des vorliegenden Heftes „Die Sterilität der Ehe" getrost als das beste Werk bezeichnen, welches wir über Sterilität besitzen. Nach allen Richtungen hin gründlich bearbeitet, seine eigene Erfahrung, sowie jene Anderer heranziehend und verwerthend, liefert Verfasser eine Arbeit, die für den Fachmann ein unentbehrliches Nachschlagewerk ist, für den Praktiker eine reichliche Fundgrube, um die Lücken seines Wissens auszufüllen und seine Kenntnisse zu vermehren.

Leichter war für Verfasser die Bearbeitung des zweiten Abschnittes „Entwicklungsfehler der Genitalien", da nach dieser Richtung ihm eine Reihe werthvoller Werke vorlag, die bei der Bear-

beitung des Themas entsprechend verwerthet werden konnte. Dass sich unter diesen gegebenen Verhältnissen Verfasser im zweiten Abschnitte referirender hält und weniger originell hervortritt, liegt in der Natur der Sache. Nichtsdestoweniger besitzt auch dieser zweite Abschnitt seinen hohen Werth für beide, für den Gelehrten sowohl, als für den Praktiker.

Für selbstverständlich halten wir es, dass diese Arbeit Müller's der Bibliothek eines jeden Fachmannes, deren Zierde sie bilden wird, einverleibt werde. Der Praktiker wird denselben Vortheil davon haben, wenn er das Gleiche thut. Um ihm dies zu erleichtern, hat die Verlagsfirma Enke den ersten Abschnitt als selbstständiges Werk unter dem Titel „Sterilität der Ehe" erscheinen lassen, wodurch sich der Anschaffungspreis wesentlich herabsetzt und der Praktiker doch das für ihn Wichtigste erhält.

Kleinwächter.

XXVI.

Miscellen.

Die Sanitätsverhältnisse einer kleineren deutschen Stadt im Mittelalter.

Wenn in den grösseren Städten Deutschlands bis zum Ausgang des Mittelalters recht üble Verhältnisse im Sanitätswesen herrschten, so war dies selbstverständlich in den mittleren und kleineren Städten noch in höherem Grade der Fall. Doch trafen diese ihre Einrichtungen fast ganz in dem Sinne und nach dem Muster der volkreicheren Plätze. Eine Provinzialstadt, welche schon zu jener Zeit durch ihre Lage im metallreichen Erzgebirge Sachsens und durch den Bergbau eine gewisse Bedeutung gewonnen hatte, und sich schon eines geordneten Verwaltungswesens erfreute, ist Freiberg, die alte Berghauptstadt. Den Zustand, in dem sich das öffentliche Gesundheitswesen daselbst zu jener Zeit befand, lernen wir aus den Studien kennen, welchen sich der „Freiberger Alterthumsverein" unterzog, und deren Ergebnisse wir nach dessen „Mittheilungen" (herausgegeben von H. Gerlach, 21. Heft, 1884) in Folgendem mittheilen.

Um die Arzneikunde war es in Freiberg im Mittelalter wie anderwärts traurig bestellt. Die Inhaber der Badestuben waren zugleich Chirurgen, an die man sich auch bei inneren Leiden wandte. Heilkundige Priester und Mönche kamen im XIII. und XIV. Jahrhundert öfter vor. Bürger und Landleute behalfen sich in Krankheitsfällen mit Hausmitteln und Sympathie. In Freiberg mag es wohl früh, wenn auch nicht akademisch Gebildete gegeben haben (die Universität Leipzig wurde bekanntlich erst 1409 gegründet); allein ihre Namen sind nicht auf uns gekommen. Möller berichtet in seiner Chronik: „Unter den Medicis Physicis, welche sich zu Freiberg aufgehalten, könnte ich viele vornehme, berühmte Professoren beniemen"; allein er beschränkt sich darauf, nur diejenigen anzuführen, die vom Rathe mit gewisser schriftlicher Instruction bestellt und daher Ordinarii genannt wurden: Dr. Ulrich Rülin, von Kalbe war Physicus ordinarius anno 1497, wurde 1509

in den Rath gezogen, 1514 Bürgermeister und starb 1523. Dr. Franz Bormann, Herzog Heinrich's Leibarzt, wurde 1524 zum Ordinarius angenommen.

Als 1506 die Pest in Freiberg einzubrechen drohte, hat der Rath zur Verhütung der Einschleppung starke Wachen unter die Thore gelegt, welche keine fremde verdächtige Person einlassen dürfen, wenn sie nicht zuvor 14 Tage lang in gewissen angewiesenen Häusern vor der Stadt sich aufgehalten. 1521 erliess der Rath eine neue Pestordnung.

Eines Apothekers geschieht in Freiberg viel früher Erwähnung, als eines Arztes. „Jenichen aus der Apotheke" kommt bereits 1294 als Rathsherr vor. Seine Waaren bestanden, wie anderwärts, aus einigen Pflastern und Pflanzensäften, Theriak, Kampher, gefärbtem Wachs, überzogenem Zucker, Confect etc. 1475 hat der Rath die Freiberger Apotheke befreit und verordnet, dass Niemand Confect und andere Waare, die in die Apotheke gehören, verkaufen solle, ohne in Jahrmärkten und Ablässen, soll auch keine neue Apotheke aufzurichten vergönnt werden, wenn die alte recht gehalten und versorgt würde. Würze möge der Apotheker verkaufen, wie andere Kramer; hingegen solle er die Stadt mit Siegelwachs und Tinte frei halten, so viel der Rath bedarf. Hundert Jahre später erst wurde eine zweite Apotheke zu gründen gestattet.

Die Hebammen und Todtenbetterinnen standen unter Controle. Jene, auch Wehemütter genannt, wurden, zum Wohle der Gebärenden, wie aus polizeilichen Rücksichten, vom Rathe angestellt, erhielten aber erst seit 1535 einen Lohn aus der Stadtkasse. Die Todtenbetterinnen oder Leichenfrauen wurden auch Polter- (d. i. Sepultur-) Nonnen genannt, wohnten in einem besonderen Hause in der Nonnengasse und bezogen gewisse Gebühren, nämlich 1 Groschen, den todten Leichnam in der Nacht zu Hause zu warten, 4 Groschen für Wartung in der Krankheit; denn sie waren zugleich Krankenpflegerinnen und hingen mit den beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner zusammen als sogen. Tertiarier, Personen, welche, ohne der Ehe und dem weltlichen Leben überhaupt zu entsagen, sich doch der Aufsicht des Ordens unterwarfen, an gewissen Uebungen und Geboten desselben theilnahmen und an ein geregeltes Leben gewöhnt wurden. Anderwärts nannte man sie auch Beguinen. Die Reformation streifte ihnen das geistliche Gewand ab; 1537 überliessen sie ihr Haus dem Rathe gutwillig.

Schliesslich ist nun noch des Frauenhauses und des damit zusammenhängenden Prostitutionswesens zu gedenken. Beides stand in Freiberg, wie anderwärts, unter obrigkeitlicher Aufsicht. Des Frauenhauses zu Freiberg wird zum ersten Male im Jahre 1412

gedacht, was freilich nicht ausschliesst, dass ein solches schon viel früher vorhanden war. Die Dirnen standen darin unter einer Vorsteherin, unter der sie nach gewissen Gesetzen fast zunftmässig vereinigt waren. Ehemänner durften in denselben, wenn sie nicht besonderer Geschäfte wegen darin zu thun hatten, bei Strafe nicht verkehren. In der Rathswillkür vom Jahre 1413 heisst es § 10: „Sofern in dem Frauenhaus betroffen oder erkundschaftet wird ein ehelicher Mann, dass er darin gewest ist ohne redliche Ursache, soll er 1 Mark Strafe ohne Widerrede geben. Hat er des Geldes nicht, so soll er an den Pranger gestellt und auf die Schuppe (eine Art Schnellgalgen, Schnelle, Prelle über eine Pfütze) gesetzt werden.“ Es kommen in dem Freiberger Verzollbuche verschiedene Fälle vor, in welchen Ehemänner wegen Hurerei „verzollt“ wurden.

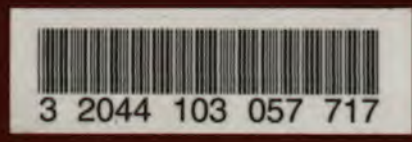
Wie die Badestuben durch die seit dem Ende des XV. Jahrhunderts öfter wiederkehrende Pest und durch das heftige Auftreten der Franzosenkrankheit in derselben Zeit als Herde der Ansteckung in Verfall geriethen, so erging es auch den öffentlichen Frauenhäusern. Den tödtlichsten Schlag versetzte ihnen indes der Eifer der Reformatoren. Ein solches Haus nach dem anderen wurde geschlossen, das zu Freiberg im Jahre 1537. Die liederlichen Dirnen blieben freilich, durften aber ihr Lasterleben nicht mehr so zur Schau tragen, wie bisher. Die öffentliche Aufsicht über diese Häuser war eine andere geworden und die Stadtbehörde musste mit Polizeimassregeln aushelfen.[1]) Dr. H. Ploss.

1) Vergl. Dr. v. Posern-Klett, Frauenhäuser und freie Frauen im Archiv für die sächs. Gesch. von Dr. v. Weber. XII. Bd. S. 63, 86—89.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Pr. Rm. 4C

J. HOLZER
BINDER
BOSTON, MASS.


3 2044 103 057 717